This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

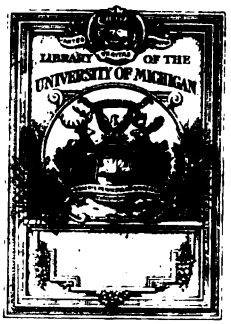
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

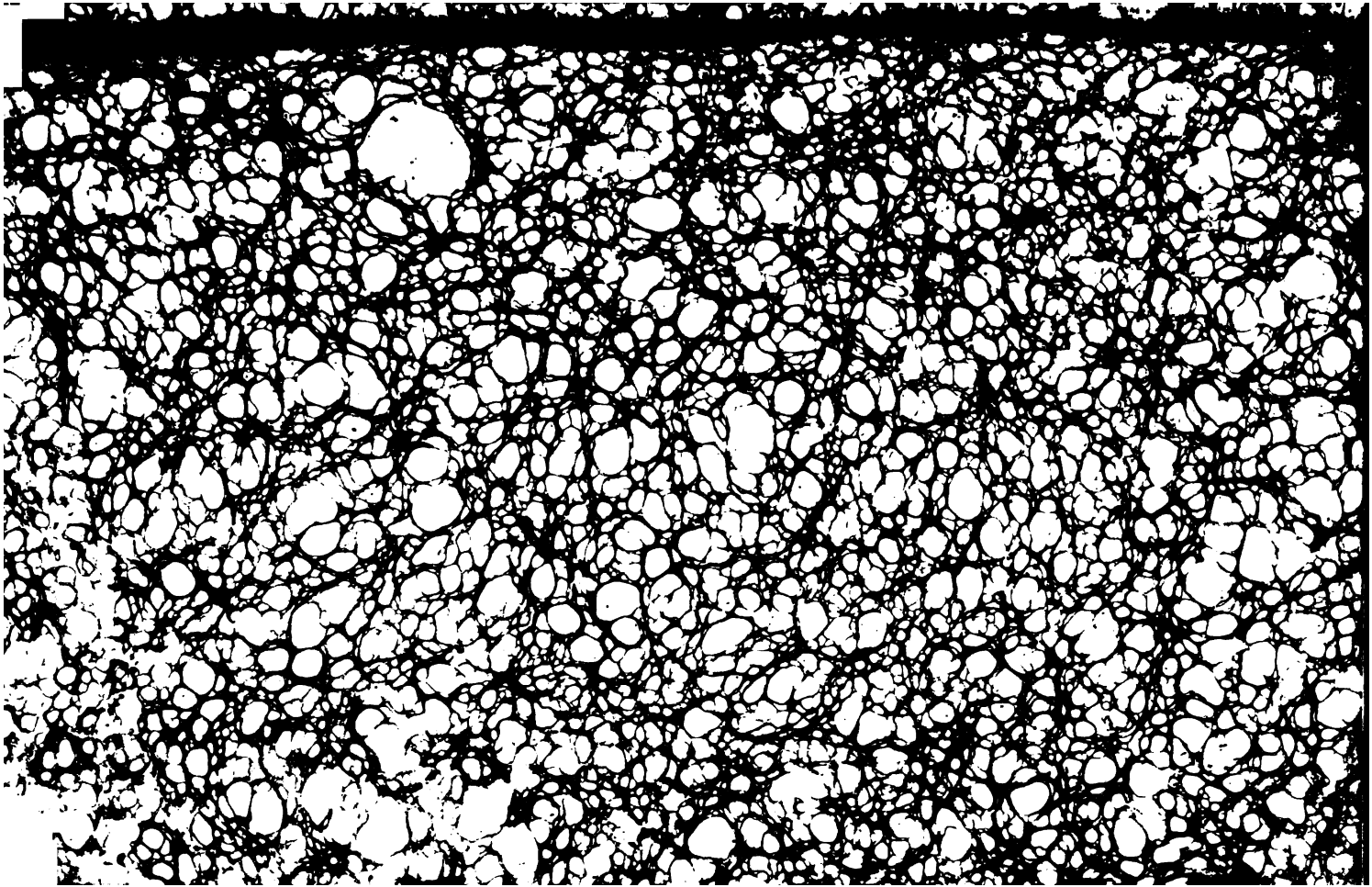
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911



D
20
.B395
1860

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Neunter Band.

Neuere Geschichte I.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1862.

Inhalt des neunten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Erster Abschnitt. Die geographischen Entdeckungen.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Die Idee der Aufsuchung Indiens zur See	3
3.	Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika	4
4.	Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's	9
5.	Columbus' erste Entdeckungsreise (1492—1493)	15
6.	Columbus' zweite Reise (1493—1496)	23
7.	Columbus' dritte Reise (1498—1500)	25
8.	Columbus' vierte Reise und Tod (1502—1506)	30
9.	Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen	35
10.	Die erste Erdumsegelung	42
11.	Vasco de Gama u. d. ersten Niederlassungen d. Portugiesen in Ostindien	45
12.	Alfons von Albuquerque	50
13.	Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez (1517—1519)	54
14.	Eroberung des Mexicanischen Reiches (1519—1521)	60
15.	Eroberung Peru's durch Pizarro	74
16.	Unruhen in Peru nach Franz Pizarro's Tode (1543—1548)	86
17.	Eindruck und Rückwirkung der Entdeckungen auf Europa	90

Zweiter Abschnitt. Die Entwickelung in Mittel- und Süd-Europa bis auf Kaiser Karl V.

1.	Portugal unter Johann II. und Emanuel (1481—1521	95
2.	Spanien unter Ferdinand und Isabella (1474 u. 1479—1516)	98
3.	Frankreich unter Karl VIII. (Reg. 1483—1489)	105
4.	Zustand Italiens. Karl's VIII. Zug nach Neapel	109
5.	Hieronymus Savonarola	116
6.	Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzosen und Neapel's durch die Spanier	122
7.	Alexander VI. und Cäsar Borgia	130
8.	Papst Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzosen aus Italien (1503—1513)	134
9.	Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.	148
10.	Deutschland unter Maximilian I. (1493—1519)	153
11.	Die Schweizer	159
12.	England unter Heinrich VII. (1485—1509)	162
13.	Unruhen in Spanien in den ersten Regierungsjahren Karl's	170
14.	Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser	176

Dritter Abschnitt. Die Anfänge der Reformation und die ersten Kämpfe Karl's V. mit Franz I.

1.	Zustand der christlichen Kirche	180
2.	Die religiöse Aufklärung	185
3.	Luther's früheres Leben	190
4.	Anfang der Reformation durch den Ablaßstreit. Luther in Augsburg.	198

223672

Seite
5. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle . . 205
6. Melanchthon, Luther's Gehülfe 211
7. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderstürmer und Schwärmer (1521—1524) 213
8. Der Adelskrieg 220
9. Der Bauernkrieg 232
10. Thomas Münzer 238
11. Die ersten gegnerischen Fürstenbündnisse. Förmliche Gestaltung des neuen Kirchenthums 241
12. Die Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli 246
13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg . 249
14 Türkengefahr. Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen . . . 251
15. Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Karl V. 254
16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz (1521—1526) 257
17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz (1526—1529) 266

Vierter Abschnitt. Die weitere Entwickelung der Reformation und die erneuten Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß 275
2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede 277
3. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz 281
4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg 283
5. Die Wiedertäufer in Münster 285
6. Karl's V. Zug nach Tunis 289
7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I. (1536—1538) 291
8. Karl's Reise nach Gent 295
9. Stand der Parteien in Deutschland 297
10. Züge nach Algier und wider die Türken 299
11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben 302
12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I. (1542—1544) 304
13. Franz' I. Ausgang 308

Fünfter Abschnitt. Karl's V. Kampf und Frieden mit den Deutschen Protestanten; die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland 313
2. Luther's Tod 315
3. Reichstag zu Regensburg 321
4. Moritz von Sachsen 323
5. Der Schmalkaldische Krieg 326
6. Karl straft die Oberländischen Stände (Novbr. u. Decbr. 1546) . . 332
7. Der Krieg in Obersachsen 334
8. Die Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) 336
9. Der Landgraf von Hessen gefangen (Juni 1547) 341
10. Das Interim 344
11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag 348
12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzens Tod (1552—1555) 355
13. Der Religionsfriede zu Augsburg 358
14. Karl's V. Abdankung und Tod 360
15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua . 365
16. Die Jesuiten, das Trident. Concil u. die Päpste nach der Mitte d. Jahrh. 370

Neuere Geſchichte.

Erſter Zeitraum.

Das Zeitalter der geographiſchen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufſchwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Erſter Abſchnitt.

Die geographiſchen Entdeckungen.

1. Einleitung.

In den vorangehenden Bänden haben wir die Europäiſche Menſchheit durch jene merkwürdige Periode ihrer Entwickelung begleitet, die man das Mittelalter genannt hat. Daſſelbe ſchied ſich vom Alterthum durch den gänzlichen Umſturz aller Verhältniſſe: gewaltſame Umwälzungen vertilgten ein Weltreich; neue Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erſt zu durchlaufen begannen, ſtifteten auf deſſen Trümmern neue Staaten; eine neue Weltreligion rang mit und in ihnen ſich zur Weltherrſchaft empor.

So durchgreifend ſind nun allerdings die Veränderungen nicht, die das Mittelalter von der Neueren Zeit ſcheiden. Die Europäiſchen Völker bleiben dieſelben und in denſelben Wohnſitzen, auf denſelben religiöſen Grundlagen; ſie ſchreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die inneren Verhältniſſe und Beziehungen geſtalten ſich doch vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an in allen Richtungen und Kreiſen der menſchlichen Thätigkeit ſo neu, Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt nehmen einen ſo verſchiedenen Cha-

rakter an, daß die seitdem verflossene Zeit doch wieder in einem Gegensatze zum Mittelalter erscheint.

Das Mittelalter hatte die Wohlfahrt der Menschheit dadurch zu begründen versucht, daß es in bevormundender Weise die Bewegungen derselben auf allen Gebieten des Lebens durch alleingültige Autoritäten und durch allgemeingültige Formen zu binden, sie in bestimmte Schranken zu bannen bedacht war; die Neuere Zeit dagegen ging vielmehr darauf aus, diese Bande oder diesen Bann überall zu lösen, den menschlichen Geist und die menschliche Thatkraft auf allen Gebieten des Lebens zu freier und mannigfaltiger Selbstthätigkeit, und damit zur Selbsterringung der höchsten Güter anzuspornen.

Diese denkwürdige Veränderung ist durch wichtige Begebenheiten, durch großartige Erfindungen und Entdeckungen, durch tiefeinschneidende Umgestaltungen des Wissens, Denkens und Glaubens, theils mittelbar vorbereitet, theils unmittelbar angebahnt worden. Einige dieser folgenreichen Thatsachen, wie die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst und die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, haben wir schon kennen gelernt. Nunmehr werden wir sehen, welch' ein bedeutsamer Antheil an jener allgemeinen Umwandlung zunächst der durchgreifenden Reform des geographischen Wissens und des religiösen Denkens, der Entdeckung neuer Erdtheile und der von Deutschland ausgehenden Glaubensneuerung gebührt.

Jene beiden Arten der Reform, die geographische und die religiöse, standen mit einander in der engsten Verbindung. Denn mit der Entdeckung neuer Erdtheile ging die Aufklärung über das Erdganze, als Gesammtheimath der glaubensbedürftigen Menschheit, und als organischer Theil des Weltganzen, Hand in Hand. Die Erde, die zuvor als der stolz in sich selbst ruhende Mittelpunkt des Universums gegolten, um dessentwillen Alles da sei, und um den sich Alles drehe, trat mehr und mehr in die bescheidenere Stellung eines abhängigen Bruchtheils innerhalb des kosmischen Weltengetriebes ein. Damit mußten nothwendig die religiösen Vorstellungen über das Verhältniß von Gott, Welt und Menschheit einer neuen Prüfung anheimfallen.

Und auch in anderer Weise noch wirkte das eine Gebiet auf das andere zurück. Denn wie sich That an That entzündet: so erweckte die Thatkraft der Seefahrer die Thatkraft der Reformatoren; und aus der großen oceanischen Bewegung der irdischen Entdeckungen quoll plötzlich die große geistige Bewegung der überirdischen Entdeckungen hervor.

Der Trieb, aus dem das Zeitalter der geographischen Aufklärung vorzugsweise seine Nahrung zog, war der Gedanke der Auffindung eines Seeweges nach Ostindien. Sehen wir, wie er erwuchs, und welche Früchte er trug.

---

2. Die Idee der Aufsuchung Indiens zur See.

Indien war schon im hohen Alterthume das begierig gesuchte Land der Schätze, der Spezereien und anderer kostbarer Waaren. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten die Eroberungen der Araber und anderer Mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg; aber Europa entbehrte darum der Indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom (Amu, Gihon) und auf diesem in das Kaspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais (Don) gebracht, und kamen so endlich ins Schwarze Meer, von wo sie, besonders durch die Genueser und Venetianer, über Europa verbreitet wurden. Gewiß ein sehr beschwerlicher und sehr langwieriger Weg.

Ein anderer Weg, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den Persischen Meerbusen brachte, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und andern Handelsplätzen des Mittelländischen Meeres. Von da aus verführten sie gleichfalls die Venetianer und Genueser so wie die Pisaner, deren Verkehr nach diesen Küsten besonders durch die Kreuzzüge sehr lebendig wurde. Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Caravanenhandels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, die sie dem Kaiser Michael Paläologus leisteten, Herren des Handels von Constantinopel und im Schwarzen Meere wurden und die Venetianer verdrängten, besuchten Letztere wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des Indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waa-

ren fast gänzlich zu Wasser gelangen konnten, indem die Schiffe einerseits aus dem Indischen Ocean in den Arabischen Meerbusen, andererseits von Kahira (Cairo) Nil-abwärts bis Alexandria gingen, so daß nur die kurze Strecke zwischen der Aegyptischen Küste und dem Nil zu Lande zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der Mameluckischen Sultane von Aegypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Nicht weniger als 36,000 Barken belebten im 14. Jahrhundert den Nil, und nicht weniger als 30,000 Vermiether von Lastthieren fanden in Cairo ihre Nahrung*). Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Wenn es daher einer Europäischen Nation gelang, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, um aller Zwischenvölker entbehren zu können: welche außerordentliche Vortheile mußte ihr dies nicht, so schien es, gewähren. Und diese Aussicht gab den Europäischen Entdeckungsfahrten ihren Hauptanstoß.

---

3. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika.

Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts ward von Genua aus ein Versuch gemacht, den Seeweg nach Ostindien aufzufinden, um einen unmittelbaren Handel mit dessen Bewohnern anzuknüpfen und sie zum Christenthum zu bekehren; zwei Galeeren wurden zu diesem Zwecke von Thedisius Doria, den Brüdern Vivaldo und anderen Bürgern Genua's aufs Beste ausgerüstet und ausgesandt (1291); indeß schon an der Westküste Afrika's ging jede Spur von ihnen verloren**). Seitdem verstrichen lange Zeiten, ohne daß ähnliche Gelüste sich regten oder ähnliche Anläufe unternommen wurden. Da endlich erwachte mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts jener große weltgeschichtliche Entdeckungseifer der Portugiesen. Indem König Johann der Unächte, wie schon erzählt worden, die Mauren in Afrika mit Glück bekriegte, faßte man den Entschluß, auch die Küsten dieses Erdtheils kennen zu lernen, wo damals das Vorgebirge Non, nur einige Tagereisen von der Europäischen Küste,

*) Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen 1858, S. 23.

**) Pertz, der älteste Versuch zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im J. 1291. Berlin, 1859. S. 9 ff.

die Grenze für die Schifffahrt war, obschon einzelne kühne Seefahrer sich darüber hinausgewagt hatten. Glücklicher Weise kam die Leitung dieser Entdeckungen in die Hände des Infanten Dom Heinrich, eines jungen Mannes von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, der das Studium der Erd- und Himmelskunde mit rastlosem Eifer trieb, und den Umgang der gelehrtesten Männer seines Volkes aufsuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern. Wenig verrieth sein eckiges, fast quadratisches Gesicht die innere Größe; doch der gelassene, klare Blick verkündete Ausdauer bei reifen Vorsätzen. Dem Wein und der Liebe völlig abgesagt, gab er sich ausschließlich seinem hohen Ziele hin. Sorgfältig forschte er nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Afrika's, und entfernt vom Hofe, auf seinem Landsitze Terzanabel in Algarbien, entwarf er Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben ihm die Mittel dazu. Die ersten Schiffe, die er nach der Einnahme Ceuta's durch die Portugiesen im Herbst 1415 aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten jedoch nicht, dasselbe zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Endlich erboten sich zwei Ritter aus seiner Umgebung, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, zu einer neuen Unternehmung. Sie entdeckten 1419, vom Sturm verschlagen, die Insel Porto Santo, die ihren Namen schon früher von Italienischen Seefahrern erhalten hatte. Der Infant sandte Anpflanzer hin, welche Sämereien und einige zahme Thiere mitnahmen. Unter den letztern befand sich ein trächtiges Kaninchen, das in wenig Jahren eine Nachkommenschaft lieferte, die alle Saaten abfraß, und von der man im Ernste den raschen Untergang der neuen Colonie fürchtete.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelstreif am Horizonte, und Gonsalvez und Tristan Vaz beschlossen einmal, auf denselben loszusteuern. Sie fanden die von den Italienern mit dem Namen Do legname bezeichnete Insel, welche überall mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war, und die nun auch portugiesisch Madeira, d. i. die Waldinsel, genannt wurde (1420). Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, ließ Gonsalvez einen Theil des Waldes in Brand stecken. Das Feuer griff aber dergestalt um sich, daß es neun Jahre fortbrannte, und in dieser Zeit fast alles Holz der Insel zerstörte*). Dann wurden auf Befehl des Infanten gleichfalls Sämereien,

*) Barros Asia, deutsch von Soltau, Thl. I. S. 8. Peschel a. a. O. S. 63.

zahme Thiere, Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche so üppig gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der feine Canarienzucker und der berühmte Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

Trotz dieser Erfolge gehörte nicht wenig Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Infanten dazu, die betretene Spur zu verfolgen. Vorurtheil und Trägheit tadelten sein Unternehmen laut; man war auf den Entdeckungsreisen jetzt dem heißen Erdstriche nahe gekommen, der nach den herrschenden Ansichten wegen der großen Gluth für unbewohnbar gehalten wurde, und wo man sich die ganze Natur mährchenhaft und voll von Schreckniſſen dachte; dem vaterländischen Boden, hieß es ferner, würden die Bewohner entzogen, um sie auf den Meeren, oder in entfernten wüsten Ländern umkommen zu lassen. Erst im Jahre 1432 ließ der Infant wieder ein Entdeckungsschiff ausrüsten, und dieses umsegelte endlich (1434) unter der Anführung seines Hofjunkers Gilianez das gefürchtete Cap Bojador, eine That, die damals für eine außerordentliche galt; Gilianez hatte das Gelübde gethan, entweder diese Aufgabe zu lösen oder nie wieder heimzukehren. Um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Vom Papste ließ sich der Infant eine Urkunde ausstellen, in welcher den Portugiesen ein ausschließliches Recht auf alle Entdeckungen bis nach Indien hin zugesprochen ward. Die Reisen wurden fortgesetzt, obschon die Schiffe anfangs keine andere Ausbeute zurückbrachten, als Robbenfelle. Dann fingen die Portugiesen an, bei ihren Landungen Menschen aufzugreifen, und da einige der gefangenen Mauren sich durch schwarze Sklaven auslöseten, so sah Lissabon 1442 zuerst mit Erstaunen eigentliche Neger, eine von den Bewohnern Nordafrika's völlig verschiedene Menschenrasse. Dies war für die Europäer der erste Anfang des schändlichen Negerhandels. Da dasselbe Schiff auch eine ziemliche Menge Goldstaub mitbrachte, so hörte jetzt auch alles Murren wider die Unternehmungen des Prinzen auf. Bisher hatte dieser allein die Kosten der Ausrüstungen getragen, jetzt bemühten sich Viele um die Erlaubniß, Schiffe nach den reichen Ländern senden zu dürfen, und was der Entdeckungstrieb begonnen hatte, vollendete die Goldgier. Heinrich hatte die Freude, schon kleine Flotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. Nachdem 1441 das weiße Vorgebirge entdeckt worden, drang 1445 Diniz Dias (auch Fernandez genannt) über den Senegal hinaus vorwärts, und entdeckte dergestalt das grüne Vorgebirge. Dom Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen. Er starb 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt; durch ihn hatte

Europa zum erstenmale eine nähere Kunde über Afrika gewonnen, wenn auch viele Glieder desselben noch immer unbekannt blieben; durch ihn war zum erstenmale die Europäische Staatenwelt von der Atlantischen Küste aus in Beziehung zu den großen Staaten Innerafrika's getreten, dem Handel und Verkehr ein neues ungeheures Gebiet erschlossen worden.

Nach seinem Tode stockten die Unternehmungen einige Zeit. Alfons V., welcher damals auf dem Portugiesischen Throne saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Afrika Eroberungen zu machen, und war auch durch anderweitige Händel zu sehr beschäftigt, um seine Aufmerksamkeit auf die Fortentwickelung jenes bedeutenden Zweiges der Landeswohlfahrt zu richten. Indeß ging unter seiner Regierung ein Portugiesischer Seefahrer über die Linie hinaus, wodurch das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sei, durch die That als irrig erwiesen war.

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II., ein thätiger und unternehmender Fürst, suchte alsbald Dom Heinrich's Plane wieder hervor, schickte Pflanzer nach Guinea, und ließ feste Orte auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Congo, und drangen über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von den Sternen einer neuen Hemisphäre, welche die Europäer hier zum ersten Male erblickten. Es widerlegten diese Reisen zugleich den Irrthum, daß Afrika gegen Süden immer breiter werde, wie man auf das Ansehen des Ptolemäus, dem damaligen Orakel der Erdbeschreibung, geglaubt hatte. Dadurch erhielt nun der auch wohl früher schon gehegte Gedanke, durch Umschiffung Afrika's einen Seeweg nach Indien aufzufinden, einen mächtigen Schwung. Sowohl diese Aussicht als die Hoffnung, zu dem Reiche des berühmten Priesters Johann zu gelangen, bewogen den König Johann zu einer neuen Ausrüstung. Der Priester Johann war das Geschöpf einer im Mittelalter entstandenen seltsamen Sage. Er sollte ein christlicher Fürst mitten unter heidnischen Völkern, zugleich ein mächtiger Monarch und der Oberbischof seines Reiches sein; sein Sitz war früher in das östliche Asien verlegt worden*). Schon

*) Die Sage von dem Priester Johann ist durch die Nestorianischen Christen entstanden. Diese hatten sich um die Ausbreitung des Christenthums in Asien mit solcher Wirkung bemüht, daß ihre Kirche sich bis nach China hin erstreckte; den Katholiken stellten sie aber ihre Erfolge noch mit prahlerischen Uebertreibungen dar. Nähere Veranlassung zu jenem Gerüchte gab, wie mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß einige Fürsten des Tatarischen Volkes

Dom Heinrich hatte seinen Seefahrern aufgetragen, sowohl über Indien wie über das Land des Priesters Johann Erkundigungen einzuziehen*). König Johann war jetzt auf Grund der erhaltenen Nachrichten überzeugt, jenes Priesterreich müsse in Ostafrika zu finden sein**), und dort wollte er es zu Wasser und zu Lande aufsuchen lassen. An der Spitze des kleinen Geschwaders, welches er 1486 in dieser Absicht aussandte, stand der kühne Bartholomäus Diaz. Dieser umsegelte in der That, ohne ihrer ansichtig zu werden, die Südspitze von Afrika (1487), indem er auf hoher und stürmischer See erst weit südwärts steuerte, dann gegen Osten und endlich gegen Norden wandte; so erreichte er die Algoabai und die Kreuzinsel; aber weiter vorzudringen verhinderten ihn Meutereien unter seinen Leuten, die sich fürchteten, auf dem unbekannten Meere Hungers zu sterben. Auf ihrer Rückfahrt***) kamen sie nun erst an das merkwürdige Vorgebirge, welches Diaz wegen der schrecklichen Stürme, die er bei der ersten Umseglung ausgestanden hatte, das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) nannte. Nach seiner Heimkehr wurde aber dieser Name, im Geist der hochgespannten Erwartungen des Zeitalters, von dem vertrauenvollen Könige in die glückverkündende Bezeichnung des Vorgebirges der guten Hoffnung umgewandelt; denn Johann II. zweifelte nicht länger, daß damit der Weg nach Indien gefunden sei.

Noch vor der Rückkunft des Diaz hatte der König, gemäß seinem ursprünglichen Beschlusse einer Doppelexpedition, zwei Männer, den des Arabischen kundigen Covillam und den Payva, über das Mittelländische Meer nach dem Orient gesandt. Als diese nach Aden an der Südküste von Arabien gekommen waren, trennten sie sich. Payva ging nach Abyssinien; Covillam aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit eignen Augen, besuchte Calicut und Goa, ging nach Sofala, und kehrte dann nach Cairo zurück. Hier erfuhr er den Tod des Payva, fand jedoch zwei Juden, die früher im Morgenlande gewesen waren, dem Könige Johann Nachrichten von den dortigen Handelsverhältnissen gebracht hatten, und von ihm den Gesandten nachgeschickt worden waren.

---

der Keraiten sich vom Anfange des 11. Jahrhunderts an zum Christenthum bekannten. Ihr Reich ging durch die Mongolischen Eroberungen zu Grunde. Ausführlichere Nachweisungen geben Schröckh Kirchengeschichte, Thl. XXV. S. 186 fg., und Ritter Erdkunde, 2. Ausg. Thl. II. S. 283 fg.

*) Azurara, bei Peschel a. a. O. S 73.

**) Lafitau, Histoire des decouvertes des Portugais, T. I. p. 58.

***) Barros a. a. O. S. 69. Vgl. Peschel a. a. O. S. 93 ff.

Durch den einen derselben sandte Covillam dem Könige Bericht von seiner Reise nach Indien; mit dem andern ging er erst nach Ormuz und hierauf, dem erhaltenen Befehle zufolge, nach Abyssinien, wo der Priester Johann herrschen sollte. Dort fand er wirklich ein christliches Volk und einen christlichen König, der ihn sehr gütig aufnahm, aber unglücklicherweise schon nach einigen Tagen starb. Sein Nachfolger wollte den bedauernswerthen Covillam nicht wieder entlassen, sondern zwang ihn, in Abyssinien zurückzubleiben. So löste sich die Sage vom Priester Johann.

---

4. Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's.

Während nun alle Blicke Europa's in höchster Spannung auf die Umschiffung Afrika's gerichtet waren, und von ihr die Vollendung des Weges nach Indien erwarteten, hatte in dem Geiste eines großen Mannes, des berühmten Columbus, der Gedanke Reife gewonnen, diesen Weg in einer ganz andern Richtung aufzusuchen; ein Gedanke, dessen Ausführung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines neuen mächtigen Welttheils und eine völlige Umgestaltung des menschlichen Wissens von der Erde. Allerdings war das Festland von Amerika schon ein halbes Jahrtausend vor Columbus, wie wir in der Geschichte des Mittelalters erzählten, durch die Normannen von Island und Grönland her aufgefunden worden. Doch war die Kunde davon, obwohl sie sogar nach Rom gelangte, im Laufe der Zeit so vollständig wieder in Vergessenheit gerathen, daß des Columbus Entdeckerruhm nicht im mindesten durch jene Thatsache geschmälert werden kann. Zwar ist es nicht unmöglich, daß er bei seinem Besuche Islands im Jahre 1477 eine, wenn auch nur dunkle Sage darüber hätte vernehmen können; allein aus seinen Schriften, wie aus der Richtung seiner eigenen Pläne geht genugsam hervor, daß er nichts von einem Continente im Südwesten Islands wußte oder ahnte. Denn eben nicht nach dem öden und sagenhaft verschollenen Winland, sondern nach den regsamen und geschichtlichen Kulturländern Ostasiens trug ihn sein sehnsüchtiger Blick über den Atlantischen Ocean; eine nähere Kunde von jenen Entdeckungen hätte also, fern davon ihn zu bestärken, ihn vielmehr in seiner Zuversicht beunruhigen müssen. So stand denn offenbar der große Genuesische Seefahrer, zwar nicht unabhängig von den zahlreichen Vermuthungen und

Beobachtungen seiner Zeit, wohl aber unabhängig von den Normannischen Erinnerungen da*).

Christoph Columbus — in der Italienischen Form Cristoforo Colombo, in der Spanischen Christoval Colon — war nach Navarrete 1436 geboren, nach Anderen 1446, nach seinen eigenen Aeußerungen aber 1456; denn in einem seiner Briefe giebt er an, er sei 28 Jahre alt gewesen, als er nach Castilien kam, was 1484 geschah. Auch der Ort seiner Geburt ist bestritten; nicht weniger als zehn Italienische Städte und Ortschaften nahmen den Ruhm in Anspruch, der Welt den berühmten Mann geschenkt zu haben; er selbst aber hat in einer öffentlichen Urkunde ausdrücklich Genua als seine Vaterstadt bezeichnet**).

Dem nautischen Berufe hatte sich Columbus schon früh gewidmet, sich mit Eifer auf die dazu erforderlichen Wissenschaften, Geometrie, Astronomie und Erdkunde, gelegt, und viele Fertigkeit im Zeichnen erworben. Von seinem vierzehnten Jahre an war er auf der See gewesen, und hatte in den häufigen Fehden der Italienischen Staaten unter einander, durch welche sich auch auf dem Meere eine Art von Condottieri bildete, sein Glück versucht. Ein Mal auf einem Kaperschiffe, das in einem hitzigen Gefecht mit einer Venetianischen Galeere mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, hatte er Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren. Nach dem Jahre 1477, in welchem er von England aus jene nordische Region Islands besucht hatte, vertauschte er den Aufenthalt zu Genua mit Portugal, woselbst er die Tochter des Bartholomäus Perestrello heirathete, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen Tagebücher, Zeichnungen und Karten besaß. Columbus galt damals schon für einen der tüchtigsten Seefahrer.

In Lissabon theilte ihm seine Schwiegermutter die Tagebücher und Karten ihres verstorbenen Mannes mit, die ihn nun unaufhörlich beschäftigten. Er unternahm selbst Reisen nach dem großen Schauplatze der Portugiesischen Thätigkeit, den Afrikanischen Küsten, und wohnte eine

*) S. Carl Ritter, Gesch. der Erdkunde und der Entdeckungen (Vorlesungen, herausg. von Daniel). Berlin 1861. S. 211, 214. Peschel, a. a. O. S. 101, 107 ff. 134 ff.

**) S. Histoire de Christophe Colomb traduite de l'italien de Bossi. p. 59. Relations de quatre voyages entrepris par Colomb traduites de l'espagnol de Navarrete, Paris 1828. T. I. p. 186. Peschel, a. a. O. S. 96 f.

Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals Alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig, und gab seinen Gedanken die kühne Richtung, den äußersten Osten durch den Weg nach Westen aufzusuchen.

Die Zuversicht des Columbus, in umgekehrter Richtung nach Indien zu gelangen, gründete sich auf die Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugel ist, ein Satz, den die Erfahrung damals noch nicht bestätigt hatte, den aber schon die alten Philosophen für erwiesen gehalten. Ja, es hatten schon Aristoteles, Eratosthenes u. A. ausdrücklich gelehrt, daß man westwärts segelnd von Spanien nach Indien müsse gelangen können, und daß das dazwischen liegende Meer nur klein sei. So weit sich im Mittelalter die geographischen Kenntnisse der Alten erhalten hatten, war auch diese Ansicht mit überliefert worden. Es ist sicher, daß Columbus die hierauf bezüglichen Meinungen und Stellen der Alten aus einem Werke des gelehrten Cardinals Peter von Ailly, de imagine mundi, geschöpft hat*). Es war also in der That kein neuer, erst in dem Kopfe des Columbus entstandener oder mit besonderer Mühe und seltener Gelehrsamkeit aufzusuchender Gedanke, der die Entdeckung von Amerika veranlaßte; aber sich für diesen Gedanken so begeistert zu haben, daß er Glück, Ehre und Leben an dessen Erprobung setzte, und daß er mit der seltensten Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit zum Ziel gelangte — das bleibt der ewige Ruhm des Columbus.

Zu dem östlichen Indien zu kommen, war ihm die Hauptsache, dazwischen im großen Ocean liegende Länder, deren Dasein man ahnte, zugleich aufzufinden, ein Nebenzweck. Es ist denkwürdig, daß ein starker Irrthum der alten Geographen ihm die Schwierigkeit seines Unternehmens bei weitem geringer erscheinen ließ, als sie wirklich war, und insofern vielen Antheil daran hatte, daß er das Wagstück unternahm. Sie dachten sich nämlich Asien viel weiter nach Osten reichend, als es sich in der Wahrheit findet; und Columbus legte sogar die Rechnung desjenigen zu Grunde, der diesen Irrthum am weitesten getrieben hatte, nämlich des Marinus von Tyrus, der kurz vor den Zeiten des Ptolemäus ein geographisches Werk geschrieben hatte, auf welches dieser Letztere das seinige gründete. Marinus beschränkte den Raum, der von den Canarischen Inseln bis zu den Ostküsten von Asien zurückgelegt werden muß,

*) S. A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, deutsch von J. E. Ideler, Bd. I. S. 71. Peschel, a. a. O. S. 123.

auf 135 Längengrade, während er in der That 86 mehr beträgt. Denjenigen Alten, die in Büchern und den Vorstellungen der Philosophen lebten, war es geläufig geworden, sich die Dauer einer solchen Schifffahrt als kurz zu denken*).

Bestärkt in seiner Ueberzeugung wurde Columbus durch den Umstand, daß Portugiesische Seefahrer zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung von Westen her hatten über's Meer schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. Um das Jahr 1479 legte er dem hochbetagten und gelehrten Florentiner Paul Toscanelli (1397—1482) in einem Briefe seine Gedanken vor, und hatte die Freude, von diesem Manne, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, eine Antwort zu erhalten, die volle Uebereinstimmung mit seinen Ansichten aussprach. Toscanelli hatte schon im Jahre 1474 die Atlantische Ueberfahrt nach Ostasien für leicht erklärt, und dies durch Aufzeichnung einer Seekarte darzuthun gesucht, von der er jetzt dem Columbus bereitwillig eine Copie mittheilte. Das Alles gab diesem eine noch entschiednere Zuversicht. Es kam jetzt nur darauf an, daß man eine Regierung für die Idee gewann, um die Fahrt sogleich ins Werk zu richten. Daß Columbus sich damals oder später an seine Vaterstadt gewandt habe, um dieser die Ehre und den Vortheil der Unternehmung zuzuwenden, ist eine durchaus unbeglaubigte Annahme. Nicht nur schweigen darüber alle competenten Quellen, sondern auch das angebliche Zeugniß des Peter Martyr ist ein irriges, von Benzoni erfundenes. Ueberdies war nicht daran zu denken, daß Genua bei seinem damaligen tiefen Verfalle es hätte wagen können, auf ein Unternehmen sich einzulassen, wodurch es nothwendig in Händel mit der Seemacht Portugals verstrickt werden mußte. So wandte sich denn Columbus, und nichts lag ihm näher, unmittelbar an den König von Portugal, in dessen Lande er sich niedergelassen, mit dem Vorschlage, ein Geschwader über den Ocean zu führen**). Johann II, dessen Unternehmungsgeist ein günstiges Ergebniß hoffen ließ, prüfte den Antrag mit einigen seiner Räthe. Diese entlockten, wie es heißt, dem begeisterten Manne

*) So sagt Seneca in der Einleitung zu seinen Natural. quaest., freilich, dem ganzen Zwecke der Stelle gemäß, rhetorisch übertreibend: Quantum enim est, quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos iacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.

**) Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. I. S. 504—508. Peschel, a. a. O. S. 154 f.

einen ausführlichen Plan seiner vorgeschlagenen Fahrt, um sie insgeheim ohne ihn ins Werk zu richten, und wußten den König für ihre niedrige Hinterlist zu gewinnen. Es wurde angeblich ein Schiff ausgerüstet, dessen Führer den geheimen Befehl erhielt, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Allein dieser war nicht der Mann dazu. Als er einige Tage ins Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, das ganze Vorhaben sei eben so unvernünftig als gefährlich.

Wie dem auch sei, jedenfalls war die Entscheidung eine ungünstige. Voll bittern Verdrusses über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, verließ Columbus 1484 Portugal. Er gedachte zunächst dem französischen Hofe sein Project anzubieten. Auf der Reise durch Andalusien wurde er indessen umgestimmt und beschloß, sich an Spanien zu wenden, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten. Die Spanier hatten bis dahin den Seeunternehmungen ihrer Nachbarn ohne sonderliche Theilnahme zugesehen. Jetzt erweckte das Auftreten des Columbus allerdings bei manchem Großen, wie namentlich bei dem Herzoge von Medinaceli, ein lebhaftes Interesse. Auch sah sich Columbus mit dem Januar 1486 wirklich in Dienst und Sold der Castilischen Krone aufgenommen. Doch wurden seine Vorschläge, dem Portugiesischen Verfahren entsprechend, gleichfalls zur Prüfung einem Ausschusse von Gelehrten und Geistlichen übergeben; und diese, der Universität Salamanca angehörig, blickten großentheils auf den armen Genuesischen Abenteurer, der eine den verflossenen Jahrhunderten verschlossen gebliebene Hemisphäre auffinden wollte, mit dem Zunftstolz beamteter Gelehrten und mit mönchischem Hochmuthe herab, obwohl sie der vorgelegten Aufgabe keineswegs gewachsen waren. Einer soll gemeint haben, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein Anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sei, behauptete, da müsse man wohl drei Jahre segeln; und die Meisten erklärten den Plan, als der Bibel und den Kirchenvätern widersprechend, für gottlos. Zu diesen weisen Sprüchen der Spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinand's und Isabellen's, und daß sie damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren in Granada richteten. Darüber wurde denn die Entscheidung für Columbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser indeß dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach vierjährigem Harren, erfolgte der Bescheid: man könne sich jetzt zu so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Columbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Aber jener ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit Kartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können. Schon war Columbus entschlossen, ihm nachzureisen oder sich an den Französischen Hof zu begeben, als Juan Perez de Marchena, Prior des Klosters Rabida, in welchem er seinen ältesten Sohn erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen (1491). Granada fiel, Isabella zog triumphirend in die Hauptstadt der Mauren ein, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung, die dieses große Ereigniß verbreitete, um sein Unternehmen wieder in Erinnerung zu bringen. Nun fand man aber seine Forderungen übermäßig, und Columbus verließ abermals mit großem Unwillen das Hoflager, fest entschlossen, nach Frankreich zu ziehen. Da endlich gelang es seinen bestürzten Freunden, durchzusetzen, was sie so lange gewünscht hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, Sant-Angel. Dieser schilderte der Königin den Zuwachs an Ruhm und Macht für ihre Krone, den sie zu verscherzen im Begriff sei, so lebhaft, daß sie ihre Einwilligung gab, und sich sogar, weil der königliche Schatz ganz erschöpft war, bereit erklärte, zum Behuf der Ausrüstungskosten ihre Juwelen zu verpfänden. Sant-Angel küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein Vermögen an. Die Königin nahm auch dieses Darlehn an, und ließ dem Columbus einen Eilboten nachsenden, der ihn einige Stunden von Granada einholte. Am 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben wurde Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; auch wurde ihm der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und überdies sollten alle seine Würden und Vortheile erblich auf seine Nachkommen übergehen. Insbesondere ward ihm und seinen Nachkommen erlaubt, ihrem Namen den Titel Don vorzusetzen, eine damals noch seltene Auszeichnung.

So sah sich denn nach vieljährigem Warten, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeit und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen

Mannes endlich gekrönt. Er eilte nach Palos, einem Seehafen in Andaluſien, wo ſeine kleine Flotte ausgerüſtet werden ſollte, und welches unweit des Kloſters Rabida lag. Mit dem Ende des Julius war Alles zur Abreiſe fertig. Drei höchſt mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren ohne Verdeck in der Mitte (von der Art, die Caravelen genannt wurden) nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Bemannung beſtand aus hundertundzwanzig Perſonen, wovon die meiſten ſich auf das tollkühne Unternehmen nur ſehr ungern einließen; wie denn überhaupt die ganze Ausrüſtung mittelſt der härteſten und willkürlichſten Maaßregeln von Seiten des Hofes, gegenüber dem allgemeinen Vorurtheil und dem unaufhörlichen Widerſpruch der in Anſpruch Genommenen, durchgeſetzt werden mußte. Den Tag vor der Abreiſe begab ſich die ganze Geſellſchaft nach dem Kloſter Rabida, empfahl ſich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, und erhielt Losſprechung und Abendmahl, nach frommer Chriſten Weiſe.

---

5. Columbus' erſte Entdeckungsreiſe.

(1492—1493.)

Den nächſten Morgen, den 3. Auguſt 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, ſtieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuſchauer, welche die kühnen Abenteurer mit bangen Blicken begleiteten.

Auf der Santa Maria, dem Hauptſchiff, befehligte Columbus ſelbſt; die beiden andern, Pinta und Nina, führten die Gebrüder Pinzon, zwei gleichfalls muthige und entſchloſſene Männer, aus der reichſten und angeſehenſten Schifferfamilie von Palos. Columbus leuchtete Allen voran. Er war von hohem Wuchs und rüſtigem Körperbau, ſein längliches Geſicht durch eine Adlernaſe, durch Sommerflecken und ſtehende Röthe markirt, und ſeine hellen blauen Augen voller Leben; doch ließ ihn ſein ſchon im dreißigſten Jahre ergrautes, urſprünglich rothblondes Haar als früh gealtert erſcheinen. Heiter und geſprächig im Familienkreiſe, war er im Umgange mit Andern nicht ſelten kurz und herb. An gottgegebener Entſchloſſenheit ſtand er Keinem nach; in der Zuverſicht des Gelingens überbot er Alle.

Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den Canarischen Inseln zusegelte, brach das Steuerruder der Pinta; ein Unfall, der den Columbus Anfangs bestürzt machte, weil er argwöhnte, derselbe sei von der Mannschaft absichtlich herbeigeführt worden, um das Schiff unbrauchbar zu machen und damit zurücksegeln zu dürfen. Indeß wurden die Canarischen Inseln glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Beschädigungen auszubessern.

Am 6. September fuhr die Flotille wieder ab, und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch, mit wenigen Unterbrechungen, sanft und milde bis zu Ende anhielt, und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden, die, von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, keine Aussicht hatten, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel, und immer tiefer hineingetrieben wurden, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasien ihm vorspiegelten! Auch den Beherztesten fing der Muth zu sinken an. Columbus suchte ihnen indeß wieder Vertrauen einzuflößen, und seine eigene Ruhe mußte ihre Bewunderung erwecken. Unermüdet stand der kühne Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zum Erstaunen, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, wurden sie sanft und mit großer Schnelle fortgetrieben. Columbus gab zwar den Fragenden eine geringere Strecke als die wirklich schon zurückgelegte an, dennoch wuchs die Angst des Schiffsvolks von Neuem. Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast in ihrem Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten, öden Ocean allein. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihre Vorräthe zu Ende gingen?. Wie sollten ihre gebrechlichen Fahrzeuge die lange und sich immer weiter ausdehnende Rückreise aushalten, wenn sie nirgends einen Hafen fänden?

Endlich drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen,

zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sei, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben, wenn man aber näher kam, fand man sich getäuscht. Die Angst der Schiffsleute wandelte sich in Verzweiflung; sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Columbus aber erwiederte mit großer Festigkeit, daß Alles umsonst sei, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe*). Kaum aber würden sein Muth und seine Haltung sie noch lange im Zaum gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage, den 11. October, bestimmte Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, ja sie fischten einen Pfahl, ein Brettchen und, was mehr als Alles war, einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts; aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October, einem Freitage) von der stets vorauseilenden Pinta ein Kanonenschuß, als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunken-

*) Columbus' Tagebuch vom 10. October bei Navarrete, T. II. p. 37. Was gewöhnlich von einer förmlichen Unterhandlung des Admirals mit den Aufrührern erzählt wird, daß er nur noch drei Tage verlangt habe, wenn sich dann kein Land zeige, wolle er umkehren — findet sich weder in diesem Tagebuche, noch bei irgend einem andern der ursprünglichen Schriftsteller, als dem unkritischen Oviedo, und verdient keinen Glauben. Ueberdies ward selbst von Oviedo diese „Tradition" bezweifelt. S. Washington Irving Gesch. des Columbus, deutsche Uebers. von Meyer Bd. I. S. 204. A. v. Humboldt a. a. O. S. 212, hält die Angaben von der Furcht und den Meutereien der Schiffsleute auch sonst für übertrieben. Ebenso Peschel, a. a. O. S. 168 f.

heit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten am Ende gar keine wirkliche Menschen sein.

Das waren sie nun allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluß, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein Europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Columbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die Anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach fast vierzigtägiger Angst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die Erde, errichteten dann ein Kreuz und beteten vor demselben. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände, und thaten Alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm nunmehr, als Don Cristobal Colon, Admiral und Vicekönig, die Insel für die Castilische Krone in Besitz, mit den Formen und Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Eingebornen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon; wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches sein mußte. Sie wähnten, sie seien vom Himmel herabgekommen.

Die Wilden bezeichneten ihre Insel mit dem Namen Guanahani; der Entdecker nannte sie San Salvador. Sie ist eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln*). Columbus glaubte fest, er sei in dem Archipelagus angelangt, der sich nach dem Berichte des Marco Polo an der Ostküste von Asien hin erstrecke, sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indien's noch nicht viel anzutreffen sei, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer (ein Name, den die ursprünglichen Bewohner Amerika's eben jenem Irrthum verdanken), welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, die Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Dies deutete Columbus auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu oder Cipango (wahrscheinlich Japan), die nach diesem Reisenden drei hundert Meilen von der Asiatischen Küste liegen und einen unermeßlichen Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen sollte. Solche Angaben waren es, wodurch Columbus mit den Vorstellungen von ungeheuern Reichthümern erfüllt ward, welche die Frucht seiner Entdeckungen sein würden, und ihn die Hoffnung fassen ließen, daß er von da leicht zu den Ländern des Groß-Chans, des Beherrschers von Ostasien gelangen, und das Verdienst haben würde, diesen zum Christenthum zu bekehren.

Ungeduldig, nach dem reichen Cipango zu kommen, verließ Columbus Guanahani bald**). Man kam auf dieser Fahrt bei vielen kleineren Inseln vorbei, und landete auch auf einigen, namentlich auf den heutigen Inseln Rum-Kay und Long-Island, die Columbus Santa Maria de la Concepcion und Fernandina nannte. Endlich entdeckte man eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus anfangs für Cipango, dann für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, und von denen er mit Begeisterung spricht,

*) Navarrete glaubte, daß die zuerst entdeckte Insel eine von den viel südlicher liegenden Türken-Inseln sei. Vgl. dagegen die Note in der Französischen Uebersetzung, T. II. p. 339, und die Untersuchung bei Washington Irving, Bd. IV. S. 136. Die langwierige Streitfrage ist gegenwärtig durch Capitän Bechers zu Gunsten der Watlings-Insel entschieden. S. Peschel, a. a. O. S. 200 f.

**) Er sagt in seinem Berichte an die Monarchen ausdrücklich, daß er auf der Insel nicht habe verweilen wollen, um keine Zeit zu verlieren, Cipango aufzusuchen. Navarrete, T. II. p. 47.

aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Bewohner, deren Häuser auf eine etwas fortgeschrittenere Bildung, als man in den kleineren Inseln gefunden hatte, deuteten, flohen scheu in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthume, daß es festes Land sei, zurückzukommen. Vergebens spähte er nach den Reichthümern Indien's; er entschloß sich endlich, wieder in das Meer hineinzusteuern, und nahm seinen Lauf nach Südost. So kam er am 6. December nach Hayti, das er wegen der Aehnlichkeit, die er zwischen den dortigen Gegenden und den Castilischen fand, die Spanische Insel nannte — Isla Espanola, woraus durch Mißverständniß der Name Hispaniola entstand. Es ist dieselbe Insel, die späterhin gewöhnlich Sanct Domingo genannt wurde, und in unseren Tagen auch wieder ihren ursprünglichen Namen führt.

Auch hier fand er die gleiche Schönheit der Landschaften, die gleiche Fruchtbarkeit des Bodens, und die gleiche gutmüthige und schwache Menschenart. Die Thäler schienen an mehreren Orten angebaut zu sein. Die Insulaner standen unter Oberhäuptern, Kaziken genannt. Einer der mächtigsten derselben, Namens Guacanagari, erwies sich gegen die Spanier äußerst gutmüthig und dienstfertig, und suchte ihnen so viel Gold zu verschaffen, als er vermochte. Von ihm erfuhren sie, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Caraibischen) herüberkämen, sein Volk feindlich anfielen, und Viele fortschleppten, die sie zu Hause schlachteten und verzehrten. Columbus, der schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, deutete dem Kaziken an, er wolle in seinem Gebiete eine kleine Festung bauen, und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung, freuten sich höchlich, und leisteten den Spanischen Zimmerern förderlichen Beistand. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande.

Columbus war indeß in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte; denn mit dem einen seiner Schiffe, der Pinta, hatte sich der Befehlshaber desselben, Martin Alonzo Pinzon, schon als sie noch bei Cuba verweilten, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen; und das Hauptschiff, die Santa Maria, scheiterte in der Nacht vom 24. zum 25. December unrettbar auf einer Sandbank. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, die Nina, grade das kleinste und noch dazu der schlechteste Segler, übrig. Mit diesem entschloß

er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, neun und dreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Eingebornen in die See.

Am dritten Tage nach der Abfahrt, als er sich noch an der Küste von Hispaniola befand, traf er mit dem treulosen Pinzon zusammen, der zwar nichts entdeckt, aber an andern Küsten von Hispaniola durch Tauschhandel eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte. Columbus hütete sich, diesem Manne, der bei der Mannschaft im größten Ansehn stand, das Pflichtwidrige und Treulose seines Betragens vorzuhalten, und stellte sich, als ob er seinen elenden Ausflüchten Glauben beimesse.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang. Columbus schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf diese in's Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen That zu sein. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Hier erwartete ihn ein Vorspiel der Drangsale und Kränkungen, die in der Folge der Lohn seiner großen Entdeckung wurden. Der Portugiesische Befehlshaber wollte ihn, nach einem schon früher erhaltenen Befehle seines Hofes, gefangen nehmen. Doch konnte er sein Vorhaben nicht ausführen, und Columbus segelte weiter. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März) und hier erhielt er die Aufforderung, sich an das Hoflager, welches damals zu Valparaiso war, zu begeben. König Johann II. wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne nicht Gehör gegeben zu haben. Die Portugiesen betrachteten dies Glück der Spanier mit finstrem und bittrem Neide, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, den indeß Johann mit Verachtung von sich wies.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in

Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf, Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst ward ihm einen feierlichen Einzug zu halten erlaubt, bei dem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeisterung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen. Es war der große Glanz- und Lichtpunkt in dem Leben des Columbus, der selbst den Neid verstummen machte.

Das Gerücht von einer neuentdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa, und erfüllte besonders die Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken. Den lebhaftesten Antheil erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen funfzehnhundert Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge, (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Die Regierung rüstete ihnen siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für Europäische Thiere und Gewächse, an deren gedeihlicher Ausbreitung auf jenen fruchtbaren Inseln er nicht zweifelte.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckende Länder der Krone von Castilien zu schenken, nur, daß er zu Gunsten Portugal's diese Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie beschränkte, die er hundert Seemeilen westlich von den Azorischen und Capverdischen Inseln durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Da diese aber mit der Entscheidung unzufrieden waren, so kam es nach einiger Zeit (7. Juni 1494) zu einem Vertrage, welchem zufolge die Theilungslinie dreihundert und siebzig Meilen westlich von jenen Inseln gezogen ward. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugal's.

6. Columbus' zweite Reise.

(1493—1496.)

Inzwischen lief die neue Flotte, diesmal aus der Bai von Cadix, aus (25. September 1493) und nahm einen mehr südlichen Lauf. So fand Columbus am 3. November die erste der Caraibischen Inseln, die er Dominica nannte; dann Mariegalante, Guadelvupe, Antigua, Portorico u. s. w.; und auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jener furchtbaren Barbarei, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Colonie noch Fort fand. Es hatten die zurückgelassenen Spanier, wie er nur den Rücken gewandt, alle von ihm dringend eingeschärften Vorschriften und Vorsichtsmaaßregeln verachtet, die Indianer durch Habsucht, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter beleidigt, und sich ihrer groben Leidenschaften wegen unter einander selbst entzweit. Aber auch ihrer eigenen Sicherheit gedachten sie nicht; sie unternahmen vereinzelte Streifzüge, auf denen sie in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel einfielen, der, von Geburt ein Caraibe, nicht die friedliche und furchtsame Natur der übrigen Insulaner hatte. Entschlossen, sich zu rächen, hatte er die Festung überfallen und zerstört; die darin befindlichen Spanier waren theils bei der Vertheidigung erschlagen worden, theils auf der Flucht umgekommen.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten, die ihm seine unzufriedenen Begleiter bereiteten, sehr verbittert wurde. Denn wer von ihnen war *darum* nach Indien gereist, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteterer Länder Mangel zu leiden? Hätte man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Zwar wurde auf Hispaniola häufig Goldsand gefunden; aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig ergiebig das Geschäft! Die goldnen Träume, um welcher willen die Meisten den Entdecker begleitet hatten, waren verschwunden und hatten in ihren Seelen dem bittersten Unmuthe über getäuschte Erwartungen Platz gemacht.

Columbus wurde, schon als ein Fremder, der so vielen Spaniern zu gebieten habe, mit Neid und Eifersucht betrachtet; und die Strenge, womit er nothgedrungen zur Thätigkeit anhalten mußte, und wobei er selbst die Ritter und Adeligen nicht schonen konnte, erhöhte die Abneigung wider ihn. Als nun auch verderbliche Krankheiten, erzeugt durch das feuchtheiße Klima und die Ausschweifungen, denen sich die Spanier überließen, herrschend wurden, nahmen Unzufriedenheit und Muthlosigkeit völlig überhand.

Columbus ging indeß auf eine neue Entdeckungsreise aus, um das wahre Vaterland des Goldes und das noch immer nah geglaubte Indien zu suchen. Er segelte an der Südküste von Cuba hin, entdeckte Jamaica, kehrte dann wieder nach Cuba zurück, und nahm seinen Lauf weiter nach Westen, in der festen Ueberzeugung, an einem mit Hinterindien zusammenhängenden Lande hinzusegeln. Aber dieses ersehnte Ziel, dem er so nahe zu sein wähnte, jetzt zu erreichen, mußte er des schlechten Zustandes der Schiffe wegen, die auf der mühseligen und gefahrvollen Reise viel gelitten hatten, aufgeben, und sich entschließen, umzukehren. Als er, von einer schweren Krankheit befallen, nach Hispaniola zurückkam, traf er zwar zu seinem großen Troste seinen indeß nach der neuen Welt gekommenen Bruder Bartholomäus, von dem er so lange getrennt gewesen, aber den Pflanzort, durch den abermaligen Ungehorsam eines großen Theils der Zurückgelassenen, in einem Zustande großer Gefahr. Die Indianer waren in seiner Abwesenheit so unmenschlich behandelt worden, daß sie, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des in seinen freundlichen Gesinnungen beharrenden Guacanagari standen die übrigen Häuptlinge der Insel in einem zu diesem Zwecke errichteten Bunde. Columbus mußte nunmehr selbst zu den Waffen greifen. Mit zweihundert zu Fuß und zwanzig Reitern zog er (März 1495) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus. Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde, die auf die nackten Menschen gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer eben so groß sei als ihre Hab- und Unterdrückungssucht. Mit dem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nunmehr zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, deren Aufsuchung die jeder Arbeit Ungewohnten zu den unglücklichsten aller Sklaven machte.

Indeß waren die Häupter der Unzufriedenen in der Colonie, die Hispaniola schon vor der Rückkehr des Columbus von seiner Entdeckungsreise verlassen hatten, nach Spanien gekommen, und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß ein zur Untersuchung der Beschwerden besonders Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Colonie gesandt wurde. Dieser benahm sich dort mit so viel Anmaßung, daß Columbus, um den Wirkungen seiner Berichte zuvorzukommen, seinem Bruder Bartholomäus den Befehl übergab, und mit Aguado selbst nach Spanien ging (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Die Aufnahme, die er am Hofe fand, war besser, als er selbst sie sich vorgestellt; aber im Volke war der große Eifer für die neuen Entdeckungen schon erkaltet. Der Spanische Hof war damals mit anderen, näher liegenden und kostspieligen Entwürfen beschäftigt; darüber verzögerte sich die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre. Ein Theil ihrer Bemannung bestand aus Verbrechern, die sich Columbus, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte.

---

7. Columbus' dritte Reise.

(1498—1500.)

Nachdem im Januar 1498 vorläufig zwei Schiffe nach Hispaniola, im Interesse der dortigen Colonie vorausgesandt worden, trat Columbus selbst mit sechs Schiffen endlich am 30. Mai seine dritte Entdeckungsreise an. Er richtete seinen Lauf noch mehr nach Süden als bei der zweiten Fahrt, und kam dergestalt in die damals noch unbekannte Region in der Nähe des Aequators, wo zwischen den beiden Passatwinden Windstille und eine entsetzliche Hitze herrschen. Die Luft war wie in einem Ofen, der Theer schmolz, die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer barsteten, die Lebensmittel verdarben. Die alte Mähre von der Unbeschiffbarkeit dieser Gegend schien sich nun doch zu verwirklichen, die Matrosen verloren Kraft und Besinnung, und Columbus, mitten in diesem neuen Drangsal noch von der Gicht heftig geplagt, sah sich genöthigt, seinen Lauf zu ändern. So gelangte er in eine kühlere

Region und dann, am 31. Juli, nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Aus der Größe dieses Stromes schloß er, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne; und in der That hatte er nunmehr, mit dem 1. August, wo sich das öde Delta des Orinoco zum ersten Male vor seinen Blicken entschleierte, den großen Amerikanischen Continent gefunden. Seine Schiffsmannschaft betrat denselben am 5. August, an der Trinidad gegenüber liegenden Küste von Cumana, während er selbst von einer heftigen Augenkrankheit am Bord zurückgehalten wurde. Columbus war aber noch immer überzeugt, gemäß seinen frühern Vorurtheilen: er befinde sich in den Asiatischen Gewässern, und er habe hier nichts Anderes entdeckt, als einen weiter gegen Süden und Osten belegenen Punkt des Festlandes von Asien, von dem er einen andern Theil schon in der Insel Cuba gesehen zu haben glaubte. Seine stets rege und geschäftige Phantasie brachte ihn auf den Gedanken: es beginne an dieser Küste der edelste und vollkommenste Theil der Erde, das Land erhebe sich hier allmählig immer mehr und nähere sich dem Himmel, von dieser Höhe komme jener mächtige Strom süßen Wassers, und auf dem höchsten Gipfel liege das irdische Paradies. Es knüpften sich diese Phantasien an die ihm wohlbekannten mittelalterlichen Vorstellungen von der Lage des Paradieses im „äußersten Osten," am „Endpunkt des Morgenlandes," am „Ostrande der Welt," auf einer „steilen Gebirgskrone, von der sich die vier biblischen Flüsse herabstürzen." *)

Indeß sah sich Columbus durch seine immer mehr zunehmende Augenkrankheit genöthigt, für jetzt die weiteren Entdeckungen an dieser Küste aufzugeben, und nach der Colonie auf Hispaniola zu steuern. Als er dort anlangte (30. Aug. 1498), fand er statt der Ruhe und Erholung, deren sein siecher, den vielen Anstrengungen und Mühen fast erliegender Körper so sehr bedurft hätte, nur Unglück, Verwirrung und neue Drangsale. Sein Bruder Bartholomäus hatte als Adelantado (Civil- und Militairgouverneur) die Angelegenheiten mit großer Einsicht und Festigkeit geleitet, und in einer andern Gegend der Insel eine neue Stadt (St. Domingo) gegründet; aber während Bewegungen unter den Indianern seine Gegenwart bald in diesem, bald in einem andern Theile der Insel nöthig machten, bildete sich eine Verschwörung wider ihn. Urheber derselben war Franz Roldan, ein Mann von Fähigkeiten, den Columbus indeß erst aus dem Staube emporgehoben, und ihn zuletzt zum Oberrichter

*) S. A. v. Humboldt a. a. O. S. 257. Peschel, a. a. O. S. 290 ff.

der Insel befördert hatte. Dennoch empfand, statt Dankbarkeit, der böswillige Mann nur die Begier, sich auf Kosten seines Wohlthäters noch mehr zu erheben. Er baute seinen Plan auf die Unzufriedenheit vieler Colonisten geringern Standes. Da er sie immer murren hörte über harte Behandlung, Arbeit und Mühsal, stellte er sich gerührt von ihren Leiden, und schilderte ihnen als wahre Quelle derselben den herrschsüchtigen Charakter des Columbus und seiner Brüder — denn auch ein zweiter Bruder des Columbus, Diego, war damals auf der Insel. Ihren Stolz reizte er durch die Vorstellung, daß es sich für Spanier nicht ziene, die unterwürfigen Diener einiger Genuesischer Abenteurer zu sein. Durch diese Ränke gelang es ihm, eine förmliche Empörung anzustiften; zum höchsten Schaden der ganzen Niederlassung, denn die Indianer, welche die Entzweiung unter den weißen Männern mit Freuden wahrnahmen, und sich auf den Schutz Roldan's, der sie zum Widerstande ermunterte, verließen, fingen an, sich allen Verpflichtungen gegen die Regierung zu entziehen, und die rebellischen Spanier plünderten und verwüsteten das Land. Der Adelantado war in der gefährlichsten Lage; obgleich sonst ein Mann von großer Entschlossenheit und Kühnheit, wagte er es nicht, die Rebellen anzugreifen, da er auch auf die Treue derer, die er noch um sich versammelt hatte, nicht bauen konnte. Erst, als er durch die Ankunft zweier Schiffe aus Spanien eine beträchtliche Truppenverstärkung erhalten hatte, bekriegte er die abgefallenen Kaziken, während Roldan in die entferntere Provinz Xaragua zog. So fand der Admiral bei seiner Ankunft die Lage der Sachen. Der blühendste Landstrich der Insel glich einer Einöde, und schon gesellten sich zu den Schrecken des Krieges die der Hungersnoth, da die Indianer, die das Feld bauen sollten, in großen Schaaren in die Gebirge geflohen waren. Es war ein Zustand, dem ein schleuniges Ende gemacht werden mußte, wenn die ganze Colonie nicht zu Grunde gehen sollte. Unglücklicherweise waren drei Spanische Caravelen durch die Gewalt der Strömungen an die Küste von Xaragua getrieben worden, und Roldan hatte den größten Theil der Bemannung, der jener unseligen Maßregel zufolge aus Verbrechern und Landstreichern bestand, zu seiner Partei herübergezogen. Columbus aber fand unter der Besatzung von St. Domingo so wenig Geneigtheit, für die gerechte Sache zu kämpfen, daß er wohl sah, er würde nur seine eigne Schwäche und die Stärke der Rebellen offenbaren, wenn er die Entscheidung den Waffen anvertraute. Mit tiefem Schmerze mußte er sich entschließen, den Empörern eine volle Amnestie zu bewilligen, ja, als sie auch hierauf noch nicht zum Gehorsam zurück-

kehrten, in einem zweiten Vertrage noch besondere Vortheile hinzufügen, für Roldan die Wiedereinsetzung in sein Amt. Zu so demüthigenden Bedingungen gegen ruchlose Anführer sah sich der Mann der höchsten Verdienste und der fleckenlosesten Pflichttreue hingedrängt. Aber giftiger Neid und Haß hatten den Boden, auf dem er stand, ganz unterwühlt, und schon bereiteten ihm Bosheit und Tücke am Spanischen Hofe ein noch schlimmeres Schicksal.

Denn während er den Herrschern treue Berichte über die gefährlichen Vorfälle auf der Insel sandte, hatten auch Roldan und seine Genossen Briefe nach Spanien geschickt, in welchen sie ihren Aufstand dadurch zu rechtfertigen suchten, daß sie den Columbus und seine Brüder der härtesten Bedrückung gegen die Colonisten anklagten, und deren ganzes Verfahren mit den schwärzesten Farben schilderten. Diese Verläumdungen und die frechen Anschuldigungen mehrerer nach Spanien gekommener Aufrührer boten den Feinden des Admirals am Hofe, an deren Spitze zum Unglück für ihn der mit der obersten Leitung aller Indischen Angelegenheiten beauftragte Bischof Fonseca stand, den willkommensten Stoff dar. Sie ermüdeten nicht, mit ihren Klagen über Columbus den König zu bestürmen, der nur zu geneigt war, ihnen sein Ohr zu öffnen; denn je mehr die Wichtigkeit der Entdeckungen hervortrat, je mehr bereute der mißtrauische Fürst die ausgedehnte Gewalt, die er in die Hände des Entdeckers gelegt. Columbus hatte selbst darauf angetragen, daß ein unparteiischer Schiedsrichter zur Untersuchung des ganzen Hergangs in die Colonie gesandt werden möge. Dies ergriff Ferdinand, und schickte einen Beamten seines Hofstaats, Franz von Bovadilla, nach der Insel; aber nicht nur als Schiedsrichter, sondern zugleich mit so ausgedehnten Vollmachten zur Vollstreckung, daß er ermächtigt war, den Admiral in der Statthalterschaft abzulösen, wenn er ihn schuldig finden sollte. Hierin lag nicht nur an sich eine Ungerechtigkeit und Willkür, sondern überdies auch für einen so verdienstlosen und unfähigen Menschen, wie Bovadilla es war, eine heimliche Aufforderung, die Schuld, aus der ihm ein so großer Vortheil erwachsen sollte, als erwiesen vorauszusetzen. Das that er denn auch, und auf eine wahrhaft empörende Art. Wie er im August 1500 nach St. Domingo kam, setzte er sich gewaltsam in den Besitz der Festung und eignete sich sogar das Haus des eben abwesenden Admirals mit Allem, was er darin fand, zu. Ihm selbst sandte er den Befehl, auf der Stelle vor ihm zu erscheinen. Columbus, so tief und schwer er gekränkt war, gehorchte still; aber der unwürdige Bovadilla, der alle Schmach auf das ehrwürdige Haupt des großen Mannes häufen

wollte, ging so weit, ihn und seine Brüder in Ketten legen zu lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm er alle Klagen gegen sie an, um seinem Verfahren in Spanien wenigstens einen Schein des Rechtes geben zu können. Alle Schurken auf der Insel, die Columbus in Zaum und Furcht gehalten hatte, traten mit den frechsten Verläumdungen gegen ihn hervor. Und durch die Aussagen solcher Zeugen glaubte Bovadilla den Proceß des Columbus zu dessen Verderben so gut eingeleitet zu haben, daß er es wagte, ihn gefesselt nach Spanien zu schicken. Die Brüder desselben traf das gleiche Schicksal, und Jeder wurde auf ein besonderes Schiff gebracht.

Als der Admiral den Alonso de Vallejo, einen würdigen Mann, den Bovadilla mit der Ueberbringung des Gefangenen beauftragt hatte, in seinen Kerker treten sah, glaubte er, auf's Aeußerste gefaßt, man komme, ihn auf's Blutgerüst zu führen. Auf Vallejo's Versicherungen, es gehe zu Schiffe, um abzusegeln, war es ihm, als ob er vom Tode zum Leben zurückkehre*). Auf dem Schiffe nahten sich ihm Vallejo und der Capitain ehrerbietig und wollten ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. „Nein, sagte er im Gefühl seiner Würde, Ihre Majestäten befahlen mir schriftlich, den Verfügungen Bovadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohns, den meine Dienste gefunden haben." Seinem Sohne befahl er nachher, sie mit in sein Grab zu legen.

Diese Art der Rückkehr des großen Entdeckers (Nov. 1500) machte in Spanien ungemeines Aufsehn. Die weiche und milde Isabella ward bei der Nachricht von der unerhörten Behandlung, die Columbus erfahren, von Mitleid und Unwillen bewegt, und Ferdinand mußte wenigstens das allgemeine Gefühl des Volkes schonen. Ohne daher die Proceßakten und Berichte abzuwarten, die von Bovadilla mitgeschickt worden, sandten sie den Befehl nach Cadix, wo die Schiffe gelandet waren, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt, und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Auch wurden dem Columbus zweitausend Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben gesandt. So kam er denn an den Hof, und warf sich schweigend vor den Stufen des Throns nieder. Vom Drange der Gefühle überwältigt, konnte er lange vor Weinen und

*) Las Casas bei Washington Irving, Thl. III. S. 114; bei Peschel S. 354.

Schluchzen kein Wort hervorbringen. Dann erhob er sich zu einer rührenden und beredten Rechtfertigung seiner Thaten und seiner Treue. Er erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen, die Erstattung des ihm genommenen Gutes ward befohlen, und Bovadilla abgesetzt. Doch sandte man an dessen Stelle nicht den Columbus, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hohem Range, in die Colonie. Die Wiedereinsetzung des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte wurde unter dem Vorwande, daß die große Gährung auf der Insel für jetzt seiner Person Gefahr drohen würde, verschoben; indeß erhielt er sie nie, denn der argwöhnische Ferdinand war entschlossen, jene Macht in der früher verheißenen Fülle keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden ferner einzuräumen. Columbus glaubte jedoch noch nicht an die ganze Größe dieses Undanks. Seine stets geschäftige Einbildungskraft, die großen Gestalten seines Innern, lenkten seine Aufmerksamkeit von dem kleinlichen Treiben des Eigennutzes und der Ränke ab. Er machte in dieser Zeit dem Herrscherpaare Vorschläge zur Eroberung des heiligen Grabes, einer seiner Lieblingsgedanken, dem er in seinem frommen Sinne stets nachhing, und für dessen Ausführung er entschlossen war, seinen Antheil der Schätze zu verwenden, die, wie er sicher hoffte, aus seinen großen Entdeckungen so reichlich fließen sollten.

---

8. Columbus' vierte Reise und Tod.

(1502—1506.)

Zunächst aber reizten die Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem Handel nach dem aufgefundenen wirklichen Indien zogen, den Columbus zu neuer Thätigkeit in der bisherigen Richtung. Er wollte sein Werk krönen, indem er auf seinem Wege *eben dahin* gelange; und da er vermuthete, daß es in dem aufgefundenen Festlande, als dem vermeintlichen Vorsprunge Ostasiens, irgendwo eine Durchfahrt nach dem Indischen Meere und den Gewürzländern gäbe, so wollte er sie aufsuchen, und zwar *südlich von Cuba*. Denn dieses und die inzwischen von Sebastian Cabot entdeckten Küsten Nordamerika's galten damals als der eigentliche Ostrand des continentalen Asiens; während man sich Südamerika, dessen Kenntniß mittlerweile durch andere Seefahrer bedeutend erweitert worden war, als eine mehr selbstständige Ländermasse dachte, die — ganz so wie in Wirklichkeit Australien — inselartig dem indischen

Festlande vorliege. Als Columbus seinen Plan dem Herrscherpaare vorlegte, fand er Gehör, weil Isabella ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, Ferdinand aber theils sehnlich wünschte, in Indien neben Portugal auftreten zu können, theils den Columbus gern durch anderweitige Beschäftigungen von seinen Ansprüchen auf die Statthalterschaft in St. Domingo abgelenkt sah. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 in Cadix unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß er auf Hispaniola lossteuerte, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Aber dem Entdecker des Landes wurde sogar die Aufnahme in den Hafen durch Ovando versagt. In den Tagen, wo er an den Küsten der Insel verweilte, geschah es, daß Bovadilla und Roldan sich nach Spanien einschifften. Ein heftiger Sturm erhob sich, und verschlang das Schiff mit seiner ganzen Mannschaft und allen Schätzen, welche jene dort erpreßt hatten, und nun nach der Heimath bringen wollten. Auch viele andere gleichzeitig zur goldreichen Heimfahrt ausgelaufene Schiffe gingen in diesem Sturme, den Columbus abmahnend prophezeit hatte, zu Grunde; im Ganzen zwanzig.

Von Hispaniola aus suchte nun Columbus das feste Land auf, und segelte längs der mittelamerikanischen Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber, trotz der reichsten anderweitigen Ergebnisse, die gehoffte Straße nicht. Unter Andern erhielt er durch Indianer die erste Kunde von dem jenseitigen Meere, der Südsee, die er indeß in seinen geographischen Vorstellungen an die Stelle setzte, die in Wirklichkeit der Meerbusen von Bengalen einnimmt. Die ganze Reise war übrigens eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; zwei ihrer elenden Fahrzeuge waren schon verloren, die beiden andern wurden einige Male so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Junius 1503 Jamaica. Die fast zertrümmerten Schiffe mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu denken; der große Weltentdecker hatte jetzt die trostlose Aussicht, mit der ganzen Schiffsmannschaft, von Europa vergessen, das Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden kläglich zu beschließen. Ja, wenn die Indianer sich weigerten, sie ferner mit Vorräthen zu versehen, so hatten sie keine Mittel, es zu erzwingen. Dies traurige Loos abzuwenden, ermunterte Columbus einen unerschrockenen Spanier, Diego Mendez, zu einem kühnen Wagstück. Auf zwei Canoes, ausgehohlten Baumstämmen, deren sich die Wilden als Nachen bedienten, wagte er mit einem Gefährten, dem Genueser

Fiesco, die Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von vierzig Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, die sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere unterlagen der Anstrengung und, als das Trinkwasser ausging, dem quälenden Durste, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel erreichten. Dort aber wurden sie von Ovando ein ganzes Jahr hingehalten, bis sie ihren Zweck erreichten.

Diese Zeit war für Columbus die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter und die unaufhörlichen Sorgen hatten seine Kräfte nach und nach verzehrt; er litt an so heftigen Anfällen der Gicht, daß er fast stets an sein Lager gefesselt war. Aller Gehorsam verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz. Die Meuterer versuchten es, davon zu schiffen; als ihnen dies mißlang, streiften sie auf der Insel umher, um aus Habsucht und Rohheit gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden zurück, und hörten auf, den schlimmen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Am 29. Febr. 1504, den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berechnet hatte oder im Kalender verzeichnet fand, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrecken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittelung, und versprachen so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte. Die entlaufene Rotte aber machte sogar Anschläge gegen die Person des Admirals, so daß Bartholomäus Columbus ihnen an der Spitze der treuen Mannschaft ein förmliches Treffen liefern mußte, in welchem er ihren Anführer gefangen nahm, worauf die Uebriggebliebenen zum Gehorsam zurückkehrten.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Ovando freilich, obwohl durch die öffentliche Stimme gedrängt, schickte mißtrauisch nur eine kleine Caravele ab, um vorläufig, ohne zu landen, über die Lage des Admirals Erkundigung einzuziehen. Bald darauf aber erschien ein größeres Schiff, von dem treuen, unermüdlichen Mendez gemiethet, um die Verlassenen abzuholen. Am 28. Juni schifften sie sich ein, und erreichten St. Domingo am 13. August. Nur kurze Zeit indessen verweilte Columbus auf Hispaniola. Schon am 12. September schiffte er sich nach Spanien ein, das er am 7. November erreichte. Zum größten Unglück für ihn starb die Königin Isabella, seine Beschützerin, auf die er seine größte

Hoffnung gesetzt, neunzehn Tage nachher. Vergebens bat er schriftlich um die Wiedereinsetzung in seine Aemter und Würden, die man ihm schuldig war; vergebens erschien er, sobald es seine Krankheit nur irgend erlaubte, selbst bei Hofe. Ferdinand hatte nichts für ihn als kalte Höflichkeit und ausweichende Antworten, bis endlich sein willkommener Tod (20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König von dem lästigen Mahner befreite. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo, und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht.

Sein Sohn Diego bestand indeß mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf die Erfüllung des Vertrages von 1492. Ferdinand konnte ihm schließlich die Bitte nicht versagen, seine Angelegenheit im Wege Rechtens zu verfolgen. Es wurde ein förmliches Verfahren eingeleitet, und der Spruch lautete völlig zu Diego's Gunsten; aber die Vollstreckung würde schwerlich erfolgt sein, wenn Diego sich nicht eine mächtige Fürsprache verschafft hätte. Er heirathete nämlich die Tochter Ferdinand's von Toledo, aus einem der vornehmsten Geschlechter Spanien's. Dieser und sein Bruder, der Herzog von Alba, der bei König Ferdinand sehr viel galt, hörten nun nicht auf, in den Letzteren zu dringen, bis er endlich gewährte. Ovando, der sich noch überdies mit Fonseca entzweit hatte *), wurde zurückgerufen, und Diego an seine Stelle nach Hispaniola gesandt. Auch dem Diego aber wurde sein Amt durch Kränkungen und Demüthigungen verbittert. Mit seinem Sohne Don Luis, dem nur noch der Titel eines General-Capitains von Hispaniola gelassen wurde, erlosch der Mannsstamm des Columbus.

Die Ehre, dem von ihm entdeckten Welttheile den Namen zu geben, ist dem großen Columbus nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius). Dieser begleitete 1499 den Spanier Ojeda auf einer Reise nach Westindien, auf der man Anfang Juli = also 11 Monate später als Columbus — das Festland von Südamerika, nämlich die Küste von Guyana, dann auch den Amazonenstrom und Brasilien erreichte. In einer Beschreibung derselben, die er nach seiner Rückkehr einem seiner Landsleute sandte, gab er sich nun das Ansehn, als ob er zuerst das Festland der andern Hemisphäre gesehen und betreten habe, obschon er — zwar nicht in seinen Kenntnissen und als empfänglicher Beobachter, wohl aber — als Seemann hinter allen Entdeckern seiner Zeit zurückstand, ja streng ge-

*) Charlevoix, Histoire de St. Domingue, T. II. p. 59.

nommen gar nicht zu diesen gerechnet werden darf*). Daher ist es denn geschehen, daß Amerika nach ihm benannt worden ist; allerdings nicht durch ihn, denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur die neue Welt, und der Name Amerika ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Auch einem andern Zeitgenossen des Columbus, dem Deutschen Martin Behaim haben einige Schriftsteller fälschlich den Ruhm zueignen wollen, Amerika vor dem großen Genueser gekannt zu haben. Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506) stammte aus einer Nürnbergischen Patricierfamilie, die noch jetzt dort blüht. Er begab sich früh auf Reisen, und kam auch nach Portugal, wo er sich unter den Seefahrern sehr auszeichnete, unter Andern auch an der Entdeckung von Congo Theil nahm, König Johann II. schlug ihn 1485 zum Ritter. Sodann ließ er sich auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, die von einer Flamländischen Colonie bewohnt wurde, nieder. Von da besuchte er 1491 seine Vaterstadt Nürnberg noch einmal, wo er seiner weiten Reisen, und der staunenswerthen neuen Dinge wegen, die er davon zu erzählen wußte, höchlich bewundert wurde. Nachher hat man von ihm behauptet, er sei schon in Brasilien gewesen, ja er habe die Magellanische Meerenge gekannt. Wie wenig er aber von der wahren Lage und Beschaffenheit Amerika's ahnte, geht am deutlichsten aus einem Globus hervor, den er 1492 in Nürnberg verfertigte, und der noch gegenwärtig dort befindlich ist. Denn auch auf diesem ist die Ostküste Asiens noch ganz irrig gezeichnet, daneben verschiedene ganz oder halb fabelhafte Inseln, und ebenso da, wo etwa Amerika liegen sollte, einige Länder und Inseln von ganz willkürlicher Gestalt. Nicht minder naiv klingen für uns die beigeschriebenen Erläuterungen, wie folgende:

Insula Java minor: „In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Fraven hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere." Angama Insula: „Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt." Bei der großen Insel Zipangu steht eine lange Note, darin es unter andern heißt: „Hie findt man vil Meer Wunder von Serenen und andern Fischen. Und ob jemand von diesen

*) Muñoz, Geschichte der neuen Welt, S. 18. der Deutschen Uebersetzung, Peschel, a. a. O. S. 306 ff.

wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotiles, Strabonis und Specula Vincenzi und vil anderer Lehrer mer ꝛc." Bei anderen Inseln steht: „Die in diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich die Thier wie Ptholomeus schreibt in der ailfften Tafel von Asia."

Man sieht klar, daß Behaim von allen Ländern und Inseln im Osten von Asien und bis zu den Azoren hin nichts wußte, als was er aus den fabelhaften Berichten der Alten, Marco Polo's und anderer Reisebeschreiber geschöpft hatte.

Dagegen scheint es aber fest zu stehen, daß der in England geborene Sebastian Cabot, der Sohn des Venetianers Giovanni Gabotto, von Bristol aus fast 14 Monate früher als Columbus das Festland von Amerika erblickte. Denn während dieser das Orinocodelta am 1. August 1498, und damit allerdings zuerst den südamerikanischen Continent erreichte, war jener schon am 24. Juni 1497 um 5 Uhr Morgens des nordamerikanischen, wahrscheinlich der Labradorküste, ansichtig geworden*). Das kann aber in keiner Weise den Ruhm des Columbus schmälern oder ihm die Palme der Priorität entziehen; denn das wahrhafte Datum der beginnenden Entschleierung Amerika's ist und bleibt der 12. Oktober 1492, die Entdeckung Westindiens, der mittelamerikanischen Inselwelt.

---

9. Mißhandlung der Indianer. Weitere Ausbreitung der Entdeckungen.

Als Statthalter von Hispaniola handelte Ovando gegen die dortigen Spanier mit Einsicht und Festigkeit. Er verschaffte den Gesetzen wieder Achtung und traf auch andere Einrichtungen, die den Flor der Colonie beförderten. Er war es, der das Zuckerrohr anpflanzen ließ, dessen Ertrag späterhin der vorzüglichste Reichthum der Insel wurde. Gegen die Eingebornen aber verfuhr er so unmenschlich und treulos, daß er seinen Namen dadurch in der Geschichte gebrandmarkt hat.

Schon Columbus hatte, um die Theilnehmer an Roldan's Meuterei für ein ruhiges und seßhaftes Leben zu gewinnen, eine Einrichtung getroffen, wonach ein Theil der Indianer, statt Tribut zu zahlen, den Anpflanzern zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau ihrer Ländereien

*) S. Peschel a. a. O. S. 275; vgl. S. 288.

hülfreich zu sein. Er konnte freilich nicht ahnen, welch' eine Quelle von namenlosem Jammer diese Maßregel für die Unglücklichen sein würde. Schon unter Bovadilla artete sie in unerträglichen Druck aus, durch ihn ward der Grund zu dem Verfahren gelegt, förmliche Vertheilungen (repartimientos) der Indianer unter den Colonisten zu machen, die sie zum härtesten Frohndienst in den Minen zwangen. Dieses Elend ging der menschenfreundlichen und milden Isabella zu Herzen; daher erhielt Ovando den Befehl, die Indianer für frei zu erklären. Nun standen aber die Bergwerksarbeiten still, Ovando machte dringende Vorstellungen, und die Königin ermächtigte ihn, die Indianer gegen Bezahlung zu mäßiger Arbeit anhalten zu dürfen. Diese Vollmacht überschritt er auf das willkürlichste, und nach Isabellen's Tode gingen die Mißhandlungen der Unglücklichen über jedes Maß hinaus. Während man ihnen Arbeiten zumuthete, welche die Kraft des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, eben so schlecht als unzureichend. Wenn die Spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter dem Tisch herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. Acht Monate im Jahr sollten sie Dienste thun, für die übrigen vier in ihre Heimath entlassen werden; aber Viele erlagen schon vor dem Ablauf der Arbeitszeit, Andere starben unterwegs vor Hunger, noch Andere verschmachteten in der endlich erreichten Heimath, die sie wüst und öde fanden, in Verzweiflung *).

Diese furchtbaren Unmenschlichkeiten führten zu Versuchen, ein solches Joch abzuschütteln, von den Spaniern Empörungen genannt, und nach ihrer Unterdrückung mit einer Grausamkeit gestraft, die Schauder erregt **). Auf das bloße Gerücht einer Verschwörung rückte Ovando in die blühende Provinz Xaragua ein, indem er mit teuflischer Hinterlist vorgab, der dortigen Fürstin Anacaona, die sich den Spaniern äußerst ergeben bezeigt hatte, einen freundschaftlichen Besuch abstatten zu wollen. Er wurde mit Ehrerbietung und Auszeichnung aufgenommen, plötzlich aber,

*) Las Casas bei Washington Irving, Thl. III. S. 323 ff.

**) Von den Martern, unter denen Viele dieser Indianer sterben mußten, sagt Las Casas: „Alle diese Dinge und andere mehr, welche die Menschheit empören, sah ich mit eigenen Augen, und nun fürchte ich mich fast, sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob mir nicht bloß davon geträumt hat." Daselbst S. 348.

mitten unter den Freuden eines Festes fielen auf ein gegebenes Zeichen seine Spanier über die Wehrlosen her und richteten ein schreckliches Blutbad an. Sechs Monate hindurch wurde in der Provinz gemetzelt und verheert. So konnte es nicht anders kommen, als daß von etwa einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach funfzehn Jahren kaum noch sechzigtausend übrig waren. Mit welchem Abscheu die Spanier in Westindien betrachtet werden mußten, ist leicht zu denken. Als sie Cuba eroberten, wurde der Kazike Hatuey, der Widerstand versucht und sich tapfer gewehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Wie er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ihn ein Franziskaner noch zum Christenthum bekehren, und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja," war die Antwort, „aber nur würdige und gute." — „Die besten taugen nichts," rief der Kazike, „ich mag an keinem Orte sein, wo ich nur einem von dem verfluchten Geschlechte begegne."

Indeß fanden die unglücklichen Amerikaner Vertheidiger an den Geistlichen, und besonders an den Dominikanermönchen, die nach der neuen Welt gekommen waren, um dort das Christenthum auszubreiten. Sie predigten mit Eifer und Beredtsamkeit wider die Repartimientos, als wider ein Verfahren, das die natürliche Gerechtigkeit und die Vorschriften des Evangeliums auf gleiche Weise verdammten. Die Colonisten, ihren Vortheil allen Rücksichten der Sittlichkeit und Religion voranstellend, verklagten die Dominicaner wegen ihrer Predigten beim Könige. Dieser erklärte wirklich die Dienstbarkeit der Indianer für eine rechtmäßige, und tadelte den Eifer der Dominikaner als einen zwar wohlgemeinten, aber übel angebrachten. Auch dadurch jedoch ließen sich dieselben in ihrem Bestreben, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, nicht irre machen und einschüchtern.

Diese Menschlichkeit hat nun besonders den Namen des Bartholomäus de Las Casas (geb. 1474, gest. 1566) verewigt. Er war einer derjenigen Geistlichen, die mit Columbus — auf seiner zweiten Reise — nach Amerika gekommen waren, und einer der eifrigsten Verfechter der Indianer. Um seinen Predigten zu ihren Gunsten desto mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine eigenen Sklaven zuerst in Freiheit. Da er aber in Amerika selbst nicht durchdringen konnte, so unternahm er mit unermüdlicher Beharrlichkeit mehrere Reisen nach Spanien, um die Regierung zur Freilassung der Indiáner zu bewegen. Es wurden auch endlich Schritte für sie gethan, und Untersuchungen angestellt; allein da die

Hauptfrage blieb: wer die Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn die von Natur trägen, jede Anstrengung scheuenden Indianer des Zwanges entbunden würden, so blieb Alles beim Alten. Las Casas ließ sich indeß nicht abschrecken, und machte andere Vorschläge zum Besten seiner Schützlinge. Er wollte in Cumana, abgesondert von allen andern Colonien, eine eigene Niederlassung stiften, und so zeigen, wie die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen gebildet werden müßten. Wirklich wurde der Anfang dazu gemacht; aber die Indianer jener Gegenden, aufs Höchste gereizt durch eine von andern Spaniern so eben verübte schreckliche Verwüstung ihrer Küsten, fielen über die neue Niederlassung her, zerstörten sie und tödteten oder verjagten die Spanier (1517). Mißmuthig und beschämt ging Las Casas in ein Kloster und trat in den Dominicaner-Orden. Doch ruhten darum seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer keineswegs, zogen ihm aber auch neue Anklagen zu. Späterhin wurde er Bischof zu Chiapa in Mexico. Auch in diesem Wirkungskreise war er eifrig bemüht für die Ausführung der Idee, welche sein ganzes Leben beseelte. Er ermahnte die Beichtväter, keinen Spanier zu absolviren, der seinen Amerikanischen Sklaven die Freilassung verweigere. Und die sämmtlichen Bischöfe der neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So suchten denn wenigstens die Geistlichen den traurigen Zustand der Amerikaner nach Kräften zu mildern.

Unter den Vorschlägen, welche damals gemacht wurden, die zu befreienden Indianer zu ersetzen, war auch der, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Es war dies schon früher von Einzelnen geschehen, und Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen, ging auf diese Maßregel ein. Daher ist die Meinung entstanden, daß er der Urheber des Handels mit Negern nach Amerika sei, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt wird, aber nichts desto weniger ungegründet ist *). Allmählig vermehrte sich die Anzahl der Neger auf St. Domingo. Sie zeigten sich wenig brauchbar in den Bergwerken, aber als treffliche Arbeiter in den Zuckerpflanzungen.

Indeß war der Kreis der Entdeckungen ungemein erweitert worden. Schon 1495, als während der zweiten Reise des Columbus seine Gunst

*) S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, publiées par Llorente, Paris 1822.

bei Hofe zu ſinken begann, war eine Verordnung ergangen, die Jedem die Erlaubniß ertheilte, auf ſeine Koſten und Gefahr Schiffe nach der neuen Welt auszurüſten; und alle Vorſtellungen des Admirals, daß dieſes eben ſo ſehr eine Verletzung ſeiner Vorrechte als eine Störung des regelmäßigen und geordneten Laufs der Entdeckungen ſei, waren vergebens geblieben. Die Luſt, neue Länder aufzufinden, noch mehr die Begierde, dadurch ſchnell zu großen Reichthümern zu gelangen, trieben zur Benutzung der gegebenen Erlaubniß an. Die erſte Reiſe dieſer Art war die oben erwähnte des Alonſo de Ojeda vom Jahre 1499, auf der ihn Vespucci begleitete. Ojeda hatte die Karte des Columbus mit deſſen vorjährigen Entdeckungen in Südamerika geſehen, und ſich erboten, die neuen Entdeckungen zu verfolgen. Die Auffindung faſt der ganzen Nordoſt- und Nordküſte von Südamerika war die Frucht dieſer jedenfalls merkwürdigen Reiſe geweſen. Bald folgten ihr andere, beſonders von Leuten unternommen, die an den erſten Fahrten des Columbus Theil gehabt; wie Nino, deſſen ehemaliger Steuermann, der die Perlenküſte entdeckte; die Pinzonen, welche die Oſtſpitze Südamerika's unterſuchten; und Ponce de Leon, der am 27. März 1513 die Halbinſel Florida auffand.

In demſelben Jahre machte ein kühner Führer, Vasco Nugnez de Balboa, von der an dem Meerbuſen von Darien angelegten Pflanzſtadt Santa Maria aus, eine noch weit folgenreichere Entdeckung. Er war ſeiner Klugheit und ſeines Unternehmungsgeiſtes wegen von ſeinen Gefährten mitten unter großen Gefahren und Mühſeligkeiten an die Spitze geſtellt worden, und ſtrebte, ſich für dieſe Würde aus Spanien die königliche Beſtätigung zu verſchaffen. Dieſe konnte er nicht ſicherer hoffen, als wenn er von der Ausdehnung ſeiner Unternehmungen anſehnliche Vortheile erwarten ließ. Er trieb daher auf ſeinen Streifereien von den Wilden ſo viel Goldblech ein, als er bekommen konnte. Einſt, als ein junger Kazike die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen ſah, rief er: „Wie könnt ihr doch des unnützen Tandes wegen zanken? Wenn euch danach ſo ſehr verlangt, ſo will ich euch ein Land zeigen, wo es im größten Ueberfluß vorhanden iſt. Es liegt an dem andern Ocean, den ihr ſechs Sonnen (Tagereiſen) von hier entdecken könnt. Wenn ihr aber dieſes mächtige Königreich angreifen wollt, ſo müßt ihr ungleich ſtärker ſein.“ Er meinte Peru, und der andere Ocean war die Südſee. Balboa war überzeugt, daß dieſes Meer kein anderes ſein könne, als das von Columbus ſo eifrig geſuchte, und ſandte Botſchafter nach Hiſpaniola mit reichen Geſchenken, um ſich

den Statthalter geneigt zu machen, und Theilnehmer für seine Unternehmung zu gewinnen. An diesen fehlte es auch nicht, und mit hundertundneunzig kühnen Abenteurern machte er sich am 1. September 1513 auf, den Weg nach dem bezeichneten Ziele durch ungebahnte Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge zu suchen. Er hatte die Freundschaft der benachbarten Kaziken gewonnen, so daß gegen tausend Indianer ihm folgten, um den Spaniern Lebensmittel nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend Amerika's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, die zahllosen Schlangen und anderes giftige Ungeziefer, dies Alles machte die Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Einige kriegerische Kaziken stellten sich ihm mit ihren Leuten entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurden aber angegriffen und zurückgeschlagen. Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünfundzwanzig geworden, denn man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich am 25. September kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkeln Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Tief ergriffen fiel er auf seine Knie, und dankte Gott, daß er ihn bis hieher geführt, den „gering begabten Mann unadliger Abkunft" so Großes habe vollbringen lassen. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, watete mit Schwert und Schild, die königliche Fahne tragend, bis an die Brust ins Wasser und nahm mit den gewöhnlichen Formeln das neue Weltmeer mit allen seinen Gestaden und Inseln für den König von Spanien in Besitz (29. September).

Die Eingebornen in dieser Gegend, an einem Meerbusen ostwärts von Panama, der den Namen Michaelsbucht erhielt, bestätigten die Nachricht von dem reichen, südwärts gelegenen Goldlande, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das Letztere bewog Balboa, nachdem er die Küste untersucht und die „Insel der Reichthümer" (del Rey oder San Miguel im Perlenarchipel) erblickt hatte, den Rückweg anzutreten, um sich erst zu weiteren Wagnissen mit hinreichender Macht auszurüsten;

und so traf er denn am 19. Januar 1514, nach hunderttägiger Abwesenheit, mit großem Ruhme und noch größeren Reichthümern, wieder in Santa Maria ein. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, die in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als die Portugiesen nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregten. Aber es war dem Balboa persönlich am Hofe schon entgegengearbeitet worden, und Ferdinand, der durch seine mißtrauische Politik so oft abgehalten wurde, gerecht zu sein, ernannte zum Statthalter von Darien nicht den hochverdienten Balboa, sondern den talentlosen Don Pedrarias Davila. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und zwölfhundert Soldaten dahin ab, zu denen sich noch funfzehnhundert andere Spanier freiwillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fangen.

Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als Offiziere des Pedrarias auf ihn zukamen, die ihm dessen Ankunft und Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand, und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, den Befehlen des neuen Gebieters, der ihn jetzt auch wegen früherer Anklagen gegen ihn zur Rechenschaft zog, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe auflegte. Tadelfrei war allerdings das Benehmen des Balboa bei der Verdrängung des ersten Anführers der Ausrüstung nach Darien nicht gewesen, aber die großen Verdienste, die er sich nachher erworben, hätten ihn jetzt billig von der Strafe entbinden sollen.

Die Verwaltung des Pedrarias brachte der Colonie keinen Segen. Das ungesunde Klima raffte ihm in Kurzem gegen sechshundert Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß die Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, zerstört wurden. Dieser schlechte Erfolg öffnete dem Könige über den Mißgriff, den er gethan, die Augen, und da Balboa von Neuem dringende Vorstellungen machte, wurde er zum Adelantado über die Länder an der Südsee ernannt. Die Bemühungen des Bischofs von Darien bewirkten eine Aussöhnung, Pedrarias gab ihm sogar seine Tochter zur Frau, und unterstützte ihn bei dem Bau von vier Brigan-

tinen, mit denen er seinen Lieblingsplan, die Entdeckung von Peru, ausführen wollte. Aber ehe er absegeln konnte, rief ihn Pedrarias, in dessen Herzen von Neuem Eifersucht und Neid erwacht waren, vor sich. Er ward vorgeblicher Empörungsabsichten beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Colonie bat für ihn, aber vergebens; und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann hinrichten, den sie alle für fähiger hielten, als irgend einen der nach Columbus in der neuen Welt aufgetretenen Befehlshaber, um große Entwürfe zu machen und auszuführen.

10. Die erste Erdumsegelung.

Endlich wurde auch, was bisher nur als theoretische Voraussetzung geltend gemacht werden konnte, die Kugelgestalt der Erde, durch die Erfahrung zur unumstößlichen Thatsache erhoben.

Der Wunsch, die unmittelbare Seeverbindung mit dem reichen Indien eröffnet zu sehen, bewog Ferdinand, im Jahre 1515 den Juan Diaz de Solis mit zwei Schiffen auszusenden, um die Durchfahrt nach dem Indischen Ocean zu suchen. Schon glaubte dieser sie gefunden zu haben, als er sich bei näherer Untersuchung überzeugte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von fünfundsechzig Seemeilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde er mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen entmuthigt nach Europa segelten.

Was aber dem Solis mißglückt war, gelang dem Portugiesen Magelhan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich gegen den neuen König Karl I. (Kaiser Karl V.) anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch den Westen zu entdecken, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit denen er am 20. September den Hafen von St. Lucar verließ. Erst am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von da untersuchte er die Küste mit großer Aufmerksamkeit, denn er zweifelte nicht, daß er, immer weiter nach Süden segelnd, die Meerenge finden würde; wie weit ihn dieß aber führen könne, darüber war er gänzlich in Zweifel. Er hatte auf dieser Fahrt mit rauher Witterung

und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den neunundvierzigſten Grad ſüdlicher Breite erreicht hatte, ſah er ſich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daſelbſt den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenſeits der Linie in unſere Sommermonate fällt. Hier verlor er eins ſeiner Schiffe, und auf drei anderen brach eine gefährliche Meuterei aus. Das Schiffsvolk, müde, die ſchwerſten Mühſeligkeiten für einen Plan zu erdulden, den es für phantaſtiſch hielt, wollte nach Europa zurückgeführt ſein. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen dämpfte Magelhan den Aufruhr. Die Rädelsführer wurden theils hingerichtet, theils an dem wüſten Orte ausgeſetzt und zurückgelaſſen.

Am 24. Auguſt lichtete Magelhan wieder die Anker, raſtete aber nochmals im Hafen von Santa Cruz bis zum 18. October. Er war gewillt, bis zum 75. Grade ſüdlicher Breite vorzudringen, falls er keine Durchfahrt finde. Aber ſchon nach drei Tagen, am 21. October, erreichte er das Cap der Elftauſend Jungfern und damit die erſehnte Straße. Seine Freude wurde ihm indeß durch den abermaligen Verluſt eines Schiffes verbittert, das er ausgeſandt hatte, eine Bai zu unterſuchen, und das nicht wieder zu ihm zurückkam, ſondern nach Spanien heimkehrte. Zwanzig Tage gebrauchte Magelhan, um die gewundene und höchſt gefährliche Straße zu durchſegeln, die noch jetzt ſeinen Namen führt, und deren Südgelände, wegen der nächtlich dort ſichtbaren Feuer, das Feuerland genannt wurde. Endlich am 27. November erreichte er die weſtliche Mündung der Meerenge, und begrüßte mit Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott den Anblick der unermeßlichen Südſee. Ein günſtiger Wind trieb ihn nun durch dieſen weiten Ocean ſo ununterbrochen fort, der Himmel war ſo unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dies Meer das ſtille (pacificum) zu nennen. Während einer Zeit von drei Monaten und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe ſo fort, ohne Land zu ſehen. Auf eine Fahrt von ſolcher Dauer hatte er ſich aber nicht gefaßt gemacht. Die Lebensmittel gingen aus, ſo daß man Mäuſe wie einen Leckerbiſſen theuer verkaufte, und an ekelhaften Häuten nagte; friſches Waſſer fehlte gänzlich, und die Sonne ſchoß ihre Strahlen faſt ſenkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Faſt die ganze Mannſchaft war erkrankt, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine fruchtbare Inſelgruppe erreichte; ſie wurden von dem Schiffsvolk Ladrones oder Diebesinſeln genannt, weil alsbald die Eingebornen ſehr diebiſche Gelüſte und Anlagen verriethen. Das klarſte Waſſer und ein Ueberfluß von erfriſchenden Früchten in dieſem heitern Klima ſtellte

alle Kranken in kurzem völlig her. Weiterhin kam Magelhan zu den Eilanden, die später Philippinen genannt wurden; und sie sollten das unerwartete Ziel seiner Reise sein. Der König der Insel Sebu hatte die Spanier sehr freundlich aufgenommen, die christliche Taufe empfangen und dem Kaiser den Lehnseid geleistet. Magelhan griff nun, trotz aller Warnungen, die Feinde desselben auf einer benachbarten kleineren Insel an; aber hier traf er auf einen unerwarteten Widerstand, und wurde im Handgemenge mit den Eingebornen erschlagen (27. April 1521). Nun erwies sich auch der König von Sebu treulos, indem er die Vornehmsten der Schiffsmannschaft bei einem Feste erwürgen ließ. Die übrigen Spanier lichteten eiligst die Anker, steckten eines ihrer Schiffe in Brand, weil die Mannschaft, auf 150 Köpfe zusammengeschmolzen, nur noch für zwei Schiffe ausreichte, und setzten mit diesen die Reise fort, auf der sie am 8. Juli Borneo erreichten. Von da kamen sie am 8. November nach Tidor, einer der Molukken, wo sich schon Portugiesen vorfanden, die über ihre Ankunft von Osten her höchst erstaunt waren. Eins der beiden Schiffe, die Trinidad, mußte eines Lecks halber hier zurückbleiben; das andere, die Victoria, trat unter der Führung des Sebastian de Elcano mit einer Ladung Molukkischer Gewürze am 21. December die Reise um Afrika nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 6. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es drei Jahre zuvor ausgesegelt war. Aber nur 13 Europäer, unter ihnen außer Elcano der Steuermann Albo und der Ritter Pigafetta, hatten diesen Ausgang der gewaltigen Unternehmung erlebt: die erste Reise um die Welt vollbracht.

Die Trinidad war inzwischen durch ihren hülflosen Zustand genöthigt worden, sich den Portugiesen auf den Molukken zu ergeben; der Ueberrest der Spanischen Mannschaft, nur noch 23 Köpfe stark, wurde als kriegsgefangen betrachtet und zurückgehalten, so daß schließlich nur drei Seeleute und ein Geistlicher dieses letzten Schiffes, im Jahre 1526, Spanien wieder erreichten*).

*) Peschel a. a. O. S. 644. 650.

11. Basco de Gama und die ersten Niederlassungen der Portugiesen in Ostindien.

Die Reise des Magelhan führt uns auf die Entdeckungen und Thaten der Portugiesen in Ostindien. König Emanuel, der Nachfolger Johann's II. auf dem Thron von Portugal, beschloß den Weg nach Indien, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte, weiter verfolgen zu lassen. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Basco de Gama, wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet, und ging am 8. Julius 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Passatwinde hatte Gama gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Er hatte mit heftigen Stürmen und, nach einigen Berichten, auch mit Meutereien der Schiffsmannschaft zu kämpfen. Aber mit großer Ruhe und Standhaftigkeit überwand er diese Gefahren, erreichte am 20. November die Südspitze Afrika's und fuhr sodann, nach Osten herumlenkend, längs der Küste von Sofala, nach Mosambique, Mombazza und Melinde, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Mohammedaner. An den beiden ersten Orten hatte er mit Verrath und Nachstellungen zu kämpfen; der König von Melinde aber nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen Lotsen mit, der ihn siebenhundert Meilen quer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Calicut auf der Malabarischen Küste führte, wo er den 20. Mai 1498 ankerte.

So war denn das vielgepriesene Indien auf dem östlichen Seewege gefunden! Den Civilisationszustand der Einwohner fanden die Portugiesen auf einer bedeutenden Stufe, Manufacturen und Handel in einem sehr blühenden Zustande. Ein Maure aus Tunis, der sich des Handels wegen dort aufhielt und Spanisch verstand, ward ihnen durch seine Nachrichten und guten Rathschläge sehr nützlich. Basco de Gama ließ sich dem Könige (Radscha) oder Kaiser (Perumal) oder Samorin*) von Calicut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitze des Handels in diesem Reiche waren, und

*) Eigentlich Samudriya-Râja, d. h. der König am Ocean, der Küstenfürst. A. W. v. Schlegel im Berliner Kalender auf 1831. S. 17. Graul, Ostindien. Bd. III. S. 256 und S. 341 erklärt: Tamutiri Radscha, Herr des Hügels und der Welle.

von einem solchen Verein großen Nachtheil für sich besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Sie verleumdeten die Portugiesen bei dem Samorin, als wären dieselben Verbannte, die auf Seeraub ausgingen. Gama mußte für seine Sicherheit besorgt werden und ging daher wieder unter Segel. Auf dem Wege, den er gekommen, kehrte er nach Europa zurück, und lief am 29. August 1499 in den Tajo ein.

König Emanuel eilte, von Gama's glücklichem Erfolge, nämlich von der erlangten Kenntniß des Seeweges nach Indien den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von dreizehn Schiffen ward den 9. März 1500 unter den Befehlen des Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit Güte oder mit Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise, gemäß der Instruction Gama's, die Nähe der Afrikanischen Küste zu meiden, noch westlicher als sein Vorgänger, gerieth unvermerkt in die Aequatorialströmung, und wurde unwillkürlich an das Gestade von Brasilien verschlagen, das er dergestalt Portugiesischer Seits zuerst entdeckte (21. April). Ohne von der schon am 26. Januar durch die Pinzonen Spanischer Seits erfolgten Entdeckung und Besitzergreifung etwas zu wissen, nahm Cabral das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz, und fertigte eins von seinen Schiffen mit der Botschaft nach Lissabon ab. So kreuzten sich die östlichen und westlichen Entdeckungsfahrten in beiden Hemisphären.

Mit den übrigen Schiffen brach Cabral am 2. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe und mit denselben den Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch sechs Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin, erklärte ihm, daß er hergesandt sei, für Gold und Silber Indische Waaren einzukaufen, und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indiern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel, sprach bei seiner

Beschiffung der Malabarischen Küste bei den kleinen Lehn-Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, und versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingwer, womit er am 31. Juli 1501 glücklich in Lissabon ankam.

So hatte man denn hinlänglich erprobt, daß die Unternehmungen nach Indien, wenn sie gelingen sollten, mit dem größten Nachdruck fortgesetzt, daß Handelsverbindungen in jenem Lande mit den Waffen erzwungen werden müßten. Daher ward Vasco de Gama im März 1502 an der Spitze von zwanzig Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem Portugiesischen Namen in Indien bald Achtung verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Calicut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere Saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 1. September 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr waren drei andere Geschwader nach Indien gesegelt. Das dort zuerst ankommende fand den König von Cochin, wegen seiner Anhänglichkeit an die Portugiesen, vom Samorin aus seinem Reiche vertrieben, und setzte ihn wieder ein. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines Fort, Santiago, an seiner Küste zu erbauen; und das wurde ihre erste Niederlassung, der Grundstein ihrer Herrschaft in Ostindien. Die Feste zu vertheidigen, blieb, als die Flotten im Januar 1504 heimfuhren, ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit drei Schiffen und wenig über hundert Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die an das Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die Flotten abgesegelt, so erschien der Samorin wieder mit seiner ganzen Land- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Cochin völlig zu vertilgen. Er konnte ein Heer von 70,000 Mann ins Feld stellen, nebst 160 Segeln, und war mit Feuergewehr, Musketieren und Geschützen, versehen. Dagegen kamen die Truppen des Königs von Cochin wenig in Betracht, theils ihrer weit geringeren Anzahl (5000 Mann), theils ihrer unzuverlässigen Gesinnung wegen, so daß Pereira fast auf sein Portugiesisches Häuflein beschränkt war. Nur die erstaunenswürdige Tapferkeit der Besatzung, der Geist des Führers und die Ueberlegenheit der Europäischen Kriegskunst machten die Vertheidigung möglich. Alle Angriffe des Samorin blieben vergeblich. Nach sechs Monaten gab er voll Unmuth und Scham einen Krieg auf, der ihm achtzehntausend Menschen gekostet hatte. Pereira's That fand in

Europa so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing und ihn feierlich in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof von Viseo eine Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Cochin ausgeschlagen, und blos um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. König Emanuel gab ihm nachher eine Befehlshaberstelle in Guinea. Dort erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde; auf Grund einer verleumderischen Anklage ward er in Ketten nach Lissabon gebracht und dort in den Kerker geworfen. Die Zeit enthüllte seine Unschuld; man gab ihn wieder frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, sondern ließ ihn in Armuth dahinsterben*).

In der Begründung der Ostindischen Herrschaft ging man nun einen Schritt weiter. Don Francesco de Almeida, der die im J. 1505 abgehende, aus zweiundzwanzig Schiffen bestehende Flotte befehligte, hatte den Auftrag, nur die Lastschiffe mit Ladungen zurückzuschicken, die anderen Fahrzeuge aber als eine stehende Flotte in Indien zu behalten. Auch sollte er den Titel eines Vicekönigs annehmen, doch erst, wenn er an einigen bezeichneten Stellen Festungen angelegt haben würde. Almeida fing daher ohne Weiteres an, den Indern Gesetze vorzuschreiben. Die erste Bedingung der Verträge, die er mit den dortigen Fürsten abschloß, war, daß sie die Oberhoheit des Königs von Portugal und ihre Zinspflichtigkeit anerkennen, und die Anlage von Factoreien, selbst von Citadellen in ihren eignen Hauptstädten, zulassen mußten. Die Portugiesen bestimmten ferner den Preis, den sie für die Waaren zahlen wollten, und zwangen die Eingebornen, keinem Andern zu verkaufen, bis sie nach ihrem Gutdünken mit Vorräthen versehen waren**). Diese Ansprüche mußten den Indern als die lästigsten Anmaßungen erscheinen, und sie hatten um so gerechtern Anlaß zum Klagen, da Almeida die Bedrückungen habsüchtiger Unterbefehlshaber nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ahndete; aber die Versuche, die sie machten, sich des Joches

*) Der Bischof Osorius kann sich hierbei eines strafenden Blickes auf Diejenigen nicht enthalten, welche die Fürsten zu einem solchen Undank verleiten: Tantum valet saepe numero quod est opera malevolorum hominum optimorum regum auribus inculcatum, ut eos a virtute debitis muneribus afficienda, in quo maxime laudis regiae magnitudo consistit, abducat. De rebus Emmanuelis, L. IV. p. 112. vers. Ed. Colon.

**) Lafitau, T. I. p. 268.

zu erwehren, scheiterten an der unbezwinglichen Tapferkeit Almeida's und seiner Krieger. Auch sein Sohn Lorenzo, der erste Portugiese, der nach Ceylon, dem Vaterlande des Zimmts, kam, erwarb unsterblichen Heldenruhm. An der Spitze von elf Schiffen trieb er zweihundert feindliche in die Flucht, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner Kräfte ausgerüstet hatte.

Nach diesem Verluste erwartete der Indische Fürst die Demüthigung seiner Feinde nur noch von dem Sultan Kansu, dem Beherrscher Aegypten's und Syrien's, der durch die Ausbreitung des Handels der Portugiesen beträchtlich litt; um so mehr als diese, nicht zufrieden in Indien reiche Ladungen einzunehmen, auch noch die Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens beabsichtigten, und also dem Sultan die Quelle von Reichthümern, die ihm durch den wichtigen Zwischenhandel zuflossen, ganz zu vernichten drohten. Die Venetianer, ihrerseits dadurch nicht weniger beeinträchtigt, und bemüht den Todesstoß, der einem ihrer ergiebigsten Handelszweige drohte, abzuwenden, ermunterten ebenfalls den Sultan zum Kriege, und unterstützten ihn mit Kanonen und andern Bedürfnissen*). Der Sultan beschloß daher, eine Flotte vom Rothen Meere aus in die Indischen Gewässer zu senden. Der Portugiesische Vicekönig sandte ihr seinen Sohn an der Spitze einiger Schiffe entgegen. Lorenzo gerieth bei dem Zusammentreffen im Januar 1508 an der Küste von Schaul in eine sehr gefährliche Lage, wollte sich aber durchaus nicht zurückziehen; selbst als eine feindliche Stückkugel ihm den halben Schenkel weggerissen hatte, litt er nicht, daß man ihn vom Verdeck wegbrachte, sondern fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen und die Mannschaft zu ermuntern, bis eine zweite Kugel ihn tödtete. Der Rest der Mannschaft vertheidigte sich noch, bis kein Unverwundeter mehr am Bord, und alles Pulver verschossen war**). Den so heldenmüthig gefallenen Sohn rächte der Vicekönig auf das vollständigste. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, griff er die Feinde bei Diu an, und erfocht einen glänzenden Sieg, durch den die Mohammedanische Flotte fast gänzlich vernichtet wurde (3. Febr. 1509). Noch in demselben Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen, und hatte nach so großen Thaten in Indien das Unglück, auf der Rückreise an der Afrikanischen Küste von wilden Hottentotten erschlagen zu werden. Sie hatten bei einem entstandenen Streite einige von der Schiffsmannschaft verwundet, und dafür hatte

*) Daru, Histoire de Venise. T. III. p. 57.
**) Barros, a. a. O. Thl. II. S. 61.

er sie züchtigen wollen. Fünfundsechzig Portugiesen, unter ihnen elf der angesehensten Offiziere, fielen an diesem unglücklichen Tage mit ihm.

Der Schwung, den diese wunderbaren Erfolge der Portugiesischen Nation gaben, trieb sie zu Anstrengungen, die weit über ihre materiellen Kräfte zu gehen schienen, sie aber eben darum auf den höchsten Gipfel des Ruhmes, den sie je erreichte, emporhoben. Triebfedern sehr verschiedener Art, Ehrgeiz, Begeisterung für den Nationalruhm, Bekehrungseifer, Gewinnsucht, mischten sich dabei; aber die Thaten, die sie hervorriefen, glänzen unsterblich neben den größten, welche die Geschichte verzeichnet hat.

---

12. Alfons von Albuquerque.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Albuquerque, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Schon ehe er Statthalter ward, hatte er ein Geschwader angeführt, mit dem er den wichtigen Staat von Ormuz angriff. Ormuz liegt auf einer kleinen, unfruchtbaren Insel; da diese aber den Eingang in den Persischen Meerbusen beherrscht, so war sie der Sitz eines wichtigen und ausgebreiteten Handels geworden. Albuquerque's Erscheinung brachte den Herrscher von Ormuz zu dem Versprechen, der Krone Portugal einen jährlichen Zins zu zahlen (1507). Als er fragen ließ, wie er es mit dem Tribute halten sollte, den er bisher dem Könige von Persien hatte zahlen müssen, schickte ihm Albuquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln; diese solle er den Persischen Gesandten überreichen, und ihnen dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn ein Anderer ihnen Tribut abfordere. Schon hatte Albuquerque den Bau einer Festung angefangen, als er den König treulos erfand und zum Schwerte griff. So ungleich der Kampf war, würde er doch wohl Ormuz unterworfen haben, wenn ihn nicht drei seiner Hauptleute mit ihren Schiffen verlassen hätten. Ein zweiter Zug gegen die Insel, den er im nächsten Jahre unternahm, war nicht glücklicher. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, bis er Ormuz wiedergewonnen hätte.

Als er bald darauf Generalcapitän wurde, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen, um die Portugiesen zum herrschenden

Volk an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu erheben. So viele Hindernisse ihm auch das Mißtrauen des Portugiesischen Hofes, der, um Einen Mann nicht allzumächtig werden zu lassen, in Indien mehrere Statthalterschaften errichten wollte, dann der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen in den Weg legten: seine Klugheit und Standhaftigkeit überwanden Alles. Zunächst war er bedacht, einen bequemen Mittelpunkt für die Herrschaft in Ostindien ausfindig zu machen, und erwählte mit großer Einsicht Goa dazu, dessen Lage auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarischen Küste sich trefflich eignet, den ganzen Handel derselben zu beherrschen. Die Stadt ward am 28. Februar 1510 eingenommen; aber bald erschien der Beherrscher derselben, Ismael Adil Schah, von den Portugiesen Hidalchan genannt, ein Vasall des Königs von Decan, an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann und belagerte die Portugiesen. Albuquerque mußte die Stadt am 30. Mai wieder räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu unternehmen. Am 25. November desselben Jahres eroberte er Goa zum zweiten Male, und traf nun alle Anstalten, um es zu erhalten und zum Hauptsitze zu erheben. Mehr als einmal bewährte sich Albuquerque's Weisheit bei der Wahl dieses Ortes; denn in mancher drohenden Gefahr verdankten die Portugiesen allein dem Besitz von Goa den Fortbestand ihrer Macht in Indien. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft zur See gerichtet; Albuquerque hielt die Behauptung desselben für unmöglich, wenn sie nicht in wohlbefestigten Besitzungen auf dem Lande eine sichere Grundlage hätte.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malacca, den wichtigsten Stapelplatz des Hinterindischen Handels, wo Chinesische und Arabische Kaufleute zusammen trafen. Die Eroberung dieser Stadt, die mit einer zahllosen Menge von Geschütz vertheidigt wurde, kostete den achthundert Portugiesen, die sie unternahmen, außerordentliche Anstrengung. Zweimal mußte Albuquerque den Angriff von Neuem beginnen, und als er schon in die Stadt eingedrungen war (10. August) wurde noch neun Tage innerhalb derselben gefochten*). Albuquerque sorgte sogleich für die Anlage starker Befestigungen, und traf so weise Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Schiffe noch zahlreicher nach Malacca strömten als vorher. Jetzt ward auch der

*) Barros, Thl. II. S. 196.

mächtigsten Königen Indien's der Portugiesische Name furchtbar; Albuquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang bei diesem Anlaß noch weiter vor, und kam bis zu dem Vaterlande der feinsten Gewürze, den Banda-Inseln und den Molukken.

Von Glück und Sieg gekrönt eilte der unermüdliche Mann nach Goa zurück, das er von den Feinden wieder angegriffen und hart bedrängt fand. Mit Hülfe einiger aus Europa angelangter Verstärkungen schlug er die Belagerer und befreite die Hauptstadt. Selbst von Abyssinien und Ormuz kamen nunmehr Gesandte an den großen Albuquerque; nah und fern schienen die Fürsten mit einander zu wetteifern, sich um die Freundschaft des Königs von Portugal zu bewerben.

Dennoch unternahm Albuquerque, dem ausdrücklichen Befehle des Königs Emanuel und seinem eignen Gelübde zufolge, im J. 1515 einen Zug gegen Ormuz, dessen König den Tribut, zu dem er sich verpflichtet, doch nur sehr unwillig entrichtete, und den Portugiesen die von Albuquerque einst angelegte Festung nicht einräumen wollte. Albuquerque's schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Mit siebenundzwanzig Schiffen, die funfzehnhundert Portugiesen und siebenhundert Indier an Bord hatten, erschien er am 26. März vor Ormuz, zwang den König, ihm die Festung zu überliefern, und sein eigenes Geschütz herzugeben, um sie zu besetzen.

Damit beschloß jedoch der Held die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er unterwegs von seinem eigenen Könige die Entlassung, auf Grund jener schon oben erwähnten Politik der Herrscher. Und was ihm diesen Schlag noch schmerzlicher machte, war, daß mit dem neuen Oberbefehlshaber zugleich zwei Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Stellen ankamen, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte, und die vorzüglich an seinem Sturze Schuld waren. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der letzte Brief, Señor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich habe in diesem Lande einen Sohn, er heißt Blas d'Albuquerque. Ich flehe Ew. Hoheit an, ihn den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." Er wollte Goa gern noch einmal sehen; und er sah es

vom Verdeck aus, dann entschlummerte er, kurz bevor sein Schiff in den Hafen einlief (16. Sept. 1515). Durch seine Thaten vorzüglich war der König von Portugal berechtigt, sich „Herr des Handels von Indien und Aethiopien" zu nennen.

Albuquerque war von schöner Gestalt, seine Züge freundlich und einnehmend, im Zorn aber sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm, und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Doch wird ihm vorgeworfen, daß sein Zorn, der, wenn er gereizt ward, mit großer Heftigkeit ausbrach, ihn zuweilen zu übereilten Todesurtheilen und Grausamkeiten verleitet habe. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man, seine Gebeine in Lissabon zu haben; aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl bewogen werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten sie bei den Bedrückungen, die sie von seinen Nachfolgern erfuhren, oft mit Wehmuth anriefen.

Nach Albuquerque's Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und der Küste Coromandel, und Factoreien auf den Sundischen Inseln; 1535 eroberten sie das wichtige Diu; 1542 kamen sie nach Japan, und knüpften dort, so wie später auch in China, einen einträglichen Handelsverkehr an. Dennoch muß die Verwaltung Albuquerque's als die schönste Blüthe der Portugiesischen Herrschaft in Indien betrachtet werden. Von den Befehlshabern, die ihm folgten, waren die meisten nicht im Stande, ihn zu ersetzen; ihre Führung diente nur dazu, den Verlust dieses außerordentlichen Mannes recht fühlbar zu machen. Noch gaben zwar die Portugiesen Proben großen Heldenmuthes; die einheimischen Fürsten, die es versuchten, wider sie aufzustehen, fühlten ihren tapfern Arm. Allein die Begeisterung der ersten Zeit, die so bewundernswürdige Thaten vollbracht, erlosch allmählig, und machte niederen Leidenschaften Platz. An die Stelle des alten Heldeneifers trat bald ein höchst verderblicher Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, je mehr stieg die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Ueppigkeit nahmen überhand; in der Verwaltung wurden grobe Mißbräuche herrschend, die wichtigsten Aemter nach Reichthum, Gunst und Familien-

verbindungen vergeben*). Auch die große Ausdehnung der Küsten, an denen sich diese Besitzungen befanden, machte die Aufsicht schwierig; Eigennutz und Willkür konnten um so ungestörter sich geltend machen. So bereitete sich schon früh im Innern der Portugiesisch-Indischen Herrschaft ein Verderben vor, wodurch es den späterhin von außen her geführten Stößen erleichtert wurde, sie umzustürzen, und bis auf wenige Trümmer ihrer ursprünglichen Größe zu zerstören.

---

13. Entdeckung von Neuspanien. Erste Erfolge des Cortez. (1517—1519.)

Wir kehren jetzt wieder zu den Spaniern in Amerika zurück. Cuba, das unter der klugen Verwaltung seines Eroberers, des Diego Velasquez, einer großen Blüthe genoß, und daher die Mittel zu neuen Unternehmungen leicht hergeben konnte, schien für solche auch ein vorzüglicher Ausgangspunkt zu sein; denn von allen Spanischen Besitzungen erstreckte es sich am weitesten nach Westen hin, und schon Columbus hatte behauptet, ein weiteres Vordringen nach dieser Weltgegend würde noch zu viel wichtigeren Entdeckungen als alle bisherigen führen. Der von einer so wichtigen Autorität empfohlenen Richtung folgend, entdeckte Hernandez de Cordova 1517 die Halbinsel Yucatan, und fand zu seinem Erstaunen die dortigen Eingebornen in baumwollene Gewänder gekleidet, überhaupt in einem ganz anderen Zustande als die Wilden der Inseln. Sie waren überdieß so kriegerisch, daß sie bei einer Landung, welche die Spanier machten, um frisches Wasser einzunehmen, zwei und funfzig derselben erschlugen. Selbst mit gefährlichen Wunden bedeckt, blieb dem Cordova nichts Anderes übrig, als nach Cuba zurückzusegeln, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb.

Aber dieses Mißgeschick schreckte so wenig, es reizte vielmehr die gewonnene Kunde so sehr, daß man sich dazu drängte, an einer neuen Ausrüstung, die Velasquez betrieb, Theil zu nehmen. Führer derselben war Johann von Grijalva. Er verließ Cuba im Frühling 1518, landete an dem Orte, wo Cordova jene Niederlage erlitten hatte, um die Indianer dafür zu züchtigen, und schlug sie, aber nicht ohne tapfern Wi-

*) Saalfeld, Geschichte des Portugiesischen Colonialwesens in Ostindien, S. 264.

verstand erfahren zu haben. Als die Schiffe hierauf weiter an der Küste hinsegelten, sahen die Spanier zu ihrem Erstaunen (es war die Gegend jener merkwürdigen und neuerdings so vielfach durchforschten Ueberreste der Baukunst) Ortschaften mit steinernen Häusern, Thürmen und Kreuzen, und in der Erinnerung an das Vaterland, mit dem man hier insofern Aehnlichkeit fand, gab Grijalva dem Lande den Namen Neuspanien*). An einigen Orten, wo er die Küste betrat, bewirkte der Schreck, den sein Sieg im Lande verbreitet hatte, eine freundliche, ehrerbietige Aufnahme. Alles, was die Spanier sahen, erhöhte ihre Vorstellungen von dem Anbau und dem Reichthum des Landes, das sie gefunden hatten, und von der Civilisationsstufe seiner Einwohner. Diese sagten ihnen, daß sie Unterthanen eines mächtigen Monarchen, Namens Montezuma, seien, dessen Herrschaft sich noch über viele andere Provinzen, die zusammen das Mexicanische Reich bildeten, erstrecke. Unter diesen Umständen hielt Grijalva den Plan, mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln hier eine Colonie zu gründen, für zu kühn, und kehrte daher nach Cuba zurück. Velasquez hingegen brannte vor Begierde, die gemachte Entdeckung, die alle seine Erwartungen weit übertraf, so vollständig als möglich zu benutzen. Er bereitete daher eine neue, weit bedeutendere Ausrüstung vor; da er aber in sich selbst den erforderlichen Geist und Muth nicht fühlte, so wollte und mußte er sie freilich einem andern Anführer vertrauen; doch suchte er nach einem solchen, der mit jenen Fähigkeiten keinen Ehrgeiz vereine, damit derselbe den Hauptgewinn und die Ehre, die Besitzungen der Krone Spanien außerordentlich erweitert zu haben, ihm willig überlasse.

Nach einigem Schwanken wählte er den Ferdinand Cortez, der, um einen Schauplatz für Thaten, wonach sein feuriger Geist dürstete, zu finden, im Jahre 1504 als ein neunzehnjähriger Jüngling nach St. Domingo gekommen, dann mit Velasquez nach Cuba gegangen war. Schon damals hatte er so bedeutende Proben von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit gegeben, daß man Ungemeines von ihm erwarten durfte. Indeß hätte nicht viel gefehlt, so wäre seine Laufbahn früh geendet gewesen; denn er hatte an einem heimlichen Einverständniß gegen Velasquez thätigen Antheil genommen, und war von diesem zum Tode verurtheilt worden. Doch war die Sache schließlich ausgeglichen worden, und schien jetzt, wo sechs Jahre darüber verflossen waren, völlig vergessen. Cortez erhielt die Bestallung zu seinem neuen Berufe, und zur Ausführung des-

*) S. Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico, Thl. I. S. 179 ff.

selben elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Indeß die Klugheit und der Eifer, die er bei der Ausrüstung und Truppenwerbung entwickelte, reizten auch seine Feinde und Neider. Sie erweckten neuerdings den schlafenden Argwohn im Herzen des Velasquez, so daß ihn seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht sobald, als er schnell absegelte und an anderen Punkten der Insel die Ausrüstung vollendete. Velasquez entsetzte ihn nun zwar förmlich des Commando's und befahl seine Gefangennehmung; aber Cortez hatte die Herzen der Angeworbenen schon so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm, als er seinen offenen Bruch mit dem Statthalter erklärte, Treue und Ergebenheit verhießen, und selbst auf die Abreise von der Insel drangen. Sie geschah am 10. Februar 1519. Die ganze Mannschaft, mit der einem mächtigen Königreiche Gesetze vorgeschrieben werden sollten, bestand aus 110 Seeleuten und 553 Soldaten, worunter 32 Kolbenbogenschützen und nur 13 Büchsenschützen; die Artillerie bildeten zehn schwere Geschütze und vier leichtere oder Feldschlangen; zum Zweck der Reiterei dienten 16 Pferde; außerdem waren zur Aushülfe 200 Indianer von der Insel am Bord. Die Hauptfahne, von schwarzem Sammet mit Gold gestickt, führte als Wappen ein rothes Kreuz in blauen und weißen Streifen mit der Aufschrift in lateinischer Sprache: „Freunde, laßt uns dem Kreuze folgen, und wir werden unter diesem Zeichen, wenn wir gläubig sind, siegen."

Cortez zählte damals vierunddreißig Jahre; er war von mehr als mittlerer Größe, seine Gesichtsfarbe bleich, und sein großes dunkles Auge gab ihm, trotz seiner im Grunde heiteren Gemüthsart, einen Ausdruck von hohem Ernst. Seine Gestalt war schlank, seine Schultern breit, sein Körper überhaupt muskelstark und ebenmäßig, so daß er Kraft und Behendigkeit vereinigte. In seiner Nahrung mäßig und wenig trinkend, erschien er gegen Beschwerden und Entbehrungen völlig gleichgültig. Seine Kleidung, mehr reich als glänzend und auffallend, ließ seine schöne Persönlichkeit vortheilhaft hervortreten. Den äußern Eindruck nicht verschmähend, führte er eben jetzt eine größere Pracht in seiner Erscheinung und seiner Lebensweise ein, die er fortan immer beibehielt. Uebrigens barg er unter seinem offenen und soldatischen Wesen einen ausnehmend kalten und berechnenden Geist. Selbst in seine fröhlichste Laune mischte sich eine Bestimmtheit und Entschlossenheit, die allen seinen Umgebungen Gehorsam und sogar Furcht einflößte. Durch diese berechnete Vereinigung von Wohlwollen und Würde gelang es ihm vornehmlich, die Hin-

gebung der rauhen und unruhigen Gemüther, und seine Herrschaft über sie zu befestigen *).

Die erste Landung geschah an dem Orte, wo Grijalva von den Eingebornen freundlich aufgenommen worden war. Cortez aber fand sie wiederum feindselig, und mußte sie mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrage bringen. Er schiffte sich hierauf wieder ein, und landete da, wo jetzt das Fort St. Juan de Ulloa liegt. Hier fanden sich die Mexicanischen oder Aztekischen Indianer zahlreich zu einem friedlichen Verkehre ein. Ein besonders günstiger Umstand war es, daß man mit ihnen durch eine kürzlich zum Geschenk erhaltene indianische Sklavin, von den Spaniern Marina genannt, unterhandeln konnte, die sowol das Mexicanische verstand, als das Yucatanische, dessen wiederum ein Spanier, Aguilar, mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Marina, eine Mexicanische Kazikentochter, die durch ein trauriges Geschick nach Yucatan (Tabasco) in die Sklaverei verschlagen worden, erlernte auch sehr bald das Castilianische, als Sprache der Liebe, da Cortez sie zu seinem Dolmetscher, dann zu seinem Schreiber, und schließlich zu seiner Geliebten erkor; sie gebar ihm einen Sohn, Don Martin.

Cortez versetzte die Mexicaner durch das Schauspiel Europäischer Kriegsübungen, das er ihnen gab, in staunende Ehrfurcht. Der Donner des Geschützes, die Reiter, die mit ihren Pferden ein monströses Ganzes schienen, ließen sie glauben, daß die Ankömmlinge höhere Wesen seien. Montezuma **) erhielt durch seine Statthalter schleunigst Nachrichten und durch Indianische Maler ziemlich gute Abbildungen von den Fremden und ihren Wunderdingen. Zugleich wurde ihm berichtet, daß Cortez begehre, nach der Hauptstadt zu kommen, denn er habe Aufträge von dem mächtigsten Monarchen der Ostländer an Montezuma, die er nur ihm selbst anvertrauen dürfe. In Kurzem erschienen Gesandte von dem Könige an Cortez, die ihm reiche Geschenke brachten, aber auch die Aufforderung, das Reich zu verlassen. Als Cortez bei seinem Verlangen blieb, kam eine zweite Botschaft, welche die Weisung der ersteren wiederholte, und noch größere Geschenke hinzufügte. Doch was ihn zur Rückkehr bewegen sollte, verstärkte nur seine Begierde, ein solches Land zu gewinnen.

---

*) Prescott, a. a. O. S. 205 ff.

**) Der alte ächte Name ist Motecuhcuma; so schreibt Torquemada in seiner Monarquia Indiana.

Er bestand auf dem Besuch und machte Anstalten zur Anlegung einer Spanischen Stadt im Mexicanischen Gebiete.

Indeß fühlte er die Nothwendigkeit, ehe er weiter vorwärts ging, seine eigene Stellung mehr zu sichern. Es gab unter den Truppen Mißvergnügte, die aus Zaghaftigkeit Heimkehr wünschten; Andere, die als Anhänger und Freunde des Velasquez den Anführer als einen Abtrünnigen und Rebellen betrachteten. Cortez benahm sich mit außerordentlicher Klugheit, indem er Alles auf die Entscheidung der Seinen ankommen zu lassen schien, während er sie auf das Geschickteste leitete. Er ertheilte den Befehl zur Einschiffung, und hatte die Freude, ein lautes Murren dagegen zu vernehmen, so daß der Beschluß zu bleiben und auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, von der großen Mehrheit der Truppen gefaßt ward. Die Frage über die Befehlshaberwürde sollte der für die zu gründende neue Stadt im Namen des Königs von ihm ernannte Colonie-Verwaltungsrath verhandeln. Cortez legte vor diesem, der aus seinen treuesten Freunden zusammengesetzt war, feierlich seine Bestallung und seinen Befehlshaberstab nieder, und ersuchte die Mitglieder, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß kein Anderer als Cortez erwählt ward. Der Verwaltungsrath ernannte ihn zum General-Capitän und Oberrichter der Colonie bis auf weitere Befehle des Königs. Diese Form war sehr wichtig, denn sie reinigte ihn von dem Flecken, das Befehlshaberamt willkürlich und eigenmächtig zu führen.

Er rückte nun in das Gebiet des Kaziken von Tempoalla. Dieser, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und verband sich förmlich mit ihm. Dasselbe that der Kazike von Chiahuitzlan, in dessen Gebiet nunmehr die beabsichtigte Colonie angelegt wurde, die den Namen erhielt, „die reiche Stadt des wahren Kreuzes" (Villa rica de la vera cruz, gewöhnlich abgekürzt Veracruz). Cortez erachtete es jetzt für dringend nöthig, dem Kaiser Karl V., als damaligem Beherrscher Spanien's, von Allem, was geschehen war, Bericht abzustatten. Er malte die Aussichten bei der Eroberung eines solchen Reiches, die Vortheile davon für die Krone mit glänzenden Farben, und verschwieg auch sein Verhältniß zu Velasquez nicht, jedoch ohne um die Befehlshaberstelle für sich geradezu zu bitten. Dies that vielmehr der Verwaltungsrath der Colonie in einem besondern Briefe, worin er die Verdienste des Feldherrn hervorhob. Noch war das Schiff, welches die mit der Ueberreichung dieser Schreiben beauftragten Freunde des Cortez nach Spanien bringen sollte,

nicht abgesegelt, als eine Verschwörung von Anhängern des Velasquez entdeckt wurde, die vermittelst eines Schiffes, dessen man sich heimlich bemächtigen wollte, dem Letztern von der Absendung der Berichte Kunde zu geben gedachten, damit er zuvorkommen könne. Cortez bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode.

Um aber für die Zukunft gegen ähnliche Entwürfe gesichert zu sein, und zugleich seinen Soldaten nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang zu lassen, faßte der Held jetzt den wunderbar kühnen Entschluß, die gesammte Flotte, mit Ausnahme eines einzigen kleinen Schiffes, unter dem Vorwande der Seeuntüchtigkeit auf den Strand laufen und zerstören zu lassen. Es geschah Anfangs zur größten Bestürzung und unter immer lauterem Murren, schließlich aber unter allgemeinem Beifall der Truppen; denn Cortez wußte sie durch eine begeisternde Anrede umzustimmen. Auf Mittel zum Entfliehen zu sinnen, erklärte er, sei tapferer Gemüther unwürdig; rückwärts zu blicken, indem sie vorwärts drängen, würde ihr Verderben sein; Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem Befehlshaber würde den Erfolg verbürgen. „Ich für mein Theil, so schloß er, werde ausharren, so lange nur noch Einer bei mir bleibt. Giebt es einige Feige unter euch, die Anstand nehmen, die Gefahren unseres ruhmwürdigen Unternehmens zu theilen, so lasset sie in Gottes Namen nach Hause gehen. Es ist noch ein Schiff übrig; mögen sie es nehmen und nach Cuba zurückkehren; mögen sie dort erzählen wie sie ihren Befehlshaber und ihre Gefährten verlassen haben, und ruhig warten, bis wir mit der Beute der Azteken beladen heimkehren." Begeistert erhob sich der allgemeine Ruf: „Nach Mexico! nach Mexico!"*) So ließen sich, wie Robertson sagt, mit einem Aufschwunge von Heldenmuth, der in der Geschichte seines Gleichen nicht hat, fünfhundert Menschen freiwillig in ein feindliches, mit mächtigen und unbekannten Völkern erfülltes Land einschließen, und entsagten, durch Vernichtung der Mittel zu entkommen, jeder andern Zuflucht außer derjenigen, die in ihrem Muthe und ihrer Ausdauer lag.

Nun begann der Zug in's Innere des Landes. Cortez wählte den Weg durch das Gebiet der Tlascalaner, einer kriegerischen Völkerschaft, die ihre Tapferkeit gegen das Mexicanische Reich tapfer behauptet hatte. Sie widersetzten sich seinem Durchzuge; aber nachdem ihre außerordentliche Ueberzahl durch der Spanier Tapferkeit, Kriegskunst und bessere

*) Prescott, I. S. 295 ff., abweichend von Robertson's History of America, II. S. 253 ff. Beider Auffassungen lassen sich, wie oben geschehen, vereinigen.

Waffen in mehreren Treffen besiegt worden war, schlossen sie Frieden, und bekannten sich, nach Cortez' Verlangen, zu Vasallen der Castilischen Krone. Sie nahmen die Spanier in ihrer Hauptstadt, über deren Größe, Schönheit und treffliche Anstalten diese erstaunten, mit Ehrerbietung wie höhere Wesen auf, und brachten ihnen Lebensmittel in Ueberfluß.

In Cholula, der nächsten großen und volkreichen Stadt, wohin Cortez kam, erfuhr er durch seine Dolmetscherin Marina, daß die Einwohner ihn nur willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen, und die Spanier zu ermorden. Sogleich bemächtigte er sich der Oberhäupter, hielt sie in Verwahrung, und ließ plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen in dem schrecklichen Gemetzel um's Leben gekommen sein; die Uebrigen flohen. Da verzieh Cortez den eingesperrten Häuptern, ließ sie wieder frei, und erlaubte ihnen, die Entflohenen zurückzurufen. Die Cholulaner verbanden sich nun gleichfalls mit ihm, und auf dem weitern Marsche ward sein Anhang immer größer und mächtiger. Keiner der ihm beigetretenen Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlascalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und bereit, ihn in seinen Kämpfen kräftig zu unterstützen.

14. Eroberung des Mexicanischen Reiches.

(1519—1521.)

Als Cortez die Unterwerfung des mächtigen Mexicanischen Reiches unternahm, bestand es noch nicht volle drei Jahrhunderte*). Die Civi-

*) Die Azteken und Tezcucaner, gleichwie die Tolteken, kannten die Buchstabenschrift nicht; aber sie hatten das Andenken an die Begebenheiten ihrer Vorfahren in zahlreichen hieroglyphischen Gemälden aufbehalten, deren allergrößter Theil durch den Fanatismus der Spanier zerstört wurde; namentlich durch die Glaubenswuth des ersten Erzbischofs von Mexico, Don Juan de Zumarraga, der ein eben so großes Autodafé über die Mexicanischen Handschriften verhängte, wie einige zwanzig Jahre zuvor Erzbischof Ximenes in Granada über die Arabischen. Aus den Ueberresten der ersteren und noch mehr aus dem Munde derer, die sie noch in Fülle gesehen, ist eine geschichtliche Ueberlieferung niedergeschrieben worden, die zwar grade wegen ihrer Ausführlichkeit Mißtrauen erregt, aber doch in ihren Grundlagen ohne Zweifel auf Wahrheit beruht. Da die Deu-

lisation, welche die Spanier darin antrafen und bewunderten, war gleichfalls keine dem Lande, so weit das Andenken der Menschen reichte, eigenthümliche, sondern eine von Völkern, die aus Nordwesten kamen, dahin gebrachte. Zu diesen gehörten zunächst die Tolteken, die wahrscheinlich im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (um 648) nach dem Gebiet von Anahuac kamen, und ihre Hauptstadt in Tula errichteten. Sie trieben Landbau und Gewerbe, waren geschickte Metallarbeiter, erfanden die verwickelte Zeiteintheilung, errichteten weithin großartige Bauwerke, deren Trümmer noch heut zu sehen sind, und waren überhaupt die eigentlichen Urheber der Bildung in diesem Theile des Festlandes. Um 1051 verließen sie aber größtentheils ihre Sitze und wanderten wahrscheinlich nach Mittelamerika und den benachbarten Inseln; die majestätischen Trümmer von Mitla und Palenque rühren möglicherweise von ihnen her. Ihre Stelle in Anahuac nahmen um 1170 die rohen Chichemeken ein, die jedoch sehr bald wieder durch gesittetere Stämme verdrängt wurden, namentlich um 1200 durch die Acolhuaner oder Tezcucaner und durch die Azteken; jene gründeten Tezcuco, diese Mexico, die Hauptstädte der beiden blühendsten Staaten von Anahuac; beide waren die Erben der Toltekischen Bildung.

Die Azteken, die allmählig das herrschende Volk in Neuspanien wurden, hatten früher nordwärts vom Meerbusen von Californien ihre Sitze gehabt, und waren von dort um 1160 aufgebrochen; nur allmählig weiter gegen Süden vordringend, hatten sie um 1196 Tula erreicht. Erst nach vielen neuen Wanderungen und Abenteuern, die der Heldenzeit des Alterthums vergleichbar sind, machten sie endlich im Jahre 1325 an dem See von Tezcuco Halt, und erbauten hier die Stadt Tenochtit-

---

tung der Hieroglyphen nicht ohne Schwierigkeit ist, so kommen in den chronologischen Angaben große Abweichungen vor. Wir folgen in den Zeitbestimmungen durchweg dem Clavigero (Storia del Messico, s. besonders Thl. I. S. 172 und Thl. II. S. 320 der deutschen Uebersetzung). Neben ihm ist das zweitwichtige Werk jetzt Beytia's Historia Antigua (Mexico, 1836). Die umsichtigste Bearbeitung aller Quellenschriften giebt Prescott (a. a. O. S. 9 ff.), dem wir uns anschließen. Zu den interessantesten und wichtigsten Quellen gehört die Historia Chichemeca des einheimischen Geschichtschreibers Ixtlilxochitl, der ein Zeitgenosse des Cortez und ein Mitglied des Tezcucanischen Königshauses war. Ueber den Grad und den Umfang der Kenntnisse der Mexicaner würden wir urtheilen können, wenn die Spanier nicht die Bewahrer derselben, die Aztekischen Priester, fast gänzlich sofort ausgerottet hätten. Vgl. v. Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien Bd. I. S. 127.

lan, nach ihrem Kriegsgott Mexitli auch Mexico genannt, die fortan der Sitz und Mittelpunkt ihres Reiches blieb. Damals wurden sie von einer Anzahl adeliger Häuptlinge aristokratisch regiert; da sie sich aber gegen die Nachbarn schwach fühlten, und größerer Einheit der Maßregeln zu bedürfen glaubten, so führten sie im Jahre 1352 das Königthum ein. Wirklich wurden sie von der Zeit an ihren Nachbarn furchtbar, und breiteten ihre Herrschaft immer weiter aus, zumal im Verein mit den minder mächtigen Staaten von Tezcuco und Tlacopan, die sich als Bundesgenossen zu Schutz und Trutz ihnen anschließen und, wie es scheint, ihrer Führerschaft unterordnen mußten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, unter dem ersten Montezuma, herrschten sie schon an den Seiten des Tafellandes bis hinab zu den Ufern des Mexicanischen Meerbusens. Die Hauptstadt zeugte von der allgemeinen Wohlfahrt; ihr Umfang war weit größer als der der heutigen Stadt Mexico, ihre ursprünglich gebrechlichen Hütten wurden durch feste Bauwerke von Stein und Kalk verdrängt, und ihre Bevölkerung vermehrte sich rasch. Eine Reihe fähiger Fürsten verstanden die steigenden Hülfsquellen und den kriegerischen Geist des Volkes zu benutzen. Jahr aus Jahr ein sah man sie beladen mit der Beute eroberter Städte, und mit einer gedrängten Menge unglücklicher Gefangener, nach ihrer Residenz zurückkehren. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts reichte die Herrschaft der Azteken vom Atlantischen bis zum Stillen Meere, und unter dem kühnen aber blutdürstigen Ahuitzotl trugen sie ihre Waffen sogar weit über die Grenzen ihres Gebietes hinaus, bis in die entferntesten Winkel von Guatemala und Nicaragua. Als die Spanier in das Land kamen, unter dem zweiten Montezuma, dem neunten Könige der Azteken, stand daher das Reich grade in seiner größten Ausdehnung da. Die Verbindung mit den entferntesten Theilen des Landes wurde durch Eilboten unterhalten, ähnlich wie im altpersischen Reiche und in China; die Posthäuser waren etwa je zwei Leguas von einander errichtet; auf jeder Station wurden die Eilboten gewechselt und dadurch eine solche Schnelligkeit erzeugt, daß die bilderschriftlichen Depeschen, oder frische Fische aus dem Mexicanischen Meerbusen, in Einem Tage 100 bis 200 Englische Meilen weit befördert wurden.

Allein zugleich mit dem Machtzuwachs des Reiches war die monarchische Regierung in einen Despotismus ausgeartet, der immer drückender wurde, besonders für die untern Stände; auch war der Adel im Besitze großer, für das Ganze verderblicher Vorrechte. So lebte denn das Volk nunmehr in großer Armuth, während der Kaiser, die Prinzen, der

Adel und die Priester allein die fruchtbarsten Ländereien inne hatten, und die Statthalter in den Provinzen sich ungestraft die härtesten Erpressungen erlaubten. Die zuletzt unterworfenen Stämme trugen überdies das Joch mit heftigem Unwillen; und der Druck, den Montezuma gegen die neuen Vasallen übte, führte dem Cortez zahlreiche Verbündete zu, und wurde dergestalt eine der wirksamsten Ursachen seines Unterganges.

Von Cholula aus zog Cortez, trotz fortwährender Gesandtschaften Montezuma's, die ihn zur Umkehr bewegen sollten, der Hauptstadt immer näher. Die Spanier kamen durch so große und volkreiche Städte, und durch ein so herrlich angebautes Land, daß ihr Erstaunen von Tage zu Tage wuchs. In der That ist es bewundernswürdig, daß ein Volk, das weder eiserne Werkzeuge noch Zugvieh hatte, solche Städte zu bauen vermochte. Endlich zeigte sich den Spaniern Mexico selbst in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen weißen Häusern und Tempeln. Die Spanier schätzten die Zahl der Häuser auf etwa sechzigtausend. Die Stadt lag auf einer Insel in dem See Tezcuco, mit dem festen Lande durch drei verschiedene Dämme verbunden, auf deren einem Cortez die Seinen vorsichtig heranführte (8. Nov. 1519). Ehe er die Stadt erreichte, kamen ihm tausend, der äußern Erscheinung nach angesehene Männer, in feine baumwollene Gewänder gekleidet, entgegen, begrüßten ihn ehrerbietig und verkündeten die nahe Ankunft ihres Gebieters. Bald erschien dieser auch selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen und einer zahlreichen, reich gekleideten Dienerschaft. Er begrüßte Cortez auf eine Weise, wie sie in Mexico nur von Geringeren gegen Höhere gewöhnlich war, so daß die Mexicaner, die von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge sein. In der Stadt wurde den Spaniern ein sehr weitläufiger steinerner Palast zur Wohnung angewiesen. Montezuma führte selbst den Cortez dort ein und beschenkte die Spanier reichlich. Er erzählte dem Feldherrn von einer Ueberlieferung unter seinem Volke, daß ein Fürst desselben vor uralten Zeiten in die Länder nach Sonnenaufgang gezogen sei, und daß man stets geglaubt, es werde dereinst einer seiner Nachkommen sein Recht auf Land und Volk geltend machen. Er glaube nun, nach Allem, was die Spanier von ihrem mächtigen Könige erzählten, es sei dieser ihr angestammter Herrscher, dem er daher auch sich und sein ganzes Reich unterwerfen wolle.

So gut das auch klang, und so freundschaftlich der Empfang war, wußte doch Cortez nicht, wie weit er dem Allen trauen dürfe. Er befestigte sich zwar in seinem Palaste so viel als möglich, und sicherte sich

durch geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor einer Ueberraschung; doch mußte ihm für den Fall, daß Montezuma, wie es die Tlascalaner behaupteten, treulos erfunden werde, seine Lage, mitten in einer volkreichen Hauptstadt, aus der ihm der Rückzug so leicht abgeschnitten werden konnte, höchst gefährlich erscheinen. Aber er war schon zu weit gegangen, um scheu zurücktreten zu dürfen, und er glaubte daher den Erfolg seiner bisherigen Kühnheit nur durch eine noch größere sichern zu können. Der Person des Königs selbst wollte er sich bemächtigen, damit er ihm als Geisel gegen dessen Volk diene, und dann auch in allen Stücken seinem Willen sich fügen und jede seiner Forderungen befriedigen müsse*). Nur eine so beherzte Seele wie die des Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst mehrere seiner Offiziere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Sechs Tage nach seinem Einzuge in Mexico begab er sich, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, in Begleitung seiner besten Hauptleute in die Wohnung des Königs. Man begann damit, diesen über einen Vorfall zur Rechenschaft zu ziehen, der die Spanier in Schmerz versetzt hatte. Ein Mexicanischer Feldherr, Quauhpopoca, hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Veracruz war Letzteren zu Hülfe gekommen. In einem Treffen hatten die Spanier zwar gesiegt, aber ihr Befehlshaber und sechs Soldaten waren geblieben, ein achter war lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem Könige dieses feindselige Verfahren als eine schwere Beleidigung des Königs von Spanien vor, die eine große und glänzende Genugthuung erfordere. Montezuma versprach, den Quauhpopoca sogleich kommen zu lassen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung auszuliefern. Cortez antwortete, daß er für seine Person damit allerdings ganz zufrieden sei, aber die übrigen Spanier hegten gegen den

*) „Nach Allem," schreibt Cortez an Karl V., „was ich von dem Lande gesehen, schien mir, daß es dem königlichen Dienste und unserer Sicherheit entsprechen würde, wenn dessen Oberherr sich in meiner Gewalt befände, und nicht in seiner völligen Freiheit, damit er nicht etwa wankend werde im Entschluß und Willen, so er gezeigt, Ew. Hoheit zu dienen; besonders da wir Spanier ziemlich unverträglich und ungestüm sind und, wenn ihn das etwa zu verdrießen anfinge, er uns vielen Schaden zufügen könnte, und dergestalt, nach seiner großen Macht, daß von uns auch nicht einmal das Gedächtniß verbliebe." Drei Berichte des Cortez an Karl V., Deutsch von Koppe, S. 78.

König den Verdacht geheimer Feindschaft, und es sei kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen derselben wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma antwortete anfangs wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez blieb bei seinem Begehren. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher Spanischer Offizier: „Wozu so viele Zeit verschwenden! wir müssen ihn entweder mit Gewalt fortschleppen, oder niederstoßen.“ Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er erfuhr, daß sein Leben in Gefahr sei, ergab er sich. Von dem Augenblick an, wo die Spanier ungeschreckt auf seine Hauptstadt losgingen, hatten Kleinmuth und Unentschlossenheit immer mehr überhand in ihm genommen, und die abergläubische Furcht vor der Erfüllung jener Prophezeihung ihn vollends jeder Thatkraft beraubt. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen; er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seinen Unterthanen glauben zu machen, es sei sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er blieb von seinen Hofbedienten umgeben, und seine Räthe hatten täglich freien Zutritt zu ihm. Quauhpopoca wurde bald nachher mit seinem Sohn und seinen vornehmsten Hauptleuten, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus Mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch entschiedener zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen und dagegen unfähige anzunehmen, endlich sogar, sich öffentlich und feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären. Nur dem Andringen, seinen Götzen zu entsagen und sich zum Christenthume zu bekehren, widerstand er beharrlich. Der Eifer, den Cortez bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten für die Einführung des Christenthums zeigte, kann um so weniger auffallen, als der Götzendienst der Mexicaner in der That der schrecklichste war, den es je gegeben hat. Der furchtbare Gräuel der Menschenopfer befleckt den Götterdienst der meisten heidnischen Völker; aber nirgends hat er in solcher Ausdehnung und mit so großer Grausamkeit geherrscht, wie bei den Mexicanern. Eine der mäßigsten Angaben bestimmt für das Gesammtreich die jährliche Zahl dieser unglück-

lichen Opfer, wozu besonders die Kriegsgefangenen dienten, auf zwanzigtausend *).

Cortez wollte die Götzen in dem Haupttempel gewaltsam zerstören lassen; als er aber die Wuth des Volkes gewahrte, ließ er von dem gefährlichen Unternehmen ab. Seitdem ging der Unmuth der Mexicaner gegen die herrischen Fremdlinge in bittern Haß über, und der Adel beschäftigte sich eifrig mit Befreiungsplänen. Auch Montezuma ermannte sich und erklärte dem Cortez, weder seine Götter noch sein Volk wollten das längere Bleiben der Spanier dulden. Um Zeit zu gewinnen, antwortete Cortez: er sei bereit, sein Verlangen zu erfüllen, nur müsse man erst die erforderlichen Schiffe bauen. Inzwischen hoffte er Verstärkung aus Spanien zu erhalten, wohin seine Berichte schon vor neun Monaten abgegangen waren. Er wußte nicht, daß Velasquez trotz der angewandten Vorsicht von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daß von daher ein Gewitter gegen ihn heraufzog, welches mit einem Schlage ihn um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohte.

Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sei zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern und zwölf Kanonen ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Der von ihm ernannte Befehlshaber, Narvaez, hatte den Auftrag, Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Er stellte nach vollbrachter Landung laut und prahlerisch den Cortez als einen rebellischen Abenteurer dar, den er zu strafen komme, und brachte dadurch viele Mexicaner zum Abfall von ihm.

Aber auch in dieser außerordentlichen Gefahr bewahrte Cortez den gewohnten Muth. Er ließ zur Bewachung des Montezuma und der Hauptstadt hundertundvierzig Mann zurück, und ging mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Selbst nachdem er die Besatzung von Veracruz an sich gezogen, betrug sein Häuflein kaum das Drittel der feindlichen

*) So Clavigero, Thl. I. S. 392. Nach der Behauptung des Bischofs Zumarraga wären jährlich in der Hauptstadt allein so Viele geschlachtet worden. Torquemada (Monarquia Indiana. T. II. S. 120) beschränkt die Angabe dieser Zahl bloß auf die Kinder; Herrera sogar auf die Opfer eines bestimmten Tages im Jahr. Vgl. Prescott, Thl. I. S. 64.

Macht. Einen an Zahl so schwachen Gegner glaubte Narvaez vollends verachten zu dürfen, und verwarf in stolzer Sicherheit alle Vergleichsvorschläge. Indessen schlichen geheime Boten von Cortez in seinem Lager umher, und gewannen durch Geschenke und Versprechungen einen Theil seiner Truppen. Doch nicht die Künste der Schlauheit allein sollten siegen. In Cempoalla, wo Narvaez stand, wurde er von Cortez und dessen erprobten Kriegern in einer finstern Nacht überfallen und nach kurzem Gefechte mit sehr geringem Blutvergießen vollständig besiegt. Er selbst empfing, tapfer fechtend, eine gefährliche Wunde und ward gefangen (27. Mai 1520). Seine Soldaten nahmen mit sehr wenigen Ausnahmen bei Cortez Dienste.

Wohlverstärkt mit einer so bedeutenden Zahl frischer Truppen und gutem Kriegsbedarf, brach dieser nun wieder nach der Hauptstadt auf, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der dort zurückgelassene Befehlshaber hatte inzwischen die Strenge des Cortez nachahmen wollen, ohne dessen Klugheit zu besitzen, und dadurch eine große Gefahr hervorgerufen. Einer vermutheten Verschwörung zuvorzukommen, hatte er, so treulos als grausam, bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber geriethen Stadt und Land in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht mehr dämpfen. Die vorher so scheuen Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder mit der Erbitterung und Wuth der Verzweiflung. Sie griffen den festen Palast der Spanier an; Cortez that einige Ausfälle, konnte aber der Feinde, die sich aus der umliegenden Gegend täglich mehr verstärkten, nicht Herr werden, verlor eine Anzahl Leute, und wurde selbst in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte Montezuma versuchen, den Streit zu einem gütlichen Ende zu bringen. Er erschien in seinem Königsschmuck auf einer Zinne des Palastes, und verhieß den Abzug der Fremdlinge, sobald die Mexicaner die Waffen niederlegen würden. Aber das wüthende Volk schrie ihn mit Verachtung an, schleuderte sogar einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn. Schwer am Kopf getroffen, sank der Unglückliche nieder, und starb wenige Tage nachher, wahrscheinlich am 29. oder 30. Juni 1520, mehr am gebrochenen Herzen als an der Tödtlichkeit seiner Wunde; starr hinbrütend, wie zermalmt durch die Schmach seines Geschickes, riß er in der tiefsten Aufregung seines Gemüthes den Verband immer wieder ab, und schlug hartnäckig sowohl ärztliche Hülfe als Nahrung aus. Daß er durch die Spanier erdrosselt worden sei, ist eine aztekische Erfindung; löste doch sein Tod, ihnen sehr zur Unzeit, das letzte Band auf,

wodurch sie die Mexicaner hätten beschwichtigen und moralisch an sich fesseln können *).

Diese hatten indeß den Kampf fortgesetzt, und thaten von dem hohen Dache eines nahen Tempels durch Steinwerfen den Spaniern großen Schaden. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spitze seiner Tapfersten hinauf drang. Die adligen Mexicaner, die den Tempel besetzt hatten, machten ihn jede Stufe streitig, oben aber begann ein ebenso hitziges als blutiges Handgemenge; Cortez ermunterte die Seinen durch Wort und Beispiel. Zwei Mexicanische Jünglinge — so lautet eine Sage —, nach dem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande der Spitzsäule stand, und wollten ihn mit sich hinabreißen; nur seine Stärke und Gewandtheit retteten ihn; er rang sich los, und jene stürzten allein hinunter. Nach langer Anstrengung blieben die Spanier Sieger und steckten den Tempel in Brand.

Aber der Aufruhr legte sich nicht; der Kampf tobte fort und die Menge der Streiter schwoll immer bedenklicher an; der Muth und die Heftigkeit der Azteken wuchs; die Spanier mußten befürchten, nach außen völlig abgeschnitten und eingeschlossen zu werden. Unter solchen Umständen war vollends nach dem Tode Montezuma's an eine längere Behauptung des Platzes nicht zu denken. Cortez gab daher den Befehl zum Aufbruch, und in der Nacht zum 1. Juli trat das ganze Heer in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Nachen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit des gepreßten Haufens. Mit rasendem Ingrimm, mit tollkühner Todesverachtung drängten sich die Azteken heran; mörderisch wüthete das Gemetzel den ganzen Dammweg entlang, dessen Brücken zerstört waren. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht (noch jetzt in Mexico noche triste genannt) fand Cortez kaum noch die Hälfte seiner Leute beisammen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Mehrere der bravsten Offiziere waren erschlagen, theils ertrunken; von den treuen Tlascalanern wurden zweitausend vermißt; viele Krieger waren von den Mexicanern lebendig ergriffen worden, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pul-

*) Clavigero, Thl. II. S. 149. Prescott, Thl. II. S. 17 f. 35 ff.

der war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

Wiederum auch in dieser Noth wurde Cortez der Trost und das Vorbild seiner Soldaten. Ebenso unverdrossen als unermüdlich theilte er mit ihnen alle Entsagungen und Beschwerden, die nicht gering waren, da sie, stets von Feindeshaufen umschwärmt, durch ein Land dahinzogen, in dem sie kaum die nothdürftigste Nahrung fanden. Und noch war die größte Gefahr nicht überstanden. Am sechsten Tage ihres Rückzuges nach Tlascala, als sie sich in der Nähe von Otumba befanden, sahen sie von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexicanern bedeckt. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung sein*). Cortez führte die Seinen nach einer kräftigen Anrede ins Treffen; aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erinnerte sich Cortez, gehört zu haben, daß nach dem Glauben der Mexicaner von dem Schicksal der Reichsfahne der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich sprengte er mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu, und streckte den Anführer, der es trug, mit der Lanze zu Boden. So wie die Mexicaner dies sahen, stürzten sie sich in sinnlose Flucht. Am folgenden Tage (8. Juli) rückten die Spanier in das treue Tlascala ein.

Obschon dem Untergange nur wie durch ein Wunder entronnen, gab Cortez doch den Gedanken nicht auf, das Mexicanische Reich völlig zu erobern. Selbst unter den Schmerzen einer in der Schlacht erhaltenen Kopfwunde, die seinem Leben eine Zeit lang Gefahr drohte, beschäftigte er sich unaufhörlich mit Plänen dazu. Aber viele seiner Soldaten, besonders der mit Narvaez gekommenen, waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen und bestanden auf Rückkehr. Cortez hatte alle seine Klugheit und Ueberredungskunst nöthig, die schon ausbrechende Meuterei zu stillen. Um die Fortschritte der Unzufriedenheit zu hemmen, eilte er, seinen Truppen Beschäftigung zu geben, indem er mit ihnen verschiedene in der Nähe liegende Gebiete und Städte, die sich feindlich erwiesen hatten, unterwarf. Indeß führte ihm das Glück Verstärkungen zu durch Schiffe, die aus Cuba und Jamaica kamen. Die Truppen, die sie am Bord hatten, waren von den dortigen Statthaltern freilich in ent-

*) „Und wahrlich, wir glaubten unsern jüngsten Tag gekommen, nach der großen Macht der Indianer und dem geringen Widerstande, den sie bei uns finden konnten, da wir so ermattet einherzogen, und beinahe Alle verwundet und entmuthigt durch Hunger." Cortez Berichte, S. 170.

gegengesetzter Absicht gesandt, ließen sich aber leicht überreden, in Cortez' Dienste zu treten.

Dieser dankte nun die Unzufriedenen aus Narvaez Heere, die noch auf Rückkehr bestanden, ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den übrigen aber (fünfhundertfunfzig Mann zu Fuß und vierzig zu Pferde) und mit neun Kanonen trat er den 28. December seinen Marsch nach Mexico wieder an, von zehntausend Tlascalanern und andern verbündeten Indianern begleitet. Dort hatte Montezuma's Bruder und Nachfolger im Reiche, Cuitlahuac, die Vertheidigung mit großer Einsicht und Thätigkeit vorbereitet; und als die Kinderblattern, die, durch die Spanier ins Land gebracht, außerordentliche Verwüstungen anrichteten, auch ihn weggerafft hatten, setzte sein Neffe Guatemozin (oder Quauhtemozin), der nun zum Könige erhoben ward, diese Anstalten mit Geist und Geschick fort. Um die Hauptstadt mit Erfolg angreifen zu können, waren durchaus Schiffe erforderlich, ohne welche die Spanier den See nicht beherrschen konnten. Cortez ließ die einzelnen Bestandtheile in den Wäldern von Tlascala zimmern, eine Arbeit, die unter den ungeübten Händen, welche dazu verwandt werden mußten, nur langsam von Statten ging. In der Zwischenzeit gewann er mehrere um den See gelegene Gebiete theils mit Waffengewalt, theils durch gütliche Uebereinkunft. Endlich erschienen achttausend Tlascalanische Sklaven, welche die Balken, Bretter, Masten und alles Uebrige zum Bau der Brigantinen Erforderliche auf ihren Schultern trugen. Alsbald wurden dieselben mit vieler Feierlichkeit von Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht gegen eine zahllose Menge Mexicanischer Canots bewährte ihre Ueberlegenheit. Die Spanier waren inzwischen noch durch zweihundert neue Ankömmlinge aus Hispaniola verstärkt worden, und viele tausend Eingeborne*) waren als Hülfstruppen zu ihnen gestoßen. Es begann nun der Angriff gegen Mexico auf eine so seltsame Art, wie die Geschichte kaum eines ähnlichen gedenkt. Fast täglich drangen die Spanier in die Stadt ein, und steckten dort die Häuser in Brand; wenn sich der Tag aber neigte, zogen sie sich wieder in ihr Lager zurück, um die Arbeit am nächsten Morgen von Neuem zu beginnen**). Nachdem dies schon vier Wochen gedauert

*) Clavigero, Thl. II. S. 229, giebt die Zahl auf 240,000 an.

**) Ueber die Gründe zu diesem Verfahren hört man den Cortez am besten selbst. „Vielleicht bedünkt Ew. Majestät, daß bei der sich täglich erneuernden Gefahr in Wiedereroberung der Gräben und Schanzen es eine Unvorsichtigkeit unsererseits war, nach einmaliger Gewinnung sie nicht zu behaupten, um nicht täglich von Neuem in dieselbe Gefahr und Anstrengung uns begeben zu müssen,

hatte, drangen die Truppen endlich auf einen entscheidenden Schlag, und Cortez gab, wiewohl ungern, nach. Am 3. Juli 1521 geschah der Angriff. Des Cortez Befehl, eine große und tiefe Lücke im Damm so auszufüllen, daß der Rückzug gedeckt sei, wurde nicht vollzogen, im Taumel und Rausche des Sturms drang man leichtsinnig vorwärts. Zum Schein wichen die Mexicaner anfangs, dann aber wandten sie sich, und durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen sie so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. Zu der Kluft in dem Damme gedrängt, stürzten Viele hinein, Andere wurden von den anstürmenden Mexicanern gefangen. Cortez selbst, der herbeigeeilt war, zu ordnen und zu helfen, war von einigen Mexicanern schon ergriffen, wurde aber durch die Tapferkeit eines Hauptmanns wieder befreit, der das Leben seines Feldherrn mit seinem eigenen bezahlte. Das Loos der Gefangenen war furchtbar. Die Mexicaner schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexicaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die jammernden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Cortez hatte in Allem etwa sechzig der Seinigen eingebüßt.

Er ging jetzt zu einem andern Verfahren über, indem er die Häuser in den Straßen, die eingenommen wurden, völlig zerstören ließ. Drei Viertel der Stadt kamen so nach und nach in seine Gewalt; in dem vierten, dem festesten, hielten sich die Mexicaner noch fortwährend mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit, und verwarfen alle Vergleichsvorschläge, ob-

---

welche ohne allen Zweifel groß war. Wissen aber Ew. Majestät, daß dies auf keine Weise geschehen konnte, denn um es zu thun, wäre Eines von Beiden nothwendig gewesen: entweder unser Hauptquartier nach dem großen Platze und der Ringmauer des Götzentempels zu verlegen, oder die Brücken in der Nachtzeit durch angestellte Mannschaft bewachen zu lassen, und das Eine wie das Andere war höchst gefährlich, ja unmöglich. Denn nahm ich mein Hauptquartier in der Stadt, so hätten die Feinde, da ihrer Viele waren, und Unserer nur wenige, nächtlich, ja stündlich uns tausendfach geplagt und angegriffen, und die Beschwerde wäre unerträglich für uns geworden, da sie stets von allen Seiten über uns herfallen konnten. Die Brücken aber bei Nacht bewachen zu lassen, war unthunlich, weil die von den Kämpfen des Tages ermatteten Spanier diesen doppelten Dienst nicht ausgehalten haben würden." Berichte, S. 310.

schon der Hunger bereits schrecklich unter ihnen zu wüthen begann. So gingen die Angriffe fort, und das Blut floß in immer stärkeren Strömen. Vierzigtausend der Eingeschlossenen wurden in einem Tage niedergemetzelt, besonders durch den furchtbaren Blutdurst der Bundesgenossen*). Auch an diesem Abend gingen die Spanier noch einmal zurück, besonders von dem pestilenzialischen Geruch der unzähligen unbegrabenen Leichname vertrieben; der folgende Tag (13. August 1521) brachte endlich den letzten Sturm und die Einnahme des Restes der Stadt. Guatemozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan," sprach er mit Würde, „was einem König ziemte; ich habe mein Volk aufs äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Fasse diesen Dolch und stoße ihn mir ins Herz."

Die Spanier hatten eine unermeßliche Beute gehofft, und fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wohl aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, Guatemozin und einen seiner Vertrauten, den Kaziken von Tacuba (oder Tlacopan), auf schreckliche Weise zu foltern, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sei. Doch keine Marter konnte ihnen ein Geständniß abpressen, sei es, daß sie nichts zu entdecken hatten, oder nichts bekennen wollten. Als der unglückliche Gefährte seine Schmerzen durch Stöhnen kund gab, verwies es ihm Guatemozin mit den Worten: „Meinst du, daß ich etwa in einem Bade mich vergnüge?" Endlich that Cortez, der die Grausamkeit von vornherein nicht hatte zugeben wollen**), den Folterqualen Einhalt, ehe es zu spät war. Der leidende König sah sich nun zwar von der schmählichen Behandlung befreit; aber er blieb fortan, einem Gefangenen gleich, im Gefolge und unter der strengen Aufsicht des Eroberers.

---

*) „So gräßlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, daß keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach. Und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere Indianischen Freunde einigermaßen abzuhalten, daß sie nicht Alles todtschlugen und wenigstens an den nicht mehr kampffähigen Feinden nicht die größte Grausamkeit verübten; und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlechte gräßlicher erfunden worden, und mehr außer aller Ordnung der Natur, als bei den Eingeborenen dieses Landes." Cortez Berichte S. 366.

**) Fernando Cortès siempre contradecia, afirmando, que no convenia irritar à Dios, que les avia dado tan gran victoria. Torquemada, T. I. p. 574. Prescott, Thl. II. S. 324.

Nach dem Falle Mexico's wurden auch die übrigen Provinzen, eine nach der andern, unterworfen. In Spanien aber waren indessen die Gegner des seltenen Mannes, der so große Dinge vollbracht hätte, beschäftigt, ihm statt des Lohnes und Dankes Verderben zu bereiten. Derselbe Bischof, Fonseca, der den Columbus mit tödtlichem Hasse verfolgt hatte, war auch ein erbitterter Feind des Cortez. Es erschien ein Bevollmächtigter, der ihn absetzen und an seine Stelle treten sollte. Cortez wandte sich aber mit einer so überzeugenden und eindringlichen Vorstellung an Karl V., daß er Gerechtigkeit fand, und zum Statthalter und General-Capitän von Neuspanien ernannt ward.

Schon vorher hatte er den Wiederaufbau der Hauptstadt angefangen und Anordnungen zur Einrichtung der Niederlassungen und der Verwaltung des Landes getroffen. Die Eingeborenen wurden eben so wie auf den Inseln, nach dem Grundsatz der repartimientos, unter die Colonisten als Sklaven vertheilt; eine Maßregel, zu der sich Cortez äußerst ungern verstand, und, wie er selbst sagt, nur auf ungestümes Begehren der Spanier, dem er sich auf keine Weise habe entziehen können. Vergeblich widersetzte sich die Krone; die Habgier der Ansiedler mißachtete alle königlichen Gebote und Verordnungen. So kam das Aztekische Volk in einen noch schlimmeren Zustand als unter dem Despotismus des Montezuma*). Empörungen wurden mit großer Härte und Grausamkeit bestraft; eine derselben, durch die Gewaltthaten umherstreifender Spanischer Soldaten hervorgerufen, so schrecklich, daß vierhundert Mexicanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen wurden. Auch Guatemozin, der letzte Aztekenkönig, der tapferste und edelste Feind der Spanier, wurde im Jahre 1525 mit dem Kaziken von Tacuba hingerichtet; angeblich wegen einer von ihnen angezettelten Verschwörung und weil sie geäußert: es würde ihnen leicht sein, sich des Cortez und seiner wenigen Spanier zu entledigen und ihre Herrschaft wieder zu erlangen. Beide wurden an den Zweigen eines Baumes erhängt.

Bald fingen die Klagen und Anschwärzungen wider Cortez bei Hofe von Neuem an. Zweimal kamen Untersuchungs-Commissarien, mit der Befugniß, den Statthalter vor ihren Richterstuhl zu ziehen und zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig finden sollten. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Ver-

*) Cortez Berichte S. 399. v. Humboldt Versuch über Neuspanien, Bd. I. S. 143. Prescott, Mexico, Thl. II. S. 346 f.

hör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den Kaiser antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe Mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; aber ihm die Leitung der Mexicanischen Angelegenheiten in dem ganzen Umfange wie früher zu lassen, hielt er doch nicht für räthlich. Er ernannte für die bürgerliche Verwaltung des Landes eine eigene Behörde (die audiencia von Neuspanien), und überließ dem Cortez nur das Kriegswesen und das Geschäft, auf weitere Eroberungen auszugehen. Diese Trennung wurde die Quelle unaufhörlicher Reibungen. Sowohl um diesen Verdrießlichkeiten zu entgehen, als um eine Beschäftigung für seinen nach Thätigkeit dürstenden Geist zu suchen, unternahm Cortez neue Züge. Nach großen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die Halbinsel Californien. Sich gegen fortdauernde Beeinträchtigungen Recht zu verschaffen, ging er 1540 abermals nach Spanien, fand aber eine sehr kalte Aufnahme. Seine Verdienste schienen längst vergessen zu sein, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Richtern starb er, wie Columbus, im Gram über den Undank seines Herrn, zweiundsechzig Jahre alt (2. Dec. 1547). Die Furcht, daß es einem dieser Führer in den Sinn kommen und gelingen möchte, sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mißtrauen, ohne sie zu rechtfertigen.

---

15. Eroberung Peru's durch Pizarro.

Mit Balboa's Tode waren die Entwürfe, jenes reiche Land an der Südsee, von dem er die erste Kunde erhalten, aufzusuchen, nicht erloschen. Pedrarias hatte die Colonie in Darien von Santa Maria auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama verlegt; von da aus waren einige Unternehmungen gemacht worden, aber erfolglos geblieben, bis es der Ausdauer eines kühnen und begabten Mannes besser gelang. Es war Franz Pizarro, das uneheliche Kind eines Obersten, und von seinem Vater so gänzlich vernachlässigt, daß er in seiner Jugend die Schweine gehütet haben soll. Späterhin trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach Amerika, wo er mit Cortez und Balboa bekannt wurde. Den Letztern hatte er auf seinen Zügen beglei-

tet, und hier ſchon ausgezeichnete Proben von Geiſt und Tapferkeit abgelegt. Ihm geſellte ſich in Panama zur Ausführung jenes Planes ein Findling, Diego de Almagro, zu, deſſen Erziehung nicht beſſer geweſen war, als die des Pizarro. Er konnte eben ſo wenig leſen und ſchreiben als dieſer. Beiden ſchloß ſich noch ein dritter an, ein Prieſter, Hernando de Luque, der das Geld zu dem Zuge hergab; doch war Luque dabei nur der vorgeſchobene Vertreter eines Andern, eines reichen Capitaliſten, Gaspar de Espinoſa, Licentiaten und Hauptalkalden von Darien *). Almagro und Pizarro wandten gleichfalls ihr Vermögen daran; und da der Letzte am wenigſten beſaß, ſo übernahm er dafür das ſchwierige und mühſelige Geſchäft des Befehlshabers auf der Entdeckungsreiſe. Almagro ſollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen.

Niemand war für das Unternehmen mehr geſchaffen als Pizarro. Von großer Geſtalt und nicht ungefälligem Geſicht, in Lagern aufgewachſen und unberührt von der Hofbildung, imponirte er durch ſeine kriegeriſche Haltung und übte den Eindruck eines Mannes, der zu befehlen gewohnt iſt. Prunkende Kleidung hatte keinen Reiz für ihn, erſchien ihm ſelbſt als läſtig; ein ſchwarzer Mantel mit weißem Hute und gleichfarbigen Schuhen war ſein gewöhnlicher Anzug. Mäßig im Eſſen und Trinken, vor Tagesanbruch auf den Beinen, ſcheute er keinerlei Mühe, war in Allem pünktlich und ausdauernd. Dagegen liebte er das Spiel und war habſüchtig, doch mehr um zu geben als um zu ſammeln; ſeiner Kühnheit kam ſeine Treuloſigkeit faſt gleich; in ſeiner Politik ehrgeizig, berechnend und ſchlau, war er den Zwecken der Sittigung, der höheren und religiöſen Bildung unzugänglich **).

Gegen die Mitte des Novembers 1524 ſegelte Pizarro zunächſt mit einem einzigen Schiffe und wenig über hundert Mann, von Panama ab und ſteuerte gen Süden ***). Die ganze Fahrt ging überaus langſam und das feuchtheiße Klima raffte an den Orten, wo man landete, den beſten Theil der Mannſchaft hin. Mit größeren Beſchwerden hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's ſtarker Geiſt überwand ſie alle. Endlich kam er zu der Küſte von Peru (1526). Das Land zeigte einen ſo guten Anbau und einen ſolchen Reichthum an edlen

*) Prescott, Geſchichte der Eroberung von Peru, Thl. I. S. 185.

**) Prescott, Peru Thl. II. S. 143 ff.

***) Prescott, ebendaſ. Thl. I. S. 163. Wir bemerken gleich hier, daß wir nicht mit ihm (S. 182. 221) eine interimiſtiſche Rückkehr Pizarro's im J. 1526 annehmen; der damals erfolgte Vertragsabſchluß iſt dafür kein zureichender Grund, und das „große Aufſehen" bei der Rückkehr im J. 1527 ſpricht dagegen.

Metallen, daß die Entdecker alle ihre Hoffnungen erfüllt glaubten; aber das schwache Häuflein — denn auch die wiederholt zugeführten Verstärkungen reichten nicht aus — konnte hier weder an Niederlassung noch an Eroberung denken. Pizarro begnügte sich daher, indem er seine Streifzüge möglichst weit ausdehnte, sich von den Eingeborenen goldne und silberne Gefäße und einige Proben ihres Kunstfleißes zu verschaffen, und kehrte dann nach Panama zurück, fast drei Jahre nachdem er es verlassen. Seine Ankunft erregte daselbst großes Aufsehen, und die Nachrichten über die entdeckten goldreichen Wunderländer wurden mit Frohlocken begrüßt. Aber der dortige Statthalter, des Pedrarias Nachfolger, der schon bisher der Unternehmung jedes Hinderniß in den Weg gelegt und sogar einen Theil der Mannschaft hatte zurückholen lassen, schien auch jetzt noch nicht von der Größe der Entdeckung überzeugt zu sein, und wollte von einer neuen Ausrüstung nichts hören, weil sie die Kräfte der Colonie zu Grunde richten würde. Die Verbündeten, die schon unterm 10. März 1526 ihr Abkommen durch einen schriftlichen Vertrag befestigt hatten, beschlossen daher jetzt, sich an ihren Monarchen selbst zu wenden, um die Erlaubniß zu erlangen. Pizarro reiste nach Spanien (1528) und machte dem Kaiser von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß Karl, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wogegen Pizarro die Kosten der Ausrüstung zu beschaffen übernahm (26. Juli 1529). Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, schoß seinem alten Kriegsgefährten eine Geldsumme vor.

Die Unternehmung ward nun Anfangs Januar 1531 mit drei Schiffen und hundertundneunzig Mann, worunter siebenundzwanzig Reiter, von Neuem begonnen. Nach einer schnellen Fahrt landete Pizarro an der Peruanischen Küste. Statt die Eingeborenen zu gewinnen, wandte er überall Gewalt an. Die Menschen wurden verscheucht oder sie unterwarfen sich. Die Beute war sehr reich, und Pizarro sandte einen Theil derselben nach Panama, um Abenteurer anzulocken. Es geschah mit Erfolg; wiederholt trafen Verstärkungen ein. In dem reichen Thale von Tangarala ward hierauf die erste Colonie gegründet, die man San Miguel nannte, später aber der ungesunden Lage halber an die schönen Ufer des Flusses Piura verlegte.

Am 21. September 1532 rückte endlich Pizarro mit seinem kleinen

Haufen Abenteurern von San Miguel aus, kühn entschlossen, jetzt in das Herz des mächtigen Reiches einzudringen. Es war ein verwegenes Unterfangen; doch kam dem Muthe des fahrenden Ritters und seinem fatalistischen Selbstvertrauen der Umstand zu Hülfe, daß eben damals die kriegerische Kraft des Landes durch Thronfolgestreit und Bürgerfehde zerrüttet war.

Das große Reich von Peru war in früheren Zeiten, eben so wie das übrige Amerika, von wilden Stämmen bewohnt gewesen. In der Zeit jedoch, wo die Spanier das Land beschritten, war dort die Civilisation in einigem Betracht selbst noch weiter gediehen als die der Mexicaner. Der Ackerbau war weit blühender und an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert, sowie durch einen ausgedehnten Gebrauch der verschiedenen Arten von Dünger, namentlich auch des Guano's; die Festungsmauern, die Tempel und Paläste waren, obwohl ohne Anwendung des Eisens und ohne Mörtel, aus großen Steinblöcken mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Festigkeit gebaut; ja es gingen einige treffliche Kunststraßen durch das Land, wie sie damals kein Europäisches Reich aufzuweisen hatte; künstlich geflochtene Hängebrücken, mit Bohlen belegt und durch sichernde Geländer eingerahmt, führten über die reißenden Ströme; die Einrichtung von Posthäusern und Courierposten bestand in noch weit größerer Ausdehnung als in Mexico. Die Peruaner verstanden das Silber zu schmelzen und zu verfeinern, und besaßen auch manche andere Kunstfertigkeiten; von besonderer Bedeutung war in ihrem gewerblichen Leben, in Verbindung mit der Schafzucht, die Wollenmanufactur. Zurück standen sie gegen die Mexicaner besonders darin, daß sie außer ihrer Hauptstadt Cuzco fast gar keine eigentlichen Städte hatten, sondern nur zerstreute Wohnungen, weshalb der Verkehr gering und die Theilung der Gewerbe höchst unvollkommen war.

Diese Civilisation führten die Peruanischen Sagen auf einen angeblichen Sohn ihrer obersten Gottheit, der Sonne, zurück, der vor Jahrhunderten (etwa zu Anfang des zwölften) unter dem Namen Manco Capac, in Begleitung seiner Schwester und Gemahlin Mama Oello (Mama hieß Peruanisch „Mutter"), in das Land gekommen sei, die rohen Stämme in nützlichen Künsten unterrichtet, ihnen Religion gelehrt, und sie durch politische Einrichtungen verbunden habe. Manco Capac ward ihr oberster Fürst oder Ynka, und seine Nachkommen folgten ihm in dieser Würde. Der Glaube an ihre Abstammung von der Gottheit sicherte ihnen völlige Unumschränktheit und den pünktlichsten Gehorsam. Ihre Leichname wurden einbalsamirt und im Sonnentempel zu Cuzco aufbe-

wahrt, der an kostbarer Pracht alle ähnlichen Bauten, die je die Welt gesehen, weit übertraf. Auch die Peruaner zerfielen in Stände, in Adel, unadelig Freie und Knechte. Von Gemüthsart waren sie mild und sanft, wozu der Geist ihrer Religion, die nur in seltenen Fällen Menschenopfer zuließ, viel beitragen mochte. Ja diese Milde ging bei ihnen bis zu einer Weichheit, die ihnen im Kriege Muth und Ausdauer schwächte. Doch waren die Ynka's an der Spitze ihrer Heere oft siegreich gewesen, und hatten durch eine religiös gefärbte Kriegspolitik ihr Reich allmählig immer mehr im Namen der Religion erweitert*).

Der zwölfte in der Reihe derselben, Huayna Capac, war wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier gestorben. Er war ein kriegerischer Fürst gewesen, hatte namentlich das benachbarte Königreich Quito erobert und die Peruanische Macht zur höchsten Stufe der Blüthe emporgebracht. Nie aber auch hatte das Serailleben zu Cuzco in höherer Blüthe gestanden. Huayna Capac soll siebenhundert Weiber gehabt haben, von denen er eine zahlreiche, der Sitte gemäß in den Adel eintretende Nachkommenschaft hinterließ. Seine rechtmäßige Frau und Schwester — denn die Coya oder Königin wurde, ähnlich wie im Ptolemäischen Aegypten, am liebsten, wo nicht immer, aus den Schwestern des Ynka gewählt, um das himmlische Herrscherblut vom irdischen rein zu erhalten — hatte ihm einen Sohn, Huascar, geboren, der mithin als der rechtmäßige Thronerbe gelten mußte. Nun aber hatte Huayna Capac, sei es aus Leidenschaft oder aus Mitleid, auch die Tochter des verdrängten und verstorbenen Königs von Quito zum Weibe genommen; und der Sohn, womit diese ihn beschenkte, Atahuallpa, war ihm von allen seinen Kindern das liebste gewesen. Deshalb hatte er auf dem Sterbebette (1525) seinen Willen dahin erklärt, daß Atahuallpa ihm in dem wieder abzusondernden Quito folgen und nur das übrige Reich auf Huascar übergehen solle. Diese Theilung war es, die den Samen des Zwiespaltes streute und endlich aufwuchern ließ. Fünf Jahre wurde der Friede zwischen dem milden Huascar und dem ehrgeizigen Atahuallpa erhalten. Dann ergaben sich Reibungen, die den Bruderkrieg zum Ausbruch brachten. Nach längerem Ringen behielt schließlich Atahuallpa die Oberhand. Er hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen genommen, fast alle übri-

*) Prescott, Peru Thl. I. S. 6—133. Zu den Peruanischen Geschichtschreibern gehört auch ein Abkömmling der Ynka's in weiblicher Linie, Garcilasso de la Vega, geb 1540; seine Mutter war nämlich eine Nichte Huayna Capac's, mithin eine Base der letzten Ynka's Huascar und Atahuallpa; der erste Theil seiner berühmten Commentarios Reales erschien 1609.

gen Sprößlinge des Königsgeschlechts vertilgt, und sich in Cuzco die Krone der Yuka's aufgesetzt: als plötzlich von ganz anderer Seite dieser Besitz in Frage gestellt ward.

Jener inneren Noth des Reichs hatte es Pizarro verdankt, daß man ihn immer tiefer eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Ja Huascar hatte ihm sogar Hülfe bittende Gesandte entgegengeschickt; und dadurch war auch seinerseits Atahuallpa veranlaßt worden, sich die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen. Pizarro begriff vollkommen den außerordentlichen Vortheil, der ihm aus diesem Streite erwachsen könne, und ließ damals dem Atahuallpa sagen, er sei der Abgesandte eines großen Königs und bereit, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen. Inzwischen war Atahuallpa seines Gegners Herr geworden (im Frühjahr 1532), noch ehe Pizarro von San Miguel auszog. Nach einem mühseligen und kühnen Uebergange über die Andes erreichte dieser am 15. November die Stadt Caxamalca. Dort wollte ihm der sieggekrönte neue Yuka, der in der Nähe mit seinem Heere ein stundenweites Lager von Zelten bezogen hatte, mit seinen Häuptlingen einen Besuch abstatten, wobei er dann „befehlen werde, was geschehen solle." Auf dem höchsten Gipfel seiner Triumphe, ahnte Atahuallpa nicht, daß er an der Schwelle seiner tiefsten Erniedrigung stand. Denn alsbald faßte Pizarro den kühnen Plan, bei diesem Anlaß ihn gefangen zu nehmen, wie Cortez den Montezuma.

Der Yuka erschien auf das reichste und prachtvollste geschmückt auf einem Tragsessel, begleitet von einem wohlgeordneten, fein bekleideten Hofstaat und einem Heere von dreißigtausend Mann. Ein Spanischer Geistlicher, der Bruder Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt ihm eine Anrede in Spanischer Sprache, worin er ihm die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Dreieinigkeit, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und der Uebertragung der apostolischen Macht auf alle Nachfolger desselben vortrug. Kraft dieser Gewalt habe Papst Alexander dem Könige von Spanien alle Länder der neuen Welt geschenkt, der Yuka möge also den christlichen Glauben annehmen und sich dem Papst und dem Könige von Spanien unterwerfen; dann würde dieser ihn schützen, im Weigerungsfalle aber mit Krieg überziehen und hart strafen.

Dies war die in Spanien vorgeschriebene Art, wie die Rechte der Castilischen Krone auf die Länder von Amerika bewiesen werden sollten. Einem Peruaner mußten diese Dinge schon an sich höchst fremd und selt-

sam klingen; sie wurden aber durch die verworrene und ungeschickte Uebertragung des unwissenden Dolmetschers Felipillo noch unverständlicher.

Atahuallpa antwortete: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein; ich bin größer als irgend ein Fürst auf Erden. Euer König mag ein großer Fürst sein; ich bin bereit, ihn als einen Bruder zu betrachten. Was den Papst betrifft, von dem ihr sprecht, so muß er wahnsinnig sein, wenn er daran denkt, Länder zu verschenken, die ihm nicht gehören. Was meinen Glauben angeht, so habe ich keinen Grund ihn zu ändern; euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getödtet worden, die er erschaffen hat; der meinige dagegen — und damit wies er auf die prachtvoll untergehende Sonne — lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab." Dann fragte er den Priester, was ihm die Berechtigung gebe, das Alles zu sagen. Dieser antwortete, es stehe in dem Buche, das er in Händen habe, worin das Wort Gottes enthalten sei, und reichte ihm sein Brevier. Der Ynka nahm das Buch, hielt es — unbekannt mit Europäischer Schreibekunst*) — ans Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha," rief bei diesem Anblick der erzürnte Priester, „das Evangelium ist entweiht, zu den Waffen, Christen! Rächet diese Entheiligung an den ruchlosen Hunden!"

Nun gab Pizarro ein Zeichen, und sofort geschah der verabredete Angriff. Die nächsten Peruaner um den Ynka wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt; indeß das Einhauen der Reiterei und die Wirkung von zwei Kanonen hinreichten, das ganze Heer in verwirrte Flucht zu treiben. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Sie setzten den Fliehenden nach, und metzelten so lange, bis die Nacht hereinbrach. Man rechnet an viertausend Peruaner, die an diesem Tage ermordet sein sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die meisten Spanischen Schriftsteller behaupten, Atahuallpa sei nur darum mit einem so großen Heere gekommen, weil er unter dem Scheine des Friedens die Spanier habe überfallen und vernichten wollen, und daß Pizarro ihm habe zuvorkommen müssen.

---

*) Die Peruaner theilten sich Thatsachen, Gedanken und geschichtliche Ueberlieferungen nicht einmal durch bildschriftliche Gemälde wie die Azteken mit, sondern mittelst des Quipus, d. h. durch schnurartige Zusammenflechtung buntfarbiger Fäden; und sie gelangten wirklich auf diesem, mit den Operationen der Gedächtnißkunst verwandten Wege, zu schriftstellerischen Erzeugnissen und zur Ansammlung förmlicher Archive von Schnüren und Knäueln.

Als der gefangene Ynka die außerordentliche Lüsternheit der Spanier nach Gold bemerkte, erbot er sich, ihnen das ganze Zimmer, in dem er sich befand, so hoch er reichen könnte, voll von goldnen Gefäßen zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Pizarro ging den Vorschlag ein, und man zog einen Strich um alle vier Wände des zweiundzwanzig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Zimmers zur Bezeichnung der verabredeten Höhe.

Die Hingebung der Peruaner für den gefangenen König war so groß, daß sie die Waffen wider die kleine Zahl der Feinde nicht ergriffen, aus Furcht, sein Leben in Gefahr zu setzen. Atahuallpa gab die nöthigen Anordnungen, um das versprochene Gold aus Tempeln und Palästen in verschiedenen Theilen des Reiches herbeizuholen. Huascar aber, der noch von Atahuallpa's Leuten in Gewahrsam gehalten wurde, ließ dem Pizarro noch weit mehr versprechen, wenn er sich für ihn erklären wolle. Wirklich gab Pizarro offen die Absicht kund, den Huascar nach Caxamalca bringen zu lassen, um den Streit zu untersuchen und darüber zu entscheiden. In dieser mißlichen Lage glaubte Atahuallpa, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen; und seine Peruaner vollzogen den Blutbefehl pünktlich und schnell. Indeß war ein großer Theil der Lösung herbeigeschafft worden, und die ungeduldigen Spanier theilten. Die Geschichte stellt kein Beispiel einer so großen und plötzlichen Bereicherung von Soldaten auf. Es fielen auf den Reiter achttausend Pesos, auf den Fußgänger etwa die Hälfte, auf den Hauptmann etwa zwanzigtausend Pesos in Gold *), das Silber ungerechnet.

Pizarro stand tief unter Cortez, sowohl an Adel der Gesinnung, wie an Klugheit des Benehmens. Er wußte die Gefangenschaft des Landesfürsten nicht wie dieser zu benutzen, und wollte ihn lieber aus der Welt schaffen. Almagro, der ihm indeß eine beträchtliche Truppenverstärkung zugeführt hatte, stimmte zu. Es ward ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten. Pizarro und Almagro saßen zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Ynka als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Der Ynka bat, man möchte ihn nach Spanien senden,

*) Der Peso beträgt etwa 1½ Thaler. Man muß aber, um diesen Reichthum recht zu beurtheilen, den seit der Entdeckung von Amerika tief gesunkenen Werth des Geldes in Betracht ziehen.

wo der König über ihn urtheilen könne; vergebens, Pizarro befahl ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Valverde wollte ihn jetzt noch bekehren und versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich zum Gott der Christen wende. Der Geängstigte willigte in die Taufe, und ward dafür nicht verbrannt, sondern am Pfahle erdrosselt. Selbst unter den Abenteurern, aus welchen Pizarro's Kriegerschaar bestand, fehlte es nicht an Männern, die diese Hinrichtung laut als eine Schändung des Spanischen Namens verdammten. Aber ihre Stimme war nicht durchgedrungen.

Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im Peruanischen Reiche, wie sie jetzt erfolgte, und der bedeutende Zuwachs an Truppen, die das Gerücht von den Schätzen Peru's dem Pizarro zuführte, machte es ihm möglich, auf die Hauptstadt loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro, dessen Ansprüche Pizarro, dem geschlossenen Vertrage zuwider, bei seiner Anwesenheit in Spanien gar nicht oder ungenügend erwähnt hatte, erhielt nun auch vom Hofe eine eigene Statthalterschaft, südlich von Pizarro's Gebiet. Er behauptete, daß Cuzco zu seinem Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Doch kam es wieder zur Versöhnung; Almagro sollte Chile erobern, und trat seinen Zug dorthin über die wildesten und höchsten Gebirge an, einen der beschwerlichsten der von den Entdeckern gemacht worden. Zu dem Mangel an Lebensmitteln kam eine so strenge Kälte, daß viele Spanier erfroren, und als man in die fruchtbaren Ebenen Chile's hinuntergestiegen war, fand man die Eingeborenen so streitbar, daß eine Niederlassung nicht räthlich scheinen konnte.

Pizarro richtete unterdeß die Regierung in Peru ein, und baute, da Cuzco sehr weit vom Meere entfernt war, eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535). Viele Offiziere zerstreuten sich mit kleinen Haufen im Lande, um Gold zu suchen. Dies benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascar's und Atahuallpa's, der wieder von einer andern Frau Huayna Capac's, einer Base desselben, herstammte, und den die Peruaner nach der Hinrichtung Atahuallpa's als ihren rechtmäßigen Herrscher ansahen. Auf seinen Ruf sammelten sie sich zu vielen Tausenden um ihn, ihr Vaterland zu befreien. Sie schienen weit tapferer und streitbarer geworden als sie zuvor waren; ja sie bemühten sich Europäische Kriegskünste nachzuahmen, und einige Pferde und Waffen, die sie überfallenen und erschlagenen Spanischen Haufen abgenommen hatten, zu gebrauchen. Sie belagerten Lima und Cuzco, und schnitten den Besatzungen beider Städte alle Verbindung ab; die wenigen Spanier in der letztern trieben sie so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe

waren. Da erschien der, auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chile zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner; da er aber zugleich gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so bemächtigte er sich der Stadt, und nahm zwei Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, die an der Spitze der Besatzung standen, gefangen. Franz Pizarro hatte indeß die Peruaner bei Lima ebenfalls geschlagen, und war durch erhaltene Verstärkungen in Stand gesetzt worden, seinen Brüdern, die er noch von den Eingebornen belagert glaubte, einen für die damaligen Verhältnisse in Amerika sehr beträchtlichen Heerhaufen von 500 Mann zu Hülfe zu senden. Dieser stieß zu seinem großen Erstaunen auf Almagro, und wurde von ihm völlig besiegt. Almagro schien nun Herr und Meister. Einer seiner Hauptleute, ein sehr fähiger und unternehmender Mann, rieth ihm, Pizarro's Brüder hinrichten zu lassen, und gegen diesen selbst nach Lima vorzurücken, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könne. Almagro wollte das erstere aus Menschlichkeit nicht; das andere lehnte er aus einer in Bürgerkriegen sehr übel angebrachten Bedenklichkeit ab, weil er nämlich nicht als Angreifer eines Gebiets erscheinen wollte, das ihm nicht rechtmäßig gebühre. Dies ward sein Verderben. Gonzalo Pizarro entkam ihm, und Franz schlug vor, den andern Bruder, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide. Mit einer kaum erklärlichen Leichtgläubigkeit traute Almagro dem Manne noch einmal, der ihn schon mehrmals betrogen hatte, und ließ Ferdinand los. Kaum war dies geschehen, so stellte Pizarro die befreiten Brüder an die Spitze eines Heeres von 700 Mann, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem kranken, fünfundsiebzigjährigen Almagro bei Las Salinas eine blutige Schlacht (26. April 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, und ließen, nachdem das Todesurtheil gesprochen war, denselben Mann, der ihr Leben, als es in seiner Gewalt gewesen, geschont hatte, im Gefängniß erdrosseln und dann öffentlich enthaupten.

Die Spanische Regierung, die zuerst durch einige Hauptleute Almagro's diese schändliche That erfuhr, sandte einen einsichtsvollen Mann, Christoval Vaca de Castro, Richter am königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, sogleich ab, die Sache zu untersuchen und im Falle, daß Franz Pizarro nicht mehr am Leben sei, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der bald darauf am Throne erschien, konnte die Sache nicht mehr verhindern; vielmehr wurde er selbst zurückgehalten, und mußte an zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten.

Indeß wurden die Entdeckungen in Südamerika immer weiter ausgedehnt, auch in Chile eine Niederlassung gegründet. Einen der merkwürdigsten Züge machte Gonzalo Pizarro, welcher Statthalter von Quito war. Er versuchte die Unterwerfung des Landes jenseits der Andesgebirge mit dreihundertundvierzig Soldaten und viertausend Indianern, welche Vorräthe trugen. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich förmlich zwischen den Bäumen durchdrängen, und Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte sich Bahn durch's Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, fingen die Sümpfe an. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und die einfallende Regenzeit von zwei Monaten brachte das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich, nach langem angestrengten Wandern, kamen die kühnen, standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marañon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie ward mit funfzig Leuten bemannt, und über diese erhielt der Hauptmann Franz Orellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer des Flusses zu untersuchen, und Lebensmittel herbeizuschaffen. Orellana aber, begierig nach dem Ruhm eines Entdeckers, beredete seine Gefährten zu dem eben so verwegenen als treulosen Unternehmen, den Marañon hinunter ins Weltmeer zu schiffen, und setzte einen einzigen, der widersprach, ans Land aus. Der Marañon trieb ihn nun seine ganze unermeßliche Länge hinab; Lebensmittel verschaffte er sich von den Wilden mit Güte oder mit Gewalt, und so erreichte er den Ocean. Dann ging er nach Spanien, wo er von seiner Reise wunderbare Fabeln ausbreitete, die nachher noch lange geglaubt worden sind, von einer Amazonen-Republik, und von einem Goldlande (Eldorado), wo die Dächer mit Goldblech gedeckt wären. Die Zurückgebliebenen warteten indeß so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich zu ihnen gefunden hatte. Auch den Beherztesten sank jetzt der Muth. Ueber zweihundert Meilen von Quito entfernt, mußten sie sich zur Rückkehr entschließen, die noch schrecklicher war als die Hinreise. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken, waren ihre Nahrung. Die Indianer kamen Alle um, von den Spaniern kehrten nur achtzig nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert.

Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie von der Landvertheilung ausge-

ſchloſſen, während er ſeine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl Jener war in Lima allein groß genug, um einen Mann von geringerer Zuverſicht beſorgt zu machen; er aber wies ſelbſt jede freundſchaftliche Warnung mit ſtolzem Vertrauen auf ſeine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten verſammelten ſich häufig bei dem jungen Almagro, einem ſchönen und beherzten Jüngling, deſſen Erziehung einem vorzüglich fähigen Hauptmann, Namens Juan de Herrada, anvertraut war. Unter deſſen Leitung ward ein Plan zur Ermordung des Statthalters entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung feſtgeſetzt. An einem Sonntage (26. Juni 1541) um die Mittagszeit, wo ſich in den heißen Klimaten Alles der Ruhe überläßt, ſtürzten achtzehn Verſchworene, Herrada an ihrer Spitze, auf die Straße, riefen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann ſterbe!“ und drangen in den Palaſt des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tiſche aufgeſtanden, und unterredete ſich mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereineilte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegele die Thür!“ rief Pizarro einem Offizier zu; aber dieſer, der ſchon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte und die Verſchworenen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen und fragte ſie, was ſie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als ſie hineindrangen, ſprangen einige der Anweſenden aus den Fenſtern, andere zogen ſich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob ſich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getroſt, Kameraden!“ rief er, „unſerer ſind noch immer genug, dieſe Verräther zu züchtigen.“ Nach langem Kampfe fiel endlich ſein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann ſeine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erſchöpft und faſt athemlos, einen tödtlichen Lanzenſtoß in die Kehle. Die Mörder zogen darauf mit ihren blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten bekannt, was geſchehen ſei. Die verſuchteſten Krieger geſellten ſich zu ihnen, und der junge Almagro ſah ſich bald an der Spitze einer anſehnlichen Macht, mit der er ſeine Anſprüche auf die Statthalterſchaft durchſetzen wollte. Aber die Freunde des Ermordeten widerſtrebten ihm; und ſchon rüſteten ſich die Parteien zum Kampfe, als der oben erwähnte Vaca de Caſtro ankam, und als Statthalter auftrat. Der Name des Königs und ſein eigenes feſtes Benehmen verſchafften ihm Achtung und Anhang. Almagro und ſeine Partei widerſetzten ſich gewaltthätig, unterlagen aber in dem blutigen Treffen von Lhupas (16. Sept. 1542). Auf der Flucht verrathen und ergriffen, wurde Almagro zu Cuzco öffentlich enthauptet.

16. Unruhen in Peru nach Franz Pizarro's Tode.
(1543 — 1548.)

Um diese Zeit widmete Kaiser Karl den Amerikanischen Angelegenheiten ernstliche Aufmerksamkeit. So reiche und fruchtbare Länder und von so unermeßlicher Ausdehnung waren der Spanischen Krone fast ohne alle Anstrengung und Kosten von ihrer Seite unterthan geworden. Kühne Führer und habsüchtige Abenteurer hatten mit ihrem Vermögen und ihrem Blute die Eroberungen gemacht, und in den eroberten Ländern die Einrichtungen; die Regierung hatte sich, eben weil sie so wenig dafür gethan, auch nur sehr oberflächlich um diese Anordnungen gekümmert. Da aber Jene fast nur von dem Bestreben geleitet wurden, so schnell als möglich große Reichthümer zusammenzubringen, so nahmen sie auf die künftige Wohlfahrt der Länder keine Rücksicht; vielmehr mußte ihr Verfahren zur Zerstörung führen. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, dem drohenden Untergange der Niederlassungen zuvorzukommen. Karl beschloß daher, die Verwaltung der Amerikanischen Länder nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm er auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und gab Gesetze zu Gunsten der Indianer. Die großen Landbesitzungen, die bei der Vertheilung an die Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden, und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen; die Indianer sämmtlich in Freiheit gesetzt werden.

Diese Grundsätze und Gebote waren an sich sehr weise und menschlich, aber die Mißbräuche in Amerika zu tief eingewurzelt, als daß sie sich ohne großen Nachtheil sofort hätten in Ausübung bringen lassen. Sie erregten bei den Pflanzern gewaltigen Unmuth und lautes Murren. Sie in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, Tello de Sandoval, nach Peru ein Vicekönig, Blasco Nugnez Vela, gesandt. Jener nahm in Uebereinstimmung mit dem Mexicanischen Vicekönig, Antonio de Mendoza, die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht, und milderte die Schärfe der neuen Gesetze, wozu der einsichtsvolle Kaiser, als ihm die Lage der Dinge vorgestellt ward, seine Einwilligung gab. Nugnez Vela hingegen, ein rechtschaffener und muthiger, aber unbiegsamer, stolzer und harter Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Aus-

übung gebracht wissen. In allen Städten, durch die er kam, wurden die Peruaner in Freiheit gesetzt, die Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, mehrere angesehene Personen eingesperrt, manche hingerichtet, und selbst der weise Vaca de Castro ward gefesselt und ins Gefängniß geworfen.

Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung, und eine um so größere Entrüstung, weil in Peru die Kämpfe der Spanier unter einander selbst und die größere Roheit der Ansiedler einen Geist der Willkür und Ungebundenheit erzeugt hatten, wie er in Mexico nicht Statt fand. Aller Augen waren jetzt auf Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen Verstand und Geschick besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Jubel als der Retter der Colonie empfangen. Die Einwohner bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem eben eingesetzten königlichen Audienzhofe in Lima vorzutragen, wohin er, an der Spitze eines starken, bewaffneten Haufens aufbrach, dem sich viele angesehene Personen anschlossen. Als er vor Lima ankam, war der Unterkönig schon durch die Richter des Audienzhofes, die in heftige Entzweiung mit ihm gerathen waren, auf eine Insel verbannt. Doch wollten sie auch von Pizarro nichts wissen, ihn weder an der Spitze seiner zwölfhundert Mann in die Stadt einlassen, noch seinem Begehren gemäß ihn als Statthalter anerkennen; oder sie gaben sich wenigstens die Miene, es nicht zu wollen. Allein Carvajal, sein entschlossener Freund, brach in der Nacht ein, worauf Pizarro's Anerkennung ohne weitere Schwierigkeit erfolgte.

Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freiheit wieder erlangt, und sich nach Tumbez begeben, von wo aus er sein Ansehen von neuem geltend zu machen suchte und auch wirklich Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkür und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Um so mehr war dieser entschlossen, das, was er einmal errungen, mit Gewalt zu behaupten, zog gegen die Königlichen, schlug sie am 18. Januar 1546, und rückte im Triumph in Quito ein. Der Unterkönig selbst war im Treffen ehrenvoll gefallen. Jetzt war Gonzalo Pizarro Herr von ganz Peru, und da er auch in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier in diesem Reiche.

Carvajal drang nunmehr in ihn, die Tochter der Sonne, welche das nächste Anrecht an den Thron von Peru hatte, zu heirathen, dadurch auch an die Spitze der Eingebornen zu treten, sich diese so wie die Spa-

mer durch Geschenke und Ehrenstellen zu verbinden, und sich dergestalt zum unabhängigen Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, ihm gar nichts Anderes übrig bleibe. Aber dazu fehlte Jenem die Entschlossenheit seines Bruders; er hoffte thöricht, vom Kaiser die Bestätigung der Statthalterschaft zu erhalten. Allerdings war man in Spanien in Verlegenheit. Die Regierung hatte weder ein Heer nach Peru zu senden, noch wußte sie dort ein offenes Thor für dasselbe. Nichts schien übrig zu bleiben, als einen Mann hinzuschicken, der es verstehe, durch eine mit Festigkeit gepaarte Milde die Gemüther zu gewinnen, und so das königliche Ansehen wiederherzustellen. Die Wahl, die man traf, konnte nicht glücklicher sein. Sie fiel auf den Pedro de la Gasca, Geistlichen und Rath der Inquisition, einen Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht, und von außerordentlicher Uneigennützigkeit. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Audienzhofes zu Lima, aber eine unumschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Befehlshaber theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Offiziere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Aufrührer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Dieser Aufruf brachte die meisten Spanier zu ihrer Pflicht und dem Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen König zurück. Arm und wehrlos, wie Gasca gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Aber berauscht von einem Siege, den er eben über einen royalistischen Heerhaufen davon getragen, wies Pizarro den Rath mehrerer seiner Anhänger, selbst Carvajal's, einen Vergleich einzugehen, von sich. Er wußte nicht, daß der Glaube an sein Glück verschwunden war. An dem Tage, da die Heere zusammenstießen (9. April 1548), gingen die meisten Soldaten zu den königlichen Truppen über, oder liefen auseinander. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und Carvajal wurden gefangen; jener geköpft, dieser — vierundachtzig Jahre alt — gehängt.

Gasca fand in den eingezogenen Gütern der Empörer einen reichen Stoff zu Belohnungen für die zu ihm Uebergetretenen, und machte eine

wohlerwogene Vertheilung. Dennoch befriedigte er die unersättliche Habsucht der Fordernden nicht. Nur durch hinzugefügte Geldsummen, Anweisungen, Versprechungen, beschwichtigte er den Sturm des hervorbrechenden Mißvergnügens. Die Unruhigsten schickte er auf Entdeckungsreisen. Dann machte er eine Reihe von Anordnungen zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und linderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigen Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte Gasca doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, die er dem Kaiser heimbringen konnte. Er ging nämlich nach Vollendung seines Werks nach Spanien zurück, und verließ Peru für seine Person so arm, als er es betreten hatte. Seine Weisheit und Tugend wurden allgemein bewundert, und der Kaiser machte ihn zum Bischof von Palencia, später von Siguenza. Seine übrigen Tage verlebte er in Ruhe; er starb im November 1567 zu Valladolid.

Indeß hatte der mehr als zehnjährige Bürgerkrieg in Peru einen Zustand von Verderbniß hervorgebracht, der nicht schnell zu heilen war. Nirgends zeigten sich die Spanischen Eroberer roher und habgieriger als hier. Die ungeheuren Reichthümer, die sie erworben, hatten den Werth des Geldes in ihren Augen so herabgesetzt, daß sie in den Forderungen an ihre Führer keine Gränzen kannten. Wenn sie Aussicht auf Gewinn lockte, verletzten sie schamlos Treu und Glauben und gingen ohne alles Bedenken von einer Partei zur andern über. Nicht bloß die Eingebornen, sondern auch ihre Landsleute behandelten sie mit schonungsloser, empörender Grausamkeit. Die Häupter stellten aus Rachsucht, und um ihre Anhänger befriedigen zu können, wahre Proscriptionen an. Ein solches Geschlecht war auch durch Gasca's Anordnungen nicht dauernd zu zähmen, die Flamme des Aufruhrs loderte noch mehrmals empor, und es verging noch eine geraume Zeit, bis Peru so ruhig war, wie die übrigen Spanischen Besitzungen in Amerika.

Diese wurden indeß immer weiter ausgedehnt, und waren gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts schon fast in den Gränzen, wie im Beginn des gegenwärtigen, wo ihre Losreißung vom Mutterlande erfolgte. Anfänglich war wie ganz Nordamerika dem Vicekönige von Mexico, so alles Spanisch gewordene Land des südlichen Continents dem Vicekönig von Peru untergeben; erst später wurde wegen der unermeßlichen Weitläufigkeit des letztern Gebiets das nördliche Südamerika davon getrennt und aus diesem ein drittes Vicekönigreich, das von Neu-Granada, gebildet. Die Spanische Regierung fuhr fort, in Absicht einer

milden und schonenden Behandlung der Eingebornen menschenfreundliche Gesetze zu geben; aber sie wurden schlecht befolgt, und bei der weiten Entfernung, sowie bei dem außerordentlichen Umfang der Niederlassungen, war es äußerst schwer, sie mit dem erforderlichen Nachdruck zu handhaben.

17. Eindruck und Rückwirkung der Entdeckungen auf Europa.

So hatten denn die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte.

Mit unnennbaren Gefühlen hatte die alte Welt die erste Kunde von der Entdeckung einer neuen empfangen. In London glaubte man mehr an ein „göttliches Wunder" als an eine „menschliche That". Der Italienische Gelehrte Peter Martyr fühlte sich von „seligen Schauern" ergriffen; Pomponio Läto sprang im „Freudenschreck" auf, und konnte „kaum die hervorbrechenden Thränen bemeistern". Mit Staunen und Entzücken hörte man von den lieblichen Inseln erzählen, deren nackte Bewohner für jede Stecknadel einen Klumpen Gold von der Schwere etlicher Ducaten feil böten; oder von den Thaten und Schicksalen eines „gewissen" Christobal Colon, ihres Entdeckers. Der Bericht desselben vom März 1493 erschien alsbald in verschiedenen Sprachen gedruckt zu Rom, Mailand, Ulm und Straßburg. Die „Vier Schifffahrten" Vespucci's erlebten von 1507 bis 1512 nicht weniger als zehn Ausgaben, und darunter mehr als die Hälfte in Deutschland. Schon frühzeitig erschienen auch größere Sammelwerke über alle neuen Entdeckungen. So 1507 das Italienische von Trivigiano, das 1508 nicht nur ins Lateinische, sondern auch von Jobst Ruchamer zu Nürnberg ins Deutsche unter dem Titel „Unbekanthe landte und ein Newe, newe weldte in kurz vergangner zeythe erfunden" übersetzt und mit einer Weltkugel geschmückt wurde. Dann namentlich, seit 1516, das noch viel reichhaltigere und im lebendigsten Styl verfaßte Werk Peter Martyr's, das auch schon die Entdeckung der Südsee enthielt, und das bereits am Michaelisabend 1514 Papst Leo X. handschriftlich seiner Schwester und etlichen Cardinälen bis tief in die Nacht hinein vorlas. Jedes Jahr brachte dem

empfänglichen und dankbaren Europa eine wichtige Erweiterung seiner Kenntnisse; und es ist fast unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, durch Briefe und Flugschriften, die in aufgeregter Spannung lauschende alte Welt von allen Vorgängen in der neuen oder auf den Oceanen unterrichtet ward. Mit der rasch und massenhaft anwachsenden Zahl kühner Seefahrer wuchs natürlich auch in rascheſter Progreſſion die Zahl und die Ergiebigkeit der Quellen oder der Berichte an. Seit der Magelhanischen Weltumsegelung zumal wurde die „Allgegenwart Europäischer Wimpel an allen Gestaden der Erde" mehr und mehr verwirklicht.

Alles, was die Seefahrer da und dort und allüberall entdeckten, war für Europäer durchaus neu und unerhört; alles, was Jene wahrnahmen und berichteten, regte die Europäische Einbildungskraft auf das Tiefste auf. Es war, als ob die alten Sagen mit allen ihren Wundern und Schätzen in die Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue ungeheure Meere erschlossen sich und ließen Länder von ungeahnter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Ueppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermeßliche Reichthum, den die Erde in ihrem Schooße verschloß — Alles schien den Entdeckern selbst und dem zuschauenden Europa die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welcher müßige, nur dem Sinnengenuß fröhnende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Viele träumten wohl noch immer unstät von verborgnen Wundern, von paradiesischen Gärten mit Jugendbrunnen, und von Städten mit goldenem Mauerwerk. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was sein Fleiß erzeugt. Der Pflanzer in beiden Indien, der in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Spannkraft und Streben nach Vervollkommnung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseit des Meeres einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte deswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf den längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte.

Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das Europäische Leben unermeßlich. Die zahlreichen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben

und Geschäften bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab spüren ließ. Der Tabak wurde freilich erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und die Kartoffel noch später nach Europa gebracht; den Mais dagegen brachte schon Columbus herüber, so daß bereits im Jahre 1500 diese Frucht in Spanien fleißigen Anbau fand. Der ganze Handel bekam alsbald einen neuen Schwung, wuchs an Ausbreitung und Mannigfaltigkeit außerordentlich, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden; die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, den Preisen der Dinge u. s. w. große, überall fühlbare Veränderungen; die Colonien wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punkt von äußerster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß, und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung.

Und neben all' diesem vielfach bewegten Streben des Handels und der Politik machte die Wissenschaft ruhigere, aber nicht weniger glänzende Eroberungen. Die Erd- und die Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erfahren, wie sie jetzt plötzlich ihnen zuströmten und ihren Gesichtskreis ins Unermeßliche erweiterten. Nun war vor allem seit der Rückkehr Elcano's der „sinnliche Beweis" von einer kugelförmigen Gestalt der Erde gegeben. Nun wußte man, daß die neue Welt selbst wieder durch ein zweites größeres Weltmeer von Asien geschieden sei; und kannte, wenigstens in großen Zügen, die Vertheilung des Trocknen und Flüssigen auf der Erdoberfläche. Nun lernte man ebenso die Vertheilung der Wärme auf derselben kennen, und die alte Truglehre von einer versengten unbewohnbaren Zone mußte, bei der Kunde von Gletschern dicht über der tropischen Palmenküste, der jetzt ausgesprochenen Wahrheit weichen, daß die Schneelinie je näher dem Aequator, desto höher über dem Meere liege. Nicht minder wurde die Regelmäßigkeit gewisser Luftströme innerhalb der Wendekreise, sowie die Eigenthümlichkeit der Meeresströmungen, ein Gegenstand der Forschung und der Erkenntniß. Auch fehlte es nicht an tiefergehenden geologischen Beobachtungen; während die Medicin sich durch das Studium des gelben Fiebers und der syphilitischen Krankheit, die man seit 1520 mit der Entdeckung Amerika's in Verbindung zu bringen begann, bereichert und angespornt sah.

Die Thatsache der Erdumsegelung allein wirkte auf eine unermeßliche Fülle von Fragen befruchtend und anregend, lösend oder fördernd

ein. Als die Victoria auf der Rückfahrt nach ihrer Rechnung Mittwoch den 9. Juli 1522 zählte, ergab es sich, daß die Portugiesen auf Santiago bereits Donnerstag den 10. rechneten. Dieser „verlorene Tag" erregte große Bestürzung und viel Kopfzerbrechen. Nur langsam brach sich die Erklärung Contarini's Bahn, daß die Victoria, mit der Sonne um die Erde sich bewegend, nothwendig einen Tagesabschnitt habe verstimmen, und umgekehrt einen hätte gewinnen müssen, wenn sie in der Richtung von West nach Ost der Sonne entgegen um die Erde gesegelt wäre. Und doch hatte schon zwei Jahrhunderte zuvor Abulfeda dieses nothwendige Ergebniß in vollster Schärfe mit den Worten vorausgesagt: „Stellen wir uns vor, daß zwei Personen eine Reise um die Erde zurückgelegt hätten: so wird der gegen Westen Ausgezogene einen Tag zu wenig, der gen Osten Gegangene einen Tag zu viel zählen." Während in den Romanischen Ländern die Geister sich nun vorwiegend mit der Eintheilung der Erdkugel, mit der Bestimmung der irdischen Längen, der geographischen Grade beschäftigten: benutzte man in Deutschland die Resultate der Seefahrten, und schon die Thatsache der Auffindung einer westlichen Welt zu beiden Seiten des Aequators, um sofort die Unfehlbarkeit der kirchlichen Autoritäten zu widerlegen. Der heilige Augustinus hatte aus theologischen Gründen die Lehre von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone aufrecht erhalten und damit die Streitfrage, ob es Antipoden geben könne, verneint. Seitdem war die Meinung, daß es „Gegenfüßler" gebe, sogar geradezu als ketzerisch von den Häuptern der Kirche und dem Papstthum verdammt und verfolgt worden; wie wir dies an dem Beispiele von Bonifacius und dem Papste Zacharias, dem Priester Virgilius gegenüber, schon früher ersahen. Wie nunmehr aber jene geheiligte Lehre sich als ein Trugbild erwiesen, so wurde auch die Antipodenfrage jetzt allseits, mit Amerigo Vespucci, triumphirend gegen den heiligen Augustinus und gegen die Autorität der Kirche entschieden. Auf die Sache selbst kam dabei weniger an, als darauf, daß eben das Ansehen der Unfehlbarkeit für die kirchlichen Aussprüche verloren ging, daß die alten Lehren sich als irrig, die Lehrer und Meister als veraltet und überholt erwiesen, die Schüler selbst aber sich als Meister zu fühlen begannen.

Gewiß war es ein „wundersames Zusammentreffen", daß in dem Todesjahre des Columbus die Weltordnung von Copernicus aufgefunden ward, und daß in demselben Monate, wo Cortez nach dem Siege bei Otumba zur Belagerung Mexico's schritt, Martin Luther die päpstliche Bulle in Wittenberg verbrannte und eine Reform der geistigen und

sittlichen Weltordnung im Sinne der Freiheit begründete. Wer möchte es läugnen, daß die Thaten sich aneinander reiben und entzünden! Wer dürfte es verkennen, daß der Aufschwung der geographischen Entdeckungen ebenso der großen geistigen Bewegung des 16. Jahrhunderts anbahnend voraufging, wie die aufglimmende Morgenröthe dem hellen Tagesschein! *)

*) S. Humboldt, Kosmos Thl. II. S. 338 f. Peschel, a. a. O. S. 667 — 681.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Zweiter Abschnitt.

Die Entwickelung in Mittel- und Süd-Europa bis auf Kaiser Karl V.

1. Portugal unter Johann II. und Emanuel.

(1481—1521.)

Der Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit ist in den westeuropäischen Reichen durch das vom Glück gekrönte, aber in den angewandten Mitteln keineswegs fleckenlose Streben der Könige bezeichnet, die Macht der Krone zu heben und die Feudalaristokratie zu beschränken. In Portugal geschah dies durch Johann II.

Dieser König war der Sohn und Nachfolger Alfon's V., der zwar Tanger erobert, aber an der fehlgeschlagenen Aussicht, Castilien zu erwerben, Kraft und Muth verschwendet hatte. Mit größerer Energie ergriff und hielt Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig und in der Blüthe seiner Mannskraft, that er es Allen an Muth und Unerschrockenheit zuvor. Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen; alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

Im Selbstgefühl des Herrschers brannte er vor Begierde, die übermäßige Gewalt des hohen Adels zu brechen. Er zwang die Vasallen, nicht bloß für ihre Person, sondern auch für die ihnen untergebenen Leute die Huldigung zu leisten; nahm den Großen manche vormals an sie veräußerte oder verschenkte Krongüter und Gefälle, über die sie keine völlig gültigen Rechtstitel aufweisen konnten; und verordnete, daß den königlichen Gerichten auch die Städte des Adels unterworfen sein, daß die peinliche Gerichtsbarkeit nur der Krone und nirgends dem Adel zustehen, und daß sämmtliche Richterstellen nur mit Rechtsgelehrten besetzt werden sollten. Der Adel trug diese Neuerungen mit Unwillen, und setzte seine Hoffnung vorzüglich auf den Herzog Ferdinand von Braganza, einen durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Mann, der des Königs Schwager und zugleich ihm blutsverwandt war. Denn sein Großvater Alfons, der erste Herzog von Braganza, war ein natürlicher Sohn König Johann's des Unechten gewesen. Nichts desto weniger ließ Johann II. ihn verhaften und peinlich anklagen, daß er mit den Spanischen Herrschern im geheimen Einverständniß stehe, und die Abgeordneten der Städte zur Widersetzlichkeit gegen den König anreize. Auf das eingeleitete Rechtsverfahren übte Johann ungebührlichen Einfluß, indem er den Sitzungen der Richter beiwohnte. So ward der Herzog ohne vollständigen Beweis und ohne Geständniß verurtheilt und auf öffentlichem Markte hingerichtet (1483). Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht.

Inzwischen lechzte der Adel darnach, sich zu rächen. Eine Verschwörung gegen des Königs Leben wurde von dem Herzog Jakob von Viseo, einem Brudersohn König Alfons' V. und ebenfalls Schwager Johann's, eingeleitet. Johann, rechtzeitig gewarnt, entwaffnete zweimal, bloß durch seinen festen Blick und seine Fassung, die ausgesandten Mörder. Endlich ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als dieser in sein Zimmer trat, fragte er ihn mit angenommener Munterkeit: „Vetter, wenn Dich jemand ermorden lassen wollte, was thätest Du?" Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte." — „Recht," rief der König, „Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen!" und in demselben Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib (1484). Die übrigen Verschwornen, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden nun eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Rechte wiederherzustellen, und der König erhielt von den Ständen die Steuern, die er verlangte.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die lockenden Plane, Portugal's Macht und Handel an der reichen Küste von Afrika auszudehnen. Er war in diesem Puncte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffsleute, die das Aethiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ; zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, der ihm lebendig zurückgebracht wurde, ließ er viertheilen. Er war es auch, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den hoffnungsvollen Namen gab. Wenn er dagegen den Columbus abwies, so geschah es doch nur aus dem guten Grunde, weil er es vorzog, den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem natürlichen Sohne zuzuwenden. Er fand aber beim Papste, der den Knaben für rechtmäßig erklären sollte, und zumal bei seiner Gemahlin*) unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß er hinschied (25. Oct. 1495) ohne diesen Zweck erreicht zu haben, und das Königreich dem nächsten echten Erben, dem Herzog Emanuel von Beja, einem Bruder des getödteten Herzogs Jakob von Viseo, hinterlassen mußte.

König Emanuel ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu sein. Mit dem Eifer seines Vorgängers, die Portugiesische Macht zu erhöhen, mit dessen Festigkeit und Geist verband er einen sanften, wohlwollenden Sinn. Große Freigebigkeit, Herablassung, Mäßigkeit, mehrere gute Anordnungen und Stiftungen, und die Sorge für eine bessere Rechtspflege, machten ihn seinen Unterthanen in einem vorzüglichen Grade werth.

Dem Gesandten des Königs Franz I. von Frankreich, der ihn in ein Bündniß zu ziehen wünschte, antwortete er mit einer die übrigen Monarchen seiner Zeit wahrhaft beschämenden Weisheit: den Christen zieme Frieden und Eintracht**). Mit Recht hielt er es für verdienstlicher und ehrenwerther, Macht und Reichthum auf Kosten der Feinde

*) S. Schäfer, Gesch. von Portugal, Bd. II. S. 655 ff.

**) Emmanuel respondit — — a bellis, quae Christiani principes inter se gerebant, vehementer abhorrere. Sibi namque in animo esse, Saracenis, si posset, perniciem et interitum machinari. Christianis vero principibus bonam mentem et animorum concordiam precari. Osorius de reb. Emman. X. fol. 293.

des christlichen Glaubens zu gewinnen, und hier sparte er keinen Eifer. Daher setzte er die Kriege mit den Mauren in Afrika fort, wiewohl ohne großen Erfolg. Die glänzendere und wahrhaft großartige Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen in Asien, von denen oben geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Albuquerque die Herrschaft ihres Volkes in Ostindien. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle Handel treibenden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle hier kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht auf das so schnell emporgekommene Reich, dessen sonst wenig bedeutender König jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schah empfing. Mit einem Worte, es war das goldene Zeitalter des Portugiesischen Volkes. Eine allgemeine Begeisterung belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge hervorzuthun. Dieser Geist theilte sich selbst dem andern Geschlechte mit, und Emanuel's Geschichtschreiber, der Bischof Osorius, sagt, daß die Frauen am Hofe Keinem ihre Gunst schenkten, der nicht im Kriege eine tapfere That verrichtet hatte.

2. Spanien unter Ferdinand und Isabella.

(1474 u. 1479—1516.)

Wir haben die Geschichte von Spanien früher bis zu dem Zeitpunkte geführt, wo durch die Vermählung Ferdinand's von Aragonien, der den Beinamen des Katholischen erhielt, und Isabellen's von Castilien der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt ward. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich seine besondere Verfassung und Verwaltung behielt. Isabella war schön, anmuthig, klug, und übertraf ihren Gemahl weit an Milde und Adel der Gesinnung. Ferdinand, ein Fürst von Geist und Kraft, suchte seine Zwecke durch Arglist und Schlauheit zu erreichen. Doch waren die Bestrebungen Beider fast immer auf dieselben Ziele gerichtet. Dahin gehörte vor Allem, die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen, wozu sie die Zeitumstände mit großer Klugheit benutzten. Im Allgemeinen bedienten sie sich der nämlichen Mittel, die

Johann II. von Portugal anwandte. Sie verschafften sich vom Papste Sixtus IV. das Recht, die Bisthümer zu besetzen, dem Adel wurde die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit Rechtsgelehrten besetzt. Die drei geistlichen Ritterorden Spanien's besaßen so viel Land, Kriegsmacht und Festungen, daß ihre Großmeister den Königen oft gefährlich geworden waren. Isabella und Ferdinand wußten es dahin zu bringen, daß dieser allmählig selbst zum Administrator der Orden gewählt wurde, bis späterhin der Papst die Verbindung der Großmeisterthümer mit der Krone für immer bewilligte. Dadurch fielen dieser bedeutende Einkünfte, die Verfügung über die Kriegsmacht der Orden, und großer Einfluß auf die Ritter sowie auf diejenigen zu, die es werden wollten. In den Städten bestand von Alters her eine Miliz, um für Ordnung und Ruhe innerhalb der Ringmauern und für die Sicherheit der Landstraßen zu wachen. Sie hieß die heilige Brüderschaft (la santa hermandad). Diese Einrichtung war in Verfall gerathen, wurde aber jetzt von Ferdinand und Isabella wieder hergestellt und gebraucht, der Zügellosigkeit des Adels zu steuern, der von seinen Schlössern aus Plünderung und Unfug verübte.

Auf solche Weise stellten sich die Könige (so heißen bei den Spanischen Geschichtschreibern Ferdinand und Isabella) selbst an die Spitze der adligen und städtischen Institutionen, um deren Unabhängigkeit zu brechen *). Und wie sie durch die Besetzung der Bisthümer auf die Kirche großen Einfluß gewannen, so diente auch eine andere Einrichtung in der letztern, die unter ihrer Regierung eingeführte Inquisition, ihre Zwecke zu befördern.

Die Inquisition hatte zwar schon bei ihrer Entstehung im dreizehnten Jahrhundert auch nach Spanien den Weg gefunden; jetzt aber wurde sie neu begründet und befestigt, und mit der weit größern Ausdehnung ihrer Macht erhielt sie die schreckliche Gestalt, in der sie Jahrhunderte hindurch die Geißel dieses Landes war. Spanien hatte durch die zahlreichen Mauren und Juden, die dort lebten, einen nichtchristlichen Bestandtheil von großer Bedeutung in seiner Bevölkerung; und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandener Religionseifer und Habsucht. Die Juden hatten durch die außerordentlichen Reichthümer, in deren Besitz sie waren, einen allgemeinen Haß auf sich geladen, der

*) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Bd. I. S. 53. Vgl. Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. I. S. 223 ff.

öfters in Aufstände ausbrach, wobei ihrer viele als Opfer der Volkswuth umkamen. Solchen blutigen Verfolgungen zu entgehen, traten sie häufig zum Christenthum über; aber der Glaube, den sie aus Menschenfurcht ergriffen hatten, konnte in ihrem Herzen nicht Wurzel fassen. Die Neu-Christen (Marranos genannt) geriethen in den Verdacht, heimlich noch der Religion ihrer Väter anzuhangen. Mehrere wurden des Rückfalls überführt, und mit den Schätzen der Verurtheilten bereicherte sich Ferdinand. Zunächst für diesen Zweck sollte ihm das Inquisitionstribunal, welches er in Castilien, wo das heilige Gericht schon eine lange Zeit gänzlich geruht hatte, zu erneuern beschloß, behülflich sein; und der Papst Sixtus IV. genehmigte, am 1. November 1478, eine Einrichtung gern, die der Kirchenherrschaft in Spanien eine neue Stütze versprach *). Isabella wollte Anfangs ihre Zustimmung nicht geben; da man es dieser frommen Königin aber als eine Gewissenssache darstellte, so ließ sie sich überreden. Im Jahre 1481 begann das neue Gericht seine Wirksamkeit, und ließ sich trotz der lauten Unzufriedenheit vieler Spanier, die an mehreren Orten in schwer zu dämpfende Aufstände ausbrach, darin nicht stören. Die Inquisition wurde jetzt ein stehendes Tribunal, und 1483 trat der Dominicaner Thomas von Torquemada als erster Generalinquisitor von Spanien auf, ein so blutdürstiger Priester, daß er die Angeklagten zu Tausenden dem Feuertode übergab, und noch weit Mehrere mit lebenswierigem Gefängniß, Einziehung der Güter und anderen schweren Bußen bestrafte. Die Begierde nach Schlachtopfern war so groß, daß das ganze gerichtliche Verfahren aus einem Gewebe von Verdrehungen und Schlingen, den Angeklagten zu fangen, bestand; Alles war bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte darauf abgesehen, den Verdächtigen die Reinigung zu erschweren, oder ganz unmöglich zu machen. Der leiseste Verdacht oder das falsche Zeugniß eines Feindes konnten in die scheußlichen Inquisitionskerker führen; dem Verklagten wurde sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; und wer, um der Strafe zu entgehen, oder weil er sich keiner Schuld bewußt war, kein Geständniß ablegen wollte oder konnte, auf den harrten die Höllenschmerzen der ausgesuchtesten Martern. Die Vollstreckung der Urtheile, Autos da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen), wobei jederzeit außer den zum Feuertode Verdammten auch alle übrigen

*) Llorente histoire critique de l'inquisition d'Espagne. T. I. p. 143. Sonst nahm man gewöhnlich an, daß Sixtus IV. widersprochen, und nur sehr ungern eingewilligt habe.

Verurtheilten durch öffentliche Aufführung der Schande Preis gegeben wurden, geschah mit möglichstem äußeren Pompe und in Gegenwart des Hofes, damit Spanien nie vergesse, welch' eine große Rolle die Ausrottung der Ketzerei in seinem kirchlichen und Staatsleben spiele. Diese Ausrottung und die Art, wie die Inquisition dabei zu Werke ging, hat ihm Hunderttausende seiner Einwohner gekostet*), und der freien Geistesthätigkeit schwere Fesseln angelegt. Auch den Gläubigsten schien unerträglich, daß man der überall verbreiteten Kundschafter wegen kein freies Wort mehr wagen konnte**). Von den Königen aber ist dieses so hoch gestellte, ja geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit zur Vermehrung ihrer Macht benutzt worden. Denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren und die Krone das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so standen sie ganz unter ihrem Einflusse, und das Gericht diente ihr als das bequemste Werkzeug, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch der Vortheil von den verfügten Gütereinziehungen fiel der Krone anheim.

Noch bestand ein Maurisches Reich auf der Halbinsel, das von Granada, welches in einem kleineren Umfang dreizehn ansehnliche Städte und viele feste Schlösser zählte, stark bevölkert und trefflich angebaut war. Die Könige von Granada waren schon längst zinsbare Vasallen der Krone Castilien's, hatten sich aber dann aller Abhängigkeit entzogen und den Tribut verweigert. So hatte auch ein 1478 bei Ferdinand und Isabella erschienener Granadischer Abgeordneter auf die Mahnung, den Zins zu zahlen, geantwortet: da, wo man sonst Geld geprägt zur Ent-

*) Nach der Berechnung von Llorente sind von der Gründung der Inquisition 1481 bis 1498, so lange Torquemada Generalinquisitor war, lebendig verbrannt worden 8800 Personen, im Bilde (Entflohene) 6500, mit anderen Strafen belegt 90,000. Die Gesammtzahl aller Opfer der Spanischen Inquisition bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1808 giebt derselbe Schriftsteller so an: lebendig Verbrannte 31,912, im Bilde Verbrannte 17,659, mit harten Bußen Belegte 291,450. In neueren Zeiten ist die Zahl der Verurtheilten immer mehr im Abnehmen gewesen, und unter der Regierung Karl's IV. ist kein Einziger mehr den Feuertod gestorben. Vgl. indeß Prescott, Ferdinand und Isabella, Thl. II. S. 636 f.

**) Illud gravissimum, adimi per inquisitiones loquendi libere audiendique commercium, dispersis per urbes et oppida et agros observatoribus, quod extremum in servitute credebant, sagt selbst Mariana de reb. Hispan. XXIV, 17.

richtung deſſelben, ſchmiede man jetzt Waffen, ſich ſeiner zu entledigen*). Damals waren die Könige noch mit dem Portugieſiſchen Kriege beſchäftigt, deſſen wir früher gedacht, und gingen daher einen dreijährigen Stillſtand mit den Mauren ein; ſobald indeß der Friede mit Portugal zu Stande gekommen war, beſchloſſen ſie, durch Beweggründe der Religion, der Ehre und der Vergrößerungsbegierde gleich ſehr angeregt, den Krieg gegen Granada mit möglichſtem Nachdruck zu betreiben. Er dauerte zehn Jahre, und koſtete viel Blut und große Anſtrengung, obſchon die Chriſten durch einen unter ihren Feinden ausgebrochenen Bürgerkrieg ſehr begünſtigt wurden. Allmählig ward das Land eingenommen, und zuletzt mußte auch die Hauptſtadt ſich ergeben. Am 2. Januar 1492 nahmen die Chriſten ſie in Beſitz. So endete nach faſt achthundertjähriger Dauer die Herrſchaft der Mohammedaner auf der Pyrenäiſchen Halbinſel völlig.

Zuerſt hatte man den Mauren für die Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugeſichert; aber ſieben Jahre nachher brach man dieſe Zuſage, und legte ihnen die Wahl vor, ſich entweder taufen zu laſſen, oder bei Todesſtrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; Andere wurden aus Zwang Chriſten, und gaben, im ſteten Verdacht des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquiſition reichlichen Stoff zu Verfolgungen, wodurch die hart Gedrückten öfters zu Aufſtänden gereizt wurden, die nur mit Mühe gedämpft werden konnten.

Die Juden hatte ſchon früher ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, ſo ließen Ferdinand und Iſabella eine Verordnung ergehen, daß alle Juden ihrer Länder, die ſich nicht taufen laſſen wollten, dieſelben innerhalb eines Monats verlaſſen ſollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen; da ſie aber Gold, Silber und Edelſteine nicht mitnehmen durften, ſo war dieſe Erlaubniß nur eine ſcheinbare. Die Anzahl der damals ausgewanderten Jüdiſchen Familien wird, wahrſcheinlich übertrieben, auf 170,000 angegeben. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Afrika; aber Unzählige fanden auf der Reiſe durch anſteckende Krankheiten und anderes Ungemach ihren Tod. Johann II. von Portugal nahm an 80,000 dieſer vertriebenen Juden in ſein Reich auf; ſein Nachfolger Emanuel aber — bewogen durch die Vorſtellungen der Spaniſchen Regierung, zur Ausrottung des Judenthums behülflich zu ſein — befahl, ihnen ihre noch nicht vierzehn Jahre alten Kinder wegzunehmen und im Chriſtenthume zu erziehen. Aus Verzweiflung ermordeten viele Juden ihre Kinder, andere ſich ſelbſt. Die-

*) Ferreras Histoire d'Espagne trad. par d'Hermilly. T. VII. p. 511.

jenigen, die das Reich nicht verließen, oder in der festgesetzten kurzen Frist nicht verlassen konnten, bekannten sich, wenigstens dem Scheine nach, zum Christenthume. Mit solchen Zwangsmitteln wähnte man die Lehre des Evangeliums auf eine Gott wohlgefällige Weise auszubreiten.

Daß der Zeitpunkt, da Granada erobert wurde, eben der war, den die Freunde des großen Columbus benutzten, um ihm Isabellen's Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken, und welche ungeahnte Folgen sich hieraus für Spanien entwickelten, ist oben ausführlich erzählt; von dem thätigen Antheil, den Ferdinand an den Italienischen Händeln nahm, und der ansehnlichen Vergrößerung, die er auch dort für Spanien erwarb, wird weiter unten die Rede sein. Aber alle seine und seiner Gemahlin Besitzungen gingen nach seinem Tode an ein anderes Geschlecht über. Es gebar ihm nämlich Isabella einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Johann, starb schon 1497; im nächsten Jahre die älteste Tochter, Isabella, Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal; und im Jahre 1500 deren Sohn, Michael, der bei längerem Leben alle Reiche der Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt haben würde. Als vermuthliche Erbin der Spanischen Länder war nun die zweite Tochter Ferdinand's und Isabellen's, die Infantin Johanna zu betrachten, seit 1496 vermählt mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Maximilian's von Oesterreich und der Burgundischen Maria, dem als mütterliches Erbtheil die Niederlande zugefallen waren. Sie gebar dem Erzherzoge außer vier Töchtern zwei Söhne, von welchen der ältere der nachmals so berühmt gewordene Kaiser Karl V. war.

Der Gram, einen Sohn, eine Tochter und einen Enkel verloren zu haben, und die zweite Tochter gemüthskrank zu wissen, beschleunigte den Tod der Königin Isabella. Sie starb am 26. November 1504. Castilien fiel sofort an Johanna; doch sollte Ferdinand, vermöge einer letztwilligen Verfügung Isabellen's, bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in diesem Königreiche haben. Aber Erzherzog Philipp widersprach, und verlangte die Herrschaft für sich. Darüber wollte Ferdinand dessen Geschlecht wenigstens um den künftigen Besitz seiner eigenen Länder bringen, und heirathete deswegen des Königs von Frankreich, Ludwig's XII., achtzehnjährige Schwestertochter, Germaine de Foix, indem er hoffte, einen Erben aus dieser Ehe zu erlangen, und diesem alsdann Aragonien zu hinterlassen.

Es kam nun zwar zu einem Vertrage, vermöge dessen Ferdinand und Philipp zugleich in Castilien regieren sollten; als indeß der Letztere im Frühling 1506 selbst nach Spanien kam, fielen ihm die Großen der-

gestalt zu, daß Ferdinand der Regentschaft ganz entsagen mußte, und der Erzherzog neben seiner Gemahlin als König anerkannt ward. Doch schon am 25. September starb Philipp, erst achtundzwanzig Jahre alt; und Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und deren Geisteskrankheit durch seine häufige Untreue sehr vermehrt worden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und prächtig angekleidet in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich immer das Mährchen, das ein Carthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach vierzehn Jahren wieder aufgelebt sei. Sie litt dabei aus alter Eifersucht kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Hebamme von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzählige Mal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sei, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sei, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verwesetten Leichnam in der Carthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns funfzig Jahre; denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem Sohne Karl, den 12. April 1555.

So mußte denn nach Philipp's Tode bis zur Volljährigkeit seines ältesten Sohnes Castilien doch wieder durch einen Verweser verwaltet werden; und der Cardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, wußte die Stände zu bewegen, nunmehr den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Dieser starb am 23. Januar 1516, ohne daß sein Wunsch, von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, in Erfüllung gegangen war, so daß also auch Aragonien jetzt an den Sohn Philipp's überging, der als Karl I. dergestalt ganz Spanien unter seinem Scepter vereinigte.

3. Frankreich unter Karl VIII.
(Reg. 1483—1498.)

In der Geschichte Frankreich's sind wir zuletzt beim Schlusse der Regierung Ludwig's XI. stehen geblieben, der durch Klugheit, List und Glück die Macht der größten Vasallen zu Grunde gerichtet, und den Thron unumschränkter gemacht hatte, als er je zuvor war.

Bei seinem Tode zählte sein Sohn und Nachfolger Karl VIII. erst dreizehn Jahre. Karl war ungewöhnlich klein, mager und ein wenig buckligt. Aufgewachsen in der Einsamkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht lesen konnte. Daher mußte er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten lassen. Ein solcher Knabe war nicht bloß durch sein Alter unfähig, selbst zu regieren, obschon er den Gesetzen nach großjährig war. Die Reichsgeschäfte wurden daher durch einen Rath von Prinzen des Hauses und einigen andern angesehenen Männern besorgt; den meisten Einfluß auf den jungen König übte seine zweiundzwanzigjährige Schwester Anna, Gemahlin Peter's von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, zumal da ihr seine Obhut von dem verstorbenen König aufgetragen war. Viele Schenkungen Ludwig's wurden jetzt zurückgenommen, seine verhaßtesten Günstlinge gestraft. Aber eine Stimmung, die durch alle Classen des Volkes ging, verlangte mehr als dies, verlangte Abhülfe der schweren Uebel, welche vermöge der Tyrannei der vorigen Regierung auf dem Lande lasteten. Dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beschloß der Staatsrath die Reichsstände zu berufen, deren Versammlungen in Frankreich eben so wenig an gesetzmäßige Fristen geknüpft, als ihre Verhältnisse unter einander und zur Krone genau bestimmt waren.

Die Sitzungen der nach Tours geladenen Stände dauerten vom 15. Januar bis zum 14. März 1484. Es ertönten hier, besonders von den Abgeordneten des dritten Standes, Klagen, die den Zustand des damaligen Frankreich von einer traurigen Seite darstellen. Das Reich, hieß es, ist verarmt, wie ein Körper, dem durch Aderlässe alles Blut ausgeleert, theils durch die ungeheuren Summen, die nach Rom gehen*),

*) Ludwig XI. hatte, um den Papst zu gewinnen, die pragmatische Sanction von Bourges wieder aufgehoben, das Parlament aber diese Aufhebung nicht bestätigt, woraus ein schwankender Zustand hervorging. S. Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 140.

theils durch die, welche die Bezahlung der Söldner verschlingt. Das Volk sei in einem schlimmern Zustand, als Leibeigne*). In der That waren die Auflagen unter Ludwig so ansehnlich erhöht worden, daß die Provinzen auf das äußerste darunter litten. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war nicht minder drückend, als die Steuern selbst. Es ist vorgekommen, heißt es in den Beschwerden der Stände, daß, wenn die Glieder einer Gemeine ihren Antheil bezahlt hätten, man sie einkerkerte, bis sie auch das noch bezahlt hätten, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte. Eine andere Klage betraf die schlechte Besetzung der Richterstellen. Diese waren unter dem geldgierigen Ludwig sehr häufig dem Meistbietenden verkauft worden, so daß man die unwürdigsten Menschen im Besitz der wichtigsten Aemter sah. Die Regierung verhieß die Abstellung dieser und noch vieler andern Mißbräuche, und begnügte sich für die nächsten zwei Jahre mit der Bewilligung von Steuern, die kaum den dritten Theil der von Ludwig erhobenen betrugen. Im Allgemeinen hatte dieser Reichstag keinen nachhaltigen Einfluß auf den Zustand der Nation.

Eine in der Ständeversammlung stürmisch verhandelte Frage war die gewesen, ob dem königlichen Knaben noch eine Regentschaft an die Seite gesetzt werden solle, und welche. Es war aber nur ein Beschluß zu Stande gekommen, der die Dinge ließ wie sie waren, so daß die eigentliche Gewalt in den Händen der staatsklugen und listigen**) Frau von Beaujeu verblieb, obschon sie in dem Beschlusse nicht einmal genannt worden. Damit war Niemand unzufriedener, als der Herzog Ludwig

*) Et pour toucher à icelles charges que nous pouvons appeller non pas seulement charges importables. mais charges mortelles et pestiferes; qui eust jamais pensé ne ymaginé veoir ainsi traicter ce povre peuple, jadis nommé françoys? Maintenant le povons appeller peuple de pire condicion que le serf, car ung serf est nourri, et ce peuple a esté assommé des charges importables. — Jean Masselin, Journal des états généraux tenus en 1484, publié par Bernier, Paris, 1835. p. 673. (In der Collection des documents inédits sur l'histoire de France).

**) Fine femme et déliée, s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roi Louys son père. Brantome, Oeuvres, à la Haye 1740. T. I. p. 311.

von Orleans, Gemahl ihrer Schweſter Johanna und erſter Prinz von Geblüt. Er war von ſchöner Geſtalt und einnehmenden Sitten, der beſte Reiter und Tänzer am Hofe, großer Freund der Frauen, und überhaupt den Vergnügungen ſehr ergeben, darum aber nicht weniger ehrbegierig. Er entwarf den Plan, Anna zu verdrängen und ſich an ihren Platz zu ſtellen, der ihm, wie er glaubte, um ſo mehr zukam, als er, im Fall der junge König kinderlos ſtürbe, der nächſte Thronerbe war. Nachdem er ſich dem Hofe ſchon mehrere Male entgegengeſtellt und wieder mit ihm ausgeſöhnt hatte, kam es zum offnen Bürgerkriege. Da auch Andere ſich in ihren ehrgeizigen Hoffnungen getäuſcht ſahen, und Anna's vom Vater ererbte Staatskunſt gefürchtet ward, ſo fehlte es ihm nicht an Anhang unter den Großen und dem Adel; beſonders unterſtützte ihn der alte Feind des königlichen Hauſes, der Herzog Franz II. von Bretagne. Auch mit dem Auslande knüpfte er Verbindungen an. Nachdem Anna zunächſt die Mißvergnügten im Süden zur Unterwerfung gezwungen hatte, rückte ein königliches Heer, unter der Anführung des tapfern la Tremoille, in der Bretagne ein, wo ſich der Herzog von Orleans ſelbſt befand, und gewann am 27. Juli 1488 bei St. Aubin einen entſcheidenden Sieg über die Bretagner. Der Herzog von Orleans ward gefangen, und von einem Orte zum andern, zuletzt nach Bourges in einen Thurm gebracht. Der Herzog von Bretagne erhielt den Frieden unter harten Bedingungen. Wenige Wochen darauf (9. Sept.) ſtarb er, ohne Söhne zu hinterlaſſen. Seine älteſte Tochter Anna war ſeine Erbin, und obſchon kaum zwölfjährig, der Gegenſtand mehrfacher Bewerbungen. Da die Franzoſen trotz des Friedens in das Herzogthum eingebrochen waren, um ihre Anſprüche darauf geltend zu machen, und die Hälfte des Landes beſetzt hatten: ſo wünſchten die einflußreichſten Rathgeber der bedrängten jungen Herzogin, daß ſie ſich mit dem mächtigſten der Bewerber, dem Römiſchen König Maximilian, vermählen möge; und die Trauung ward in der That feierlich vollzogen, indem der Prinz von Oranien die Perſon des Bräutigams vorſtellte (1489).

König Karl VIII. entzog ſich indeß mehr und mehr dem Einfluſſe ſeiner Schweſter. Den Herzog von Orleans, dem er perſönlich gewogen war, befreite er ohne ihr Vorwiſſen aus ſeinem Gefängniſſe (1491) und behandelte ihn mit freundſchaftlicher Zärtlichkeit. In der Bretagne hatten ſeine Angelegenheiten den beſten Fortgang, Nantes ward ihm durch Verrath in die Hände geliefert, die Herzogin in Rennes durch ein franzöſiſches Heer belagert. Um jedoch die Dinge nicht bis aufs äußerſte kommen zu laſſen, wurde der Plan gemacht, daß Karl ſich auf friedliche

Weise in den Besitz des Landes setzen solle, und zwar durch Vermählung mit der Erbin, also mit der Braut desselben Fürsten, dessen Tochter Margaretha ihm, wie wir sahen, längst verlobt war. Anna wollte anfangs von einem Bruch des schon geschlossenen Ehebundes nichts hören, auch mißfiel ihr, der schönen, klugen und gelehrten Fürstin, der neue Bewerber ungemein. Allein die Umstände waren dringend, ihre Rathgeber diesmal durch geheime Unterhandlungen für Frankreich gewonnen; und so fügte sie sich endlich. Am 6. December 1491 gab sie dem Könige von Frankreich ihre Hand.

Bei der Nachricht, daß Karl zu gleicher Zeit ihm seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die Deutschen Stände waren zu keinem Kriege wider Frankreich zu bewegen. Maximilian's Bundesgenosse, König Heinrich VII. von England, landete zwar mit einem ansehnlichen Heere bei Calais; aber es war ihm mit diesem Kriege kein Ernst, und bald ging er einen am 3. November 1492 zu Etaples geschlossenen Frieden ein, wonach Karl ihm etwa zwei Millionen Thaler unseres Geldes zu zahlen hatte. Von dieser Unterstützung verlassen, konnte Maximilian noch weniger ausrichten; daher schloß auch er einen Vergleich zu Senlis am 23. Mai 1493, vermöge dessen er Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter entband, und dagegen die Grafschaften Burgund und Artois, welche dieser als Brautschatz bestimmt gewesen waren, zurückerhielt, allerdings ein reicher Ersatz für die Bretagne. Karl gab indeß damit nur auf, was er doch nicht behaupten konnte; denn in jenen Provinzen hatte das Waffenglück, unterstützt von der den Franzosen sehr ungünstigen Stimmung der Einwohner, schon fast ganz für Maximilian entschieden*). Ein anderer Fürst, der an dem Bündniß wider Karl Theil genommen, Ferdinand der Katholische von Aragonien, wurde durch die Wiederabtretung der früher von Ludwig XI. gewonnenen Landschaften Roussillon und Cerdagne versöhnt.

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XV. p. 135. Henri Martin, Hist. de France éd. 4. T. VII. p. 225. sq. giebt dies zwar ebenfalls zu, meint aber, „das Uebergewicht der französischen Waffen hätte rasch diese Nachtheile wieder herstellen können", uns klagt daher Karl unverzeihlicher „Nachgiebigkeit" an.

4. Zustand Italiens. Karl's VIII. Zug nach Neapel.

Alle diese Verträge waren von Karl schon in der Absicht geschlossen, daß er bei seinem Entwurfe zur Eroberung des Königreichs Neapel die Hände frei haben möge. Ludwig hatte sich von dem Grafen Karl von Maine mit der Provence auch die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf Neapel abtreten lassen; aber, seinem besonnenen und umsichtigen Charakter gemäß, war er nur langsam und bedächtig vorgeschritten, um sich allmählig Sicherheit des Erfolges zu verschaffen*). Dagegen brannte Karl's jugendliches, von Ruhmbegierde erfülltes Gemüth vor Ungeduld, jene Ansprüche geltend zu machen. Und bei der Eroberung von Neapel blieben seine Gedanken nicht einmal stehen. Sie sollte ihm vielmehr zugleich ein Uebergang werden zu der weit größern und glorreicheren Unternehmung, die Türken aus Europa zu vertreiben, und sich die Griechische Kaiserkrone zu erringen. Er gedachte, sich dazu des Türkischen Prinzen Dschem zu bedienen, der den Osmanischen Thron in Anspruch genommen, aber vor seinem Bruder, dem Sultan Bajazeth II, hatte fliehen müssen, und nun zu Rom lebte, wo er von den Päpsten in Gewahrsam gehalten wurde, die dafür von Bajazeth, unter dem Namen von Unterhaltungskosten, jährlich 40,000 Ducaten bekamen. Von Griechenland aus stellte sich Karl den Uebergang nach dem heiligen Lande als leicht vor; und auch dahin strebte sein Sinn, um dort endlich das Ziel zu erreichen, dem die Europäische Christenheit in den Kreuzzügen vergeblich nachgerungen hatte.

Italien ging damals jedem andern Europäischen Lande vor an Fortschritten der Civilisation, an Blüthe der Gewerbe, des Handels, der Künste, an Wohlstand und Reichthum; aber die unsichere Stellung mehrerer der mächtigsten Fürsten und Häupter ihren Unterthanen gegenüber, die Grausamkeit und Wollust, die sie, wie die verrufensten Tyrannen des Alterthums befleckten, die gegenseitige Eifersucht, der Haß und Neid der Staaten unter einander, die Künste der Arglist und des Truges, mit denen Jeder sich zu stärken und Andere zu unterdrücken trachtete, führten die Fremden in das Land, bereiteten ihm Verwüstung, theilweise Verlust der Unabhängigkeit und eine Lähmung des Geistes, wodurch die Blüthe allmählig hinwelkte.

Ferdinand I. von Neapel, der Bastard Alfonsen's von Aragonien,

*) Sismondi, l. c. p. 139.

hatte den Adel seines Landes in zwei Kriegen, die er wider ihn führte, besiegt, und herrschte nun mit so empörender Gewalt und Strenge, daß er aufs äußerste gehaßt ward. Schlimmeres noch schien der Uebermuth seines Sohnes Alfons zu drohen, da die öffentliche Meinung die ärgste Willkür des Vaters schon seinen Rathschlägen zuschrieb. Zwei Enkelinnen Ferdinand's waren an Glieder der Mailändischen Fürstenfamilie verheirathet: die eine, Isabella, Alfonsen's Tochter, an den jungen Herzog Johann Galeazzo; die andere, Beatrice, an dessen Oheim Ludwig, mit dem Beinamen Moro. Dieser benutzte des Neffen Jugend und Unerfahrenheit, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Mailand war damals ein auf militärischem Despotismus ruhendes Fürstenthum*), wo kluge Begünstigung von thätigen Anhängern die Verdrängung eines rechtmäßigen Herrschers immer leicht möglich macht. Obwohl sonst mild und leutselig, sorgsam für nützliche Anstalten, für Förderung der Wissenschaften und Künste**), hielt Ludwig doch den jungen Herzog wie in Gefangenschaft, und ließ ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse nur spärlich reichen, während er und seine Gemahlin in großem Glanz und Ueppigkeit lebten. Dies erfüllte Isabellen's männlichen Geist mit heftigem Schmerz; rührend und beweglich klagte sie ihrem Vater ihre große Noth und Hülflosigkeit, und bat um Rettung. Alfons war entschlossen, die Tochter zu rächen; der Greis Ferdinand wünschte sehnlich den Frieden zu erhalten.

So war der Keim zu einer bedenklichen Entzweiung in Italien vorhanden; ob und wie er hervorbrechen sollte, hing zum Theil von der Gesinnung der übrigen Staaten ab. Hier änderten sich im Jahre 1492 die Dinge in sehr bedenklicher Weise. In Florenz starb Lorenzo von Medici, und seinem Sohne Peter, der nun an die Spitze der Republik trat, fehlten Kraft und Geschicklichkeit, das Ansehn des Vaters zu behaupten. Er wurde aber um so verhaßter, da er noch weiter gehen wollte als dieser, und unverholen strebte, sich zum Fürsten von Florenz aufzuwerfen. Noch weit schlimmer war der Herrscherwechsel in Rom. Zum Nachfolger des am 25. Julius gestorbenen, sonst freilich keineswegs löblichen, im Ganzen aber doch friedfertigen Papstes Innocenz VIII. ward nach sechszehn Tagen ein Mann erwählt, dessen Namen, wenn irgend einer, mit gerechtem Abscheu genannt wird. Der Cardinal

*) Leo, Geschichte von Italien, Th. III. S. 436.

**) Ranke, Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker, S. 20.

Rodrigo Borgia, oder, wie sein Familienname eigentlich lautete, Engelio, ein Spanier aus Valencia, hatte durch reiche Bestechungen fast alle Stimmen für sich gewonnen. Alexander VI. (so hieß er als Papst) war ein schamloser Wüstling, aller Ehrbarkeit und Redlichkeit fremd, dem Treue und Religion nur zum Gespött dienten. Von unmäßigem Geldgeiz und grenzenloser Ehrgier getrieben, war er oft unmenschlich grausam, und immer darauf bedacht, gleichviel durch welche Mittel, seine Bastarde zu erheben; denn er hatte von einer Beischläferin, Rosa Vanozza, vier Söhne und eine Tochter. Alle, die ihn kannten, erschraken über solche Entwürdigung des heiligen Stuhls, obschon man es in Italien gewohnt war, keine Tugendhelden auf demselben zu sehen; und König Ferdinand von Neapel versicherte seiner Gemahlin unter Thränen, Italien, ja die ganze Christenheit würden die höchst verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden.

Ludwig Moro wollte indeß nicht blos die Macht in Mailand haben, sondern sich selbst auf den herzoglichen Stuhl setzen. Zu diesem Ende ließ er dem Römischen Könige Maximilian die Hand seiner Nichte Bianca Maria, nebst einer Mitgift von 400,000 Ducaten anbieten, wenn er ihn dagegen mit dem Herzogthum belehnen wollte. Maximilian ging es ein, obschon die Ehe nicht für standesgemäß galt, da der Großvater der Braut, Franz Sforza, der durch seine glücklichen Waffen Mailand errungen hatte, von niederer Geburt war. Er versprach die Belehnung, und ertheilte sie auch später; ein Verfahren, das, wie unedel es auch in seinen Triebfedern erscheint, doch darin eine Entschuldigung finden kann, daß die Besitznahme Mailand's durch das Haus Sforza von Kaiser und Reich nicht anerkannt war. Wollte demnach das Reichsoberhaupt ein Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen, so konnte ihm, nach strengem Rechte, die Wahl, auf wen diese Verleihung fallen sollte, nicht wol streitig gemacht werden.

Indeß wußte Ludwig Moro wohl, daß Maximilian, wenn die Aragonesen von Neapel ihn angreifen sollten, nicht eben viel zu seinem Schutze thun würde; daher suchte er ihnen einen andern mächtigen Feind zu erregen, und ermunterte König Karl VIII. von Frankreich, sein Recht auf Neapel geltend zu machen. Moro's Gesandte trafen am Französischen Hofe einige Neapolitanische Große, die vor Ferdinand geflohen waren und, aus Haß gegen ihn, dasselbe betrieben. Ihren vereinten Bemühungen gelang es leicht, den für diesen Plan ohnehin schon schwärmenden König völlig zu bestimmen. Ein förmlicher Vertrag mit Ludwig

Moro kam zu Stande, wie sehr auch einsichtige Männer*), und des Königs Schwester Anna, das Unternehmen widerriethen. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden Darlehen aufgenommen, eins zu hunderttausend Ducaten von einem Genuesischen Wechselhause, gegen vierzehn Procent auf vier Monate. Mitten unter Zurüstungen, dem drohenden Anfall zu begegnen, starb Ferdinand von Neapel am 25. Januar 1494, und hinterließ den Thron seinem Sohne Alfons II. Dieser brachte nun Alexander VI. von der Verbindung mit Ludwig Moro zu der seinigen, zu der sich auch Peter von Medici hielt. Eben deshalb aber war das Volk von Florenz dagegen, und wünschte seinerseits vielmehr die Franzosen herbei**). Und zugleich fand sich jetzt, ebenfalls als Flüchtling, der berühmte Cardinal und nachmalige Papst Julian della Rovere, der unversöhnliche Widersacher Alexander's VI., in Frankreich ein, und stachelte den König an, nicht nur den angeblichen „Usurpator" in Neapel, sondern vor allem auch den „Tyrannen", der den Stuhl des heiligen Petrus besudele, zu stürzen.

Im Herbste desselben Jahres ging denn Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, worunter einiges Deutsche Fußvolk und mehr als 8000 Schweizer, über die Alpen. In Pavia fand er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie man argwöhnte, an Gift, das ihm der Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und mit Uebergehung eines fünfjährigen Knaben, den er hinterließ, ward Ludwig Moro als Herzog anerkannt. Peter von Medici, statt dem Könige den Weg zu sperren, kam ihm entgegen, und schloß erschreckt einen Vertrag, in welchem er sich zur Einräumung wichtiger Plätze verstand. Darüber waren wieder die Florentiner so aufgebracht, daß ein Aufstand gegen die Mediceer erfolgte. Peter und seine Brüder flohen, und wurden geächtet, ihr Palast, erfüllt von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geplündert. Nun zog Karl in Florenz ein, und stellte, wie ein Eroberer, harte Forderungen; da er aber Entschlossenheit zur Gegenwehr gewahrte, stimmte er sie herab. Hierauf ging er weiter gegen Rom, wo Alexander, hin und her schwankend, keinen Widerstand wagte. In der Neujahrsnacht 1495 zog Karl mit klingendem Spiele und bei Fackelschein in Rom ein, während ein

*) Praesertim qui prudentia ac rei militaris scientia caeteris antecellebant. Belcarius, V. 9.

**) Ed in tale calamità condotti eravamo, che apartamente quasi da ciascuno la veneta de Francesi si desiderava. Parenti Istoria d'Italia (ungedruckt) bei Meier Savonarola S. 63.

Neapolitaniſcher Heerhaufe ſich durch ein anderes Thor entfernte. Alexander hatte ſich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete in höchſter Angſt auf den Ausgang der Dinge. Dieſer hätte für ihn ſehr ſchlimm werden können, denn die meiſten Cardinäle baten den König, ein Concil auszuſchreiben, und durch daſſelbe die Abſetzung des ſchändlichen Papſtes zu betreiben. Aber Karl mochte ſich nicht für fähig halten, eine Kirchenreformation durchzuſetzen*); auch waren einige ſeiner Räthe vom Papſte durch Gaben und Verheißungen gewonnen. Er ſchloß daher einen Vergleich mit ihm, kraft deſſen ſich Alexander verpflichtete, dem Könige drei Feſtungen zu öffnen, ſeinen Sohn Cäſar Borgia, unter dem ehrenvollen Namen eines Cardinallegaten als Geiſel zu ſtellen, und den Prinzen Dſchem auszuliefern. Am 28. Januar verließ Karl Rom, und ſetzte ſeinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäſar liſtig entwiſchte, und Dſchem ſtarb, nach den Zeugniſſen Italieniſcher und Türkiſcher Schriftſteller**) auf Befehl des Papſtes vergiftet.

Ueber Alfons kam in der Noth das Bewußtſein ſeiner Uebelthaten mit doppelter Stärke. Er hatte namentlich einmal, entweder noch bei Lebzeiten ſeines Vaters oder nach deſſen Tode***), eine Anzahl Staatsgefangener erwürgen laſſen; deſſen eingedenk, konnte er jetzt weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe finden, und ſah ſich in ſeinen Träumen ſtets von den Schreckbildern der Ermordeten umgeben. Da trat er ſeinem Sohne Ferdinand die Herrſchaft ab, in der Hoffnung, daß dieſer junge Fürſt, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf ſich geladen, es zum Widerſtande werde zu begeiſtern wiſſen, und ging nach Sicilien, wo er noch in demſelben Jahre ſtarb. Ferdinand II. ſammelte Truppen; in dem engen Paſſe von San Germano wollte er die Franzöſiſche Macht aufhalten. Aber die Grauſamkeit der Franzoſen, welche die Beſatzung und die Einwohner zweier mit Sturm genommenen feſten Schlöſſer niedergemetzelt hatten, erfüllte die neugeworbenen Neapolitaniſchen Truppen mit ſolcher Furcht, daß ſie beim bloßen Anblick der Feinde die Flucht ergriffen; Ferdinand's beſter Heerführer, der Mailändiſche Condottiere Trivulzio, ging zu Karl über, ſeine eigne Stadt Capua ſchloß ihm die Thore. Er hielt Alles für verloren, und entwich nach der Inſel Iſchia. Am 22. Februar zog Karl in Neapel ein, und bald war bis auf wenige

*) Il estoit jeune, et mal accompaigné pour conduire une si gran'oeuvre, que de reformer l'Eglise. Comines, VII. 12.

**) v. Hammer, Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, Bd. II. S. 277. Roſcoe's Leben Leo's X., deutſche Ueberſ. Bd. I. S. 214.

***) S. Sismondi, Histoire des Rép. ital. T. XII. p. 199.

Städte das ganze Land in seinen Händen. Er setzte die Abgaben um 200,000 Ducaten herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war; wie er aber selbst sich ganz den Lüsten ergab, so war er auch nicht darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen *). Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, während der Neapolitanische Adel sich seiner Ehren und Aemter beraubt sah, und von Haß gegen die neue Herrschaft erfüllt ward. Schon machte der frühere Widerwille gegen die Aragonischen Fürsten der Sehnsucht nach ihrer Wiederherstellung Platz. Bei den Franzosen aber war der Gedanke an weitere Eroberungen jenseits des Meeres ganz zurückgetreten. Sie waren nur nach Rückkehr begierig, ungeduldig mit ihren Siegen zu prunken, und die Früchte derselben zu genießen.

Und so war der Entschluß, wieder nach Frankreich zu ziehen, bei Karl gefaßt, noch ehe er erfuhr **), was indeß in seinem Rücken vorgegangen war, und ihn nun vollends bestimmte. Ein Schrecken nämlich über die wunderbar schnelle Ausbreitung der Französischen Macht ging durch die Länder, erweckte alte Feinde, und gesellte ihnen neue hinzu. Man wollte ihr durch Vereinigung verschiedener Kräfte Schranken setzen, ein Plan, dem von da an so viele ähnliche politische Combinationen gefolgt sind, daß man hier den Anfang des Grundsatzes zu suchen pflegt, durch Bündnisse ein für die Unabhängigkeit aller Staaten erforderliches Gleichgewicht der Macht in Europa zu begründen und zu erhalten. Ludwig Moro, beleidigt, daß Karl mehrere ihm gethane Versprechungen nicht erfüllt, und besorgt, daß Ludwig von Orleans, der in Asti saß, als Abkömmling der Visconti Ansprüche auf Mailand geltend machen würde; der Papst, der sich nur gezwungen für Frankreich erklärt hatte; die Venetianer, die einsahen, daß sie bei ihrer bisherigen Neutralität ohne Schaden nicht bleiben könnten; Ferdinand der Katholische, der für sein Sicilien fürchtete und dem König Karl schon hatte melden lassen, daß er die Eroberung Neapel's nicht ruhig ansehen könnte; endlich der Römische König Maximilian, der inzwischen die Re hsregierung angetreten hatte und noch Hoffnung hegte, das Ansehen des Reiches in Italien wieder zu heben,

*) Et entrerent en tant de gloire, qu'il ne sembloit point aux nostres, que les Italiens fussent hommes. Comines, VII. 14.

**) Guicciardini II. p. 90. Ed. Stoer. 1645.

schlossen am 31. März zu Venedig ein Bündniß wider Karl. Dieser, der vom Papste die Belehnung mit seinem neuen Reiche nicht hatte erhalten können, hielt am 12. Mai zu Neapel einen feierlichen Zug statt der Krönung, und verließ acht Tage nachher die Stadt. Die Hälfte des Heeres ließ er zurück, mit der andern zog er durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst eilig nach Perugia, wurde aber von Karl nicht verfolgt. Diesem lieferte, als er im Parmesanischen über den Taro ging, ein ihm weit überlegenes Heer von Mailändern und Venetianern (die von den Verbündeten allein Truppen ins Feld stellten) eine Schlacht bei Fornuova (6. Juli 1495), in der die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer die Oberhand behielt*), so daß Karl seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Er kam nach Asti, ohne eine Kanone verloren zu haben. Indeß war der Herzog von Orleans in Novara von den Verbündeten eingeschlossen, und ohne Hoffnung, den Platz behaupten zu können, da schon Hungersnoth zu herrschen begann. Da nun sowohl Karl als Ludwig Moro den Frieden wünschten, so kam am 10. October zu Vercelli ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Novara geräumt und dem Letztern übergeben ward. Hierauf setzte Karl mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug nach Frankreich fort, und war den 27. October in Grenoble.

Indeß suchte der vertriebene Ferdinand, von Sicilien aus, mit Spanischer Unterstützung sein Königreich wieder zu erobern. Ein Angriff auf die Franzosen in Calabrien mißlang; als er aber am 7. Juli bei Neapel landete, empörte sich das Volk, und die Franzosen waren gezwungen, sich in die drei Castelle der Hauptstadt einzuschließen. Der Graf von Montpensier, der den Oberbefehl führte, verließ diese Festen nach einigen Monaten, doch dauerte der Krieg bis gegen das Ende des folgenden Jahres. Endlich entschloß sich Montpensier, da Karl ihn ohne alle Unterstützung ließ, die Waffen niederzulegen; noch ehe er indeß nach Frankreich eingeschifft wurde, raffte ihn mit dem größten Theile des noch übrigen Heeres eine bösartige Seuche hin. Das ganze Königreich kehrte unter die Herrschaft der Aragonesen zurück; aber Ferdinand hatte die völlige Räumung nicht mehr erlebt, er war im September oder October

*) Jovius datirt von dieser Schlacht das Erlöschen des Italienischen Kriegsruhms. Haec est illa memorabilis Tarrenesis pugna, qua maiore aliquanto temeritate quam ignavia antiquum Italicae militiae decus amisimus: coepimusque cum inexpiabili ignominia nostra exteris nationibus, quibus modo terrori eramus, contemtui esse. — Hist. sui temp. l. II. p. 215. Ed. 1561.

1496 unter lauten und herzlichen Klagen ſeines Volkes geſtorben *). Da er keine Kinder hatte, ſo folgte ihm auf dem Throne ſein Oheim Friedrich.

So blieben keine anderen Folgen der Unternehmung Karl's VIII., als: in Italien ſtärkere Feindſchaften, Zerrüttung und Zerſtörung; in Frankreich Erſchöpfung und eine aufgeregte, unglückſelige Leidenſchaft, in fremden Ländern Machtvergrößerung für den Staat und Beute für die Einzelnen zu ſuchen.

---

5. Hieronymus Savonarola.

In Florenz wurde nach der Vertreibung der Medici, zur neuen Anordnung des Staates, eine einſtweilige Regierungsbehörde, Balia genannt, eingeſetzt, die zwanzig Wahlherren ernannte, um ein Jahr hindurch alle obrigkeitlichen Aemter zu beſtellen. Aber dieſe Wahlherren waren unter ſich ſelbſt ſo uneinig, daß neue Berathungen Statt fanden, wobei die demokratiſche Partei der Republik über die ariſtokratiſche den Sieg davon trug, ſo daß eine Regierungsform beliebt wurde, welche die geſetzgebende Gewalt und das Recht, die Staatsämter zu vergeben, in die Hände der zu einem großen Rathe verſammelten Bürger legte. Doch ging der Demokratismus nicht ſo weit, alle Florentiner ohne Ausnahme zu dem großen Rathe zuzulaſſen; nur die vielmehr ſollten das Recht haben, darin zu ſitzen, deren Urgroßväter ſchon zum Antheil an der Staatsregierung berechtigt geweſen.

Die Seele und das leitende Haupt der demokratiſchen Partei war einer der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit, der Dominicaner Hieronymus Savonarola. Im Jahre 1452 zu Ferrara geboren, war er, obſchon Anfangs dem Kloſterleben abgeneigt, im dreiundzwanzigſten Lebensjahre Mönch geworden und, durch große Geiſtesgaben, eifrige Liebe zu den Wiſſenſchaften und einen ſtreng religiöſen Wandel gleich ausgezeichnet, hatte er eine nicht gewöhnliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Er wurde Lorenzo von Medici empfohlen, und auf deſſen Wunſch von den geiſtlichen Obern nach Florenz verſetzt, wo er 1490 Prior des Dominicanerkloſters San Marco wurde. Seine Predigten machten durch die Tiefe ihres Inhalts und die hinreißende Kraft ſeiner natürlichen Beredt-

*) Muratori, deutſche Ueberſ. Thl. IX. S. 504. Ranke, S. 82.

ſamkeit einen gewaltigen Eindruck. Die in Italien damals das chriſtliche Leben ganz verdrängende Sinnlichkeit und Ueppigkeit, die große Verderbniß der Geiſtlichkeit, die Gräuel der Kirche waren ein vorzüglicher Gegenſtand ſeiner Strafreden. Er wollte eine Umſchaffung und Erneuerung des ganzen geiſtlichen wie politiſchen Lebens herbeiführen. So konnten er und Lorenzo nur Gegner ſein. Lorenzo erkannte die große Bedeutung des Mannes; er ſuchte ihn zu gewinnen und zur Milderung ſeiner Lehren zu bewegen, aber vergebens.

Bei der Anweſenheit Karl's VIII. in Florenz trug Savonarola weſentlich zu dem Vergleiche bei, der zwiſchen dem Könige und der Republik zu Stande kam. Ueberhaupt beginnt mit der Erſcheinung der Franzoſen in Italien und der Vertreibung der Medici ſeine große politiſche Wirkſamkeit. Denn er hielt ſich jetzt für ganz überzeugt, daß Gott durch die hervortretenden Weltbegebenheiten nicht nur die Kirche reinigen, ſondern überhaupt ein Neues auf Erden ſchaffen werde*). Und ſo vermiſchten ſich in ſeinen Beſtrebungen das Religiöſe und das Politiſche auf eine im Allgemeinen nicht zu billigende, aber aus der Grundlage ſeiner Anſichten und der ganzen Richtung ſeines Geiſtes mit Nothwendigkeit hervorgehende Weiſe. Er wollte das Geiſtliche und das Weltliche handgreiflich und augenſcheinlich verknüpft ſehen; während das letztere von dem erſteren doch nur dem Princip nach durchdrungen werden, dann aber ſein eignes Leben führen ſoll. Das Erſcheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien hatte er mehrere Jahre vorher vorausgeſagt; und noch früher eine große Züchtigung von ganz Italien prophezeiht, die der gleich darauf eintretenden Erneuerung der Kirche vorangehen werde. Als nun hierauf wirklich die Ankunft Karl's VIII. erfolgte, kam Savonarola dadurch in den Ruf eines Propheten, und ſein Anſehen unter den Menſchen wuchs nicht wenig. Zwar wollte er ſelbſt nicht als Prophet betrachtet ſein, und auch ſeine enthuſiaſtiſchen Freunde haben jene Vorausſagung nicht auf eine höhere Eingebung zurückgeführt; indeß nahm er außer dem Standpunkte der Reflexion, von welchem er ſeine Blicke in die Zukunft that, allerdings eine höhere prophetiſche Gewißheit des gefundenen Inhaltes ſeiner Weiſſagungen an, die dem Glauben verwandt iſt**).

---

*) Rudelbach, Hier. Savonarola und ſeine Zeit, S. 102.

**) Meier, Girolamo Savonarola, S. 198. 205. 207. Karl Haſe, Savonarola, 2. Aufl. (1861), S. 22. 39 ff. 47: „Was Savonarola von der Zukunft verkündet hat, das war die Sehnſucht ſeines Herzens ... der Prophet wurzelte im Reformator."

Unter den verſchiedenen Staatsformen hielt Savonarola für Florenz die Volksregierung darum für die paſſendſte, weil geiſtig leicht bewegte, leidenſchaftlich unternehmende Völker die Monarchie, wie er meinte, nicht gut ertrügen, und weil die Demokratie durch die lange Gewohnheit dem Sinne der Bürger zur andern Natur geworden ſei. Seine Anhänger erhielten, weil ſie ſich ſeiner Leitung überließen und zugleich wegen ihrer von Genüſſen und Vergnügungen ſich abwendenden Lebensweiſe, den Beinamen der „Mönchiſchen“ (frateschi) oder der „Wimmerer“ (piagnoni); während die ariſtokratiſchen Gegner die „Wüthenden“ (arrabiati) hießen, und die Jüngeren unter ihnen, die Savonarola ſelbſt beſonders bitter haßten, „die ſchlechten Geſellen“ (compagnacci). Nicht minder aber als von dieſer politiſchen Partei wurde Savonarola von allen den Geiſtlichen angefeindet, die ſich durch ſeine Strafreden getroffen fühlten, und die einer Reinigung und Verbeſſerung der Kirche, wie er ſie vorherſagte und mit allen Kräften zu fördern ſtrebte, auszuweichen bemüht waren.

In dem Winter, der dem Abzuge Karl's VIII. aus Italien folgte, hatte Savonarola's Wirkſamkeit ihre Höhe erreicht. Es erſchienen Geſetze zur Beſtrafung auffälliger Laſter und zur Förderung von Zucht und Sitte. Ein großer Theil der Florentiner führte ein ſehr ſtrenges Leben. Die Faſten waren ſo häufig, daß man die Fleiſchertaxe herabſetzen mußte, weil viel weniger Fleiſch als früher verkauft ward. Das Karten- und Würfelſpiel wurde entfernt, Buhldirnen wurden fortgejagt. Viele Wirthshäuſer ſtanden geſchloſſen, und das Beſuchen der öffentlichen Schauſpiele hörte zum Theil auf*). Ja es wurde dieſe aſcetiſche Richtung mit einem ſolchen Eifer betrieben, daß eine Zahl meiſt adliger Jünglinge ſich zur weiteren Verbreitung derſelben zu einem Bunde vereinigten. Sie gingen in der Advents- und Faſtenzeit in die Häuſer, und ließen ſich dort von Männern und Frauen anſtößige Gemälde, Spielkarten, Würfel, muſikaliſche Inſtrumente, Exemplare des Boccaccio u. a. m. geben, erbauten davon am Carnevalstage auf einem großen Platze eine Pyramide, und verbrannten ſie unter Abſingung von Pſalmen und Trompetenſtößen. Um dieſe Zeit kamen viele Fremde und ausgezeichnete Männer weither nach Florenz, um den berühmten Prediger zu hören, und kaum vermochte noch eine Kirche die Zahl der Zuhörer zu faſſen. Ueber ganz Europa verbreitete ſich der Ruf von Savonarola's außerordentlicher Wirkſamkeit; ſelbſt der Sultan zu Conſtantinopel war begierig nach näherer

*) Rudelbach, S. 167, aus Burlammachi.

kunde von ihm, und da man ihm eine Sammlung seiner Predigten gab, ließ er sie ins Türkische übersetzen. Ein solcher Ruhm und Einfluß und jener übertriebene Eifer seiner Anhänger, der sich gegen erlaubte wie gegen unerlaubte Vergnügungen richtete, erbitterte und vermehrte seine Feinde. Schon wurden Drohungen laut, Gerüchte von Anschlägen wider sein Leben verbreiteten sich. Doch er blieb ruhig in dem Vertrauen, daß, wenn er auch unterginge, sein Bestreben siegreich bleiben werde. „Rom," sagte er in seiner Predigt, „wird dieses Feuer nicht löschen, wie sehr es sich auch bemüht; und wenn es eines löscht, werden andere und stärkere wieder aufgehen."

Rom war in der That schon eifrig bemüht, das angezündete Feuer zu löschen. Alexander VI. begriff, welche Gefahr von dem Fortbrennen dieser Flamme, wenn auch noch nicht unmittelbar dem Papstthum, doch einem Kirchenregiment, wie dem seinen, drohe. Anfangs gedachte er den kühnen Redner auf dem Wege der Güte zum Schweigen zu bringen. Er bot ihm die Cardinalswürde an; aber Savonarola antwortete, er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums. Hierauf erfolgte eine Vorladung nach Rom und das Verbot ferneren Predigens. Savonarola beachtete weder den einen noch den andern Befehl, sondern suchte in einem ausführlichen Schreiben an den Papst die Unrichtigkeit der gegen ihn erhobenen Anklagen und die Unzulässigkeit der daraus gezogenen Folgerungen darzuthun. Alexander wollte noch nicht offen weiter gehen; er schrieb daher an die Signoria, sie möchte ihm den Angeklagten wo möglich in die Hände liefern. Die Signoria aber, damals aus Mitgliedern, die dem Savonarola günstig waren, zusammengesetzt, lehnte das Ansinnen ab, indem sie versicherte, Se. Heiligkeit könne nur durch Verläumdungen dahin gebracht sein, zu glauben, daß dieser Mann der Religion nachtheilig wirke*).

Indeß der schnelle Wechsel der obrigkeitlichen Aemter, wie er nach der damaligen Florentinischen Verfassung Statt fand, gab den heftigen Gegnern Savonarola's bald neuen Spielraum, und überhob die Römische Curie der Mühe, in seiner ferneren Verfolgung die Hauptrolle zu übernehmen. Unter der Begünstigung einer ihm feindlichen Signoria machten die Compagnacci den Anschlag, ihn am Himmelfahrtstage 1497 auf der Kanzel zu ermorden. Mitten unter einem wilden Getümmel, das die Kirche erfüllte, wurde Savonarola nur durch die Entschlossenheit einiger seiner Anhänger geschirmt. Aber die Signoria benutzte den ärgerlichen

*) Meier a. a. O., S. 114. 124.

Vorfall, ihm das Predigen zu verbieten, und der Papſt nahm davon Gelegenheit, den Bann über ihn auszuſprechen. Savonarola befolgte das Gebot der erſtern bis zum Anfange des nächſten Jahres; länger konnte er ſich nicht bezähmen, und betrat am Sonntage Septuageſimä unter dem Schutze einer günſtigen Signoria wieder die Kanzel. Schonungsloſer als je griff er jetzt die Verderbtheit der Römiſchen Kirche an, und ſtellte den über ihn ergangenen Bann als ungerecht und ungültig dar. „Ich ſage euch, ſprach er, ein Jeder, der dieſe Excommunication hält und hartnäckig dabei beharrt, iſt ein Ketzer, mit dem kein wahrer Chriſt Gemeinſchaft haben darf.“ Schon nach wenigen Wochen war eine andere ihm wiederum abgeneigte Obrigkeit am Ruder, und nun entwickelte ſich ſein Verhängniß ſchnell. Die Leidenſchaften waren ſo heftig, daß jeder die Gemüther aufregende Vorfall einen Ausbruch herbeiführen mußte. Ein ſolcher Anlaß ward gegeben, als ein Minorit, mit dem einer der eifrigſten Schüler und Anhänger Savonarola's, der Dominicaner Domenico da Peſcia, über die Lehren ſeines Meiſters in Streit gerieth, ſich erbot, die Falſchheit derſelben den Dominicanern gegenüber durch die Feuerprobe darzuthun. Die Ausforderung wurde angenommen, und von Seiten der Dominicaner Bruder Domenico auserſehen, die Probe zu beſtehen; es hatten ſich indeß alle Mönche des Kloſters San Marco dazu erboten. Der Minorit ſtellte ſtatt ſeiner einen andern Bruder ſeines Ordens. Der Tag, den die Signoria zu dieſem Gottesgericht anberaumt hatte, kam herbei; alle Vorbereitungen waren getroffen, auf dem Hauptplatze der Stadt erhoben ſich zwei furchtbare Scheiterhaufen, durch welche die Mönche hindurchſchreiten ſollten; der Platz, die Fenſter und Dächer der Häuſer waren vollgedrängt von Menſchen, die auf das merkwürdige Schauſpiel und ſeinen Ausgang mit der größten Begierde harrten. Aber ſie harrten vergebens, es erhoben ſich über die Art des Verfahrens lange und heftige Streitigkeiten zwiſchen den Mönchen der beiden Orden, die Nacht kam herbei und die Signoria befahl, daß beide Parteien auseinander gehen ſollten.

Obſchon es nun die Franciscaner geweſen waren, die entweder aus Feigheit, oder weil ſie nach genommener Verabredung Savonarola einen Fallſtrick legen wollten, alle Schwierigkeiten, welche die Ausführung hintertrieben, erhoben hatten: ſo wandte ſich doch der Unwille der Meiſten gegen Savonarola, und die Compagnacci hatten gewonnenes Spiel. Am folgenden Tage begannen ſie die Gewaltthätigkeiten. Das Kloſter San Marco ward erſtürmt und Feuer daran gelegt, Savonarola gebunden nach dem Palaſte der Signoria geführt, unter Mißhandlungen

und Beschimpfungen derselben Menge, die ihn kurz vorher wie einen göttlichen Propheten verehrt hatte. Man setzte ein Gericht nieder, das aus lauter entschiednen Widersachern des Angeklagten bestand, folterte ihn, um Geständnisse zu erpressen und nahm, da er das unter den Qualen der Tortur Ausgesagte widerrief, zu dem schändlichen Mittel seine Zuflucht, das Protokoll über die Verhöre zu verfälschen. Und doch ging selbst aus diesem Machwerke kein entschiedener Grund zu seiner Verdammung hervor. Der Papst aber, als er die Acten erhielt, und sich ohne weitere Mühe am Ziele sah, ermangelte nicht, Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Kirchenstörer und Volksverführer zu verurtheilen. Von dem Begehren der Auslieferung nach Rom stand er ab, und schickte zwei Commissarien nach Florenz, das Urtheil zu überbringen und der Strafvollziehung beizuwohnen. Diese ließen den Unglücklichen noch einmal foltern, und die Signoria sprach das Urtheil, daß er so wie Domenico da Pescia und ein dritter Dominicaner, Silvester Maruffi, erdrosselt und dann verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil ward am 23. Mai 1498 vollzogen. Die Menge war roh und gleichgültig, die Feinde jubelten, die Anhänger und Freunde wurden noch lange mit bitterm Hohn und Spott verfolgt. In dem Untergange Savonarola's war das Uebergewicht der Arrabiati entschieden hervorgetreten.

Während diese Begebenheiten Florenz im Innern bewegten, wurde es von Außen durch einen Kampf gegen Pisa beschäftigt. Durch den Vertrag Peter's von Medici mit Karl VIII. war diese Stadt der verhaßten Florentinischen Oberherrschaft entledigt worden, und gedachte ihre Unabhängigkeit auch nach dem Abzuge der Franzosen zu behaupten. Diese benahmen sich zweideutig und trügerisch, und gaben jeder der beiden Republiken Versicherungen, wie sie sie wünschten. Die Florentiner ergriffen die Waffen und bekriegten Pisa, Ludwig Moro und die Venetianer unterstützten es, und da man die Wiederkehr Karl's VIII. fürchtete, zog Ludwig auch den Römischen König Maximilian in den Bund. Diesen ließ zwar das Reich trotz seiner Aufforderung ohne alle Unterstützung, doch ging er mit sehr geringer Macht nach Italien, und belagerte Livorno, eine für die Florentiner äußerst wichtige Stadt, da sie mit ihrem Verluste vom Meere abgeschnitten gewesen wären. Aber Maximilian wurde von den Venetianern und Mailändern, die schon uneins darüber waren, wer von ihnen die Seestadt behalten sollte, sehr schlecht unterstützt, und mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren.

6. Ludwig XII. von Frankreich. Eroberung Mailand's durch die Franzoſen und Neapel's durch die Spanier.

Der gutmüthige aber ſchwache König Karl VIII. hatte ſich ſchon vor dem Italieniſchen Zuge den ſinnlichen Genüſſen ganz ergeben, in Italien der Wolluſt unmäßig gefröhnt, und dieſe Lebensweiſe nach ſeiner Rückkehr fortgeſetzt. So wurde ſeine ohnehin geringe Körperkraft früh gan erſchöpft. Er beſchäftigte ſich unaufhörlich mit Plänen, wieder nach Italien zu ziehen, und mit Entwürfen zu mancherlei Reformen; aber er konnte ſeiner Trägheit nicht Herr werden. Am 7. April 1498 ſtieß er auf dem Schloſſe zu Amboiſe mit der Stirn gegen eine niedrige Thür, ſtürzte nach einiger Zeit beſinnungslos nieder, und ſtarb noch an demſelben Tage. Drei Söhne, die ihm ſeine Gemahlin geboren hatte, waren noch vor ihm geſtorben, und ſo folgte ihm als der zunächſt Berechtigte*) der Herzog Ludwig von Orleans, unter dem Namen Ludwig's XII.

Dieſer ſtand damals im ſechsunddreißigſten Jahre ſeines Alters. Bisher hatte man ihn faſt nur als einen leichtſinnigen, genußſüchtigen Fürſten gekannt; jetzt aber traten ſeine Milde und Güte auf eine ſeinen Unterthanen ſo erſprießliche Weiſe hervor, daß ſie ihn den Vater des Volkes nannten. Er nahm keine Rache an Denen, die unter der vorigen Regierung ſeine Feinde geweſen waren, führte eine haushälteriſche Staatswirthſchaft ein, und ſetzte die Steuern herab. Doch riſſen auch ihn Ehrgeiz und Vergrößerungsſucht auf die Bahnen der damaligen ſchlechten Staatskünſte; und hierbei übte beſonders ſein vertrauteſter Günſtling und erſter Miniſter Georg von Amboiſe, Erzbiſchof von Rouen, dem er bald den Cardinalshut vom Papſte verſchaffte, einen nachtheiligen Einfluß auf ihn. Derſelbe war ein Mann von Verſtand aber ohne höhere Anlagen, uneigennützig aber ehrbegierig, ein geſchickter

*) Folgende Stammtafel erläutert die Verwandtſchaftsverhältniſſe:

Karl V., der Weiſe † 1380.

Karl VI. — Ludwig, Herzog v. Orleans † 1407. Gemahlin Valentina Visconti.

Karl VII. — Karl, Herz. v. Orl. † 1465. — Johann, Gr. v. Angoulême.

Ludwig XI. — Ludwig XII. — Karl, Gr. v. Angoulême † 1496.

Karl VIII. — Franz I.

Unterhändler, doch nicht minder getäuscht als täuschend, vielfach nützlich für das Innere, allein nichts weniger als jederzeit gerecht und weise in Hinsicht auf die auswärtigen Angelegenheiten*).

Das Herzogthum Bretagne war durch König Karl's VIII. Vermählung mit der Prinzessin Anna noch keineswegs auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, wollte auch Ludwig diese zu seiner Gemahlin machen**). Dazu mußte er aber erst von seiner Frau Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., die klein und ungestaltet, aber von trefflicher Gemüthsart war, geschieden werden. Der Papst, der sich den König wegen der Italienischen Angelegenheiten zum Freunde machen wollte, ernannte Commissarien, welche, nach einer die unschuldige sanftmüthige Johanna kränkenden und beschimpfenden Rechtsverhandlung***), die Ehe unter verschiedenen Vorwänden für aufgelöst erklärten. Ludwig heirathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königin ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit und unter Andachtsübungen noch sechs Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters erregte die Theilnahme des Volks, welches über diesen Schritt Ludwig's laut murrte.

Karl VIII. hatte der Französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben; seine Nachfolger verfolgten fortan denselben Weg. Ludwig XII. richtete seine Augen zuerst auf das schöne Mailand, dessen Besitz er mit Recht ansprechen zu können glaubte. Seine Großmutter Valentina war nämlich eine Tochter jenes ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, und als Abkömmlinge derselben sahen die Fürsten aus dem Hause Orleans die späteren Mailändischen Herzöge aus dem Hause Sforza als Anmaßer an. Es gelang Ludwig, durch Verträge mit anderen Staaten, theils gegen Angriffe sich zu sichern, theils Hülfe zu gewinnen. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, die ihm Werbungen gestatteten; mit den Venetianern, denen er einen Theil des Mailändischen Gebiets abzutreten versprach; mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte. Mit dem

*) v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 44.

**) Was gewöhnlich von einem lange vorher bestandenen Liebesverhältniß zwischen Ludwig und Anna erzählt wird, ist sehr zweifelhaft, ja mehr als unwahrscheinlich. S. Sismondi Hist. des Franc. T. XV. p. 270. Henri Martin, Hist. de France, 4. éd. T. VII. p. 301 s.

***) Daru Histoire de Bretagne T. III. p. 203, wo der scandalöse Proceß aus Handschriften dargestellt ist.

Papſte hatte er ſchon bei Gelegenheit der Scheidung eine Uebereinkunft getroffen, und deſſen Sohn Cäſar Borgia zum Herzog von Valentinois ernannt. Nur an Geld mangelte es; und um dieſen Mangel zu heben, wurde auf den Vorſchlag des Cardinal Amboiſe ein ſehr bedenkliches Mittel ergriffen, nämlich die Finanzbedienungen verkäuflich gemacht.

Im Sommer 1499 ging das Franzöſiſche Heer über die Alpen, und wo es ſich zeigte, überlieferten Ludwig Moro's Befehlshaber, von Schrecken überwältigt oder beſtochen, die ihnen anvertrauten Feſtungen. Der Herzog ſelbſt, von Allen verlaſſen und verrathen, floh mit ſeinen Schätzen nach Tyrol zu Maximilian, und in zwanzig Tagen war das ganze Land faſt ohne Schwertſtreich erobert. Nun kam auch der König herbei und hielt am 6. October in herzoglicher Kleidung ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Auch das unter Mailändiſcher Oberhoheit ſtehende Genua ergab ſich ihm. Venedig nahm Cremona mit dem Lande jenſeits der Adda. Im Begriff zu entweichen, hatte Ludwig Moro den Venetianiſchen Geſandten geſagt: „Ihr ſchickt mir den König von Frankreich zum Mittagsmahl, ich verſichere Euch, Ihr habt ihn zum Abendbrod;“ und ein Theil des Venetianiſchen Rathes hatte dieſe Beſorgniſſe ſelbſt gehegt. Allein die Anſicht Anderer hatte die Oberhand behalten, ſich nämlich durch Frankreich's Hülfe nur erſt auf Mailand's Koſten zu vergrößern; dann würde eine Vertreibung der Franzoſen, wie unter Karl VIII., durch die Einmüthigkeit der Fürſten Italien's erfolgen. Wirklich ſchien dieſe Hoffnung in Erfüllung zu gehen, als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Er ließ als Befehlshaber den Trivulzio zurück, der früher an der Spitze der Guelfiſchen Partei in Mailand ſtand, und ſich auch nun ganz als Factionshaupt benahm*), wodurch er, ſo wie durch ſeine Härte und Habſucht, große Unzufriedenheit erregte. Auch hauſeten die Franzoſen im Mailändiſchen gerade eben ſo unverantwortlich, als ſie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ernteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügelloſen Betragen die nämlichen Früchte. Die Einwohner ſehnten ſich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdeß auch nicht müßig geweſen war, ſondern aus Burgundern und Schweizern ein anſehnliches Heer geſammelt hatte, mit welchem er im Februar 1500 im Mailändiſchen erſchien, und überall mit Freuden aufgenommen wurde. Ein allgemeiner Aufſtand ging durch das Land, die Franzoſen mußten ſich an die Piemonteſiſche Grenze zurückziehn. Aber es war ein ſehr kurzer Triumph. König

*) Sismondi Rep. ital. T. XIII. p. 53.

Ludwig sandte ansehnliche Verstärkungen, Franzosen und Schweizer. Dagegen wurden Ludwig Moro's Schweizerische Söldner die Ursache seines Unglücks. Die Hauptleute derselben kamen mit ihren Landsleuten im Französischen Lager zusammen, und erhielten von den Franzosen Versprechungen; Viele fürchteten, der Herzog würde ihnen den Sold nicht zahlen können*). Als dieser sie zum Fechten aufforderte, antworteten sie, daß sie gegen ihre Mitbürger nicht kämpfen dürften. So blieb dem Herzog wiederum nichts übrig, als auf die eigene Rettung bedacht zu sein. Er wollte unter den aus Novara abziehenden Schweizern verkleidet entfliehen; als aber die Franzosen Geld für ihn boten, wurde er von jenen verrathen**) (10. April 1500). Trivulzio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten.

Da Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden war, so gedachte er nun auch seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Da aber auch Ferdinand der Katholische ein Recht auf dieses Königreich zu haben behauptete, und Ludwig ihn am meisten fürchtete: so kam es am 11. Novbr. 1500 in Granada zu einem Vertrage zwischen beiden Königen, worin sie sich vereinigten, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu machen, und sich nachher in den Besitz zu theilen. Sie trieben dabei die Heuchelei so weit, zu erklären, daß der König Friedrich von Neapel, weil er mit den Türken verbündet sei, den der Christenheit vom Heilande als ein göttliches Geschenk hinterlassenen Friedensstand störe, und deswegen sein Reich verlieren müsse.

Da der Vertrag ein Geheimniß blieb, so fürchtete Friedrich Niemanden als Ludwig, dem er vergeblich große Anerbietungen machte. Ferdinand's Feldherr, Gonsalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, stellte sich, als ob er ihm gegen die Franzosen beistehen wollte, und Friedrich, der nicht ahnte, wie entsetzlich er betrogen war, räumte den Spaniern sogar einige Festungen ein. Als das Französische Heer im Juni 1501 nach Rom gekommen war, zog man die Maske ab. Der Französische und der Spanische Gesandte erklärten dem Papste die Absicht ihrer Herren, und Alexander war ehrvergessen genug, beiden die

*) Glutz-Blotzheim, Fortsetzung von Joh. Müller's Schweizergeschichte, S. 174.

**) Glutz-Blotzheim S. 177. Anm. 73. Es war nicht bloß der Urner Rudolf Turmann, auf den man in der Schweiz zur Rettung der Volksehre alle Schuld werfen wollte.

nachgesuchte Belehnung zu ertheilen. Friedrich konnte beiden Heeren unmöglich widerstehen. Er ergab sich (im August) den Franzosen, worauf ihm Ludwig einen Aufenthalt in Frankreich anwies, und ihm bis an seinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 30,000 Livres zahlen ließ. In Tarent befand sich der Sohn des entthronten Königs, Ferdinand, dessen Erzieher, der Graf von Potenza, die Stadt mit rühmlicher Tapferkeit vertheidigte. Gonsalvo bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich schwur er ihm auf die Hostie, daß der junge Ferdinand frei abziehen könne, wohin er wolle, wenn die Stadt übergeben würde. Die Bedingung ward angenommen; aber kaum war Gonsalvo Herr der Festung, so ließ er den Prinzen gefangen nehmen und schickte ihn nach Spanien. „Weder die Furcht vor Gott, sagt ein Zeitgenosse, noch die Achtung vor der Meinung der Menschen vermochten das Staatsinteresse aufzuwiegen.“ *)

So war das Königshaus der Aragonesen von Neapel untergegangen, und Frankreich's Macht im Norden und Süden Italien's auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. Vor Allen war dadurch Maximilian gefährdet, des Römisch-Deutschen Reiches Ansehn und Ehre aber empfindlich verletzt, da ein Vasall desselben, Ludwig Moro, von den Franzosen so ohne Weiteres entsetzt worden war. Trotzdem schloß jener Erzherzog Philipp, der Sohn Maximilian's und Schwiegersohn Ferdinand's, mit Ludwig XII. damals einen Vertrag, kraft dessen des Letztern kaum zweijährige Tochter Claudia und Philipp's anderthalbjähriger Sohn Karl einander künftig heirathen und Mailand erhalten sollten. Und auf seines Sohnes Zureden trat Maximilian selbst am 13. October 1501 zu Trident diesem Vertrage bei, und versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand.

Indeß entstand in Neapel zwischen Franzosen und Spaniern Streit über die Grenzen, weil man im Vertrage von Granada sie nicht mit der erforderlichen Genauigkeit bezeichnet hatte; und da beide Höfe ihren Statthaltern die Weisung gaben, aus diesen Zwistigkeiten so viel Vortheil zu ziehen wie möglich, so wurde dadurch der völlige Bruch herbeigeführt **). Im Anfange des Kampfes waren die Franzosen im Vortheil, die Spanier mußten weichen, Gonsalvo sich in Barletta einschließen. So währte der Krieg vom Juni 1502 bis zum Anfang des nächsten Jahres. Um diese Zeit reiste Erzherzog Philipp durch Frankreich, mit

*) Nè il timor di Dio, nè il rispetto dell' estimatione degl' huomini potette piu, che lo interesse dello stato. Guicciardini V, p. 270.

**) Leo, Geschichte der Italienischen Staaten, Bd. V. S. 144.

Vollmachten seiner Schwiegereltern zu einem Vergleiche mit Ludwig. Wirklich schloß er mit diesem am 5. April 1503 zu Lyon einen solchen ab, vermöge dessen die schon versprochenen Kinder Beider, Karl und Claudia, künftig auch das Königreich Neapel besitzen sollten. Während indeß Ludwig nun alle Verstärkung seiner Italienischen Truppen zurückhielt, hatten die Dinge in Neapel schon eine andere Gestalt bekommen. Die Spanier hatten Hülfsvölker, darunter 3500 Deutsche, erhalten und schlugen am 21. April die Franzosen unter d'Aubigny bei Seminara in Calabrien; worauf Gonsalvo, der aus Barletta hervorbrach, am 28. bei Cerignola auch den Vicekönig, Herzog von Nemours, besiegte, welcher selbst auf dem Platze blieb. Danach öffnete die Hauptstadt dem Siegern die Thore. Ferdinand aber weigerte sich nunmehr, den geschlossenen Vertrag zu ratificiren, sei es, daß Philipp wirklich seine Vollmachten überschritten hatte, oder daß dies nur als Ausflucht diente*). Ludwig gerieth in heftigen Zorn, und machte große Rüstungen zum Kriege. Drei Heere wurden gegen Ferdinand in's Feld gestellt; zwei sollten Spanien angreifen, ein drittes wurde im Mailändischen versammelt, um Neapel zu Hülfe zu kommen. Aber keins derselben erntete Lorbeeren. Das stärkste, nach Neapel bestimmt, kam bis zum Garigliano. Auf der andern Seite des Flusses war Gonsalvo, und so standen sich die Heere einige Monate gegenüber; unter steten Regengüssen waren die Spanier noch größeren Entbehrungen ausgesetzt als die Franzosen. Aber unter diesen schwanden bei dem langen Harren Muth und Zucht, und als Gonsalvo in der Nacht vom 27. December über den Fluß gegangen war, schlug er sie völlig. Am 1. Januar 1504 übergaben sie Gaeta, und von dem ganzen stattlichen Heere kamen nur einige traurige Reste nach Frankreich zurück. Ludwig mußte froh sein, von den Spaniern nicht auch in Oberitalien angegriffen zu werden, und ging am 11. Februar einen Waffenstillstand auf drei Jahre ein, wodurch er Neapel den Spaniern überließ.

Dieser Neapolitanische Krieg ist auch darum merkwürdig, weil er ein Brennpunkt ritterlichen Heldenmuthes war, und für die Spanier eine Schule der Kriegskunst. Zu einer solchen machte sie der berühmte Gonsalvo, der wegen seiner hervorstrahlenden Heerführergaben der große Feldherr genannt wurde. Er hatte gesagt, daß er lieber Löwen zähmen

*) Die Französischen Geschichtschreiber klagen Ferdinand der Treulosigkeit und des Truges an; die Spanischen dagegen, wie Mariana, de reb. Hispan. XXVII, 19., stellen den Vertrag als einen wider Ferdinand's Instructionen abgeschlossenen, dem Erzherzoge abgetrotzten dar.

wolle, als die Asturier; und doch zähmte er diese. Sein Fußvolk bestand aus Leuten, welche die Spanische Erde ihrer Verbrechen wegen nicht mehr litt; aber er machte sie seinem Könige getreu, unter einander ehrbegierig, unermüdlich in Belagerung und Vertheidigung, furchtlos zur Schlacht. Er erfand zuerst die unüberwindliche Verbindung Spanischer, Italienischer und Deutscher Fußvölker zu einem Treffen; er oder seine Schule erzog die Leyva, Pescara, Alba, Farnesen, und so viele berühmte Feldhauptleute, wie sie beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch an der Spitze des Heeres glänzten, dessen Kern er zuerst gebildet*). Seitens der Franzosen hielt ein Anführer, Ludwig von Ars, zuletzt noch die Ehre der Nation aufrecht. Nach der unglücklichen Schlacht am Garigliano, zog er sich an der Spitze einiger Truppen nach Venosa, und verwarf den Antrag, in die Capitulation von Gaeta eingeschlossen zu werden. Vielmehr hielt er durch glücklich ausgeführte Streifereien das Land umher in Unruhe, und schlug einige gegen ihn ausgesandte Spanische Hauptleute. Endlich rief ihn der Befehl seines Königs zurück; aber auch da capitulirte er nicht mit den Spaniern, sondern zog, ohne von ihnen angefochten zu werden, mit den Seinen durch das Königreich und über die Grenze.

Unter seinen Gefährten war ein Krieger, der seinen Ruhm überstrahlt hat: Bayard, den seine Landsleute den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel genannt haben. Er hieß eigentlich Pierre du Terrail, und war 1475 in der Dauphinée geboren. Schon wie er Edelknabe des Herzogs von Savoyen war, bewunderte ihn Karl VIII. wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und Fertigkeit im Ringstechen; und nachdem er hierauf, obschon ein kaum achtzehnjähriger, blaß und schwächlich aussehender Jüngling, in einem Turniere großen Ruhm davon getragen hatte, nahm ihn der König in seine Dienste. Er machte den Feldzug von 1494 nach Neapel und unter Ludwig XII. die nach Mailand mit. Hier trug er einmal mit funfzig Landsleuten einen Sieg über einen weit stärkern Trupp Italiener davon; und als diese nach Mailand flohen, war er der Einzige unter den nachsetzenden Franzosen, der im Siegesrausch mit durch das Thor ritt. Gefangen ward er vor Ludwig Moro gebracht, dem die Bescheidenheit, die er neben seinem großen Muthe zeigte, so gefiel, daß er ihn mit Pferd und Waffen wieder frei ließ. In dem Neapolitanischen Kriege schloß er sich eng an den tapfern Ludwig von Ars an. Die kühnsten Unternehmungen, die gefährlichsten Wagstücke waren

*) Ranke, Roman. und German. Völker, S. 199.

seine Lust. Immer aber zeigte er sich eben so menschenfreundlich, milde und freigebig als muthvoll. Auf einer Streiferei fing er den Spanischen Kriegszahlmeister mit funfzehntausend Ducaten. Sein Waffengefährte Lautrec, der dem Geldwagen auf einem andern Wege aufgelauert hatte, forderte mit Ungestüm die Hälfte. Dieses Benehmen verdroß Bayard; daher brachte er die Sache vor den Feldherrn. Als dieser ihm aber die Summe zugesprochen, gab er nicht nur Jenem, der indeß sein Unrecht eingesehen, von freien Stücken die Hälfte, sondern vertheilte auch die ihm übrig gebliebene unter die Besatzung der Feste Monervino, deren Befehlshaber er war. Es geschah dies vor den Augen des erstaunten Kriegszahlmeisters, der sich dabei einen Theil der Summe wünschte, um seine Person auslösen zu können; und als der Ritter dies vernahm, ließ er ihn sofort ohne Lösegeld frei. Solche Züge einer edlen, ächt ritterlichen Gesinnung dürfen doppelt erfreuen, wenn man in einer Zeit wie die damalige auf sie stößt, wo Alles einen entgegengesetzten Charakter zeigte, und wo namentlich die Regierungen der Staaten nur Eigennutz, Selbstsucht und Trug gegen einander kannten.

Gonsalvo, dem Ferdinand Neapel's Besitz verdankte, glaubte, es sei nöthig und es gebühre ihm, daß er in dem eroberten Lande, wo er hoch verehrt wurde, mit einiger Ungebundenheit walte. Dies gab seinen Feinden einen willkommenen Anlaß, ihn am Spanischen Hofe anzuschwärzen; und der argwöhnische Ferdinand öffnete diesen Klagen sein Ohr, wie er es gegen Columbus gethan, nur daß Gonsalvo's stolzes, herrisches Benehmen allerdings einigen Anlaß zur Unzufriedenheit geben konnte. Da starb Isabella, und es entstand die Frage, ob Neapel für Aragonien oder für Castilien erobert sei; Philipp erhob wirklich Ansprüche, und Gonsalvo schien einen Augenblick zu zweifeln, auf wessen Seite er sich wenden solle. Ja er wurde sogar beschuldigt, selbst nach der Krone zu streben. Ferdinand ging daher in eigener Person nach Neapel, um ihn unschädlich zu machen. Als Gonsalvo ihm unbefangen entgegen kam, behandelte er ihn mit großer Auszeichnung und stellte ihm sogar ein förmliches öffentliches Zeugniß seiner unverbrüchlichen Treue aus. Als er aber Neapel verließ (1507), nahm er ihn unter Vorwänden mit sich nach Spanien, wo er ihm alsbald auf seine Güter zu gehen befahl, und so den großen Feldherrn in Unthätigkeit und Dunkelheit dahinsterben ließ.

7. Alexander VI. und Cäsar Borgia.

Um die Zeit, wo das Französische Heer an den Garigliano rückte, war Alexander VI. nicht mehr unter den Lebenden, und die Macht seines Sohnes Cäsar in Auflösung begriffen. Es ist daher hier der Ort, Einiges aus der Geschichte beider Männer nachzuholen, die zu den fluchwürdigsten gehören, welche die Geschichte kennt.

Unter den Söhnen Alexander's VI. war der zweite, Cäsar, ein Jüngling, der die Kraft des Spaniers und den wilden Feuergeist der Italienerin in sich verband, des Vaters Liebling. Aus seinem dunkelrothen Gesichte strahlten ein Paar feurige, stets rollende Augen hervor. Schon früh übertraf er alle seine Gespielen in der Führung der Waffen und der Kunst, wilde Pferde zu tummeln; mit Einem Hiebe schlug er im Laufe den Kopf eines Stiers herunter. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen; aber zugleich besaß er des Vaters ungezähmte Wollust und Herrschgier, sowie dessen grausame Rachlust.

Anfangs war Alexander VI. sparsam mit Gunstbezeigungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampelona, ja er wurde sogar zum Cardinal erhoben, nachdem einige falsche Zeugen seine eheliche Geburt beschworen, und ihm einen falschen Vater angedichtet hatten. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte Alexander seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte wo möglich eine Fürstenfamilie hervorgehen, und für sie eine feste, auf alle Folgezeit vererbliche Herrschaft in Italien gegründet werden. Es war dies nichts schlechthin Unerhörtes. Sixtus IV. hatte schon den Plan gefaßt, für seinen Neffen Riario ein Fürstenthum zu gründen. Wie aber Alexander und sein Sohn Cäsar in der Energie und Kühnheit, womit sie ihre Pläne verfolgten, jenen Papst weit hinter sich ließen, so auch in Verruchtheit und Freveln.

Nachdem Karl VIII. genöthigt worden war, Italien zu verlassen, beschloß der Papst, die Familie der Orsini, weil sie es mit den Franzosen gehalten hatte, zu Gunsten der Seinen ihrer Güter zu berauben. An die Spitze der dazu bestimmten Truppen stellte er seinen ältesten Sohn Johann, der von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten hatte. Der Versuch mißlang; statt dessen trennte

Alexander die Stadt Benevent vom Kirchenſtaate, machte ein unabhängiges Herzogthum daraus, und beſchenkte ſeinen älteſten Sohn damit. Kurze Zeit nachher ward Johann, als er in der Nacht mit ſeinem Bruder Cäſar von ihrer Mutter zurückkehrte, und ſich unterwegs von dieſem getrennt hatte, ermordet. Als er nicht zum Vorſchein kam und ängſtlich geſucht ward, ſagte ein Arbeitsmann aus, daß er einen Leichnam habe in die Tiber werfen ſehen, und auf die Frage, warum er dies nicht ſogleich dem Stadtrichter angezeigt habe, erwiederte er: er habe in ſeinem Leben wohl hundert Leichname in den Fluß werfen ſehen, und es ſei nie die geringſte Unterſuchung deswegen angeſtellt worden. Der allgemeine, für die Nachwelt durch bewährte Zeugen beſtätigte Verdacht fiel auf den ſchändlichen Cäſar, den die letzte Erhebung ſeines Bruders bis zur Wuth neidiſch gemacht hatte. Ja das Gerücht beſchuldigte ihn auch einer andern Eiferſucht aus einem noch weit ſchändlichern Grunde. Beide Brüder nämlich, ſagt man, waren von einer laſterhaften Neigung zu ihrer Schweſter erfüllt, der berüchtigten Lucretia Borgia, die damals in Rom ein ihrer Familie würdiges Leben führte; der ältere aber ſei der begünſtigtere geweſen*). Alexander war über die Nachricht vom Tode ſeines älteſten Sohnes nicht wenig erſchrocken und betrauerte ihn ſehr; allein entweder erfuhr er den Urheber der That nicht, oder das Vergeben koſtete ihm wenig Mühe; genug, Cäſar verließ mit des Vaters Bewilligung den geiſtlichen Stand, und ward nun, ſeinem heißen Wunſche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrſchaft für das Haus Borgia beſtimmt.

Zur Bildung eines ſolchen Gebiets waren die Beſitzungen der adligen Herren und päpſtlichen Vicare in der Romagna und der Mark Ancona auserſehen. In der Nähe Rom's trieben die Parteien der Orſini und der Colonna ihr Weſen; jene wurden als Häupter der Guelfen, dieſe der Ghibellinen angeſehen, unter welchen alten Namen der Haß der Geſchlechter, deren Ahnen einſt zu dieſen Factionen gehört, fortlebte. Sie und die meiſten anderen Lehnsleute der Römiſchen Kirche hielten Kriegsvolk und waren als Condottieri zu betrachten. Alexander war Anfangs gegen die Colonna geweſen, dann hatte er ſich wie ſchon erwähnt gegen

*) Impatiente oltre a questo, ch'egli avesse piu parte di lui nell' amore di Madonna Lucretia sorella comune. Guicciardini III. p. 182. Sogar der Vater wurde deſſelben Inceſtes bezüchtigt: eine Anklage, die man gern, obſchon die Stimmen der Zeitgenoſſen ziemlich ſtark lauten, als allzu unnatürlich bezweifeln möchte. Vgl. Henke zu Roſcoe's Leben Leo's X., Thl. I. S. 371 fg.

die Orsini gewandt, endlich wiederum angefangen die Colonna zu verfolgen; sein eigentlicher Plan aber war, beider Factionen völlig Meister zu werden. In jenen entfernteren Provinzen waren die Vasallen fast zu unabhängigen Fürsten geworden; sie herrschten willkürlich, oft gewaltthätig; dennoch hatte das Dasein so vieler kleinen Fürsten neben einander auch manchen wohlthätigen Einfluß auf Leben und Bildung. An ihren Hofhaltungen waren Künste und Wissenschaften geehrt; ein feiner geselliger Ton, Sinn für gebildeteren Lebensgenuß verbreitete sich aus ihrer Nähe; und die Menge dieser kleinen Gewalthaber machte jede Individualität frei, ließ, wer von dem einen verfolgt war, bei dem andern oder bei dazwischen liegenden freien Gemeinwesen Schutz, jeden Rührigen, Begabtern den Platz finden, wo er sich am freudigsten, zierlichsten, im eigenthümlichen Wuchse entwickeln konnte *).

Es gehörte zu den Verpflichtungen, die Ludwig XII. in dem der Eroberung Mailand's vorangegangenen Vertrage mit dem Papste übernommen hatte, ihm Unterstützung zur Eroberung der Romagna zu gewähren. So erhielt denn Cäsar, der neue Herzog von Valentinois, Französische und Schweizerische Hülfstruppen, und entriß Imola, Forli, Pesaro, Rimini, Faenza, späterhin auch Urbino und Camerino ihren Besitzern. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke; der junge Astorre Manfredi, Herr von Faenza, ward wider den Vertrag, der ihm Freiheit und Sicherheit zusagte, ermordet, nachdem vorher ein schändlicher Frevel an ihm verübt worden.

Um dieselbe Zeit ließ Cäsar seinen Vetter, den Cardinal Johann Borgia, vergiften. Den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia, Alfons, Herzog von Bisaglia, einen natürlichen Sohn König Alfons' II. von Neapel, ließ er mörderisch überfallen, und da er an den erhaltenen Wunden nicht starb, in seinem Bette erdrosseln. Auch nahm man, weil es zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben an Geld fehlte, zu jeder Art von Erpressungen seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder man entriß ihnen gleich nach ihrem Tode ihre Güter. Die erledigten Aemter wurden dann wieder an den Meistbietenden verkauft. Ja man schritt selbst zu Gewalt und Mord. Alle Nächte wurden Erschlagene gefunden. Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst **). Die Reichthümer, die dieser auf so schänd-

*) Leo, Geschichte der Ital. Staaten. Thl. V. S. 134.
**) Ranke, die Römischen Päpste. Bd. I. S. 50.

lichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Was die alten Römischen Kaiser an Schamlosigkeit und Verschwendung verübt hatten, kehrte in diesen Bacchanalien wieder; ja man achtete die Stimme des Volkes so wenig, daß der Lärm dieser Gelage nicht einmal schwieg, als sich zur Feier des Jubeljahres von 1500 viele Tausende andächtiger Christen in Rom versammelt hatten.

Wie Cäsar päpstliche Vicare und Kriegshauptleute bekämpft und vernichtet hatte, so nahm er andere derselben in seine Dienste. Da sie aber gewahrten, daß er immer weiter um sich griff, und mit Recht fürchteten, daß die Reihe nun auch an sie kommen würde, schlossen sie ein Bündniß, seinen ferneren Anmaßungen mit aller Macht entgegenzuwirken (1502). Paul Orsini, der Herzog von Gravina aus derselben Familie, Vitellozzo Vitelli, Oliveretto von Fermo und mehrere andere Häupter gehörten zu diesem Bunde. Als Cäsar's Truppen ein Treffen gegen sie verloren hatten, nahm er zu seiner oft gebrauchten Waffe, zu treulosem Verrath, seine Zuflucht. Er stellte sich ganz freundschaftlich gegen die Verbündeten, machte ihnen herrliche Anerbietungen, versicherte, daß seine Eroberungen eben so sehr auf ihren als auf seinen Vortheil berechnet wären, und lockte sie dadurch wirklich in die Falle. Während er seine Macht in der Stille auf alle Weise verstärkte, wurde unterhandelt, und der Erfolg war ein Freundschaftsbündniß, in welchem Jene sich verpflichteten, ihm auf seinen Feldzügen beizustehen. Sie griffen darauf flugs ihn Sinigaglia an, und eroberten es; das Schloß wollte sich nur an Cäsar selbst ergeben. Dieser verhieß nun, deswegen von Fano herbeizukommen, und ersah sich dabei zugleich die Gelegenheit, seine neuen Freunde zu verderben. Die vier oben genannten Häupter ritten ihm entgegen, als er sich mit seiner ganzen Macht Sinigaglia näherte, und wurden mit heuchlerischer Freundschaft empfangen. Aber kaum waren sie in die Stadt gekommen (31. Dec. 1502), so ließ Cäsar sie gefangen nehmen, und Vitellozzo und Oliveretto noch in derselben Nacht erwürgen. Voll Freude über die so glücklich gelungene Verrätherei eilte der Papst, sie zu vollenden, indem er zwei andere Orsini, von welchen der eine Cardinal, der andere Erzbischof von Florenz war, zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Hierauf ließ Cäsar auch die beiden anderen Gefangenen ermorden; der Cardinal Orsini wurde im Kerker vergiftet.

Aber für so viele Frevel nahte nun die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb am 18. Aug. 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Cardinälen

reichen laſſen wollte, um ſich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Durch ein Verſehen verwechſelte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das ſchuldige Haupt der Urheber zurück*). Keine Kunſt der Aerzte konnte den Papſt retten. Cäſar's Rieſennatur widerſtand zwar dem Gifte; allein während ſeiner Krankheit zerrann ſeine Macht, der größte Theil der Romagna ging für ihn verloren. Er, der Meiſter aller Schlauheit und Argliſt, hatte alle Fälle berechnet, nur den nicht, daß er beim Tode ſeines Vaters krank ſein könne**). Nachdem er mit dem Papſte Julius II. in Zwiſt gerathen war, wandte er ſich nach Neapel zu Gonſalvo von Cordova. Dieſer behandelte ihn anfangs ſehr freundlich und zuvorkommend, dann aber nach erhaltenem Befehle von ſeinem Herrn, ließ er ihn plötzlich feſtnehmen und nach Spanien bringen. Dort ſaß Cäſar zwei Jahre auf dem Schloſſe Medina del Campo; endlich gelang es ihm, zu entkommen. Er begab ſich zu ſeinem Schwager, dem Könige Johann d'Albret von Navarra, ſtand dieſem in einem Kriege mit einem ſeiner Vaſallen bei, und fiel im Treffen bei Viana (1507). Von allen ſeinen Beſtrebungen iſt nichts übrig geblieben, als das Andenken ſeiner Unthaten.

8. Papſt Julius II., der Bund von Cambray und die Vertreibung der Franzoſen aus Italien.

(1503—1513.)

Die Unterſtützung, die Ludwig XII. dem Cäſar Borgia gewährt, und die ihm wenig Ehre gebracht, vielmehr den gerechten Unwillen der Italiener aufgeregt hatte, war vorzüglich durch den Cardinal Amboiſe veranlaßt worden. Dieſer nämlich, der von dem Wunſch, Papſt zu werden, ganz erfüllt war, und dieſem Streben jede andere Rückſicht nachſetzte, war von Cäſar durch das Verſprechen gewonnen worden, beim Tode ſeines Vaters ſeinen ganzen mächtigen Einfluß für deſſen Wahl zu

*) Die Erzählung iſt mit Unrecht bezweifelt worden. S. Ranke, Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber, S. 34.

**) Disse che avea pensato a tutto quello che potesse nascere morendo il padre, e a tutto aveva trovato rimedio, eccetto eche non pensó mai in su la sua morte, di stare ancora lui per morire. Macchiavelli, Principe c. 7.

vermenden. Da aber Borgia, als der Fall eintrat, selbst mit dem Tode rang, war dieser Einfluß nicht bedeutend; und selbst die Nähe des eben nach Neapel ziehenden Französischen Heeres konnte die Cardinäle nicht zu Amboise's Ernennung einschüchtern. Man wählte, eigentlich nur um Zeit zu gewinnen, einen kranken Greis, der sich Pius III. nannte, und schon nach wenigen Wochen starb (18. October 1503). Da nun Amboise einsah, daß er es nicht durchsetzen würde, selbst gewählt zu werden: so beförderte er mit den ihm anhängenden Cardinälen die Erhebung des Cardinals Julian von Rovere, weil dieser, als ein bitterer Feind Alexander's VI., während dessen Herrschaft fast immer in Frankreich gelebt hatte, und die Interessen dieses Reiches ganz zu den seinigen gemacht zu haben schien.

Der neue Papst, der den Namen Julius II. annahm, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, heftigem, aber festem und entschlossenem Sinne. Ein geistlicher Papst war er freilich nicht; vielmehr sehr weit von dem Bilde entfernt, das man sich von einem rechten Oberhirten der Christenheit zu machen berechtigt ist. Seine Neigung ging auf Krieg und Eroberung, aber nicht zu Gunsten von Söhnen und Neffen, sondern des Kirchenstaates selbst. Diesen wieder herzustellen und zu erweitern, war der Zweck, der seine ganze Seele einnahm. Die damalige Welt hielt ihn nicht nur für rühmlich, sondern auch für religiös*). Julius verfolgte ihn mit eben so vieler Klugheit als Beharrlichkeit, und erreichte ihn. Die Vasallen der Kirche brachte er zum Gehorsam; nur die Venetianer, welche die nach Alexander's VI. Tode entstandenen Verwirrungen benutzten, in der Romagna Eroberungen zu machen, achteten nicht auf seine Ermahnungen, sich nicht an Kirchengut zu vergreifen. Dagegen brachte er den Herrn von Perugia, Baglione, der ihm nicht gehorchen wollte, durch seine bloße Erscheinung zur Unterwerfung, und den Herrn von Bologna, Bentivoglio, mit Hülfe Französischer Waffen (1506). Sonst war in dieser Zeit in Italien Friede, mit Ausnahme des Krieges von Florenz gegen Pisa, der noch bis 1509 fortdauerte, wo sich die Pisaner endlich ihren siegreichen Feinden ergeben mußten, doch einen billigen Vertrag erhielten.

Ueber Neapel war zwar, wie oben erwähnt, ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen worden; allein es herrschte zwischen den beiderseitigen Herrschern noch immer ein großer Kaltsinn. Dieser führte eine enge Verbindung zwischen Ludwig und dem von Ver-

*) Ranke, Päpste, Bd. I. S. 56.

bündnd mit Ungunst angesehenen Erzherzog Philipp so wie dessen Vater Maximilian herbei. Am 22. September 1504 wurden zu Blois Verträge zwischen diesen drei Herrschern unterzeichnet, wonach die Prinzessin Claudia in dem Fall, daß Ludwig keine Söhne hinterlassen sollte, ihrem künftigen Gemahl Karl nicht nur Mailand mit Genua und den Anspruch auf Neapel als Mitgift zubringen sollte, sondern auch als mütterliches Erbtheil die Bretagne, und außerdem die Grafschaft Blois und das Herzogthum Burgund. Hierauf ertheilte denn auch Maximilian dem Könige von Frankreich in der Person seines Stellvertreters, des Cardinals von Amboise, die bis dahin noch immer hinausgeschobene Belehnung mit Mailand.

Aber in Frankreich betrachtete man jene Verträge wie den Entwurf zu einer Reichstheilung; denn die Hoffnung, daß dem Könige noch ein Sohn geboren werden sollte, war gering. Auch empfand Ludwig selbst, als er im Frühling des Jahres 1505 schwer erkrankte, bittere Reue. Seinem Gewissen kam Amboise zu Hülfe, indem er ihn als päpstlicher Legat seines Eides entband; und da, aus Haß gegen Philipp, Ferdinand der Katholische sich ihm näherte, so schloß er, in offenem Treubruch, mit diesem am 12. October ein Bündniß, wodurch er nicht nur demselben seine Nichte Germaine de Foix vermählte, sondern auch dieser zugleich seine Rechte auf Neapel abtrat. Um vor der Welt die Ehre so viel als möglich zu retten, wurde im Mai 1506 eine Versammlung der Stände zu Tours gehalten. Die Abgeordneten baten, nach einer augenscheinlich vorher getroffenen Verabredung, den König, seine Tochter Claudia mit dem Grafen Franz von Angouleme, dem vermuthlichen Thronerben, zu vermählen. Hierauf meldete Ludwig dem Statthalter der Niederlande, er habe sich diesem Begehren um so mehr fügen müssen, weil die Heirath mit dem jungen Karl seinem zu Rheims geleisteten Krönungseide, nie in eine Verkleinerung des Reiches zu willigen, zuwider gewesen wäre. So wurden denn die Verträge von Blois erst hinterrücks zerrissen, dann schaamlos aufgekündigt. Nichts zeigt deutlicher, wie wetterwendisch und treulos die damalige Politik der Herrscher war. Man verband sich und trennte sich, je nach den stets wechselnden Standpunkten, für die Interessen des Augenblicks, indem man bald auf dieser bald auf jener Seite mehr Vortheil und Gewinn zu erndten hoffte; und so drehen sich die äußeren Verhältnisse der Staaten in dem Kreise von Bündnissen und Gegenbündnissen, worin man die Rollen von Freund und Feind unaufhörlich vertauscht.

Philipp scheint entschlossen gewesen zu sein, die erfahrene Schmach

zu vergelten, ſobald er ſich Caſtilien's völlig verſichert haben würde; aber es raffte ihn, wie wir ſahen, der Tod noch in demſelben Jahre hin. Maximilian fühlte ſeinen alten Haß gegen Frankreich von Neuem aufflammen, und würde gewiß nicht unterlaſſen haben, durch Krieg Rache zu nehmen, wenn das Deutſche Reich ihn nur in den dazu erforderlichen Stand hätte ſetzen wollen. In ſeinem Sohne war ihm ein mächtiger Bundesgenoſſe ins Grab geſunken. Indeß näherte ſich ihm der Papſt, der auf Ludwig XII. zürnte, theils weil dieſer die Vertreibung der Bentivoglio, die von Mailand aus Pläne auf Bologna machten, verweigerte, theils wegen des Königs Verfahren gegen Genua.

Es war nämlich in Genua eine Empörung des geringeren Volkes gegen die Franzoſen und den von ihnen begünſtigten Adel ausgebrochen. Das Volk hatte die Oberhand gewonnen, ſich von Frankreich ganz losgemacht und einen Dogen ernannt, einen Seidenfärber ſeines Gewerbes, aber einen Mann von vielen Gaben. Als indeß Ludwig, der ſich ſelbſt an die Spitze eines durch Schweizeriſche Söldner verſtärkten Heeres geſtellt hatte, heranzog, flohen die Genueſer mit einer Beſtürzung, die ihrer eben gezeigten Keckheit gleich kam*), aus dem Paſſe, den ſie vertheidigen ſollten, und nachdem ihre Truppen überall zurückgedrängt waren, übergaben ſie die Stadt unbedingt. Ludwig hielt am 29. April 1507 ſeinen Einzug, das entblößte Schwert in der Hand. Auf das flehentliche Bitten der Behörden und des Volkes ſprach er zwar das Wort der Verzeihung aus, ließ aber neunundſiebzig Bürger hinrichten, legte der Stadt eine ſchwere Kriegsſteuer auf, vernichtete alle ihre Privilegien, und baute eine Citadelle, ſie im Zaume zu halten. Dringend hatte ſich der Papſt für ſein Vaterland (er war aus Savona) verwendet, und es kränkte ihn eben ſo tief, daß der König gar keine Rückſicht darauf nahm, als die durch die Unterjochung der Stadt erhöhte Macht Frankreich's in Italien ihn beſorgt machte. Darum forderte er den dadurch nicht minder beunruhigten Maximilian auf, nach Italien zu kommen und in Rom die Kaiſerkrone zu empfangen. Maximilian verſammelte in der That ein Heer, und verlangte von Venedig den Durchzug. Der Senat ſchwankte; doch ſiegte die Frankreich geneigte Partei, und dem Römiſchen Könige ward die Antwort, man würde ihn ehrenvoll empfangen, wenn er ohne Heer kommen wolle,

*) Rex cum Genuensibus finibus appropinquasset. statim signa apparere coeperunt, quam leviter fundata sint imperitae multitudinis consilia, in discriminibus absentibus contemnendis ferocis, in praesentibus subeundis ignavae. Foliета, Hist. Gen. XII. fol. 288, rect. Ed. 1585.

den bewaffneten Durchzug könne man ihm nicht gestatten. Hierauf entsagte Maximilian dem Vorsatz, nach Rom zu gehen, und nahm daher von sich aus am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines erwählten Römischen Kaisers an, den der Papst nachher bestätigte; dagegen gedachte er die Venetianer zu züchtigen, und wandte wider sie die Waffen, womit er die Franzosen hatte zurückdrängen wollen. Bald jedoch verließ er das Heer; in seiner Abwesenheit rieb der Venetianische Feldherr Alviano eine Abtheilung desselben gänzlich auf, und eroberte Friaul und Istrien. Ohne Mittel, das verlorene Kriegsglück wieder herzustellen, schloß der Kaiser mit der siegreichen Republik am 20. April einen Waffenstillstand, wonach sie ihre Eroberungen einstweilen behielt.

Ueber diesen Waffenstillstand empfand Ludwig einen solchen Zorn gegen die Venetianer, daß er sich dadurch zur Vereinigung mit Maximilian bestimmen ließ; und beide Fürsten suchten in diesem gemeinsamen Groll die Lösung alles ihres Haders. Nicht zum ersten Mal fanden sie sich in diesem Gedanken zusammen. Schon der eine jener zu Blois geschlossenen Verträge war gegen Venedig gerichtet gewesen und hatte eine Theilung seines Gebiets auf dem Festlande Italien's bezweckt. Es befand sich dieser Staat damals auf einem hohen Gipfel des Wohlstandes und der Macht. Außerhalb Italien's besaß er noch die Küste von Dalmatien, Candia und andere Griechische Inseln und Städte, sowie Cypern. Seinem Handel, der Quelle seiner Reichthümer, drohten freilich durch die Seefahrten der Portugiesen empfindliche Verluste; doch waren sie noch sehr wenig fühlbar. Immer noch wurden durch Einfuhr und Ausfuhr der Waaren mehr als dreitausend Schiffe beschäftigt*); und außerdem sandte die Regierung alljährlich zum Behufe des Handels Geschwader nach den vorzüglichsten Häfen, eins nach dem schwarzen Meere, ein zweites nach Cypern, ein drittes nach Syrien und ein viertes segelte nach den westlich gelegenen Nordafrikanischen Küsten, durch die Straße von Gibraltar nach Marocco, dann nördlich nach Brügge, Antwerpen und London. Hier tauschte man gegen die mitgebrachten Waaren Producte des Nordens ein, und setzte sie auf der Rückfahrt wieder in Französischen, Portugiesischen, Spanischen und Italienischen Häfen ab. Man berechnet, daß diese Flotten jährlich für zehn Millionen Ducaten Waaren ins Ausland brachten, wovon nach Abzug aller Kosten ein Fünftel als Gewinn blieb. Und so bedeutend war der Landhandel, daß der Werth der Ausfuhr nach der Lombardei allein in einem Jahre 2,789,000 Du-

*) Daru, Histoire de Venise, T. III. p. 43.

eines betrug *). Solche Reichthümer der Bürger gaben der Republik Einkünfte, die hinter denen des Königs von Frankreich nicht sehr zurückstanden, und ihren schönsten Abglanz in der Pracht und Herrlichkeit der Hauptstadt fanden, deren Anblick den Fremden Erstaunen und Bewunderung einflößte **). Venedig übertraf fast alle Staaten an Einheit und Festigkeit der Regierungsgrundsätze, an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, Ordnung des Staatshaushalts, und bildete durch alles dieses eine Macht, deren Bedeutung weit über das Verhältniß seiner äußern Ausdehnung hinausging. Die Fürsten waren von Neid und Eifersucht auf einen solchen Staat erfüllt. Auch strebte er, sich noch immer mehr auszubreiten. Wir haben gesehen, wie er sich Theile des Mailändischen und der Romagna zueignete.

So geschah es denn, daß am 10. December 1508 die Statthalterin der Niederlande, Margarete, im Namen ihres Vaters, des Kaisers Maximilian, und der Cardinal von Amboise im Namen seines Königs, zu Cambray einen Vertrag unterzeichneten, dem zufolge diese Fürsten so wie der Papst und der König von Aragonien der Republik alle Gebiete abnehmen wollten, die nach ihrer Behauptung ihnen selber rechtmäßig gebührten: Ludwig, was er ihr erst kürzlich vom Mailändischen abgetreten; der Kaiser für das Reich Padua, Vicenza und Verona, und andere Landstriche für Oesterreich; der Papst die Städte in der Romagna; Ferdinand mehrere Küstenplätze in Neapel. Auch der König von Ungarn, die Herzoge von Savoyen und Ferrara so wie der Markgraf von Mantua sollten aufgefordert werden, in den Bund zu treten. Das ganze Unternehmen war eben so unweise und wider alle Staatsklugheit verstoßend, als ungerecht und unwürdig. Denn jedem der Theilnehmer drohte von der Machtvergrößerung der übrigen in Italien weit mehr Gefahr als von Venedig. Dies schien jedoch Keiner zu erwägen als der Papst. Obschon für ihn die Wiedererlangung der zum Gebiete der Kirche gehörigen Städte eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit war, weßhalb er den König von Frankreich früher selbst wider die Venetianer aufgeregt hatte; und obschon er diesen noch überdieß zürnte, weil sie den Bentivoglio Zuflucht gewährten und seinen Neffen als Bischof von Vi-

*) Daselbst T. II. p. 187. Dann berechnet den Werth des Venetianischen Rechnungsducaten auf 4 Francs 35 Cent.

**) Comines, den Karl VIII. als Gesandten nach Venedig schickte, sagt VII 15: c'est la plus triomphante cité que j'aye jamais veue; und vom Arsenal: qui est la plus belle chose qui soit en tout le demourant du monde au jour d'huy et la mieulx ordonnée pour ce cas.

cenza, wozu er ihn ernannt hatte, nicht anerkennen wollten: ſo zögerte er doch am längſten mit der Ratification des Bündniſſes. Ja er war es, der der Republik, für die daſſelbe noch ein ſtrenges Geheimniß bleiben ſollte, Kunde davon gab und ſich erbot, zurückzutreten und für die Auflöſung des Bundes zu wirken, wenn man ihm Faenza und Rimini herausgeben wollte. Dennoch überwog im Rathe der Zehn die Meinung: es ſei zu gefährlich für die Republik, von dem Grundſatze, daß ſie nie wieder zurückgebe, was ſie einmal gewonnen, abzuweichen*); und der Antrag ward verworfen. Die Republik glaubte, durch ihre Geldmittel, durch die ſie zahlreiche Streitkräfte aufbieten konnte, dem Sturme gewachſen zu ſein.

In der That war ihr Heer dem Franzöſiſchen überlegen, mit welchem Ludwig im Frühling 1509 ſie anzugreifen kam, während der Papſt eine Bannbulle gegen ſie erließ. Aber die Venetianiſche Macht wurde durch die Verſchiedenheit der Sinnesart und der Grundſätze gelähmt, die zwiſchen ihren Heerführern, dem bedächtigen, zaudernden Pitigliano und dem kühnen, raſchen Alviano, obwaltete. Daher ging die Schlacht bei Agnadello oder Baila am 14. Mai, an welcher der König ſelbſt Theil nahm, für die Venetianer ſo gründlich verloren, daß alsbald nur wenige Plätze noch widerſtanden, Ludwig noch vor dem Ende des Monats im Beſitze alles deſſen war, was ihm der Vertrag verhieß, und die übrigen Verbündeten, die bisher noch gezögert hatten, ſofort den Angriff begannen. Der Papſt und Ferdinand nahmen die von ihnen angeſprochenen Orte; der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua diejenigen, welche die Republik meiſt von ihren Vorfahren erobert hatte; andere wurden von kaiſerlichen Truppen beſetzt. Das Venetianiſche Heer war bis an die Lagunen zurückgedrängt, in der Hauptſtadt herrſchten Schrecken und Beſtürzung. Da entſchloß ſich die Regierung, die Städte und Gebiete des Feſtlandes des Eides der Treue zu entlaſſen; ſei es in der Verzweiflung, ſie retten zu können, oder in der klugen Erwägung, daß die Kräfte für die Zeit des Sturmes concentrirt werden müßten. Zugleich ſuchte ſie ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen, und machte beſonders dem Kaiſer große Anerbietungen, die dieſer jedoch zurückwies.

Als nun die Truppen Maximilian's nach Verona, Vicenza und Padua, auch Treviſo in Beſitz nehmen wollten: da erhob ein Schuh-

*) Essendo titolo inveterato gia molt' anni in tutta Italia, che il Senato Vinitiano non lasciava giamai quel che una volta gl'era pervenuto nelle mani. Guicciardini VIII. p. 415.

macher das Geschrei San Marco, das Volk fiel ihm bei, und die Besetzung ward verhindert. Das war der erste Glücksstrahl, welcher der Republik wieder leuchtete. Hierauf ward auch Padua mit Hülfe der Einwohner wieder gewonnen. Das Volk in den abhängigen Landschaften fühlte, daß sein Gedeihen mit dem see- und handelsmächtigen Venedig zusammenhinge, und daß es bei der Herrschaft der Fremden nur verlieren könne. Die Freilassung aus dem Gehorsam der Republik hatte es nicht gleichgültig für sie gemacht, sie hatte sein Selbstgefühl erweckt, und die Welt konnte gewahren, daß auch aristokratische Regierungen, selbst bei der strengsten Ausschließung ihrer Unterthanen von politischen Rechten, die Zuneigung derselben erwerben können.

Padua wieder zu gewinnen, kam der Kaiser mit dem größten Heere, das er je zusammengebracht, herbei; es zählte mit Inbegriff Französischer und Spanischer Hülfsvölker, die zu ihm stießen, gegen funfzigtausend Mann. Er betrieb die Belagerung anfangs mit außerordentlicher Thätigkeit, und leitete selbst das Geschützwesen. Als aber die Landsknechte durch die geschossene Bresche eindringen wollten, wurden sie zurückgeworfen. Maximilian forderte die Französischen Gensd'armen auf, abzusitzen, um an einem neuen Sturme Theil zu nehmen; sie weigerten sich aber auf Bayard's Rath, weil sie aus lauter Edelleuten bestünden, und nicht neben Leuten gemeiner Herkunft streiten könnten. Auch die Deutschen Ritter lehnten es ab, zu Fuß zu kämpfen. Hierüber unmuthig und mit seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit verließ Maximilian das Lager und Italien, und befahl die Belagerung aufzuheben. Es geschah am 3. October, nachdem sie achtzehn Tage gedauert hatte. Geldmangel nöthigte ihn zugleich, den größten Theil des Heeres zu entlassen, während die Venetianer, von den Bauern unterstützt, viele ihnen abgenommene Orte wieder gewannen.

Nicht minder günstig wurde der Republik die Stimmung des Papstes. Mit Widerwillen hatte er sich entschlossen, sie zu bekämpfen; nur jene Rücksicht, der er alle andern unterordnete, die Wiederherstellung des Kirchenstaats, hatte ihn dazu bewegen können. Im Hintergrunde seiner Seele lagen ganz andere Pläne. Er haßte die Franzosen höchlich, ihre Herrschaft in Italien schien ihm die gefährlichste; er wollte sie, die Barbaren, wie sie von den Italienern genannt wurden, hinaustreiben. Von den Venetianern hatte er, was er verlangte; nun söhnte er sich völlig mit ihnen aus, indem er sie am 24. Februar 1510 vom Bann befreite, überzeugt, in ihnen natürliche und nützliche Verbündete zu finden. Um Ferdinand zu gewinnen, ertheilte er ihm die Belehnung mit Neapel; dieser

König, seines Theils ebenfalls von den Venetianern befriedigt, hatte ohnehin kein Interesse mehr, sie zu bekämpfen. Auch den Kaiser hätte Julius sehr gern mit der Republik ausgesöhnt. Er glaubte seinen Einfluß groß genug, ihm die Abtretung von Verona, die er verlangte, zu verschaffen; aber der Senat verweigerte sie. So sehr hatte sich die Lage der Dinge schon geändert.

Daher ging denn der Krieg Maximilian's gegen Venedig mit Französischer Unterstützung fort. Er führte nicht nur große Verwüstungen herbei, indem die vom Kaiser ohne Sold gelassenen Landsknechte sich durch Rauben und Plündern halfen, sondern auch Auftritte so scheußlicher Unmenschlichkeit, daß die Franzosen einmal mehrere Tausend Menschen, die sich in eine unterirdische Höhle, die Grotte von Masano genannt, geflüchtet hatten, durch Feuer, welches sie am Eingang anzündeten, erstickten und verbrannten. Indeß enthüllte der Papst seine Pläne. Er that den Herzog von Ferrara, einen mit Ludwig eng verbündeten Fürsten, in heftigen Ausdrücken in den Bann. Allein seine ersten Erhebungsversuche mißlangen. Sie waren vorzüglich auf die Schweizer berechnet, deren Bündniß mit Frankreich 1509 abgelaufen, und von Ludwig nicht erneuert worden war, theils weil er ohne so viele Kosten die Schweizer durch Landsknechte zu ersetzen, theils auch ohne Bewilligung der Obern Söldner genug von jenen zu erhalten hoffte. Für den Papst unterhandelte jetzt in der Schweiz der Walliser Matthäus Schinner, Bischof von Sitten und nachher Cardinal, ein gelehrter und beredter, mit Julius in glühendem Franzosenhasse übereinstimmender Mann, und brachte wirklich ein Bündniß auf fünf Jahre „zum Schutz der Kirche" zu Stande. Hierauf zogen denn auch achttausend Eidgenossen in das Mailändische; da sie aber Mangel litten, nahmen sie Französisches Geld und kehrten um *).

Und nun kam die Reihe, angegriffen und bedrängt zu werden, an den Papst selber. Um sich gegen ihn auch mit kirchlicher Autorität zu waffnen, versammelte Ludwig die Geistlichkeit seines Reiches zu Tours, und legte ihr die Frage vor: ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sei, gegen den Papst Krieg zu führen. Das Gutachten fiel ganz nach seinem Wunsche aus. Indeß ging Julius, während sein Heer in das Ferrarische einrückte, nach Bologna, um dem Kriegsschauplatze nahe zu sein. Hier wurde er durch die Franzosen von seinen Truppen abgeschnitten, in der Stadt regte sich die Partei der Bentivoglio, und er hätte von

*) Glutz-Blotzheim, S. 225. 245.

seinen Feinden das Gesetz annehmen müssen, wenn er nicht, obschon fieberkrank und bettlägerig, in der Mitte seiner zagenden, bestürzten Hofleute und Prälaten, allein Muth und Besonnenheit behalten hätte. Er wußte die Bologneser zu stimmen, daß sie wenigstens nichts gegen ihn thaten; indeß kam Venetianische Hülfe, und die Franzosen wichen zurück (October 1510). Im Winter ließ er Mirandola angreifen, dessen Beherrscherin, Francesca, Wittwe des Grafen Pico, mit den Franzosen eng verbunden war und die Uebergabe der Stadt beharrlich verweigerte. Mitten in einem der kältesten Winter, den man seit langen Jahren in Italien erlebt hatte, kam der fast siebzigjährige Papst in das Lager, die Belagerung selbst zu leiten und seine Truppen zu verdoppelter Thätigkeit anzuspornen, wobei er sich dem feindlichen Kugelregen mit der größten Unerschrockenheit aussetzte. Da die Gräben zufroren, mußte die Festung capituliren. In heftiger Ungeduld, die von ihm eroberte Stadt zu betreten, wartete Julius nicht bis zur Oeffnung der Thore, sondern erstieg eine Sturmleiter, und kam mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche hinein (21. Januar 1511).

Wie der Papst seine Feinde mit weltlichen Waffen bekämpfte, so diese ihn mit geistlichen. Unter den Verbündeten von Cambray hielt noch Maximilian zu Ludwig; und beide Fürsten hatten sich nun neuerdings in einem am 7. November 1510 zu Blois unterzeichneten Vertrage auch dahin verbunden, die Versammlung eines ökumenischen Concils zur Verbesserung der Kirche zu bewirken. Also durch Schritte, wie sie achtzig Jahre früher zu Basel versucht worden waren, sollte der Papst geschreckt und seine Macht gedämpft werden. Fünf Cardinäle, die sich mit Julius entzweit und nach Mailand geflüchtet hatten, schrieben auf Ludwig's Betrieb am 16. Mai 1511 wirklich ein Concil nach Pisa aus. Um dieselbe Zeit schien das Glück des Papstes völlig zu Grunde zu gehen. Er verlor Bologna an die Bentivoglio, die unter dem Schutze eines mächtigen Französischen Heeres herbeigekommen waren; sein Feldherr, der Herzog von Urbino, der unter den Mauern gelagert war, erlitt beim eiligen Rückzug empfindliche Einbuße. Des Papstes Schmerz über den Verlust der Stadt erhöhte die Nachricht, daß die Bologneser sein colossales Standbild, ein Meisterwerk Michel Angelo's, herabgerissen, und die Bentivoglio eine Kanone daraus hatten gießen lassen.

Doch dieser starke Geist ließ den Muth nicht sinken; und die Franzosen thaten nichts, ihren Sieg zu benutzen. Vielmehr ließ Ludwig das Heer, das ihn erfochten, zum größten Theile auseinandergehen. Ueberhaupt zeigte die Französische Regierung, seitdem der Cardinal von Am-

boise gestorben war (25. Mai 1510), weniger Sicherheit und Festigkeit in ihren Schritten. Ludwig machte sich doch über einen gegen den Papst gerichteten Krieg Bedenklichkeiten, die zumal von der Königin Anna aufgeregt wurden; denn sie fürchtete von einem Kriege gegen das Oberhaupt der Christenheit geradezu die Herbeiziehung eines göttlichen Strafgerichts. Julius seinerseits setzte der Berufung des Concils nach Pisa der eines in der Laterankirche zu Rom abzuhaltenden entgegen, verbot jenes mit Androhung aller Kirchenstrafen, und belegte jeden Ort, in welchem es sich versammeln würde, mit dem Interdicte (18. Juli 1511). Wenige Wochen nachher verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man schon die Nachricht von seinem Tode verbreitete. Da tauchte in dem Kaiser der Gedanke auf, selbst Papst zu werden; ein Gedanke, den man zwar in Rücksicht auf die eben damals immer höher steigende Bedeutung der Päpste als weltlicher Fürsten nicht geradezu als ungereimt bezeichnen, aber, wenn man an die außerordentlichen Schwierigkeiten denkt, die sich seiner Ausführung entgegenstellen mußten, doch nur als grillenhaft betrachten kann.

Indeß Julius genas unerwartet und sehr schnell, und nahm nun den seine ganze Seele erfüllenden Entwurf der Vertreibung der Franzosen mit neuem Eifer auf. Nur glaubte er jetzt dazu noch anderer Bundesgenossen als Venedig's und der Schweizer zu bedürfen; daher näherte er sich, wiewohl ungern und zögernd, Ferdinand dem Katholischen. Dieser sah zu einer Zeit, wo die siegreichen Franzosen so leicht Rechte auf Neapel konnten geltend machen wollen, in einem engen Anschließen an den Papst nur Vortheil; und so wurde denn am 5. October zu Rom ein Bündniß zwischen den beiden Herrschern und der Republik Venedig bekannt gemacht, zu dem Zwecke, die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche zu erhalten, dem Papste Bologna und jedes andere ihm zustehende Lehen wieder zu verschaffen, und Jeden, der sich diesen beiden Absichten widersetzen würde, aus Italien zu jagen. Damit war Ludwig XII. deutlich genug bezeichnet. Der neue Bund erhielt den Namen der heiligen Liga. Das Pisanische Concil wurde nun zwar im November eröffnet; aber es fanden sich dazu nur wenige und fast nur Französische Prälaten ein, so daß es gar keine Bedeutung zu erlangen vermochte. Vom Volke in den Straßen beschimpft, verlegten die Mitglieder desselben schon nach wenigen Tagen ihren Sitz nach Mailand, und dann nach Lyon, wo ihre ganze Thätigkeit spurlos unterging.

Der Feldzug des Jahres 1512 begann nicht glücklich für die Liga, die ein starkes Heer versammelt hatte. Ein Angriff auf Bologna mißlang,

da Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Neffe Ludwig's XII., der erst dreiundzwanzigjährige, aber tapfere und kriegsverständige Heerführer der Franzosen, herbeikam und es rettete. Im Venetianischen hatten sich mittlerweile die Franzosen so verhaßt gemacht, daß eine Empörung wider sie ausbrach. Ein Heerhaufe der Republik nahm die Stadt Brescia und belagerte die Citadelle, in die sich die Franzosen gezogen hatten. Diesen eilte Gaston zu Hülfe, schlug auf dem Marsche ein Venetianisches Heer in die Flucht, kam in die Citadelle, ließ von da aus die Stadt stürmen und eroberte sie. Es begann jetzt ein solches Gemetzel unter den Besiegten, daß die geringste Angabe die Zahl der Todten auf sieben bis achttausend angibt, die höchste bis zu vierzigtausend steigt; und eine solche Plünderung, daß die Beute auf 3700 Wagen fortgeschafft ward. Kein Wunder, daß die Italiener die Barbaren, wie sie sagten, von Herzen verabscheuten; denn eine solche Kriegführung hatten sie bis auf den Einbruch Karl's VIII. in vielen Menschenaltern nicht gesehen. Auch hier tritt uns, als eine der seltensten Ausnahmen, die edle Gestalt Bayard's so menschlich als ritterlich entgegen. Beim Sturme war er einer der ersten und thätigsten gewesen, aber schwer verwundet worden. Und nun wurde er der Schutzengel des Hauses, in welches man ihn gebracht hatte; denn während die ganze Stadt von Wehklagen und Angstgeschrei wiederhallte, hielt er jede Plünderung und Gewalt davon ab. Die Besitzerin, von Dankbarkeit erfüllt, und weil sie wohl wußte, daß die Unersättlichkeit anderer Französischer Officiere ganze Häuser ausgeraubt hatte, brachte dem Ritter, als er genesen war und sich zum Abschied anschickte, ein Geschenk von zweitausendfünfhundert Ducaten. Aber Bayard nahm sie nur, um jeder der beiden Töchter der Dame eine Aussteuer von tausend Ducaten einzuhändigen, und die übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die ausgeplünderten Nonnen der Stadt zu bestimmen.

Inzwischen hatte der rastlose Papst auch König Heinrich VIII. von England für die Liga gewonnen, und den Kaiser, der schon seit einiger Zeit zwischen beiden Parteien schwankte, zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstande mit Venedig bewogen, der am 6. April abgeschlossen ward. Doch halfen noch fünftausend Deutsche Landsknechte den Franzosen am 11. April einen großen und höchst blutigen Sieg über das Päpstlich-Spanische Heer bei Ravenna erringen. Die Schlacht war schon gewonnen, da fragte Gaston einen Französischen Ritter, der ihn gewarnt hatte in das Treffen zu gehen, ob er denn nun „geblieben" sei, wie er ihm prophezeit. „Es ist noch nicht Alles zu Ende," antwortete ernst der Rit-

ter. In dieſem Augenblick ſah man zweitauſend Spanier, die von den übrigen getrennt geweſen, in der Nähe der Franzoſen hinziehen. Nur an der Spitze von zwanzig bis dreißig ſtürzte ſich der heldenmüthige Gaſton auf ſie, und fiel mit vierzehn Wunden im Geſicht. Der Sieg, der mit ſeinem Tode endete, war ſo groß, daß das Ligiſtiſche Heer entweder umgekommen oder völlig auseinander geſprengt war. Während des kurzen Laufes von drei Monaten hatte dergeſtalt Gaſton von Foix eine Reihe der glanzvollſten Unternehmungen vollbracht, die ihn den berühmteſten Feldherren der neuen Zeit beigeſellten; „daß aber ſeine Deutſchen Waffengenoſſen, die Schwaben, es waren, die mit ihrer Tüchtigkeit ihm die Palme errangen, hat außer Machiavelli kaum die Mitwelt eines kärglichen Lobes werth geachtet; der Folgezeit blieb ihr Grab ungeprieſen.“ *)

Bei der Nachricht von jenem Schlage entſtand in Rom die größte Beſtürzung, und ſelbſt der Papſt ſchien zu ſchwanken, ob er unterhandeln ſolle oder nicht. Aber der ſiegreiche Führer, der das Franzöſiſche Heer vor die Thore Rom's geführt haben würde, war nicht mehr, und auch Niemand vorhanden, der ſeine Stelle erſetzen konnte. Julius aber fühlte ſich an der Spitze ſeines bald darauf eröffneten, zahlreich beſuchten Concils ſo mächtig, daß er den Kampf mit allem Nachdruck fortzuſetzen beſchloß. Er zählte dabei vorzüglich auf die Schweizer, und diesmal entſprachen ſie ſeinem Vertrauen. Ihrer zwanzigtauſend brachen auf, zogen durch Tyrol, welches Maximilian ihnen öffnete, in das Venetianiſche, wo ein Heerhaufe der Republik zu ihnen ſtieß, und drangen in Mailand ein. Die Franzoſen, zu ſchwach zu widerſtehen, räumten das ganze Herzogthum bis auf einige Schlöſſer, und auch Genua erhielt ſeine Unabhängigkeit wieder. Mit den Franzoſen mußten zugleich die Bentivoglio Bologna verlaſſen, und nie kamen ſie wieder dahin zurück. Als der Papſt ſeinem Hofe die Nachricht mittheilte, daß die Franzoſen aus Mailand gedrängt ſeien, ſagte ſein Ceremonienmeiſter: „Eurer Heiligkeit zum Glücke.“ — „Vielmehr Euch zum Glücke, antwortete Julius, und allen Italienern und allen Gläubigen, die Gott endlich vom Joche der Barbaren zu befreien gewürdigt hat“ **). In Mailand ſetzten die Schweizer Maximilian Sforza, einen Sohn von Ludwig Moro, als Herzog ein, und ſchloſſen einen Bund mit ihm, worin ſie ſich verpflichteten, ihn und ſeine Nachkommen im Beſitze des Herzogthums zu ſchützen. Doch eigneten ſie ſich

*) Bartholb, George von Frundsberg, S. 145.
**) Paris de Grassis ap. Raynaldum T. XX, 1512. no. 66.

selbst einige Grenzdistricte zu, während der Papst Parma und Piacenza für den Kirchenstaat einzog.

Auch für Florenz führte der Sieg der Liga eine Veränderung herbei. An der Spitze dieser Republik stand seit 1502 als lebenslänglicher Gonfaloniere Peter Soderini, unter dessen Leitung sie fortwährend zu Frankreich hielt. Deswegen und weil sie die Eröffnung einer schismatischen Kirchenversammlung auf ihrem Gebiete geduldet hatte, zürnte ihr der Papst, und da sie sich jetzt weigerte, zur Liga zu treten, wurde sie von einem Spanischen Heere genöthigt, die Medici zurückzurufen. So kamen zwei Söhne des berühmten Lorenzo, der Cardinal Johann und Julian (Peter war umgekommen), mit einigen Neffen und Vettern zurück; und obschon sie nur als Bürger aufgenommen werden sollten, wurde doch durch ihre Anhänger eine solche Verfassungsänderung bewirkt, daß die Regierung der Republik in ihren Händen war.

Um dieselbe Zeit, wo die Franzosen Mailand aufgeben mußten, führte Ferdinand der Katholische mit Englischer Hülfe auch den Krieg gegen sie an der Pyrenäengrenze. Seine eigentliche Absicht war auf Navarra gerichtet, nach dessen Besitz er längst lüstern war. König dieses Landes war Johann von Albret durch seine Gemahlin Katharina aus dem Hause Foix. Von ihm, der mit Frankreich verbündet war, forderte Ferdinand, daß er den Durchmarsch durch sein Gebiet und die Besetzung seiner Festungen gestatte. Als Johann sich dessen weigerte, ließ er ein Heer einrücken, welches sich sofort des Landes, so weit es im Süden der Pyrenäen lag, bemächtigte. Dieses Spanische Navarra vereinigte er mit Castilien, indem er theils erklärte, er bestrafe dergestalt den König Johann als einen Beförderer des Schisma im Namen des Papstes, theils sich auf Anrechte stützte, die seine Gemahlin Germaine auf die Navarrische Krone zu haben behauptete.

So waren die Franzosen am Ende des Jahres 1512 überall im Nachtheil; sie waren aus Italien vertrieben, alle ihre kleineren Bundesgenossen in der Gewalt der Liga, und der Kaiser hatte sich mit dem Papste völlig ausgesöhnt. Dennoch gab Ludwig die Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen, nicht auf; er rechnete auf Spannungen und Mißhelligkeiten, die sich unter den Gliedern der Liga zeigten. Und der, welcher ihre Seele war, wurde ihm bald nicht mehr hinderlich. Am 21. Februar 1513 erlag Julius II. einem Fieber, zu dem sich ein Ruhranfall gesellte; mitten unter mancherlei Plänen und Entwürfen, mit welchen sein rastloser Geist unaufhörlich beschäftigt war.

9. Ludwig's XII. Ausgang. Wiedereroberung Mailand's durch Franz I.

Die Wahl des Conclave fiel auf den Cardinal Johann von Medici, obschon er erst siebenunddreißig Jahre zählte. Seine Freigebigkeit und die Friedensliebe, die man bei ihm voraussetzte, empfahlen ihn. Es war aber die Erhebung des Hauptes der Familie Medici auf den heiligen Stuhl auch ein Triumph der antifranzösischen Partei. Der neue Papst nannte sich Leo X.

An seines Vorgängers Tode hatte, nach der Versicherung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers*), großen Antheil die Sorge, daß die Venetianer sich mit den Franzosen wieder verbinden und sie nach Italien ziehen würden. In der That war damals der Entwurf zu einem solchen Bündnisse schon vorhanden, und am 24. März 1513 wurde es zu Blois unterzeichnet. Die vor Kurzem noch so erbitterten Feinde vereinigten sich, das Mailändische von Neuem unter sich zu theilen. Diesem Bunde wurde am 5. April ein anderer zwischen Ferdinand, Maximilian, Heinrich VIII. und dem Papste zu einem Angriffe auf Frankreich entgegengesetzt, obgleich Ferdinand erst wenige Tage vorher einen Waffenstillstand mit Ludwig geschlossen hatte.

Indeß blieb das Bündniß zwischen Frankreich und Venedig ohne Vortheil für Beide. Denn sie eroberten zwar in Gemeinschaft fast das ganze Mailändische; aber die Schweizer, die anfangs vor ihnen weichen mußten, erhielten bald Zuzug aus ihrem Vaterlande, mit welchem sie die Franzosen bei Novara (6. Juni 1513) überfielen und besiegten. Achttausend aus dem Französischen Heere (zum Theil Deutsche Landsknechte) blieben in der Schlacht; die Uebrigen zogen über die Alpen zurück**) und überließen die Venetianer ihrem Schicksal, die nun fast ihr ganzes Gebiet wieder von den Feinden überschwemmt sahen. Zugleich geschahen unmittelbare Angriffe auf Frankreich. Ein großes Englisches Heer kam herüber und belagerte Terouanne in Artois. Heinrich VIII. erschien selbst im Lager, und Kaiser Maximilian führte ihm einige tausend Reiter zu, für die er vom Englischen Könige Sold empfing. Sie schlugen in Gemeinschaft die Franzosen in einer Schlacht bei Guinegate (17. Aug.), die wegen der übereilten Flucht der Französischen Reiterei

*) Des Cardinals Bembo, am Schlusse seiner Venetianischen Geschichte.

**) Suivant l'usage imprescriptible des Français de ne jamais s'arrêter dans leurs retraites. Daru, Histoire de Venise, T. III. p. 477.

das Sporengefecht genannt wurde, eroberten hierauf Terouanne, schleiften es, und nahmen dann auch Dornick. Um dieselbe Zeit zogen sechzehntausend Eidgenossen, von Maximilian durch Soldverheißungen bewogen, aus, um in Verbindung mit Deutscher Reiterei, die der Herzog Ulrich von Würtemberg anführte, das Herzogthum Burgund zu erobern. In Dijon, der Hauptstadt desselben, befehligte der bei Novara geschlagene La Tremoille, ohne Hoffnung, den Platz gegen den übermächtigen Feind halten zu können. Er fing daher heimliche Unterhandlungen mit den Schweizerischen Hauptleuten an, und bewog die Einen durch Vorspiegelungen von des Königs Freundschaft zu ihrem Volke, die Andern durch Geld und Versprechungen zu einem förmlichen Frieden des Inhalts, daß der König dem Herzogthum Mailand entsagte, und den Eidgenossen für den Heimzug viermal hunderttausend Kronen zu zahlen versprach*). Dadurch wurde die nicht geringe Gefahr für Ludwig abgewandt. Hinterher aber versagte dieser die Ratification des Friedens, und die Schweizer waren um ihr Geld betrogen; denn unter den ihnen zur Sicherheit mitgegebenen Geiseln waren nur zwei angesehene Männer, von denen einer entwischte, die Uebrigen gemeine Bürger, die man nur in prächtige Kleider gesteckt hatte.

Auch die Gefahr im Norden verschwand; denn die Engländer gingen im Herbste zurück, ohne etwas Weiteres zu unternehmen. Ludwig dachte nun darauf, mit jedem seiner Feinde besonders zu unterhandeln, und es gelang ihm. Zuerst versöhnte er sich mit dem Papste, indem er dem schismatischen Concil völlig entsagte (26. Oct. 1513); dann mit Ferdinand, mit dem Kaiser, zuletzt mit Heinrich VIII. (7. Aug. 1514). In dem letztern Vertrage wurde zugleich eine Vermählung Ludwig's, dessen Gemahlin, Anna von Bretagne, vor Kurzem gestorben war, mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrich's, verabredet. Sie ward am 11. October vollzogen; aber schon am Neujahrstage 1515 starb Ludwig selbst, im dreiundfunfzigsten Jahre seines Alters. Man schreibt den frühen und unerwarteten Tod des freilich ohnehin kränklichen Königs eben dieser Heirath zu**). Er wollte durchaus als ein junger Mann erscheinen. „Der gute König, sagt der Lebensbeschreiber des Ritters Bayard, hatte seiner Gemahlin zu Liebe seine

*) Der Schweizerische Chronist Anshelm, bei Glutz-Blozheim S. 349, nennt diesen Frieden einen kraftlosen, zu ewiger Schande der Eidgenossenschaft gemachten Dintenfrieden.

**) Quum intemperantius puellaribus complexibus indulsisset. Jovius XIV. p. 812.

ganze Art zu leben geändert. Denn da er sonst um acht Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sich's nun gefallen, um zwölf Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um zehn Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht." Ungeachtet seines Ehrgeizes und seiner Schwächen, war Ludwig doch von seinem Volke geliebt; und als man bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausrief: „der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist gestorben," — da war dies in der That nur der Wiederhall einer aufrichtigen Trauer.

Es folgte ihm auf dem Thron von Frankreich der Herzog Franz von Angoulême (s. oben S. 122), als König Franz I. genannt, dessen 1506 beschlossene Vermählung mit der Prinzessin Claudia nicht lange vor dem Tode Ludwig's vollzogen worden war. Durch diese Heirath fiel die Bretagne, deren Besitzerin Claudia als Erbin ihrer Mutter Anna war, an Franz und seine Nachfolger. Förmlich einverleibt wurde das Herzogthum dem Königreiche erst im Jahre 1598.

Als Franz den Thron bestieg, stand er im einundzwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, von festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Er nämlich brachte in Frankreich die Sitte wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dagegen das Haupthaar kurz zu tragen; eine Sitte, die sich auch unter den folgenden Königen bis auf Ludwig XIII. erhielt. Die Begierde, als Ritter und Held zu glänzen, erfüllte damals seine ganze Seele; darum richtete er sein erstes Augenmerk auf Mailand, das sein Vorgänger so unrühmlich verloren hatte. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der Anfang seiner kriegerischen Großthaten werden, und um indeß von Norden her sicher zu sein, schloß er Verträge mit dem jungen Erzherzog Karl und mit Heinrich VIII. Auch mit Venedig erneuerte er die Verbindung seines Vorgängers; aber seine Versuche, ebenso Ferdinand und die Schweizer zu gewinnen, mißlangen. Die Letzteren erinnerten ihn an den Frieden von Dijon, der sei von der Krone Frankreich zu erfüllen. Sie schlossen vielmehr mit dem Kaiser, dem König Ferdinand, dem Papste und dem Herzoge Maximilian ein Bündniß „zur Vertheidigung der Freiheit von Italien", und waren die Einzigen, die dem Herzog wirklich Hülfe leisteten. Der Papst benahm sich zweideutig und arglistig; während er sich schon der Verbindung gegen Franz angeschlossen hatte, suchte er ihn durch fortwährende Unterhandlungen zu täuschen*).

*) Roscoe, Leben Leo's. Bd. II. S. 217 der Deutschen Uebers. bemüht sich vergebens, ihn von diesem Flecken zu reinigen.

Im August 1515 ging das 60,000 Mann ſtarke Franzöſiſche Heer (darunter 22,000 Deutſche Landsknechte, der Kern des Fußvolks) über die Alpen, und brach ins Mailändiſche ein. Obſchon nur halb ſo ſtark, traten die Schweizer dieſem Heere bei dem Städtchen Marignano entgegen, und es kam zu einer Schlacht, von welcher Trivulzio, der achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu ſagen pflegte, alle vorigen ſeien ein Kinderſpiel gegen dieſe geweſen. Sie dauerte zwei Tage (13. u. 14. September). Die Schweizer fochten wie Löwen und waren, trotz des mörderiſchen Kanonenfeuers, das ihre Reihen lichtete, am erſten Tage, als endlich gegen Mitternacht Stillſtand in dem wüthenden Gefechte eintrat, völlig im Siege. Freunde und Feinde blieben während des Reſtes der Nacht durcheinander ſtehen; König Franz, der im größten Gedränge ritterlich gefochten hatte, ſchlief auf einem Geſchützwagen. Mit dem Anbruch des folgenden Tages begannen die Eidgenoſſen von Neuem den Angriff; um die Mittagsſtunde war der Ausgang zweifelhaft. Da erſchien das Venetianiſche Heer auf dem Schlachtfelde, und griff ſie im Rücken an. Einer ſolchen Feindesmaſſe mußten ſie ſchließlich weichen, und den Rückzug nach Mailand antreten, wo ſie eine Beſatzung zurückließen, und dann weiter über die Alpen nach Hauſe zogen. Der junge König, den nach einer feierlichen Anerkennung ſeiner Siegesehre verlangte, ließ ſich auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter ſchlagen, was dieſer in ſeiner Beſcheidenheit erſt ablehnte, dann aber, als Franz nicht aufhörte, in ihn zu dringen, vollzog.

Herzog Maximilian, ein läſſiger, ſein Leben in Trägheit und thieriſchem Schmutze hinbringender Fürſt, trat dem Sieger willig ſein Land gegen ein Jahrgeld ab, und verpflichtete ſich, ſeinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Und auch der Papſt hatte kaum Kunde von Franzens großem Waffenglücke, als er ſich beeilte, eine Ausſöhnung mit ihm zu Stande zu bringen. Der Preis derſelben war die Abtretung von Parma und Piacenza, die ſein Vorgänger der Kirche erworben hatte; ſonſt waren faſt alle Vortheile dieſer Verbindung auf ſeiner Seite. Beide Fürſten hatten hierauf (im December) eine Zuſammenkunft zu Bologna, wo der ſchlaue Papſt durch ein feines Benehmen den König und ſeine Begleiter im hohen Grade für ſich einnahm. Bei dieſer Zuſammenkunft wurde das nachher zwiſchen Frankreich und dem Römiſchen Stuhle abgeſchloſſene Concordat ſchon verabredet. In der Schweiz hatte der Schmerz über die erlittene Niederlage in Vielen anfangs den Entſchluß zu einem neuen Auszuge erregt; aber die Franzöſiſch Geſinnten, deren Eifer durch das Gold des Königs wach erhalten wurde, widerſprachen, und ſo unterblieb

es. Acht Cantone ſchloſſen am 7. November einen Friedensvertrag mit dem Könige Franz.

Dagegen zogen, vornehmlich aus den fünf übrigen Orten, mehr als zwölftauſend Mann dem Kaiſer zu, als dieſer im folgenden Jahre (1516), durch Spaniſches und Engliſches Geld unterſtützt, ein Heer ſammelte, den Franzoſen Mailand wieder zu entreißen. Wirklich brach er im März in das Herzogthum ein, und erſchien vor der Hauptſtadt. Indeſſen erhielten auch die Franzoſen eidgenöſſiſche Verſtärkung, und wußten den Kaiſer, durch einen Brief, den ſie ihm in die Hände ſpielten, glauben zu machen, ſeine Schweizeriſchen Söldner ſeien mit ihren Landsleuten einverſtanden. Da ergriff ihn die Furcht, er ſei verrathen; und da ſich ohnehin ſein gewöhnlicher Geldmangel einſtellte, verließ er plötzlich das Heer, das ſich ſogleich auflöſte. Das Erfolgloſe dieſes Feldzugs befeſtigte das Anſehn der Franzoſen in Italien. Mehr noch ſchien es geſichert, als, nach dem zu Anfang des Jahres 1516 erfolgten Tode Ferdinand's des Katholiſchen, zwiſchen deſſen jugendlichem Nachfolger Karl und Franz I. am 13. Auguſt zu Noyon ein Freundſchaftsvertrag zu Stande kam, wonach Karl künftig die damals einjährige Tochter Franzens heirathen, und dieſe ihm Frankreich's Anſprüche auf Neapel als Heirathsgut zubringen ſollte. Dieſem Vertrage folgte bald ein anderer mit den Schweizern, bei denen des Kaiſers Anſehn durch den übereilten Ausgang des letzten Feldzugs ſehr geſunken war. Am 29. November deſſelben Jahres ward zwiſchen dem Könige von Frankreich und ſämmtlichen eidgenöſſiſchen Orten dieſer Friede geſchloſſen, der ein ewiger genannt ward, und der allen ſpätern Bündniſſen zwiſchen beiden Staaten zur Grundlage diente. Demſelben zufolge zahlte Franz außer jenen zu Dijon verſprochenen 400,000 Kronen noch 300,000 andere für den von den Schweizern in Italien erlittenen Schaden, und ſagte jedem Canton ein Jahrgeld zu. Kein Theil ſollte den Feinden des andern Schutz gewähren. Man ſieht, welchen Werth das mächtige Frankreich auf die Freundſchaft der Eidgenoſſen legte.

Der Kaiſer ſtand jetzt Frankreich und Venedig allein gegenüber. Es war ihm der Beitritt zu dem Vertrage von Noyon vorbehalten worden unter Bedingungen, die ihm anfangs ſehr mißfielen; doch blieb ihm nun kaum ein anderer Ausweg als die Annahme. Sie erfolgte zu Brüſſel, wo er im December mit Franz Frieden, mit den Venetianern einen, nachher verlängerten, achtzehnmonatlichen Waffenſtillſtand ſchloß. Er mußte ſich entſchließen, der Republik die Stadt Verona, die ſeine Truppen gegen wiederholte Angriffe muthvoll vertheidigt hatten, gegen eine

Zahlung von 200,000 Ducaten und die Uebernahme einer Summe, die er dem Französischen Hofe schuldete, herauszugeben, behielt jedoch Roveredo und einige andere Plätze. So endete der durch den Bund von Cambrai entzündete Krieg, aus dem Venedig zwar mit Ruhm hervorging, seine alten Kräfte aber nie wieder erlangte.

---

10. Deutschland unter Maximilian I.

(1493—1519.)

Nachdem wir in den letzten Kapiteln den Kaiser Maximilian mit auswärtigen Angelegenheiten so vielfach beschäftigt sahen, müssen wir nun auch einen Blick auf die Entwickelung der Deutschen Verhältnisse unter seiner Regierung werfen. Wir haben die Geschichte Deutschland's zuletzt beim Tode Kaiser Friedrich's III. abgebrochen. Zu dieser Zeit, wo in einem großen Theile Europa's darauf hingearbeitet ward, die abgenutzten und verrosteten Triebfedern des alten Staatswesens durch neue mit frischer Kraft wirkende zu ersetzen, wurde auch in unserm Vaterlande die Nothwendigkeit neuer Belebung gefühlt; leider aber fehlten in dem Reiche, das allmählig zu einem mit höchst losen Banden umschlungenen Staatenbunde sich gestaltet hatte, der Gemeingeist und der Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen, wodurch die einzelnen Theile desselben wieder auf kräftige und dauernde Weise eng an einander geschlossen und zu einer Einheit des Wollens und Handelns hätten verbunden werden können. Ebenso hatten die Kaiser weder die Macht noch den tyrannischen Sinn, es auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. Auch fühlten sie sich mehr als Inhaber des alt-Römischen internationalen Imperiums und als Sammler einer territorialen Erb- und Hausmacht, denn als Vertreter der Deutschen Nation, deren Wahlkönigthum, von eifersüchtigen Factoren abhängig, doch immer nur einen unsicheren Besitz und daher für das Streben nach Machterweiterung nur eine schwankende Grundlage bot. So ging denn Deutschland in die neue Zeit über, ohne zu einem kräftigen Staatsganzen zu erstarken, und behaftet mit allen Gebrechen der Vereinzelung; so daß die Vortheile wie die Nachtheile der in anderen Ländern mit folgerechter Staatskunst ausgebildeten monarchischen Gewalt erst später und nicht in der Gesammtheit, sondern in den

einzelnen Theilen desselben empfunden wurden. Es hat aber auch die Vereinzelung, wie sie auf der einen Seite hemmend und in der Richtung beklagenswerther Selbstsucht wirkte, auf der andern Gutes und Großes zu Tage gefördert, was sich ohne sie nicht so leicht hätte entwickeln können. Sie hat unzweifelhaft die Kraft Deutschland's bei den meisten Anlässen stumpfer und schwächer erscheinen lassen, als sie war; aber sie hat auch dazu beigetragen, den Geist desselben, im Ringen um die höchsten Interessen und Ideen, zu schärfen und zu stärken, ihn selbstständiger und selbstgewisser, freier und kühner zu machen, als den anderer Nationen. Doch nur auf eine gewisse Spanne Zeit thut dem Geiste der Völker, wie der Einzelnen, die Vereinzelung wohl; während die Vereinigung der Kraft für den ganzen Fortbestand des Lebens selbst, und bei steigenden Gefahren ein steigendes Bedürfniß bleibt.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte, große Hoffnungen, von denen indeß wenig in Erfüllung gegangen ist. Was konnte indeß unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Römischer Kaiser war er im Grunde doch einer der machtlosesten und ärmsten Europäischen Herrscher; denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig auch in die Cassen der einzelnen Landesfürsten geflossen; und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Wie schwer die Stände zu Bewilligungen zu bringen waren, wie geringfügig sie ausfielen, und wie langsam und spärlich auch das ihnen endlich Abgedrungene einging, wissen wir aus der Geschichte Friedrich's III.; und unter Maximilian wurde es nicht besser. Alles, was dieser vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande, und es gelang ihm, die bisher getheilten Oesterreichischen Besitzungen wieder zu vereinigen; aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen, das seine Jugend verhieß, nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich

von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze der Europäischen Staatskunst nicht zurückziehen; da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte, und diese stets durch ein ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr und mehr in künstliche Gewebe verstrickt, und zog doch gewöhnlich den Kürzern.

Maximilian war sich dieser Lage der Dinge, der Mißverhältnisse, in die er verschränkt war, wohl bewußt; er ergoß sich über sie bald in tiefem Unmuth, bald in losem Spott. Einmal stellte er folgende derbe Vergleichung an: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen, was er ihnen auferlege; der König von England über Engel, denn sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, doch nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebe. Auch pflegte er zu sagen: Wenn er Gott wäre und zwei Söhne hätte, müßte der älteste Gott nach ihm und der andere König in Frankreich sein. Ebenso scherzte er über die ihm dem Kaiser und dem Papst beigelegte Oberhoheit über alle weltlichen und geistlichen Dinge, indem er mit Bezug auf die Julius II. vorgeworfene Unsitte des Trinkens sagte: Es sei gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden Statthaltern, einem armen Gemsensteiger und einem trunkenen Pfaffen, sei sie übel bestellt.

Indeß war doch jene Beschaffenheit der Verhältnisse nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem Glücke in sie eingreifen sehen. Auch sein Charakter war es. In der Regel verdarb er sich selbst die Ausführung seiner Pläne; theils durch den Leichtsinn, womit er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete; theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem man ihn oft zwar mit Angriffen drohen, aber nichts zu ihrer Vollziehung thun, und zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen bei dem ersten Mißlingen wieder abspringen sah. In der Geschichte der Italienischen Händel haben wir seine Handlungsweise von dieser Seite kennen gelernt. Und während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte und die Deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, die Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenig Befriedigung dergestalt die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilian's Regierung gewähren, so wohlthätig und

folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschland's geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und immer dauernden Landfriedens, sowie eines Reichsgerichts, wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedestandes wurde von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welch' einem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe, die Große und Kleine wider einander führten, befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt; ein Gesichtspunkt, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte. Als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Friede und Recht angeordnet wäre, sei an keine Hülfe ihrerseits zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (7. August 1495) das Werk zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle fortan mehr den Andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut Jedem preisgegeben sein. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den gehörigen Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dies Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern), die zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte sein sollten, bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden.

Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, und von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung ins Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer

Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang; daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltenen Reichstage auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Einsetzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, das indeß nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich selbst der Form nach zu einem bloßen Staatenbunde gemacht haben, wenn nicht die Deutschen Fürsten auch dafür gleichgültig und ohne Theilnahme gewesen wären. So aber hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf, und mit ihm das Reichskammergericht. Unsicherheit und Fehdewesen herrschten wie zuvor. Als ob kein Landfriede beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503, nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht von München, und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letzteren ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen Schwäbischen Bundes begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, in dem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Baiern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward zwar zugleich das Kammergericht wieder hergestellt; aber erst 1512 wurde endlich auch der wichtige Punkt, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende ward das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund betrachtet wurde, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen müßten. Jedem dieser

Kreise wurde in einem der größeren Reichsfürsten ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte der fortan noch bestehende Zusammenhang des Reiches; wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dies war der Fall der Schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaates Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des Polnischen Wladislaw außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dies Königreich in der Folge an das Oesterreichische Haus kam*).

Während so die Aufrichtung einer festen bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses letztere Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war kaum zu erwarten gewesen, da Johanna, wie wir sahen, damals erst die dritte Erbin Castilien's und Aragonien's war. Auch diesen Karl wiederum und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungarn, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungarn mit dem Könige Wladislaw in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht geborenen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, der die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftigt. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungarn und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den Ungarischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden Türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deswegen 1518

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. Thl. III. §. 410.

einen Reichstag zu Augsburg, wo zugleich ein päpstlicher Legat erschien, um den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklich zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem Römischen Hofe so abgeneigte Stimmung, daß die päpstliche Empfehlung nicht sowohl genutzt, als vielmehr geschadet hatte. Eben so vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die Römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Absicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Inspruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich sein Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein Römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

---

11. Die Schweizer.

Im letzten Theile der Geschichte des Mittelalters verließen wir die Schweizer am Ende ihres Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, den sie nicht nur siegreich bestanden, sondern auch das vorzüglichste Werkzeug wurden, diesen von den größten Monarchen Europa's gefürchteten Herzog von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Auch für ihre eigene Geschichte bildeten diese großen Siege einen merkwürdigen Wendepunkt. Man brachte aus diesem Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, Ruhm und Reichthum, aber auch Stolz, Habsucht und fremde Laster in die Gebirge heim*). Die große Beute an edlen Steinen, Gold und Silber und die vielen Französischen Hülfsgelder machten einzelne Geschlechter übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit durch Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Das Reislaufen, wie man das Eintreten in fremde Kriegsdienste nannte, nahm nun überhand, und gab zu vielen Unordnungen Anlaß. Die Reisläufer

*) J. A. Henne, Neue Schweizerchronik fürs Volk, Thl. II. S. 294.

nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn. Die Oberen machten Gesetze dagegen, ohne sie zu vollziehen, oder schwiegen, weil sie Jahrgelder und Geschenke empfingen. Dadurch verdarb zum Theil der Kern der Schweizer, so wie durch Prachtliebe und Sittenlosigkeit große Schichten Volks.

Auch unter den einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft fand weder Eintracht Statt, noch Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Die Tagsatzungen, sagt ein anderer Schweizerischer Geschichtschreiber, waren so sehr ein Schauplatz der Ränke und Einwirkungen geworden, daß nicht nur ausländische Herren und Abgeordnete, sondern auch eingedrungene Leute zugleich mit den eidgenössischen Gesandten an den Berathungen Theil nahmen*). Zwischen den Ländern (so hießen die Cantone von demokratischer Verfassung, wo keine Städte waren) und den mehr oder weniger aristokratisch regierten Stadtgemeinden entstand Eifersucht aus der Verschiedenheit der Sitten und Regierungsformen. Besonders war Bern Gegenstand des Hasses der Ersteren. Wegen der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund, welche die Städte wollten, und der die Länder sich widersetzten, entwickelte sich heftiger Groll; und auf einer Versammlung zu Stanz (1481) stieg die Erbitterung so hoch, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft gekommen zu sein schien. Da kam aus der Einsamkeit der fromme Bruder Klaus von der Flüe, der früherhin in Krieg und Frieden dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet, dann dem unwiderstehlichen Triebe des Herzens folgend, sich in die Wildniß zurückgezogen hatte, wo er mit wunderbarer Enthaltsamkeit stillen Betrachtungen lebte. Als dieser Mann mit seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit in die Versammlung trat, hörte Alles in frommer Scheu seiner Rede, und es gelang seinen schlichten, aber kräftigen Worten, Versöhnung zu stiften. Es wurde das sogenannte Stanzer Verkommniß geschlossen, das als ein neues Grundgesetz für die ganze Eidgenossenschaft gelten sollte. In der Hauptsache trugen die Städte den Sieg davon; Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Dieser versöhnliche Ausgang des Stanzer Tages, der so stürmisch und verderbenschwanger begonnen, erzeugte im gesammten Volke einen erhebenden Eindruck; überall wurde der Bruder Klaus hoch gefeiert, überall verkündete Glockengeläut

*) Meyer von Knonau, Handbuch d. Gesch. d. Schweiz. Eidgenossensch. Bd. I. S. 253.

den wiedergewonnenen Frieden. Doch endeten damit begreiflicherweise die Reibungen nicht völlig *).

Innerhalb der Cantone fehlte es ebenfalls nicht an Bürgerzwist. Der Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich, Sprößling armer Landleute und in seiner Jugend von lockeren Sitten (namentlich rühmte er sich, daß nicht leicht ein Weib ihm widerstehe), hatte sich anfangs durch Feldherrnruhm im Burgunderkriege, dann durch Frauengunst und Heirath, zumeist aber durch seine seltenen Fähigkeiten zu immer höheren Stellungen im Staate, und schließlich zu jener höchsten emporgehoben **). Tapfer als Krieger und Anführer, gewandt und glücklich als Staatsmann und Unterhändler, erstrebte er Zürich's Größe und Wohlfahrt; aber stolz, ehrgeizig und herrisch, glaubte er im Bewußtsein seiner Kraft und seiner anerkannten Verdienste um Zürich und die ganze Eidgenossenschaft, Niemand schonen zu dürfen, und verletzte die Interessen des Adels und der Geistlichkeit. Dadurch machte er sich erbitterte Feinde. Sie benutzten einige willkürliche, nicht wohl berechnete Verordnungen, die theils von ihm ausgegangen waren, theils ihm zugeschrieben wurden, um das Landvolk gegen ihn aufzureizen. Es versammelte sich bewaffnet, auch in der Stadt ward ein Auflauf angeregt, durch lügenhafte Ausstreuungen das Volk erbittert, daß es die Gefangennehmung des Bürgermeisters mit wildem Geschrei verlangte. Sie geschah unter dem rohen Hohn des Pöbels. Hierauf wurde der Rath abgesetzt und ein neuer gewählt, worin alle Gegner des Gestürzten saßen. Das Geständniß eines Verbrechens konnten seine Feinde selbst durch schreckliche Folterqualen nicht von ihm erpressen; dennoch ward er zum Tode verurtheilt und enthauptet (1489). Wie schwer er auch selbst gefehlt haben mochte; die, welche ihn auf das Blutgerüst brachten, fehlten schwerer wie er. Mehrere seiner Vertrauten mußten gleichfalls sterben. Keine Tyrannei — ruft bei der Erzählung dieser Gräuel ein berühmter Schweizerischer Geschichtschreiber aus — ist unmenschlicher, als die im Namen des Volkes und des gemeinen Wohles ***).

Die schlaue Staatskunst Ludwig's XI., der die Eidgenossen schon wider Karl den Kühnen über ihr Interesse hinaus in die Waffen zu bringen gewußt hatte, strebte ihre Kraft auch ferner für den Vortheil Frankreich's zu benutzen, und bestimmte sie 1480 zu einem Vertrage,

*) Vgl. Bluntschli, Gesch. d. Schweizer. Bundesrechtes, Bd. I. S. 149 ff.
**) Bluntschli, Gesch. d. Republik Zürich, Bd. II. S. 1 ff.
***) Johannes Müller, Thl. V. S. 404.

vermöge dessen er gegen Geldzahlungen Soldaten von ihnen erhielt. Noch kurz vor seinem Ende bemühte er sich, dies Verhältniß auf seinen Nachfolger zu übertragen, und Karl VIII. wußte in der That durch richtige Zahlungen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, gegen die gleichen Bemühungen Oesterreich's den Vorzug zu behaupten. Wenn aber zuweilen den Häuptern die Jahrgelder nicht richtig bezahlt wurden, dann freilich wankte das Französische Interesse; wie wir denn in den Kriegen Ludwig's XII. die Schweizer bald für, bald wider diesen König, ja in feindlich sich entgegenstehenden Heeren auf beiden Seiten auftreten sahen. Kaiser Maximilian hätte sich der Eidgenossen gar gern nicht bloß als Söldner bedient, sondern er und die Deutschen Stände wünschten, sie auch als Glieder des Reiches, als wofür sie fortwährend galten, Mannschaft stellen und Kriegsdienste thun zu sehn. Sie wurden daher aufgefordert, den neuen, zu Worms getroffenen, Anordnungen Folge zu leisten, den Ladungen des Kammergerichts Gehör zu geben, und von dem Bunde mit Frankreich abzulassen. Aber sie weigerten sich beharrlich, und der dadurch neu entstandene Haß führte bei einem unbedeutenden Anlaß offenen Krieg herbei (1499). Die Schweizer waren, wie bis dahin immer, siegreich, und noch in demselben Jahre kam zu Basel der Friede zu Stande, worin von keinen Forderungen des Reiches mehr die Rede war, und der den Ruhm wie das Ansehn der Schweiz noch erhöhte. Bald nachher (1501) traten Basel und Schaffhausen in den Bund, und 1513 Appenzell als der letzte der dreizehn Cantone. Vom ewigen Frieden mit Frankreich nach den unglücklichen Tagen von Marignano ist oben die Rede gewesen. Die innere Eintracht befestigte er nicht.

---

12. England unter Heinrich VII.

(1485—1509.)

Wie die Schlacht bei Bosworth dem Leben des tyrannischen Richard III. und zugleich dem langen Kampfe der Häuser Lancaster und York ein Ende machte, ist schon früher erzählt worden. Heinrich VII., aus dem Hause Tudor, dem durch den Sieg in jener Schlacht die Krone zufiel, besaß das Talent, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden, und stellte nach so heftigen Stürmen mit Glück und Einsicht die Ruhe wieder her.

Von Bosworth zog er langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch, im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. October 1485 ward er gekrönt, und zwar allein; denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth, der Tochter Eduard's IV., vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf das Recht des Hauses Lancaster nämlich, dem er mütterlicherseits angehörte, wollte er seinen Anspruch auf die Krone gründen, nicht auf die Heirath mit einer Yorkschen Prinzessin; zumal da die unter Richard II. erfolgte und vom Parlament bestätigte Rechtmäßigkeitserklärung seiner mütterlichen Ahnen eine unbedingte gewesen, und die Klausel der Ausschließung von der Thronfolge (excepta dignitate regali) erst hinterher durch Heinrich IV. willkürlich eingeschoben worden war*). Das gleich nach der Krönung zusammenberufene Parlament vermied zwar geflissentlich jede Erwähnung eines Erbrechts, hielt sich aber in seiner Erklärung, daß die Krone bei Heinrich und seinen Nachkommen sein sollte, an die Worte, wie sie bei den ältesten Lancaster's gebraucht worden waren. Auch der Papst erkannte Heinrich's Nachkommen selbst für den Fall als Kronerben an, daß sie nicht aus der Yorkschen Vermählung hervorgingen.

Da der König auch sonst, aus Grundsatz oder Vorurtheil, die Yorker fortdauernd zurücksetzte: so ward dies für ihn eine Quelle vieler Unruhen. Schon 1486 brach deswegen im nördlichen England ein Aufruhr aus. Zwar wurde derselbe schnell gedämpft, und einer der Anführer enthauptet. Aber die Stimmung der Gegner wurde dadurch nicht verändert; ja aus Haß gegen Heinrich stellten sie einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Lambert Simnel, eines Bäckers Sohn, ein kluger und entschlossener Jüngling von funfzehn Jahren, wurde von einem Priester zu Oxford, Namens Richard Simon, angestiftet, sich für den Grafen Eduard von Warwick, den Sohn des Herzogs von Clarence, auszugeben, der aus dem Tower entwischt sei, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen, als in eine festere Verwahrung, hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester im Namen Höherer gehandelt hatte, war eine sich leicht darbietende Vermuthung, und der Verdacht fiel vorzüglich auf die schlaue und ränkevolle

*) Ranke, Englische Geschichte, Bd. I. S. 128, erkennt die Thatsache, gestützt auf Nicolas' Observations, als ein triftiges Argument an. Ebenso auch schon Demmler in seiner Deutschen Bearbeitung von Knightley's Hist. of England Bd. I. S. 412, gestützt auf Burke's Peerage. Nicht so Pauli, in Sybel's Hist. Zeitschr. Jahrg. 1860. 1. Heft, S. 104.

Gemahlin Eduard's IV., die Heinrich haßte, weil sie, in deren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für ihn geschmiedet worden war, jetzt dadurch belohnt wurde, daß der König ihre Tochter vernachlässigte und alle ihre Freunde in strenger Unterwürfigkeit hielt. Der junge Simnel wußte auch so viele Umstände aus der geheimen Geschichte des Hofes, daß er sie nur aus einer solchen Quelle geschöpft haben konnte, und täuschte dadurch viele erfahrene Männer. Er fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo die meisten Einwohner dem Hause York ergeben waren. Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu; man räumte ihm eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Dublin ein, krönte ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und rief ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel, unter dem Namen Eduard's VI., zum König aus, und das Alles, ohne daß ein Schwert gezogen ward. Als Heinrich von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er, um den Engländern die Unechtheit jenes Anmaßers zu beweisen, den wirklichen Eduard von Warwick aus dem Tower nehmen, und durch die Straßen von London führen, und zunächst der verwittweten Königin seinen Unwillen fühlen, indem er sie in ein Kloster zu sperren befahl*). Als bald darauf Simnel's Anhänger mit einem Heere nach England übersetzten, ging ihnen Heinrich entgegen, schlug sie bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (16. Juni 1487), bekam den verwegenen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum Küchenjungen, damit er als zu gering für einen Gegenstand der Rache oder der Besorgniß erscheine. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Empörung am meisten Antheil genommen hatten, und schonte das Leben der Schuldigen zwar, trieb aber von ihnen beträchtliche Strafgelder ein. Da ihm dieser Aufstand indeß gezeigt hatte, daß es nicht rathsam sei, die Yorksche Partei fortwährend zu kränken, ließ er jetzt seine Gemahlin krönen.

Wenn schon in der Geschichte dieses Simnel, in Bezug auf die Absicht der Partei, die ihn zu ihrem Werkzeuge brauchte, manche Dunkelheit herrscht: so ist ein zweiter, fünf Jahre nachher auftretender Kronbewerber noch räthselhafter. Man nannte ihn Perkin (Peterchen) Warbeck; er erklärte aber, er sei Herzog Richard von York, der zweite Sohn Eduard's IV. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu

*) Daß sie dort einige Jahre bis zu ihrem Tode, und in Dürftigkeit geschmachtet, wie viele Schriftsteller erzählen, bestreitet Lingard aus guten Gründen, Deutsche Uebers. Bd. V. S. 339.

wallen, so frei und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich sein Anstand und seine Rede. Es ging das Gerücht, die Mörder hätten nur den ältesten Prinzen getödtet, Richard aber habe Mittel gefunden, aus dem Tower zu entspringen. Auch Perkin wählte Irland zu seinem ersten Auftreten (1492), und hatte dort, wo die Unzufriedenen so zahlreich waren, nicht minder Glück als Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, der eben damals mit Heinrich VII. in Krieg begriffen war und es daher seinem Vortheil gemäß fand, in Perkin den ächten Richard Plantagenet anzuerkennen. Als aber Karl in dem Friedensschlusse mit England genöthigt ward, ihn aufzugeben (zu seiner Auslieferung hatte er sich durchaus nicht verstehen wollen), ging Perkin zur Herzogin Margarethe von Burgund, der Wittwe Karl's des Kühnen und Schwester Eduard's IV. Diese versicherte anfangs, sie könne das Vorgeben nicht glauben. Nachdem sie ihn aber hatte vor sich kommen lassen, und ihn in Gegenwart vieler Zeugen ausgeforscht hatte, erklärte sie, von der Wahrheit aller Umstände vollkommen überzeugt zu sein, umarmte ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang die Nachricht von dem neuen Kronbewerber durch ganz England, alle Unzufriedenen von der Yorkschen Partei traten aufs Neue zusammen, und es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Flandern, der dem Unternehmen den günstigsten Erfolg versprach. Der König, welcher eine Menge Kundschafter besoldete, kam diesen Umtrieben bald auf die Spur, ja er fand für Geld in einigen Yorkisten, die nach Flandern gegangen waren, Verräther ihrer Partei. Sie entdeckten ihm die Namen der vornehmsten Anhänger Perkin's in England, die Heinrich nun unerwartet einziehen und Einige als Empörer hinrichten ließ. Unter diesen war sogar des Königs Oberkammerherr Stanley, der sein vollstes Vertrauen besaß, und eines der vorzüglichsten Werkzeuge seiner Thronbesteigung geworden war, nun aber seine Treulosigkeit nicht einmal läugnete.

Diese kraftvollen Schritte überraschten und entmuthigten die unbekannten Freunde Perkin's. Er machte drei Jahre nach seinem ersten Auftreten den Versuch, in England Fuß zu fassen. Aber die Truppen, die er ans Land setzte (1495), wurden zurückgeschlagen, etwa hundertundfunfzig Mann gefangen, und an den Galgen gehängt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland (1496), wo sein Glücksstern wieder aufzugehen schien. Der damalige König dieses Landes, Jacob IV., wahrscheinlich von Karl VIII. aufgereizt, erkannte

ihn nicht nur an, ſondern vermählte ihm ſogar eine ſchöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Perſon mit einem Heere nach England, wo Perkin eine Rechtfertigungsſchrift an die Nation ergehen ließ (1497). Allein bei dieſer konnte ihn ſchon die Schottiſche Begleitung, wegen der gegenſeitigen Abneigung der beiden Nationen, nur ſchlecht empfehlen; zumal da dieſe Truppen überall, wohin ſie kamen, übel hauſten. Der ſtets geldgierige Heinrich benutzte dieſen Einfall ſchnell, um vom Parlamente eine neue Auflage zu fordern, die er auch erhielt. Darüber brach nun zwar in Cornwallis ein Aufſtand aus; indeß ein von Heinrich zuſammengezogenes Heer ſchlug die Rebellen am 22. Juni. Und da auch der König von Schottland jetzt einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand ſchloß und ſeinen Schützling, obwohl er ihn nicht ausliefern wollte, doch auch nicht weiter zu ſchützen vermochte: ſo ging dieſer von Irland aus mit ſeiner ſchönen Gemahlin und ſeinem Anhange nach Cornwallis, um die Unzufriedenheit, die ſich in dieſer Provinz gezeigt hatte, zu benutzen, und verſammelte hier wirklich an ſechstauſend Mißvergnügte unter ſeinen Fahnen. Mit dieſen belagerte er die Stadt Exeter, ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geſchütz fehlte. Indeß kam Heinrich mit einem Heere; Perkin hatte nicht das Herz, ein Treffen zu wagen, ſondern floh feige (20. September) nach der Freiſtätte einer Capelle in Beaulieu; worauf ſeine Anhänger ſich theils zerſtreuten, theils um Gnade flehten. Perkin's edle Gemahlin fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er ſie königlich behandelte. Ihn ſelbſt ließ er durch einige in die Kirche geſandte Officiere unter dem Verſprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen; und ſo ergab ſich denn Perkin freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, entkam, ward gefangen und nochmals begnadigt, aber in den Tower geſetzt. Da er hier mit dem gefangenen Eduard von Warwick einen Entwurf zu ihrer gemeinſchaftlichen Befreiung machte, und dieſer entdeckt ward, ſo wurde er ſchließlich als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und in Tyburn gehängt (16. November 1498).

Alle älteren Schriftſteller und die meiſten neueren erklären Warbeck für einen Betrüger. Er ſoll der Sohn eines getauften Juden geweſen ſein. Seine Aehnlichkeit mit Eduard IV. erklärten Einige daher, daß ihn dieſer König im Ehebruch mit der Mutter erzeugt habe. Die Herzogin von Burgund, die Heinrich in hohem Grade haßte, weil er ihr Geſchlecht verfolgte, ſoll ihm ſeine Rolle eingelernt haben.

Doch halten ihn einige Geſchichtſchreiber für den ächten Richard von York *).

Der König benutzte die Verurtheilung Warbeck's, ſich auch des Grafen von Warwick zu entledigen. Er ward vor dem Pärsgerichtshof angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verſchwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und daraufhin am 28. November auf Towerhill enthauptet. Obgleich die Ermordung dieſes letzten York die Gemüther in hohem Grade erbitterte, ſo wußte doch Heinrich's Wachſamkeit und Thatkraft jeden Ausbruch fortan zu verhüten. Von äußeren Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten ſie ſich um Bündniſſe mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiſer Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholiſche buhlten um ſeine Freundſchaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, heirathete eine Spaniſche Infantin, und ſeine Tochter Margarethe den Schottiſchen König Jacob IV.

Gewöhnlich ſieht man Heinrich VII. als den König an, der die Macht des höhern Adels merklich gebrochen hat, und daher für England geworden iſt, was Ludwig XI. für Frankreich und Ferdinand der Katholiſche für Spanien. Und in der That, wenn auch Heinrich das königliche Anſehn auf keine höhere Stufe brachte, als die war, auf der es ſich ſchon unter Eduard IV. befand **): ſo ſehen wir ihn doch dieſe Autorität, zumal gegen die Großen, mit unausgeſetztem Nachdruck geltend machen und dauernder befeſtigen. Allerdings waren die edlen Geſchlechter durch die langen und blutigen Bürgerkriege, in denen ihre Blüthe gefallen war, ſchon ſo geſchwächt, daß ſie der Krone keinen kräftigen Widerſtand mehr entgegenſetzen konnten. Allein Heinrich war wie ſein Kanzler der Meinung, daß man nicht erſt ihren offenen Aufruhr abwarten, ſondern ihren Feindſeligkeiten zuvorkommen müſſe durch ſcharfe Geſetze und ſtarke Inſtitutionen zu ihrer Handhabung. Daß der Adel bei den Aufſtänden und

*) Die Meinung derſelben widerlegt Hume Vol. IV. p. 448. Ed. Basil. Einer der erheblichſten ſeiner Gründe iſt dieſer: Had not Henry been assured, that Perkin was a ridiculous impostor, disavowed by the whole nation, he never would have allowed him to live an hour after he came into his power, much less would he have twice pardoned him. Hierauf legt auch Mackintoſh Gewicht, Hist. of Engl. Vol. II. p. 99. Ed. Paris. Dennoch ſagt der gründliche und behutſame Hallam: two impostors, if the second is to be reckoned such.

**) Hallam Constitutional History of England Vol. I. p. 13. Ed. Paris.

in den Bürgerkriegen so viele streitbare Männer ins Feld führen konnte, kam daher, daß er eine Menge von Dienstleuten hielt, die seine Abzeichen trugen, und im Kriege wie im Frieden als seine Clienten erschienen. Heinrich verbot deshalb dieses Clientenwesen unbedingt, und ahndete die Uebertretung der dagegen erlassenen Verordnungen mit größter Strenge. Der Graf von Oxford, einer seiner Lieblinge, hatte ihn einmal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um auch bei seiner Abreise noch großen Prunk zu zeigen, ließ er alle seine Clienten, in seine Farben gekleidet, in zwei Reihen aufmarschiren. „Mylord," sagte der König, „ich habe viel von eurer Gastfreundschaft gehört; aber ich sehe, sie ist größer als ihr Ruf. Diese schönen Herren bilden ohne Zweifel euer Hausgesinde." Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sei sein Vermögen nicht, es seien nur seine Dienstmannen. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung; aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Anwalt wird mit euch sprechen." Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark Strafe erlegen. Um allem derartigen Einfluß der Großen ein Ende zu machen, um ihre persönlichen Verbindungen, ihre Einwirkungen auf die Wahl der Sheriffs, alle tumultuarischen Versammlungen und Anbahnungen von Aufruhr zu strafen und zu verhindern, gab er dem Gerichtshofe der Sternkammer eine Ausbildung, die ihn mehr und mehr zu einem despotischen Werkzeuge in den Händen der Regierung machte, aber damals doch seinen Zweck, die Parteiungen niederzuhalten und die innere Ruhe zu befestigen, erreichen ließ.

Auch von dem Parlamente suchte sich Heinrich unabhängig zu machen. Die beiden Hauptbeschränkungen der Englischen Könige, weder eigentliche Steuern erheben, noch Gesetze geben zu können ohne Einwilligung des Parlaments, blieben zwar bestehen. Allein er wußte sich durch das Ausschreiben von Benevolenzen und strenges Eintreiben des freiwillig Zugesagten, sowie durch das Erpressen von Geldbußen mittelst seiner Commission gegen Uebertretungen, ein von parlementarischer Bewilligung so unabhängiges Finanzwesen zu begründen, daß er in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung niemals ein Parlament berief*).

Nichtsdestoweniger wurden mehrere gute Einrichtungen durch Heinrich getroffen sowohl zur Beförderung der bürgerlichen Ordnung wie für das Aufkommen der Gewerbe und des Handels. Zu einer königlichen

*) Ranke, Englische Gesch. Bd. I. S. 132 ff.

Seemacht wurden Anſtalten gemacht; auch ein Verſuch, an den Entdeckungen der Spanier in der neuen Welt Antheil zu nehmen. Denn Heinrich war es, der, begierig einen Antheil an dem Gewinne zu erhalten, den Seefahrer Sebaſtian Cabot ausſandte (ſ. oben S. 35), dem es im Jahre 1497 gelang, die Küſte Nordamerika's, namentlich Labrador und Neufundland zu entdecken. Da man aber hier, ſtatt der gehofften Schätze an Gold und Silber, nur Eisfelder und Fiſche fand: ſo unterblieben vor der Hand fernere Reiſen, und damit die Impulſe zum maritimen Aufſchwunge der Nation. Andererſeits ſtanden der freien Entwickelung der Nationalthätigkeit auch noch manche unweiſe Einrichtungen im Wege. Geſetze ſchrieben den Handwerkern einen feſten Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer; ja durch ein Geſetz war es verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinſen zu nehmen.

Heinrich's vorherrſchende Leidenſchaft war der Geiz, der ſelbſt an manchem ſcheinbar nur politiſchen Verfahren nicht wenig Antheil hatte. Denn die Begierde, Geld aufzuhäufen, gewann auf alle ſeine Handlungen Einfluß, nahm mit den Jahren immer mehr zu, und verſchmähte keinerlei Mittel. Zwei Beamte der Schatzkammer, Empſon und Dudley, ſchmeichelten ihm darin nur allzuſehr, und erwarben ſich ſelbſt ungeheure Reichthümer. Namentlich gab die erwähnte Commiſſion zu den willkürlichſten Erpreſſungen Handhabe und Anlaß. Alte, zum Theil längſt vergeſſene Geſetze, auf deren Uebertretung Geldſtrafen ſtanden, abgekommene Statute und erloſchene Rechte der Krone wurden wieder hervorgeſucht, und mit der äußerſten Strenge geltend gemacht. Dadurch wurde eine unendliche Fülle von Verbrechen und Unterlaſſungsſünden geſchaffen, deren ſich Niemand bewußt war, und die alle mit Geld gebüßt werden mußten. Ein Heer von Kundſchaftern war im ganzen Reiche vertheilt, um ſolchen Fällen nachzuſpüren; und dieſe Leute klagten Schuldige und Unſchuldige an. So wurden Private, Familien und Communen ohne Unterlaß genergelt und chicanirt, bedürdet und zu Grunde gerichtet; aber die Kaſſen des Königs und ſeiner Helfer gefüllt. Als einer andern Quelle von Ausſaugungen bediente man ſich in ähnlicher Weiſe der Rechtshändel. Auf ſeinem Todbette überlegte dann Heinrich wohl mit Schrecken, wie viele Erpreſſungen dergeſtalt von ihm geübt worden ſeien, und befahl in ſeinem letzten Willen, alle Diejenigen zu entſchädigen, denen er Unrecht gethan. Das war indeß leichter geſagt als ausgeführt. Er ſtarb im dreiundfunfzigſten Jahre ſeines Alters, am 22. April 1509, und hinterließ die Krone ſeinem Sohne Heinrich VIII., den wir ſchon als Theilnehmer an dem Kampfe gegen Ludwig XII. erwähnt haben,

und deſſen Regierung auch für die innere Geſchichte England's, in kirchlicher und politiſcher Beziehung, ſich zur folgenſchwerſten geſtalten ſollte.

---

13. Unruhen in Spanien in den erſten Regierungsjahren Karl's.

Der Feſtſetzung der Habsburgiſchen Dynaſtie in Spanien ging daſelbſt ein merkwürdiger Aufſtand voraus.

Maximilian's Enkel, Karl, der nachherige Kaiſer Karl V., als König von Spanien wie ſchon bemerkt Karl I. genannt (1516—1556), war zu Gent am 24. Februar 1500 geboren. Er befand ſich, als ihm durch den Tod ſeines mütterlichen Großvaters Ferdinand die Spaniſchen Reiche zufielen, eben in dem Erbe ſeines Vaters Philipp, in den Niederlanden, für die, als ſein Vaterland, er eine beſondere Vorliebe hegte. Seine Flandriſchen Räthe hielten ihn von dem perſönlichen Beſuche ſeines neuen Erbes lange zurück, da ſie von ſeinem Aufenthalt in Spanien Zurückſetzung ihres Landes fürchteten. Zum Glück hatte Ferdinand für Caſtilien in dem alten faſt achtzigjährigen Cardinal Ximenez einen eben ſo einſichtsvollen als treuen Reichsverweſer eingeſetzt. Ximenez war in ſeiner Jugend Rechtsgelehrter, ſpäter aber in den Minoritenorden getreten, wo er ſich durch ſeine ſeltene Gelehrſamkeit und die großen Eigenſchaften ſeines Geiſtes ſtets ſo auszeichnete, daß er zum Erzbiſchofe von Toledo und Cardinal emporſtieg. Während das Volk ihn wegen der fortwährenden äußerſten Strenge ſeines Wandels und der Reinheit ſeiner Sitten als einen Heiligen verehrte, zeigte er, durch Ferdinand und Iſabella zu großem Antheil an den öffentlichen Geſchäften gerufen, ſich als tiefſchauenden, für das Wohl des Landes raſtlos thätigen Staatsmann nicht minder bewundernswürdig; ja ſein geiſtliches Amt hielt ihn nicht ab, ſich 1509 an die Spitze eines Kriegszugs wider die Mauren in Afrika zu ſtellen. Er nahm ihnen Oran, und fügte ſeinem übrigen Ruhme auch die Lorbeeren des Kriegers hinzu.

Schon einige Monate vor Ferdinand's Tode hatte Karl den Cardinal Adrian von Utrecht, ſeinen ehemaligen Lehrer, nach Spanien geſandt, mit Vollmacht, nach dem Ableben dieſes Monarchen das Königreich an ſeiner Statt zu verwalten. Ximenez verſtändigte ſich mit ihm und ließ ihm den Titel, die Geſchäfte aber betrieb er faſt allein. Er bot nicht nur ſeine ganze Kraft auf, den Adel im Zaume zu halten, ſondern auch die

Unbesonnenheiten unschädlich zu machen, die Karl's Niederländische Rathgeber in dessen Namen begingen. So wollten sie ihn unverweilt als König ausgerufen wissen, während die Spanier dies als einen Eingriff in die Rechte seiner Mutter Johanna, trotz der fortwährenden Gemüthskrankheit derselben, betrachteten. Ximenez that Vorstellungen; aber da Karl's Räthe nicht davon abgingen, so entschloß er sich es durchzusetzen. Er legte den in Madrid anwesenden Großen das Verlangen des Königs vor, und da sie heftig widersprachen, sagte er kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Gehorchen; unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er in Madrid und in den anderen Städten zum König ausgerufen werde." Es geschah, trotz alles Murrens, durch ganz Castilien; in Aragonien aber, wo die Stände im Besitz größerer Freiheiten waren, und wo ein Ximenez fehlte, galt Karl zunächst nur für einen Prinzen.

Obschon Karl's Niederländische Günstlinge und besonders sein Erzieher und vertrautester Rath, der Herr von Chievres, dem Cardinal Ximenez selbst Schwierigkeiten in den Weg legten, fuhr dieser doch unermüdlich und treu in seinen Bemühungen zum Besten des jungen Königs fort. Da er sah, daß ein Theil des Adels seine Augen auf Karl's Bruder, den Erzherzog Ferdinand, richtete, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater Karln vorgezogen hatte: so ließ er, um auch von daher Böses zu verhüten, diesen Prinzen nach Madrid kommen, wo er ihn immer unter den Augen hatte. Den Adligen entzog er theils Gehalte, theils Landgüter, die sie unter der vorigen Regierung erhalten hatten, so daß sie höchst erzürnt ihn durch einige Granden befragen ließen, durch wessen Vollmacht er die Regierung führe. Er berief sich auf Ferdinand's Testament; aber man warf ihm ein, daß Ferdinand ohne die Stände keinen Statthalter für Castilien habe ernennen können. Während des Gesprächs hatte er sie unvermerkt an ein Fenster geführt, von dem aus man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte. „Seht da die Macht," rief er, „die ich vom Könige empfangen habe; damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis Euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird." Auf diese Ueberraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, und sich einem solchen Manne gewaltthätig zu widersetzen, fand man nicht räthlich.

Die Verbesserung der Finanzen, die Ximenez durch jene Einziehungen herbeigeführt hatte, setzte ihn in den Stand, nicht bloß die Vorraths- und Zeughäuser zu füllen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche

Summen zu überſchicken. Dieſer würde die Treue des Greiſes dankbar anerkannt haben, wenn ſeine Niederländiſchen Günſtlinge nicht ein zu großes Intereſſe gehabt hätten, ihm die Grundſätze und Handlungen des Cardinals in einem falſchen Lichte zu zeigen; denn ſie wünſchten, ihren Einfluß auf Karl auch in Spanien ſo zu behalten, wie ſie ihn in Flandern ausgeübt hatten. Als der Vertrag von Noyon die Gefahren von Seiten Frankreich's entfernt hatte, und kein Vorwand mehr vorhanden war, Karl länger in Gent zurückzuhalten, entſchloß ſich dieſer, den dringenden Bitten des Ximenez nachgebend, zur Reiſe nach Spanien, und landete im September 1517 in Aſturien. Nun thaten die Niederländer und die dem Cardinal feindſeligen Spanier ihr Möglichſtes, eine Zuſammenkunft zu verhindern; Ximenez eilte zwar dem Könige entgegen, wurde aber auf der Reiſe, die er ſehnlichſt herbeigewünſcht hatte, plötzlich krank. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und ſchrieb von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, die Niederländer zu entlaſſen und ſich den Spaniern als Spanier zu zeigen. Die von einem Gegner des großen Mannes entworfene Antwort lautete dahin: dem Cardinal Ximenez, deſſen Verdienſte ſo groß wären, daß nur Gott ſie belohnen könne, und der dem Staate ſchon ſo viel geopfert, ſei es nunmehr erlaubt, in ſeinen Sprengel zurückzukehren und dort ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Solch ein Undank für ſolche Dienſte war mehr, als der einundachtzigjährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Beſcheid nur wenige Stunden, und ſtarb am 18. November 1517.

Nun war Niemand vorhanden, deſſen Anſehen groß genug geweſen wäre, dem Einfluſſe der Niederländiſchen Räthe ein Gegengewicht zu geben*). Karl, des Spaniſchen nicht recht kundig, gab ſeinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, und wies ſie an jene Räthe. Alle Stellen riſſen ſeine Belgiſchen Günſtlinge an ſich, oder verhandelten ſie, um ſich zu bereichern, mit der größten Schamloſigkeit; und das gekränkte Volk ſah mit Schmerz und Erbitterung ſelbſt die Stelle des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menſchen fallen, der weiter kein Verdienſt hatte, als daß er Chievres' Neffe war. Solche offenbare Mißgriffe wandten dem jungen König die Herzen ab.

*) Eius viri obitus hoc gravior Castellanis et molestior accidit, quod unus fere videbatur, qui Regis adolescentis facta et consilia auctoritate et prudentia sua moderaretur et cuius admonitiones et praecepta Rex idem aequo animo acciperet ac sequeretur. Sepulveda De reb. gest. Car. V. II. 7.

Indeß bewilligten die Cortes von Castilien, die Karl 1518 zu Valladolid versammelte, 600,000 Spanische Ducaten, eine größere Summe, als je vorher einem Könige; aber erst nachdem Karl die Rechte und Freiheiten der Stände beschworen und eingeräumt hatte, daß er eigentlich nur im Namen seiner Mutter regiere, und ihr die Herrschaft abzutreten verpflichtet sei, wenn sie ihre Gesundheit wieder erlange. Schwieriger waren die Stände in Aragonien und Catalonien. Sie bewilligten wenig Geld und setzten dem Königstitel Karl's fortwährend den seiner Mutter voran.

Als Karl zu Barcelona verweilte (1519), erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters Maximilian; bald auch, daß er an dessen Stelle zum Kaiser erwählt sei, wovon das Nähere im folgenden Kapitel. Dies machte seine Anwesenheit in Deutschland unumgänglich nothwendig; aber die Spanier waren mit der Absicht ihres Königs, sie in einem Augenblicke zu verlassen, wo noch Vieles zu ordnen und zu beruhigen war, sehr übel zufrieden. Dazu kamen mehrere neue Mißgriffe, die Karl, durch seine Niederländischen Räthe verleitet, eben damals beging; einmal indem er die Cortes von Valencia nicht in Person hielt, sondern den Cardinal Adrian mit andern Niederländern dahinschickte, die Huldigung anzunehmen; ferner indem er die Castilischen Cortes zu einem Reichstage nach St. Jago di Compostella in Galicien beschied, wo sonst nie dergleichen Versammlungen gehalten worden waren. Durch das Alles wurde das Volk schon so aufgebracht, daß in Valladolid und Toledo Unruhen entstanden. Als nun aber gar der Kaiser für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal Adrian allein an die Spitze der Verwaltung stellte, und hierauf am 20. Mai 1520 Spanien wirklich verließ, um nach Deutschland zu eilen, da breitete sich der Aufruhr immer weiter und mit vermehrter Stärke aus.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn bei wahren oder eingebildeten Beschwerden über die bestehende Regierung der rohe Haufe sich als Führer vordrängt und dann ohne Scheu göttliche wie menschliche Gesetze verletzt: so wurden auch jetzt die Städte Castilien's der Schauplatz empörender Frevel. In Segovia wurde der Regidor Tordesillas, der Deputirter bei den Cortes gewesen war, weil er für eine dem Könige zu bewilligende Steuer gestimmt hatte, mit einigen Unterbeamten vom Pöbel ermordet, ihre Häuser geplündert und in Brand gesteckt. Aehnliches geschah in Burgos. Als nun der Cardinal Adrian hierauf Kriegsvolk gegen Segovia sandte, ergriffen die Communen Partei für dasselbe. Es erhielt von anderen Städten Hülfe, und die königlichen Truppen wurden in die

Flucht geſchlagen. Die Bürger von Medina del Campo weigerten ſich, Geſchütz zur Belagerung von Segovia herzugeben, und achteten es nicht, als ihre Stadt angegriffen und durch eine Feuersbrunſt, die von einigen hineingeworfenen Granaten entſtand und unerwartet ſchnell um ſich griff, zum größten Theile in einen Schutthaufen verwandelt ward. An die Spitze der Städte trat Toledo, wo Don Juan Padilla den meiſten Einfluß hatte, ein junger Mann von edlen Geſinnungen und vielem Muthe, aber durch ſeinen leicht beweglichen Geiſt und ſeinen Ehrgeiz in ein Unternehmen geſtürzt, deſſen Irrwege und Gefahren er nicht durchſchaute, und das, um glücklich zu Ende geführt zu werden, eines Führers von ausgezeichneteren Geiſtesgaben bedurft hätte. Die Abgeordneten der unzufriedenen Städte (und dies waren die meiſten in Caſtilien) traten in eine Junta zuſammen, die den Namen der heiligen annahm. Padilla bemächtigte ſich der Perſon der Königin Johanna, und ſtellte ſie, um ſeinen Schritten eine höhere Autorität zu geben, dem Scheine nach an die Spitze der Regierung. Vergebens wollte Karl, der die Nachricht von dieſen Vorgängen in den Niederlanden erhielt, nunmehr Bewilligungen machen, die, wenn er ſie vor ſeiner Abreiſe gewährte, die Unruhen in ihrem Keime erſtickt hätten; es hatte ſich der Junta jetzt ſchon ein zu revolutionärer Geiſt bemächtigt, um ſich dabei zu beruhigen. Sie legte dem Kaiſer in einem ausführlichen Schreiben ihre Beſchwerden vor, und machte eine Reihe von Forderungen, wodurch die Rechte der Cortes und beſonders der Städte feſter geſtellt und vielfach erhöht, die königliche Gewalt in manchem Betracht beſchränkt werden ſollte. Mehrere dieſer Punkte waren heilſam und zweckmäßig, andere übertrieben und unbillig, und zeigten von bedenklichen Anmaßungen gegen das nothwendige Anſehn des Thrones*), ſo daß die Junta auch von einigen Schriftſtellern völlig republikaniſcher Abſichten beſchuldigt worden iſt. Doch wähnten allerdings Viele, wenn nur dieſe neuen Geſetze in Kraft träten, dann würde unfehlbar alsbald ein glückſeliger Zuſtand in Caſtilien einkehren; ſie bedachten nicht, daß die in vielen Städten andauernden Gewaltthaten und Frevel eine ſchlechte Bürgſchaft für die Morgenröthe des politiſchen Heils waren.

Indeß wäre es wohl zu einem hartnäckigen und langwierigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der Adel, der bisher theils offenbar, theils durch geheime Einflüſterungen, die Städte gereizt und an der Unternehmung gegen den Hof große Freude gehabt hatte, jetzt mit

*) v. Raumer, Geſchichte Europa's. Bd. I. S. 150.

Schrecken gewahrt hätte, daß, was der Krone gälte, auch ihm gefährlich sei; denn die Junta hatte auch die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels zu einer ihrer Forderungen gemacht. Darüber veränderte er seine Stellung und trat zu den königlichen Statthaltern über. Unter den Städtischen entstand Hader und Zwietracht; sie verliehen, als alle Friedensversuche vergeblich geblieben waren, und die Waffen nun entscheiden sollten, den Oberbefehl dem Don Pedro Giron, der wenig beliebt war, worüber Padilla erzürnt das Heer verließ. Wirklich eroberten die Königlichen, von Giron ungehindert, Tordesillas (5. Decbr. 1520), und bekamen die Königin Johanna in ihre Gewalt. Padilla, durch das laute Begehren des Heeres zurückgerufen, sollte das Unglück wieder gut machen; als es aber am 23. April 1521 bei Villalar zur Schlacht kam, löste sich das Heer der Junta beim ersten Angriffe der königlichen Reiter auf und ergriff die Flucht. Dieser Tag machte der ganzen Empörung ein Ende. Padilla wurde tapfer fechtend gefangen, und gleich am folgenden Morgen mit zwei anderen Anführern hingerichtet; seine würdige Gemahlin, Donna Maria, aus dem Hause Pacheco, vertheidigte mit großem Heldenmuthe die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, und hielt sich dann noch einige Zeit in der Burg, mußte aber zuletzt nach Portugal entfliehen.

Bald nachher wurde auch ein Aufstand gedämpft, der gleichzeitig, doch ohne Verbindung mit dem Castilischen, im Königreich Valencia ausgebrochen war. Hier waren es der Hochmuth, die Anmaßungen und Bedrückungen des Adels, die ihn hervorriefen. Der Adel vernachlässigte die Vertheidigung des Landes gegen die häufigen, verwüstenden Einfälle der Mauren an den Küsten, und als die Bürger sich zu diesem Ende selbst bewaffneten, setzte er sich dagegen, und suchte es beim Kaiser dahin zu bringen, daß ihnen dies verwehrt wurde. Das dadurch heftig gereizte Volk empörte sich, und beging nun allerdings große Gräuel und Ausschweifungen, die erst mit den Siegen der Königlichen ihr Ende erreichten.

Karl kam indeß selbst wieder nach Spanien (16. Juli 1522), und zeigte gegen die Theilnehmer der Empörung eine seltene Milde. Nur siebzig bis achtzig Personen, größtentheils schlechtes Gesindel, wurden von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen, und auch von diesen nur etwa acht hingerichtet. Die Folgen der ganzen Empörung waren die, welche ein übelberechneter Kampf gegen die bestehende Regierung sehr oft nach sich gezogen hat: die Volksrechte, deren Erweiterung man bezweckt hatte, wurden von der Regierung, die nun alle ständische Gewalt mit erhöhtem Mißtrauen betrachtete, nur noch mehr eingeschränkt, so daß eben damit der Verfall des politischen Lebens in Spanien begann.

14. Karl's Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser.

Während des Zwischenreiches, das nach dem Tode Kaiser Maximilian's eingetreten war, bewiesen ein Krieg des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und eine Fehde zwischen dem Bischof von Hildesheim und seinem Stiftsadel, sowie ihren beiderseitigen Verbündeten, deutlich genug, daß der gebotene Landfrieden eines kräftigen Arms bedürfe, ihn zu handhaben. Drei der mächtigsten Monarchen Europa's, die Könige von Spanien, Frankreich und England, bewarben sich um die erledigte Kaiserkrone. Denn sie galt ja immer noch für die erste der Christenheit, und wie ihr Glanz lockte, so versprachen sich die Könige zugleich nicht nur Vortheile von dem hohen Ansehn, in welchem sie bei den Menschen stand, sondern auch, daß sie die Deutschen Stände zu größeren Hülfsleistungen als bisher vermögen würden. Die wenigsten Hoffnungen hatte, und die geringste Thätigkeit zeigte Heinrich VIII. von England, so daß er bald in den Hintergrund trat. Desto eifriger bemühten sich Franz und Karl. Des Ersteren Gesandte zogen, allen Deutschen Patrioten zum Aergerniß, mit Pferden, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten umher, deren Stimmen zu gewinnen; auch wurden große Versprechungen nicht gespart*). Die meisten Aussichten hatte jedoch Karl. Seine Unterhändler wirkten geschickt und thätig. Der alte Widerwille der Deutschen gegen Frankreich sträubte sich mehr gegen eine Französische als gegen eine Spanische Oberhoheit. Und Karl, obschon König von Spanien, war doch dem Stamme nach ein Deutscher; und daß eine Reihe seiner Ahnen die Kaiserkrone bereits getragen, war ebenfalls eine Empfehlung. Ferner wirkte das für ihn, daß man, gemäß der Lage der Oesterreichischen Erblande, von ihm den kräftigsten Schutz gegen die gefährlichen Türken erwarten konnte. Der Papst hielt, wie vor der Schlacht bei Marignano, eine zweideutige Staatskunst für die klügste. Er fürchtete gleich sehr einen Kaiser, der Herzog von Mailand, und einen, der König von Neapel war; doch mehr noch den Letztern. Er suchte daher seinen Einfluß gegen Karl so sehr als möglich geltend zu machen und berief sich deswegen sogar auf eine alte päpstliche Satzung, daß ein König von Neapel die Kaiserkrone nicht erhalten dürfe. Mehr empfahl er Franz, aber auch nur zum Schein, und um Karl damit Anhänger zu entziehen.

*) Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinand's I. Bd. I. S. 94.

Die Wahl eines wahrhaft nationalen Oberhauptes wäre ohne Zweifel am meisten im Interesse Deutschland's und Europa's gewesen. Für die selbständige einheitliche Entwickelung Deutschland's, wie für das Europäische Gleichgewicht erschien es als ein Erforderniß, dem Gelüst der Universal-Monarchie entgegenzuarbeiten, und daher keinen der beiden mächtigen Rivalen zu erheben, sondern eben eine rein nationale Wahl zu erzielen. Namentlich dachten Viele an Karl's Bruder, Ferdinand, der in der That große Chancen für sich hatte, und die wichtigsten Anforderungen vermitteln zu können schien. Denn blieb der Schwerpunkt des Kaiserthums in der Deutschen Nation: so war für die einheitliche Entwickelung derselben, sowie für die östliche Aufgabe der Habsburgischen Dynastie, trotz des Gegensatzes der Erbländischen und der Deutschen Interessen, immerhin und gleichmäßig besser gesorgt, wie wenn durch die Wahl eines mächtigen ausländischen Hauptes ein Widerstreit der ausländischen und universalen Interessen mit den nationalen eintrat, wodurch in beiden Beziehungen das Gedeihen gehemmt werden mußte. Indeß Karl setzte sich der Wahl Ferdinand's, als ob sie den vollständigen Ruin seines Hauses und des Kaiserthums herbeiführen müsse, durch Ueberredung und Drohung unter der Hand so nachdrücklich entgegen, daß die Idee schon im Keime erstickt ward. Gegen den so entschieden erklärten Willen Karl's wäre denn auch in der That Ferdinand der großen Aufgabe in keiner Richtung gewachsen gewesen *).

Im Juni 1519 fanden sich die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt ein. Da die Gesandten der fremden Mächte nicht in die Stadt gelassen wurden: so schickten die Französischen und Spanischen die Reden, die sie hatten halten wollen, schriftlich ein. „Niemand, sagten die Ersteren, könne so einfältig, so von allem gesunden Menschenverstande entblößt sein, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle andern Fürsten sowohl an Glück als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur darbieten, sondern, wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn dazu nöthigen. Es sei kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen sein sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht" **).

*) Monumenta Habsburgica, Zweite Abtheilung: Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V., mitgetheilt von Lanz, Einleitung zum ersten Bande (Wien 1857). S. 216 f. 225 ff. 230 f.

**) Acta Elect. Carol. V. ap. Freher Rer. Germ. scr. cur. Struv. T. III p. 168.

Bei der Wahlhandlung nahm zuerst der Kurfürst Albrecht von Mainz, aus dem Hause Brandenburg, für Karl; dann der Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, für Franz das Wort. Die Rede des Letztern wirkte dahin, daß sich die Gedanken der übrigen Wähler auf einen dritten richteten, auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den die Zeitgenossen mit dem Beinamen des Weisen ehrten. Aber dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen, weil er erwog, daß persönliche Eigenschaften nicht mehr hinreichten, sie rühmlich zu tragen. Vielmehr stimmte er nachdrücklich für Karl. „Der Franzose sei freilich als ein Fremder durch das Gesetz ausgeschlossen; aber dieses treffe Karl nicht, der ein Deutscher sei und in Deutschland Länder habe. Das Reich bedürfe eines vorzüglich mächtigen Herrschers, und Karl sei der mächtigste Aller." Diese gewichtige Stimme entschied; auch der Kurfürst von Trier und sogar der päpstliche Legat gaben ihren Widerspruch auf, und Karl's Erhebung wurde ausgesprochen (28. Juni 1519). Als der Kurfürst von Mainz dem Volke den Ausfall der Wahl verkündete, wurde große Freude laut, daß die Erwartungen der Franzosen getäuscht worden seien. Aber der Schwerpunkt des Kaiserthums war doch auch mit der Wahl Karl's außerhalb der Deutschen Nation verlegt worden; und diese Thatsache mußte verhängnißvoll werden.

Kurfürst Friedrich hatte zur Sicherung und Gewähr der Deutschen Freiheit empfohlen, den neuen Kaiser durch bestimmte Bedingungen, die er zu beschwören habe, zu binden. Sie wurden sofort ausgearbeitet; und so entstand die erste förmliche Wahlcapitulation, die der Spanische Bevollmächtigte im Namen seines Herrn annahm und unterschrieb. Die Hauptpunkte, zu welchen sich Karl hier verpflichtete*), waren: keinen Reichstag außerhalb Deutschland's zu halten, die Stände nicht vor ein Gericht außerhalb des Reiches zu laden, sich in Reichshandlungen der Deutschen oder Lateinischen Sprache zu bedienen, keine fremden Truppen in das Reich zu bringen außer zu seiner Vertheidigung, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, wieder ein Reichsregiment aufzurichten, Bündnisse in des Reiches Sachen mit Fremden nicht einzugehen und Reichskriege nicht zu führen ohne der Kurfürsten und Stände Rath, diese ohne Noth nicht mit Reichstagen und Steuern zu beschweren, und in zugelassenen Fällen die Steuern ohne die Kurfürsten nicht aus-

*) „In die Wahlcapitulation nahm man Alles auf, was bisher nur auf dem Herkommen beruhte, und jetzt in urkundliches Recht zu verwandeln nützlich schien." Eichhorn Deutsche St. u. R. G. Th. IV. §. 477.

zuschreiben; endlich Alles, was der Römische Hof wider die Concordate der Deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen. Merkwürdig sind auch noch die Artikel, die den Kaiser verpflichten, alle Verbindungen des Adels und der Unterthanen, so wie die großen Gesellschaften der Kaufleute (nämlich die Hanse) aufzuheben und zu verbieten. Man sieht, wie die Fürsten bedacht waren, nicht nur, nach oben, den Kaiser in großer Beschränkung zu erhalten, sondern auch alles, was den neben und unter ihnen stehenden Reichsgliedern durch festes Aneinanderschließen eigenthümliche Kraft gab, aufzulösen.

Ein Jahr nach seiner Wahl war verflossen, als Karl in Flandern landete, um sich nach dem Aufenthalt einiger Monate in den Niederlanden nach Deutschland zu begeben. Am 23. October 1520 wurde er mit großer Feierlichkeit und Pracht zu Aachen gekrönt. Dann ging er nach Köln, von wo er seinen ersten Reichstag auf den nächsten heiligen Dreikönigstag ausschrieb, indem er die Stände einlud, sich in Person einzufinden. Dies ist der durch Luther's Erscheinung und Aechtung weltberühmt gewordene Reichstag zu Worms. Denn was die Regierung Kaiser Karl's V. vor allem zu einer so überaus schicksals- und thatenreichen gemacht hat, das ist einmal eben das Aufflutheu der Deutschen Reformation, sowie andererseits die Kette von Rivalitätskriegen, die er mit Franz I. von Frankreich zu führen genöthigt war.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Dritter Abschnitt.

Die Anfänge der Reformation und die ersten Kämpfe Karl's V. mit Franz I.

1. Zustand der christlichen Kirche.

Wir haben schon früher die Sehnsucht der Völker nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern kennen gelernt; aber auch gesehen, wie Rom, welches die Netze seiner listigen Staatskunst fortwährend um die Europäischen Reiche schlang, die gerechtesten Hoffnungen zu täuschen verstand.

Nachdem die Päpste durch ihre Schlauheit selbst den Gefahren, womit die großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts ihrem Throne drohten, entgangen waren, glaubten sie den Stuhl ihrer Herrschaft fester als je gegründet und keinen Sturm mehr fürchten zu dürfen. In dieser erträumten Sicherheit überließen sich die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Päpste mehr als je der Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke und zum Theil einem Wandel, der unter allen Verhältnissen verdammlich, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den schneidenden Gegensatz mit ihrer Bestimmung noch verabscheuungswürdiger erschien und ein desto beklagenswertheres Aergerniß gab. Der schon erwähnte Paul II. (1464—71) begann seine Re-

gierung damit, den von allen Cardinälen vor der Wahl geschwornen Eid, der das zu erhebende Oberhaupt band, rücksichtslos zu brechen; wie denn überhaupt jene Päpste immer mehr „den Eidbruch zu einer päpstlichen Prärogative erhoben, und wenn sie vor ihrer Wahl die Abstellung so mancher Mißbräuche versprochen und gewisse Verpflichtungen übernommen hatten, so behaupteten sie gleich darauf, daß alle Versprechungen, Eide und Verträge, welche auf die Beschränkung der Gewalt zielten, die Christus seinem Statthalter verliehen hatte, null und nichtig seien" *). Den folgenden Papst Sixtus IV. schildert ein Zeitgenosse, Stephan Infessura, Kanzler der Stadt Rom, als so schamlos geldgierig, daß er keine Pfründe ohne Zahlung vergab, sie zuweilen den Meistbietenden zuschlug, selbst Cardinalswürden und Bisthümer häufig verkaufte, überdieß Kornwucher trieb. Auch unnatürlicher Wollust klagt er ihn an. Daß er sich seiner Macht als Papst bedienen wollte, um für seine Familie eine weltliche Herrschaft zu gründen, ist schon oben erzählt. Unter seinem Nachfolger Innocenz VIII. (1484—92) war Rom überfüllt mit Huren, Missethätern und Mördern, und wer ein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte, blieb straflos. Nun kam Alexander VI., der, wie wir gesehen haben, den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel schändete, der ihn den Neronen und Heliogabalen zuordnet. Auch Julius II., als weltlicher Fürst ausgezeichnet tüchtig und von großen Plänen erfüllt, war doch keineswegs ein Haupt der Kirche, wie sie es bedurft hätte. Leo X. war zwar ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber zugleich der sinnlichen Lust ergeben und so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel, prachtvoll und genußreich zu leben, galt.

Dieselbe Verderbniß hatte sich längst vieler hohen und niederen Geistlichen bemächtigt. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Schilderungen der Verworfenheit des Klerus, von der Bischöfe und ihrer Untergebenen Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischlichen Sünden, von der verhärteten Schamlosigkeit, der gemäß sie ihr Lasterleben gar nicht einmal zu verbergen trachteten. Nicht minder groß waren der Verfall und die Sündhaftigkeit derjenigen Institute, die gerade entstanden waren, um ein nicht nur aller irdischen Lust entsagendes, sondern auch ein von allen weltlichen Gedanken und Beziehungen abgekehrtes Leben zu begründen, nämlich der Klöster und des Mönchswesens.

*) Rudelbach, Savonarola S. 11.

Wie die Reinheit des evangelischen Wandels durch die schlimmen Sitten der Priester verdunkelt war, so die Kenntniß des Evangeliums durch ihre tiefe Unwissenheit. Theologische Gelehrsamkeit war äußerst selten. „In meiner Jugend," sagt ein Schriftsteller vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, „fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hatte." Selbst die Kenntniß, welche die meisten von der Bibel hatten, war sehr gering; und als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der Hebräische und Griechische Urtext der Bibel bekannter gemacht, und Gegenstand des Studiums der Gelehrten ward, entblödeten die Mönche sich nicht, dies als eine neue und gefährliche Art von Ketzerei zu verschreien. So sehr fürchtete man von einem ernsten Forschen in der Bibel Gefahr für das herrschende System. Ja, man findet ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen; denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen sein, und für dasselbe überhaupt kein anderes Christenthum vorhanden sein, als was dem Klerus dafür auszugeben beliebte, nämlich die vielen unwesentlichen Dinge, die den Kern des Evangeliums verdunkelt hatten, und die vielen äußeren Gebräuche, mit welchen der Gottesdienst überladen worden war. In Italien, wo die classische Gelehrsamkeit ihre Wiederbelebung erhalten und ihren vorzüglichsten Sitz aufgeschlagen hatte, brachte diese Geistesrichtung dem christlichen Sinne mehr Schaden als Nutzen, und man würde glauben müssen, daß er jenem Lande gänzlich den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht aus den erhabenen damals geschaffenen Kunstwerken ein tiefer religiöser Geist spräche. Den Gelehrten aber, die nur für Homer und Plato, für Virgil und Cicero zu schwärmen wußten, war das Wort vom Kreuze ein Gegenstand der Geringschätzung, das für den großen Haufen gut genug sei; sie selbst hatten sich mit der Fertigkeit, den Alten in der Kunst der Rede nachzueifern, auch heidnischen Sinn und heidnische Weisheit zu eigen gemacht, von welchen ihre Ansicht aller Verhältnisse des menschlichen Lebens erfüllt war.

Einer der ärgsten und schreiendsten Mißbräuche des damaligen Kirchenwesens, der den nächsten Anstoß zur Reformation in Deutschland gab, war der Ablaßhandel. Ablaß war in der ältesten Kirche eine Erlassung der kirchlichen, d. h. der von einer Gemeine, von Bischöfen oder Synoden einem groben Sünder auferlegten Strafen oder der Kirchenbuße, in so fern sich der Sünder nämlich durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung derselben würdig mache. Nach und nach fand der Gedanke Raum, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wall-

führten u. dgl., an die Stelle der Büßung treten könne, und die Bischöfe fingen an, auch Denen wenigstens einen Theil der auferlegten Buße zu erlassen, die zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Geld entrichten würden. Der Ursprung dieser Gewohnheit ist in dem uralten Grundsatze des peinlichen Rechts bei den alten Deutschen zu suchen, der für die schwersten Verbrechen eine Lösung an Geld festsetzte, da den neubekehrten Völkern die kirchlichen Verhältnisse oft nur durch Uebertragungen aus ihren bürgerlichen begreiflich und annehmlich gemacht werden konnten. Auch hütete sich die ältere Kirche wohl, dabei den Schein des Eigennutzes auf sich zu laden; denn die eingehenden Gelder wurden in der That nur für die Armen verwandt*). Immer war auch dem Mißbrauche noch dadurch sehr vorgebeugt, daß jede Sünde ihre besondere Büßung oder eine besondere Lösung derselben forderte. Aber Alles gewann eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge mit einem vollkommenen Erlaß jeder begangenen Sünde (indulgentiae plenariae) für alle diejenigen hervortraten, die an den heiligen Kriegen Theil nehmen würden. Nicht lange, so wurde dem Ablasse, nach Gutdünken der Päpste, auch für andere Leistungen dieselbe Ausdehnung gegeben. Die Kirche verstand unter den Strafen, die sie erließ, freilich nur die canonischen und zeitlichen; sie erklärte, daß der Ablaß nur Denjenigen wahrhaft nützen könne, die ihre Sünden auch innerlich und mit dem festen Vorsatze der Besserung bereuten und aufrichtig beichteten. Aber bei der großen Wichtigkeit, die dem Ablaß gegeben wurde, war es natürlich, daß der große Haufe von diesem Zusatze wenig Kunde nahm, und sich einbildete, daß er durch die bloße Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingung auch allen göttlichen Strafen entgehe. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die Scholastiker die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen. Denn da diese, lehrten sie, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, so käme der Ueberschuß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde für die Kirche einen Schatz, worüber dem Papste, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Niemals war die päpstliche Sündenvergebung mit mehr Feierlichkeit angekündigt worden, niemals hatte sie sich in einer solchen Ausbreitung und in einem solchen Glanze gezeigt, als in dem Ablaß- und Jubel-

*) Planck, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Th. II. S. 295 und Th. III. S. 678.

jahr, das Bonifacius VIII. im Jahre 1300 zu Rom anordnete. Er verleihe, sagte er in seiner desfalls erlassenen Bulle, Allen, welche in diesem Jahre in die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig kommen, oder solches im folgenden hundertsten Jahre thun würden, nicht allein eine vollkommene, sondern die allervollkommenste (plenissimam) Vergebung der Sünden. Der Erfolg war außerordentlich; aus allen Landen der Abendländischen Kirche strömte eine zahllose Menge herbei, woraus der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so großen Vortheil zogen, daß Clemens VI. beschloß, zur Wiederholung dieser Feier nicht das Ende des Jahrhunderts zu erwarten, sondern das nächste Jubeljahr schon im Jahre 1350 zu halten. Die Zahl der Pilger, die bis Ostern dieses Jahres nach Rom kamen und es wieder verließen, belief sich, nach der Angabe eines Zeitgenossen, des Florentinischen Geschichtschreibers Villani, auf zehn bis zwölfmalhunderttausend; zur höchsten Freude der gewinnsüchtigen Römer, die sich dadurch außerordentlich bereicherten *). Nun ließen es die folgenden Päpste auch dabei nicht bewenden. Urban VI. setzte 1389 das Jubeljahr auf jedes dreiunddreißigste Jahr, und Paul II. 1470 auf jedes fünfundzwanzigste. Als es Alexander VI. im Jahre 1500 beging, erklärte er in seiner Ankündigungsbulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus väterlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Er verstatte also, daß, wenn Christen für jene Seelen während des Jubeljahrs einiges Almosen spenden würden, der vollkommene Ablaß den Seelen im Fegfeuer zur völligen Erlassung ihrer Strafe dienen sollte. Die Behauptung, daß die Wirksamkeit des Ablasses sich auch auf das Fegfeuer erstrecke, war nicht neu, erhielt aber erst jetzt durch einen päpstlichen Ausspruch ihre Bestätigung. Und dies wagte ein Papst zu thun, der göttlicher Barmherzigkeit vielleicht mehr bedurfte, als irgend einer unter den Tausenden, welche die Sündenvergebung aus seinem Munde gläubig empfingen.

War dergestalt schon der Zustand der Kirche und des christlichen Lebens ganz danach angethan, aus sich selbst heraus ein Gegenstreben zu erzeugen: so wurde dieses in seinem Entstehen und Wachsthum noch überdies nicht wenig beflügelt und gestärkt durch den neuerwachten Forschungstrieb, durch die auch unter den Laien zunehmende Vertiefung und Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse, und durch die daraus hervorgehende, immer mehr sich verbreitende religiöse Aufklärung.

*) Schröckh, Kirchengeschichte, Th. XXXIII. S. 464.

2. Die religiöse Aufklärung.

Wie es zu keiner Zeit in der Kirche an Männern gefehlt hat, die gegen die herrschenden Mängel auftraten und sie kühn und freimüthig bekämpften: so vermehrte sich auch naturgemäß die Zahl der Streiter zu einer Zeit, wo die Verderbniß immer tiefer, die Gefahr, das reine Christenthum unter so vielen Uebeln erdrückt zu sehen, immer drohender wurde. Als einen solchen hatten wir bereits Savonarola kennen gelernt. Zu ihnen gehörten auch, wiewohl geräuschloser auftretend und wirkend: Johann von Goch, Prior eines Nonnenklosters in Mecheln (gest. 1475), der die Bibel für die einzige Autorität in Glaubenssachen erklärte und der Theologie den Vorwurf machte: sie habe die Lehre des Christenthums minder aufgehellt als verdunkelt; Johann von Wesel, Professor und Prediger in Erfurt, dann in Worms, der in Schriften und von der Kanzel herab die Autorität des Papstes und der Concilien, die Ceremonien, das Fasten und den Ablaß bekämpfte, dann aber von der Inquisition zum Widerrufe gezwungen ward, und im Gefängnisse starb. Ferner Johann Geiler von Kaisersberg (gest. 1509), Professor der Theologie in Basel und später Prediger in Straßburg, der nicht nur einen eifrigen Krieg gegen das „Gaukelwerk" des Klosterlebens führte, sondern auch gegen den Buchstabenglauben zu Felde zog; er theilte die schon aufgetauchte Ansicht, daß man dem Papste als „Oberen" nicht zu gehorchen brauche, und ihm widerstehen dürfe, falls er Unrechtes verlangt oder thut, ja daß man „schuldig sei, falsche Gesetze nicht zu halten." Offen erklärte er: die Religion sei verdorben, und Gott werde bald einen Mann erwecken, der sie erneuen würde. Wie Geiler auf das südliche, so gewann zuvor schon auf das nördliche Deutschland den größten Einfluß Johann Wessel aus Gröningen (gest. 1489), der, ein Schüler des Thomas von Kempen, sich kräftiger wie irgend ein Anderer gegen die päpstliche Unfehlbarkeit erhob. Die Einheit der Kirche, lehrte er, sei nur eine geistige, dargestellt durch Christus, nicht durch Petrus oder den Papst; das lebendige Band ihrer Glieder sei nicht eine äußere Glaubensautorität, sondern die gegenseitige Liebe; daher bestehe keine Verpflichtung, dem Papste Glauben zu schenken. Luther selbst erkannte und erklärte nachmals seine Uebereinstimmung mit der Lehre Wessel's; ja so weit, sagte er, gehe diese Uebereinstimmung, daß es scheinen könne, er habe Alles aus ihm geschöpft. In der That ist in den Grundlagen und der Richtung der ganzen religiösen und theologischen Denkart beider Männer eine merkwürdige

Uebereinſtimmung; aber was bei Weſſel Geſinnung blieb, wurde bei den Reformatoren zur großartigſten Handlung *).

Damals geſtalteten ſich auch die Wege und Waffen, deren man ſich zum Angriffe bedienen konnte, immer vielſeitiger, ſchärfer und wirkſamer. Nicht wenig trugen dazu die geſellſchaftlichen Umwandlungen der Zeit bei; das mittelalterliche Ständeweſen war tief erſchüttert; während das Ritterthum in Verfall gerieth, hob ſich das Bürgerthum zu immer größerem Einfluß empor; es erwuchs mehr und mehr, wie zum Vertreter der materiellen, ſo auch der ſittlichen Intereſſen; und angezogen von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft, von dem Aufſchwunge des geiſtigen Lebens, wetteiferte es nicht nur mit dem Adel und der Geiſtlichkeit an Bildung und Anſehn, ſondern griff auch immer unmittelbarer, wie in die ſocialen, ſo in die kirchlichen Streitigkeiten ein, und betheiligte ſich namentlich daran auf dem Boden der Volksſatyre und des Volkshumors. Wie Schuppen fiel es vor ſeinen Augen, als von Oſten her die geiſtige Wiederauferſtehung der alten Welt und von Weſten her die leibhaftige Entdeckung neuer Welten faſt gleichzeitig das geiſtliche Monopol des mittelalterlichen Wiſſens und Denkens, ſeinen Werth, ſeine Unfehlbarkeit in Frage ſtellten. Und wie nun von allen Seiten die Oppoſition dagegen hereinbrach, wie ſich in ihr die Kräfte der Humaniſten und der Myſtiker, der gelehrten Theologie und der derben Volksſatyre zuſammenſchaarten: da ſah ſich alsbald die mittelalterliche Kirchenautorität, nicht auf dieſem oder jenem Punkte nur, ſondern in allen ihren Grundlagen und Stützen bedroht.

Die volksthümlichen Waffen wurden am nachdrücklichſten geſchwungen im „Reineke Fuchs“ ſeit 1498, in Sebaſtian Brandt's „Narrenſchiff“ ſeit 1494, und in den „Facetien“ oder Schwänken und Erzählungen von Heinrich Bebel (geſt. 1516), der zu Tübingen lehrte, und deſſen Schüler daſelbſt auch Melanchthon war. Einen Hauptbrennpunkt der geiſtigen Bewegung bildete der berühmte patriciſche Rathsherr Wilibald Pirkheimer in Nürnberg (1470 – 1530), deſſen Verbindungen ſich über das ganze gelehrte Deutſchland und Europa erſtreckten; ein Beſchützer der Muſen, ein Förderer wiſſenſchaftlicher Bildung und Verbeſſerer des Schulweſens, war er zugleich ein warmer Anhänger der neuen Geiſtesrichtung und unabläſſig bemüht, für ſie ſowohl durch eigene

*) Ullmann, Johann Weſſel, ein Vorgänger Luther's. S. 179. Vgl. Hagen, Deutſchland's literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter. Bd. I. (1841). S. 116 ff.

Schriftstellerei, wie durch Anregung Anderer und durch unmittelbar praktisches Eingreifen, zu wirken. Verwandten Sinnes, aber von anders gearteter Thätigkeit, war der Ritter Ulrich von Hutten (1488—1523). Glänzte Pirkheimer gewissermaßen wie ein Fixstern am Himmel der neuaufgehenden Zeit, so erschien Hutten an demselben wie ein geschäftig schweifender Komet; er ist der kreisende Vermittler, der reisende Missionar der neuen Weltanschauung. Zum geistlichen Stande bestimmt, aber aus der Klosterschule in Fulda entwichen, stürzt er sich mit Begeisterung in die frische geistige Strömung und läßt sich von ihr bald hierhin bald dorthin tragen, ist überall und nirgend. In Italien ist er zu Hause, wie in Deutschland; er schwärmt für die Humanitätsstudien, für die Poesie, für das Deutsche Vaterland, an dessen Erhebung und Verherrlichung mit dem Schwerdte wie mit der Feder zu arbeiten er entschlossen ist. So wird er einer der rüstigsten Vorkämpfer der neuen Zeit, dem Freimuth und Kühnheit in steigendem Maße Verfolgungen bereiteten. Schon frühzeitig machte er sich durch Schriften, durch seine Vorlesungen über classische Literatur, und zumal als Dichter bekannt. In allen seinen Erzeugnissen, lateinischen wie deutschen, verfocht er die Sache der Geistesfreiheit und Duldung mit großer Beredtsamkeit, und bekämpfte die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche, bald mit Ernst bald mit satyrischem Spott und Hohn. Stets voll Feuer und Kraft, strömte er aber auch nicht selten von leidenschaftlicher Heftigkeit und Bitterkeit über.

Das Bedeutsamste und Folgenreichste jedoch war die innige Verschmelzung der Humanitätsstudien mit den theologischen. Denn in Deutschland erzeugten und beförderten die ersteren nicht, wie es in Italien geschah, eine heidnische und verneinende Denkart; vielmehr wurde sofort der aus der neuen Bildung für die Religion zu ziehende positive Gewinn ins Auge gefaßt, und diese Richtung festgehalten*). Nachdem schon zuvor die fromme, durch Gerhard Groot (1340—1384) gestiftete, und durch Thomas von Kempen (gest. 1471) entwickelte Genossenschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens", nicht nur für Förderung des christlichen Lebens, sondern auch für höhere Bildung des Volkes durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts, und für Verbreitung classischer Werke durch Abschriften thätig gewesen war: wirkten namentlich in jenem obigen Sinne alle diejenigen Männer, welchen vorzüglich der Ruhm, die Humanitätsstudien in Deutschland wahr-

*) Gieseler, Kirchengeschichte, Bd. II. Abth. 4. S. 512.

haft belebt zu haben, zu Theil geworden ist; wie Rudolf Agricola (1443—1485), Konrad Celtes (1459—1509), der Sohn eines Winzers aus Schweinfurt, und insbesondere Johann Reuchlin (geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522), eines Boten Sohn. Reuchlin besaß die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Sprachforschers, des Alterthumskundigen, des Theologen und des Rechtsgelehrten, verbesserte die wissenschaftliche Methode, und breitete seine seltenen Kenntnisse mit der edelsten Thätigkeit aus. Ein Hauptvertreter des Griechischen, war er zugleich der eigentliche Begründer des Studiums der Hebräischen Sprache unter den Christen in Deutschland. Mittelst dieser beiden Sprachen mußte die philologische Gelehrsamkeit nothwendig einen großen Einfluß auf die Theologie gewinnen.

Eben deshalb mußte aber auch alsbald ein immer allgemeinerer Kampf zwischen der humanistischen Aufklärung und dem mönchischen Obscurantismus sich entwickeln. Der erste heftigere Streit entbrannte zwischen Wimpheling und den Augustinern, einem um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden. Wimpheling, lange Zeit Prediger am Rhein, dann Begleiter studirender Jünglinge, und durch seine Handbücher auf zahlreichen Gebieten des Wissens für Verbreitung der neuen Ideen ungemein thätig, hatte im Jahre 1505 in einer lateinischen Schrift behauptet: zu wahrer Frömmigkeit sei keine Kutte und kein Mönchsgelübde vonnöthen, und auch Augustinus habe keine Kutte getragen. Darob erhob sich von Seiten der Augustiner das Geschrei: er sei ein Ketzer! Und nicht eher legte sich das Toben, als bis endlich der Papst selbst, Julius II., zu Gunsten Wimpheling's entschied. Gewaltiger noch war der Streit Reuchlin's mit den Kölnischen Dominicanern, der mit dem Jahre 1510 über die Frage aufloderte, ob nicht alle Schriften der Juden, mit Ausnahme der biblischen, zu verbrennen seien, weil sie Schmähungen gegen das Christenthum enthielten. Der von den Kölnern vorgeschobene Jude Pfefferkorn erklärte sich dafür, Reuchlin in einem vom Kaiser begehrten Gutachten dagegen. Der Federkrieg wurde immer stürmischer, und Reuchlin ward von dem Kölner Professor der Theologie Hogstraten der Ketzerei angeklagt; man wollte in ihm einen Hauptvertreter des Humanismus stürzen. Die höchsten kirchlichen Behörden geriethen in Verlegenheit. Das Verfahren des Ketzergerichtes in Mainz wurde durch den Erzbischof sistirt (1513); im Namen der Römischen Curie entschied der Bischof von Speier zu Gunsten Reuchlin's; Hogstraten appellirte an den Papst (1514). Mehr und mehr schaarten sich jetzt von allen Seiten die Kämpfer um die beiden streitenden Theile.

Während die Kölner Reuchlin's Schriften verbrennen und gegen ihn Verdammungsurtheile der Universitäten Paris, Löwen, Mainz und Erfurt hervorrufen, schlagen sich überall die klareren Geister auf seine Seite. Für ihn tritt Pirkheimer mit Besonnenheit in die Schranken, Hutten mit leidenschaftlichem Ungestüm; und eine Mehrheit von Kampfgenossen, voran Crotus Rubianus, schüttet in den anonymen „Briefen der Dunkelmänner", wovon der erste Theil 1516, der zweite 1517 erschien, eine Fülle des bittersten Spottes über die Gegner aus*). Diese streiten dawider mit erschlichenen päpstlichen Verboten, mit Androhung immer neuer Verfolgungen, bis endlich, da Kaiser und Papst, Maximilian und Leo X., im Grunde sammt ihren Räthen für Reuchlin waren, und damit den Dominicanern die äußerste Demüthigung erspart würde, die Niederschlagung des ganzen Processes erfolgte. Noch aber war das Kreuzfeuer der Parteien, das dieser Handel entzündet hatte, nicht völlig erloschen, als schon ein neuer, dritter und gefährlicherer zum Ausbruch kam: der Streit Luther's mit dem Dominicaner Tezel, dessen kräftiger Verlauf alsbald die Aufmerksamkeit und Betheiligung der ganzen gebildeten und nach Besserung ringenden Welt in Anspruch nahm.

Doch müssen wir zunächst noch einer Persönlichkeit gedenken, die unter dem Hin- und Herwogen des Reuchlin'schen Streites ebenfalls mit einem Inquisitionsprocesse bedroht gewesen war, und auf die bis dahin vorzugsweise die humanistisch-theologische Opposition ihren Stolz, und die reformatorische Sehnsucht ihre Hoffnung gesetzt hatte. Das war der berühmte Desiderius Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, gest. 1536), das uneheliche Kind zweier, für das Kloster bestimmter Liebenden, und selbst fünf Jahre an das Kloster gebannt, der viel gewanderte Held des Geistes und der Feder, der in allen Ländern Europa's gleicherweise angestaunt und gefeiert wurde als der Inbegriff alles humanistischen und theologischen Wissens, als das höchste Orakel der Gelehrsamkeit. Seit 1514 meist in Basel weilend, ragte er zuvor schon unter den Männern, die durch geistreiche und geschickte Angriffe gegen die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen System empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, unfehlbar am meisten, mehr noch wie Reuchlin hervor. Er war zudem einer der feinsten Köpfe seines Zeitalters; er verband mit der umfassendsten und tiefsten Gelehrsamkeit eine so seltene

*) Daß der Hauptverfasser der Epistolae obscurorum virorum nicht Hutten, sondern Crotus Rubianus sei, erwies neuerdings Strauß, Ulrich von Hutten. Th. I. (1858). S. 254 ff.

Gabe der Darstellung, wie sie in dem vertrautesten Umgange mit den Werken des Alterthums sich hatte entwickeln können. In seinen zahlreichen Schriften griff er die großen Uebel der bestehenden religiösen Zustände, die eingedrungenen Verfälschungen des Christenthums, den geistlosen Buchstabenglauben gegenüber der Bibel, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und ihre bejammernswerthe Unwissenheit, bald mit strafendem Ernste an, bald mit beißendem Spott. Sein „Lob der Narrheit" (1508), worin er die Gebrechen der Zeit und der Kirche, den Scholasticismus, die Theologie und das Priesterthum mit Einschluß des Papstthums geißelte, gedieh zu einem wahren Volksbuch, erlebte nicht weniger als 27 Auflagen nebst zahlreichen Uebersetzungen und Commentaren, und wurde mit Holzschnitten von Hans Holbein ausgestattet.

Trotz alledem aber wäre durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abholden Erasmus nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dies große Werk blieb vielmehr einem Manne vorbehalten, dessen Beredtsamkeit weniger fein und geschmackvoll, aber desto kräftiger, volksthümlicher und hinreißender; dessen Gelehrsamkeit weniger glänzend und umfassend, aber dessen Brust voll von einem Feuereifer war, der ihn der größten Thaten fähig machte, und viele Tausende mit sich fortriß; dessen unwandelbarer Glaube vor keiner Schwierigkeit erschrak, und dessen unerschütterlicher Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Dieser Mann ist es, den wir jetzt näher kennen lernen wollen.

3. Luther's früheres Leben.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann, sonst in einem Thüringischen Dorfe, Möra, zwischen Eisenach und Salzungen wohnhaft, hatte sich mit seiner Frau späterhin nach Eisleben gewandt. Hier gebar die Frau am 10. November 1483 Abends um elf Uhr ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an welchem Luther getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge geprebigt hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte.

und, weil es eben am Martinstage war, Martin nennen ließ. Nicht lange nachher bekam Hans Luther eine beſſere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in dieſem Städtchen auf. Hier hielt er ſein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich ſogar auf ſeinen Armen hin. Doch war dieſe Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche Martin in ſeinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater," erzählt er, „ſtäupte mich einmal ſo ſehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber ſie wußten die ingenia nicht zu unterſcheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Mit gleicher Härte wurde der Knabe von dem tyranniſchen Schulmeiſter in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die Lateiniſche Schule; doch da der Knabe in dieſer Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und ſchickte ihn 1498 nach Eiſenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber dieſe mögen auch wohl wenig für ihn gethan haben; denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, ſein Brot mit Singen vor den Häuſern verdienen, und bekam vor mancher Thür ſtatt des gehofften Brotes nur ſchnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau ſich ſeiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das machte ſeinen drückendſten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es iſt ſehr angenehm, ihn als Mann über dieſe Verhältniſſe ſprechen zu hören. „Verachte mir nicht," ſagt er irgendwo, „die Geſellen, die vor der Thür panem propter deum ſuchen, und den Brotreigen ſingen. Ich bin auch ein ſolcher Parthekenhengſt geweſen, und habe das Brot vor den Häuſern genommen, ſonderlich zu Eiſenach in meiner lieben Stadt. Wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch ſeinen ſauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengſt geweſen, und nach dieſem Pſalm durch die Schreibfeder ſo weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem Türkiſchen Kaiſer beuthen, daß ich ſein Gut ſollte haben und meiner Künſte entbehren."

In dieſer Stelle ſagt er uns ſelbſt, daß er nach vollendeten Schulſtudien die Univerſität zu Erfurt bezogen habe. Dies geſchah am 17. Juli 1501. Er hörte hier die Werke der ſcholaſtiſchen Philoſophen und von den alten Claſſikern beſonders den Cicero, Virgil und Livius erklären.

Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der Lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich zwanzig Jahre alt war," sagt er, „hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doctorwürde, die er 1503 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends," schrieb er, „darf des Studirens kein Ende für mich sein, will ich anders den Deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles' Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie, und rüstete sich während dessen zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte.

Aber seine innerste Ueberzeugung widersprach dieser Beschäftigung. Ein Rechtsgelehrter zu werden und sich in die verworrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel des wildesten Lebens zu stürzen, das er nie in der Nähe gesehen hatte und das er aus einem dunkeln Gefühle verabscheute — es war ihm, als könnte das gar nicht seine Bestimmung sein. Tief beunruhigt durch solche Gedanken, stand er eben im Begriff zu seinen Eltern zu reisen, als er eines Morgens zu seinem Freunde Alexis kam und diesen, von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend fand. Höchst bestürzt und bewegt machte er sich auf den Weg (1505). Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung*). In dieser Fügung glaubte er deutlich Gottes

*) Nach einer andern, weniger glaubwürdigen Erzählung wurde Alexis an Luther's Seite vom Blitze erschlagen. S. Spieker, Geschichte Dr. M. Luther's Bd. I. Anm. S. 51. Vergl. Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation (übersetzt von Runkel), Bd. I. S. 112 ff. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd. I. S. 226 ff. Jürgens, Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. Bd. I. S. 514 ff.

Finger, der ihn so wunderbar erhalten, zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht des 17. Juli, nachdem er, ohne eine Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem in Erfurt befindlichen Kloster der Augustiner und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in die Zelle; alles Andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden geschlagen von der Nachricht, und zog seine Hand völlig von ihm ab.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man hielt ihn an, den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fische und Geld einzusammeln, Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er die Priesterweihe (2. Mai 1507). „Mein Weihbischof," erzählt er selbst, „da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luther's Seele war von peinlichen Kämpfen zerrissen. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war ins Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch alles das die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zum Schweigen zu bringen. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Der Trost, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sei, eine Lehre, die späterhin der Kern seiner theologischen Ueberzeugungen wurde, war damals noch nicht in seine Seele gedrungen; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein,

und würde gewiß darin gestorben sein, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und ihn durch die Kraft der Musik, die Luther über Alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Zu Luther's Glück kam damals der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, der Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die ganze Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandeln, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte sein ganzes Herz zu eröffnen, so suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin," sprach er zu ihm, „wie nützlich und nothwendig dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht dich Gott, du wirst inne werden, daß er sich deiner einst noch zu großen Dingen bedient." Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luther's Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines Innern und alle Schrecken seines verwundeten Gewissens erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da eröffnete er die große Unruhe seiner Seele einem alten Mönche, der ihn zu besuchen kam, und dieser, ohne sich in seine Zweifel einzulassen, ermahnte ihn, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Worte, die wie ein Lichtstrahl in Luther's Seele fielen, und einen außerordentlichen, unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten.

Ihn an einen Ort zu stellen, der für seinen herrlichen Geist ein angemessener Wirkungskreis sei, empfahl ihn Staupitz im Jahre 1508 dem Kurfürsten von Sachsen zum Professor der Philosophie, d. i. der aristotelischen Physik und Dialektik, für die neuerrichtete Universität in Wittenberg. So wurde er aus seiner Klause in das öffentliche, thätige Leben gerissen. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters.

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu traute sich der schüchterne Mann nicht die Fähigkeit zu. „Herr Doctor," antwortete er einmal, „ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt

wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerem Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm die scholastische Philosophie mehr und mehr. „Ich befinde mich," schreibt er 1509 an einen Freund, „durch Gottes Gnade recht wohl, außer daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen." Indeß erwarb er noch in demselben Jahre das theologische Baccalaureat, und damit das Recht, Vorlesungen über die biblische Theologie zu halten.

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, sind plötzliche Veränderungen der äußeren Schicksale von heilsamen Wirkungen begleitet. Alle kleinmüthigen Besorgnisse Luther's, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott traten an ihre Stelle. Die Bibel, die ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit war, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Schüler und seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Anderen mittheilen zu können: dieser herrliche Beruf, ahnte ihm, möchte wohl in der Fügung Gottes liegen, durch die er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt*) geworden sei. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewohl sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen späteren Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches oder Stolzes an sich, ja er schickt sich für Jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Wider-

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten. Dresden und Leipzig gehörten der Albertinisch-Sächsischen Linie.

facher drohen, daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beiſtand mit ſolchen Sachen um." Seine Lebhaftigkeit machte ihn auch in fröhlichen Geſellſchaften ſehr beliebt. Eine Menge drolliger Einfälle, die ſich noch von ihm erhalten haben, zeugen von ſeinem Witz und ſeiner heitern Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach ſeinem Bildniſſe vermuthen ſollte; in ſeiner Jugend ſoll er einen ſchönen Alt geſungen haben*). Geſang, Lauten- und Flötenſpiel war auch in ſeinen älteren Jahren noch ſeine Lieblingsergötzung; er hat auch Manches ſelbſt componirt, und war ein ſo großer Freund der Muſik, daß er behauptete, ſie ſei nächſt der Theologie die herrlichſte Kunſt, und ſtärke oft mehr als Eſſen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebſt noch einem andern Auguſtiner von dem Convent ſeines Ordens, man weiß nicht gewiß, in welcher Angelegenheit, nach Rom geſandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholiſchen Chriſten näherte er ſich dem Wohnſitz des Statthalters Chriſti, und mit der heiligſten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu ſeiner größten Verwunderung hatte er ſchon mit jeder Tagreiſe, auf der er ſich Rom genähert, die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen immer ſchlimmer gefunden, und in Rom ſelbſt erfuhr er die ärgerlichſten Geſchichten von ihrem liederlichen Leben. Ihn empörte der Leichtſinn, mit dem die Italieniſchen Prieſter ihre Gebete herplapperten. „Kaum," erzählt er, „hatte ich eine Meſſe geleſen, ſo fehlte bei ihnen ſchon keine an der Mandel. Iſts doch, als ob man ums Lohn bete." Nachher ſagte er oft, er wolle nicht tauſend Gulden dafür nehmen, daß er dieſe Reiſe nicht ſollte gethan haben.

Einige Zeit nach ſeiner Rückkehr drang ſein Gönner Staupitz in ihn, Doctor der Theologie zu werden. Luther konnte ſich Anfangs nicht entſchließen, bei ſeiner Jugend eine ſolche Würde anzunehmen; ja er lehnte ſie ſogar unter dem Vorwande ab, daß er ein ſchwacher, kränklicher Bruder ſei, der nicht lange zu leben habe. Dann aber fügte er ſich dem Willen ſeiner Oberen, ward unter Karlſtadt's Dekanat Licentiat und Doctor der Theologie (18. und 19. Oct. 1512), und leiſtete den Eid: „die evangeliſche Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen." Dieſer Eid iſt als einer der Hebel der Kirchenverbeſſerung zu betrachten; Luther ſelbſt gedachte ſeiner, und ſtützte ſich auf ihn, unter den härteſten Kämpfen

*) Da einſtmals St. Pauli ſchwacher Stimme gedacht, ſagte er: „Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört ſie aber gleichwohl weit, ſagt Herr Philippus." Matthe ſius, Hiſtorien von Luther, Pred. XII.

und in den größten Gefahren. Wiederholt berief er sich später darauf: er sei „gezwungen Doctor geworden"; nun es geschehen, dürfe er sich von der „Erfüllung seiner Pflicht" nicht abhalten lassen, sondern müsse „im Namen des Herrn vorwärts" gehen; und so wolle er denn „in Gottes Namen über Löwen schreiten, und auf Drachen und Schlangen treten"*). An äußeren Mitteln gebrach es ihm damals so sehr, daß Kurfürst Friedrich, der ihn schon als trefflichen Prediger kennen gelernt hatte, die Gebühren für ihn zahlte. Denn Gehalt bezog Luther anfangs gar nicht, und später ein so geringes (200 Gulden), daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Dennoch war seine Uneigennützigkeit so groß, daß er alle seine Schriften den Buchdruckern unentgeltlich gab, und eben so seine Vorlesungen hielt**). Sein Gewand war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug, als möglich. Zuweilen schenkte ihm der Kurfürst Tuch zu einer neuen. Auf eine Gabe dieser Art erwiederte er 1516, es sei viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. In seinen späteren Jahren dachte er indeß darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

Erst seit jener Promotion legte sich Luther auf die Ursprachen der Bibel, um dieselbe richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne von ihren Büchern, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit ihr bekannt. Je tiefer er in den Geist des Evangeliums eindrang, je gründlicher und klarer erläuterte er die heilige Schrift, und je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler ans Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen Unterscheidungen der Scholastiker. Schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen tief herabsetzte; und da von allen seinen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon. Zugleich nahm er sich des Erasmus' und Reuchlin's gegen ihre Feinde an, trat mit diesen und anderen Gelehrten, wie Pirkheimer, Mutian, Hutten in Verbindung, und knüpfte mit dem kurfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin eine dauernde Freundschaft an. Der Letztere, ein schlichter, aufrichtiger und bedächtiger Mann, wurde der Vermittler zwischen Luther und dem Hofe, zwischen Kirche und Staat, zwischen der Reformation und den

*) Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. I. S. 151 f.
**) S. Jürgens, a. a. O. Bd. II. S. 248.

Fürſten. Den erſten Anlaß dazu gab jener Streit Reuchlin's mit den Dominicanern über die jüdiſchen Schriften. Spalatin wurde vom Kurfürſten beauftragt, darüber die Meinung des nun ſchon berühmt gewordenen Wittenberger Doctors einzuholen. Luther antwortete: „Was ſoll ich ſagen? Die Mönche wollen Beelzebub austreiben, aber nicht durch den Finger Gottes; ich klage und ſeufze darüber. Wir Chriſten ſind außen weiſe und innen thöricht. Auf allen Plätzen von Jeruſalem ſtehen hundertmal ſchlimmere Läſterzungen, als die jüdiſchen ſind; alles iſt dort voll geiſtlicher Götzen. Wir ſollten in ſchönem Eifer die inneren Feinde ergreifen und vernichten. Aber wir laſſen, was uns bedrückt; der Teufel räth uns das unſrige aufzugeben, und verhindert uns Andere zu beſſern.“ Daß Luther indeß nicht der Mann war, dieſem Rathe zu folgen, das ſeinige aufzugeben und an der Beſſerung Anderer ſich behindern zu laſſen: das ſollte ſich bald genug zeigen.

---

4. Anfang der Reformation durch den Ablaßſtreit. Luther in Augsburg.

Im Jahre 1517 geſchah es, daß der verſchwenderiſche Leo X., der neue Geldſummen, beſonders zur Ausſtattung ſeiner Schweſter Margarethe brauchte, die Deutſchen durch Ausſchreibung eines Ablaſſes, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche, dazu ſteuern zu laſſen beſchloß. Albrecht, Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg, der dem Papſte an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm die Generalpacht, und ernannte den Dominicaner Johann Tezel zu ſeinem Commiſſarius. Dieſer durchreiſte nun Sachſen mit zwei großen Kiſten, in deren einer er päpſtliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in dieſem unwürdigen Handel den Leuten abnahm, in die andere ſteckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er ſeine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben ſich ein großes Feuer anzünden oder ein Kreuz aufrichten. Da er nun mit ſeltener Unverſchämtheit die päpſtliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater ſelbſt die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, ſein rothes Kreuz mit des Papſtes Wappen ſei eben ſo kräftig als das Kreuz Chriſti; er habe mit ſeinem Ablaſſe mehr Seelen erlöſet, als Petrus mit ſeinem Evangelium; ja da er die Leute

zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe": so lief Alles herbei, um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Zettel hin, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen löste, konnte ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, je nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen; für Vielweiberei zahlte man sechs Ducaten, für Meineid neun, für Mord acht, für Zauberei zwei. Simson, der in der Schweiz einen ähnlichen Handel trieb, hatte einen andern Tarif; er forderte z. B. für Kindermord nur vier Livres, und für Eltern- oder Brudermord nur einen Ducaten*).

Diese mit so außerordentlicher Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei gab vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht so klein, die das Unvernünftige des Ablaßhandels einsahen; nur daß es Niemand wagen wollte, gegen einen hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben. Schon oft hatten die Päpste dieses der Religion und Sittlichkeit so verderbliche Gaukelspiel getrieben, ohne einen Schaden davon zu erfahren. Diesmal aber erweckte die Vorsehung einen Mann, der sie ihre Schuld in vollem Maße entgelten ließ**).

Als Luther dieses Unwesen in seiner Nähe so wirksam sah, erhob er sich erst in Predigten dagegen, und schrieb an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er entschlossen am Abend des 31. October 1517 fünfundneunzig Theses gegen den Ablaß an die Schloßkirche

*) Vgl. Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. I. S. 182 ff.

**) Molte volte nascono occasioni sufficienti per produrre notabili effetti, e suaniscono per mancamento d'uomini, che se ne sappiano valere. E quello che piu importa, è necessario che per effettuare alcuna cosa, venga il tempo, nel quale piaccia a Dio di corregger i mancamenti umani. Queste cose tutte s'incontrarono nel tempo di Leone, del quale parliamo. Sarpi istoria del concil. Trident. L. I. p. 6.

zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Folgende sind einige der bemerkenswertheſten: „27. Die predigen Menſchen Tand, die da fürgeben, daß, ſobald der Groſchen in den Kaſten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das iſt gewiß, alsbald der Groſchen im Kaſten klingt, daß Gewinnſt und Geiz kommen, zunehmen und größer werden, die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen ſteht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden ſammt ihren Meiſtern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu ſein. 42. Man ſoll die Chriſten lehren, daß es des Papſtes Gemüth und Meinung nicht ſei, daß Ablaßlöſen irgend einem Werk der Barmherzigkeit ſollte zu vergleichen ſein. 45. Man ſoll die Chriſten lehren, daß der, ſo ſeinen Nächſten ſiehet darben, und desungeachtet Ablaß löſet, der löſet nicht des Papſtes Ablaß, ſondern ladet auf ſich Gottes Ungnade. 50. Man ſoll die Chriſten lehren, daß der Papſt, ſo er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münſter zu Pulver verbrannt würde, denn daß es ſollt mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schafe erbaut werden. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papſtes Wappen herrlich aufgericht, vermöge ſo viel als das Kreuz Chriſti, iſt eine Gotteslästerung. 81. Solche freche und unverſchämte Predigt und Ruhm vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten ſchwer wird, des Papſtes Ehre und Würde zu vertheidigen für derſelben Verläumdung, oder gar für den ſcharfen liſtigen Fragen des gemeinen Mannes.“ Die fünfundneunzig Sätze liefen bald durch ganz Deutſchland, wurden häufig gedruckt, abgeſchrieben, überſetzt und geleſen. Viele freuten ſich und bewunderten den Mann, der den Muth gehabt habe, ſo etwas öffentlich zu ſagen. Aber dies geſchah doch faſt nur im Stillen; die angeſehenſten Gelehrten der Nation ſchwiegen, und die Biſchöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luther gut meinte, wünſchte, daß auch er ſchweigen möchte, denn ſelbſt die Verſtändigſten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater, abi in cellam et dic miserere mei,“ ſagte der Sächſiſche Geſchichtſchreiber Albert Kranz, da er die Theſes zu ſehen bekam. Eben ſo ſchüttelte ein alter ehrlicher Geiſtlicher zu Höxter in Weſtphalen den Kopf und ſagte: „Min leeve Bruder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegſchludern kannſt, biſt du vorwahr ein groter Herre.“ Indeß war ein Funke in die Nation gefallen, der, bei der damals faſt in allen Deutſchen Städten herrſchenden Mißſtimmung zwiſchen den Magiſtraten und Biſchöfen und bei der großen Zunahme an Bildung im Volke, ſchnell genug zu einer großen Flamme

emporschlug. Die Ablaßkrämer wurden ohne Scheu verhöhnt und beschimpft. Ja, als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, dies sei die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

Luther war um diese Zeit noch weit entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sei damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt hätten." Nur in diesem einen Punkte, glaubte er, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sei es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Ueberzeugung Alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen, noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Capitel: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und fürchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!" So unerschütterlich fest stand Luther's Vertrauen. Zugleich mag diese Stelle zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist der Bibel angeeignet hatte, daß seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen scheint.

Indeß ließ Tezel durch Conrad Wimpina, Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Frankfurt an der Oder, Gegenſätze wider Luther's Theſes ſchreiben, und auch andere Dominicaner traten mit Schriften auf, in welchen ſie Luther's Schritte als unerhörte Verletzungen der Majeſtät des Papſtes verſchrieen. Luther ward dadurch zu Antworten und unter andern zu der Behauptung bewogen: wenn der Papſt und ſeine Cardinäle mit dieſen ihren unverſchämten Lobrednern übereinſtimmten, ſo wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichriſts ſei. So entſtand zuerſt in Luther's Seele der Gedanke, der in der Folge das ganze Gebäude des Papſtthums tief erſchütterte.

Aber noch hatte er ſelbſt davon keine Ahnung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papſt Leo X. ſchrieb, ſchloß mit dieſen Worten: „Derohalben, heiligſter Vater, falle ich Ew. Heil. zu Fuße, und ergebe mich ihr ſammt allem, was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach ihrem Gefallen. Es gerathe nun, wie es wolle, ſo will ich nicht anders wiſſen, denn daß Ew. H. Stimme Chriſti Stimme ſei, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verſchuldet, ſo weigere ich mich nicht, zu ſterben. Denn die Erde iſt des Herrn und was drinnen iſt. Er ſei gelobt in Ewigkeit, Amen.“ Leo ließ indeß eine Vorladung an Luther ergehen, binnen ſechzig Tagen in Rom zu erſcheinen und von ſeinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Schwerlich würde Luther, wenn er dieſer Aufforderung Folge geleiſtet hätte, der Verdammung und wohl auch dem Tode entgangen ſein. Zum Glück aber mißfiel dies Anſinnen des Papſtes dem Kurfürſten Friedrich, nicht blos wegen ſeiner perſönlichen Zuneigung zu Luthern, ſondern auch deswegen, weil die noch junge Univerſität zu Wittenberg, ſeine Lieblingsſtiftung, durch Luther's Ruf ſo ſchnell emporgekommen war, daß aus allen Theilen Deutſchland's junge Leute nach derſelben hinſtrömten. Daher erſuchte er den Papſt, die Sache in Deutſchland abzumachen. Leo, der theils den ganzen Handel keineswegs nach ſeiner Wichtigkeit durchſchaute, ſondern noch für eine geringe Mönchszänkerei hielt, theils den Kurfürſten für den Widerſpruch gegen die damals von Maximilian betriebene Wahl Karl's zum Römiſchen Könige gewinnen wollte, gab nach. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, ſich vor den päpſtlichen Nuntius, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg, wo dieſer ſich damals des Reichstags wegen aufhielt, zu ſtellen. Luther erhielt zwar manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That ſcheint ihm ſelbſt Huſſens Schickſal vorgeſchwebt zu haben. Aber die Wahrſcheinlichkeit, ſein Leben dort zu

laſſen, machte ihn nicht zittern. Für ſeine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu ſterben, das hielt er für die höchſte Ehre vor Gott und Menſchen. „Was kann ich verlieren?“ ſchrieb er einem Freunde. „Mein Haus iſt beſtellt. Es iſt noch übrig der ſchwache und gebrechliche Leib; nehmen ſie dieſen, ſo werden ſie mich etwan um zwei oder eine Lebensſtunde ärmer machen. Die Seele aber werden ſie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Chriſti in der Welt von der Art iſt, daß, wer ſolches will tragen, der muß mit den Apoſteln Alles verlaſſen, Allem entſagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, ſo wäre es Chriſti Wort nicht. Mit dem Tode iſt es erkauft, mit dem Tode iſt es geprediget, durch den Tod iſt es beſiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn ſo iſt unſer Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jeſus dieſen Geiſt ſeines allergetreueſten Sünders vernehme und erhalte.“

Im Anfange des Octobers 1518 erſchien er, als eben der Reichstag zu Ende war, zu Augsburg, und erſt hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, ſicheres Geleit vom Kaiſer. Als er vor dem Cardinal erſchien, dachte dieſer ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der ferneren Verbreitung ſeiner Meinungen abſtehen, und in Zukunft Alles zu vermeiden geloben ſollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther dagegen forderte, daß ihm ſeine Irrthümer nachgewieſen werden möchten, und berief ſich auf die heilige Schrift, während der Cardinal Verordnungen der Päpſte anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, nicht minder vergeblich, erneuert. Luther bewies diesmal ſogar, daß der Cardinal eine jener Verordnungen falſch auslege. Das Ende der Zuſammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlaſſen ward: „Gehe hin und komm nicht wieder, du wolleſt denn einen Widerruf thun.“ Luther verſuchte indeß noch die Sache dadurch beizulegen, daß er ſich ſchriftlich erbot, zwar nicht ſeine Meinungen zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze des Streits zu Hartes gegen den Papſt geſagt haben könnte, und ſogar fortan über den Ablaß ganz zu ſchweigen, wenn nur ſeinen Gegnern das Nämliche auferlegt würde. Aber er erhielt keine Antwort. Hierauf ſetzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine Appellation an den beſſer zu unterrichtenden Papſt auf, die zwei Tage nach ſeiner Abreiſe an den Dom zu Augsburg angeſchlagen wurde. Dieſe Abreiſe geſchah, gerechter Beſorgniſſe halber, ſehr ſchnell und heimlich; ſeine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hin-

aus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Höchst betroffen über einen Ausgang, der dem Römischen Stolze einem Bettelmönche gegenüber fast eine Niederlage bereitet hatte, schrieb der Cardinal an den Kurfürsten, beklagte sich bitter über Luther, und beschwor ihn, den Unruhestifter, wo nicht nach Rom auszuliefern, doch aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte diesen Brief dem hart Verklagten, der seinem Landesherrn sofort in einem Schreiben antwortete, dessen Beredtsamkeit selbst von katholischen Schriftstellern gerühmt wird, und das auf den Kurfürsten einen besonders günstigen Eindruck machte. Von Rom aus, wo man mit dem Cardinal Cajetanus sehr unzufrieden war, wurde der päpstliche Kammerherr von Miltitz, von Geburt ein Meißnischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papst geweihte goldne Rose zu überbringen, deren alljährlich eine einem regierenden Haupte als ein besonderes Zeichen von Gnade geschenkt zu werden pflegte. Dadurch sollte der Kurfürst gewonnen werden, und zugleich hatte Miltitz den Auftrag, den verdrießlichen durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er benahm sich in der That sehr geschickt dabei, und wußte auch Luthern so sanft und freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft von allen den streitigen Lehrsätzen zu schweigen und, wie er sich ausdrückte, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden. Ja er schrieb dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht, in welchem er unter Anderm sagte: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über Alles sei, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus der Herr über Alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß."

5. Die Leipziger Disputation und die Verbrennung der Bannbulle.

Miltitz glaubte nun wirklich, den ganzen Streit beigelegt zu haben. Aber die Sache beruhte nicht mehr auf der Ueberzeugung, den Gedanken und Entwürfen eines Einzelnen, wer dieser auch sein mochte. Der ganze Geist und Sinn der Zeit und vornehmlich des Deutschen Volkes nahm einen viel zu lebendigen, innerlichen Antheil an den aufgeworfenen Fragen und begonnenen Untersuchungen, als daß sie durch eine solche Beschwichtigung hätten unterdrückt werden können. Luther's Gegner schwiegen eben so wenig, als es diesem möglich war, auf der einmal begonnenen Laufbahn still zu stehen. Unter jenen trat besonders der Doctor Eck, Professor und Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, der berühmteste scholastische Theologe und der rüstigste gelehrte Streiter seiner Zeit in Deutschland, hervor. Er hatte schon unter dem Namen „Obelisken" kritische Anmerkungen über Luther's Thesen geschrieben, und dieser eine Erwiderung unter dem Titel „Asterisken" herausgegeben. Jetzt war zwischen Eck und dem Wittenbergischen Professor Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte gewöhnlich Karlstadt genannt, mit welchem Eck gleichfalls eine heftige litterarische Fehde führte, eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet worden. Denn Karlstadt, der einst seinem Collegen Luther mit der theologischen Doctorwürde, ohne es zu ahnen, die Weihe des Reformators ertheilt hatte, war inzwischen zu einem warmen Anhänger desselben geworden, und blieb es bis Eifersüchteleien und Rechthaberei beide mehr und mehr schieden. Damals trat er mit Feuereifer für Luther in die Schranken. Allein ein Triumph über Karlstadt war für Eck nicht lockend genug, er wollte Luther selbst besiegen. Er gab daher dreizehn Sätze heraus, die nachher bei dem Leipziger Gespräch zu Grunde gelegt wurden, worin er Luther's vornehmste Lehren angriff. Unter Andern fand sich der Satz darin, daß die Oberhoheit der Römischen Bischöfe in der Kirche von jeher anerkannt worden sei. Dieser Behauptung widersprach Luther gradezu in den Gegensätzen, die er sofort herausgab, und indem er hierüber weiter forschte, kam er auf Entdeckungen, die er nicht geahnt hatte. „Vielleicht," schreibt er (7. Febr. 1519), „wird das eine Gelegenheit sein, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die Römische Tyrannei übel ausschlage." Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder: „Ich habe nie im Sinn gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen.

Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sei, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit, verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr der Grund für die heilige Schrift."

Indessen nahm die Disputation zu Leipzig am 27. Juni 1519 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, unter welchen sich immer Vor- und Nachmittags auch der Herzog Georg selbst*) befand, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Man stritt heftig über den freien Willen, über die Hoheit des Römischen Stuhls, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Die Zahl der Freunde Luther's wuchs durch diese Disputation ansehnlich, aber auch die seiner Feinde. Sehr zu Statten kam ihm und seiner Sache das nach dem Tode Maximilian's eingetretene Zwischenreich, wo Kurfürst Friedrich verfassungsmäßig im nördlichen Deutschland das Reichsvicariat führte. Im folgenden Jahre reiste Eck, den eine anonyme Satyre, „der gehobelte Eck", von Wilibald Pirkheimer, ganz besonders verdroß und reizte, persönlich nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde am 15. Juni 1520 eine Verdammungsbulle ausgefertigt, in welcher einundvierzig Artikel aus Luther's Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich bezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch ein Termin von sechzig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie in den Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen würden. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther von dem Kammerherrn von Miltitz bewegen, noch einmal an den Papst zu schreiben, um, wie Miltitz hoffte, die Sache in Güte zu endigen. Aber der höchst merkwürdige Brief zeigt deutlich, daß Luther selbst diese Hoffnung nicht hegte, vielmehr keine andere Absicht hatte, als seinem Hofe und seinen Freun-

*) Dieser besaß damals den größten Theil der Sächsischen Länder Albertinischen Antheils, zu welchem Leipzig gehörte. Er war nachher einer der entschiedensten Gegner Luther's und seiner Lehre.

den das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe erwarteten*).

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr," fährt er fort, „ich habe frisch angetastet den Römischen Stuhl, den man nennt den Römischen Hof, von welchem auch Du selbst und Niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist Alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der Römischen Kirchen Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten Römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir so viel wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den Römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der Römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Papst werden müssen, der wohl besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der Römische Stuhl, sagt er, ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du, entledigt von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig Niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret sein. Denn sage mir, wozu bist Du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd' und Schand' zu mehren, Glauben und Wahrheit zu dämpfen? O Du allerunseligster Leo,

*) Planck Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Bd. I. S. 296.

der Du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes."

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei dem Papste gar keinen größern Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt, ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förderlich werde denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unsichtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heiligen Römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich Deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde."

Dennoch verspricht er abermals, Alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen, noch reizen, ich will aber auch ungereizt sein. Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos sein."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möge er die Schmeichler fliehen, denn diese seien seine ärgsten Feinde. „Darum, mein heiliger Vater, wolleſt ja nicht hören Deine süßen Ohrensinger, die sagen, Du seist nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seist ein Herr der Welt; die Niemand wollen lassen Christen sein, er sei denn Dir unterworfen; die da schwatzen, Du habeſt Gewalt über den Himmel

und Fegfeuer. Sie sind Deine Feinde, und suchen Deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und hegen, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, Du seyst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter Deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der Dich erhebet, sondern allein denen, die dich demüthigen. Das ist Gottesgericht, wie geschrieben stehet, er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sei nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sei wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Wie dieser Brief ganz aus Luther's innerstem Wesen, aus der außerordentlichen Zuversicht, die ihn beseelte, hervorging, so wurde er auch zum Beharren in seinem Unternehmen gestärkt und ermuthigt durch die Wahrnehmung, daß es eine immer größere und immer bedeutendere Theilnahme in der Deutschen Nation gewann. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, die im Rufe großer Tapferkeit und Kühnheit standen, schrieben ihm, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sei, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wohl hundert vom Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten seinen Beistand an. Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Römische Joch abzuwerfen, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die Deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber sich mit den Böhmen auszusöhnen. Die Wirkung dieser Schrift war außerordentlich. Bald folgte eine andere: Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, welche schon fast alle die Satzungen angriff, von welchen sich die Protestanten in der Folge feierlich lossagten.

Daß man in Rom die Bekanntmachung der Bulle wider Luther seinem Verfolger Eck überließ, war ein großer Fehler, denn man verletzte

dadurch das Rechtlichkeitsgefühl des Deutschen Volkes. Auch hatte Eck schlechtes Glück damit. In Leipzig, wo er die Bulle anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, er selbst entging den Mißhandlungen der erbitterten Studenten nur durch die Flucht. So wurden auch an andern Orten theils die angeschlagenen Exemplare abgerissen und beschimpft, theils die Bekanntmachung verhindert oder von der Obrigkeit abgelehnt. Das Wichtigste war aber, wie Luther's Landesherr, Kurfürst Friedrich, die Bulle aufnehmen würde. Zwei päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, welche der Krönung Karl's zu Aachen beigewohnt hatten, traten den Kurfürsten zu Köln mit der Forderung an, Luther's Bücher verbrennen zu lassen, und ihn selbst entweder zu bestrafen, oder gefangen nach Rom zu schicken. Der Kurfürst aber ließ ihnen erwidern, die Sache müsse erst von unverdächtigen, frommen und gelehrten Leuten untersucht, und Luther mit hinreichenden Gründen aus der heiligen Schrift überwunden werden, ehe er auf ein solches Ansinnen eingehen könne. Eben so vergeblich war der Versuch, welchen Aleander machte, den berühmten Erasmus, der sich damals gleichfalls in Köln befand, durch große Versprechungen dahin zu bringen, daß er wider Luther schreibe. Vielmehr bestärkte Erasmus den Kurfürsten, der ihn darüber befragte, in seinen günstigen Gesinnungen für den Reformator, indem er ihm erst scherzend antwortete: „Luther's größter Fehler bestände darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe", dann aber zu einer ernsten Auseinandersetzung überging, in der er sich wider das Verfahren des Römischen Hofes sehr stark äußerte, und hinzusetzte, daß der evangelischen Wahrheit um so weniger durch gewaltsame und verhaßte Mittel widerstanden werden sollte, da der Geist des Zeitalters mächtig nach ihr zu streben scheine.

Indeß wurden der Vorschrift der Bulle gemäß Luther's Bücher zu Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt verbrannt, doch unter lauten Aeußerungen des Volksunwillens. Luther ließ sich dadurch zu dem kühnsten Schritt, den er bis dahin gethan, hinreißen. Er beschied die Mitglieder der Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. December 1520 Vormittags um neun Uhr vor das Elsterthor; daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaufen, und legte die Bücher des kanonischen Rechts, die Verordnungen der Päpste und Eck's Schriften darauf; dann ward er angezündet, und Luther, der selbst hinzutrat, warf die Verdammungsbulle in die Flammen, mit den biblischen Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Es war eine Handlung,

durch welche Luther seine Bannung und Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Römischen Kirche öffentlich und feierlich anzunehmen schien.*)

6. Melanchthon, Luther's Gehülfe.

Damals stand der berühmte Philipp Melanchthon schon seit einiger Zeit Luthern als Freund und Beistand zur Seite. Er war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon früh zeigte er die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, ausnehmende Fähigkeiten und unermüdeter Fleiß zeichneten ihn aus. Der Grund zu seiner Bildung ward auf der Schule zu Pforzheim gelegt. Der berühmte Humanist Reuchlin, der diese seine Vaterstadt öfters besuchte, nahm an dem Knaben, dem er verwandt war, das lebhafteste Interesse. Er war es auch, der ihm — nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte — den Griechischen Namen Melanchthon beilegte, eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd, der Philipp's eigentlicher Familienname war.

Seine frühe Reife machte ihn schon im dreizehnten Jahre zur Universität geschickt. Er ging nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. In der Kenntniß der alten Literatur, Geschichte und Philosophie that er sich so hervor, daß er im einundzwanzigsten Jahre seines Alters von Erasmus als einer der ausgezeichnetsten und belesensten Gelehrten gepriesen ward. Damals, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Tübingen, ward er von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der Griechischen Sprache an der Universität Wittenberg vorgeschlagen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen dort wurden mit außerordentlichem Eifer besucht, (oft las er vor 2000 Zuhörern); denn er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade.

Zufällig war Luther Melanchthon's erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den an-

*) Marheineke, Geschichte der Teutschen Reform. Th. I. S. 193.

dern ergänzt zu haben. Melanchthon würde mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation zu Stande gebracht haben; Luther's Ungestüm wurde durch des Freundes leitende Hand oft sehr heilsam gemildert, und wie Melanchthon fühlte, daß Luther's Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthon's gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter Anderm, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Vortrefflich drückt sich Luther auch über das Verhältniß ihrer beiderseitigen Gaben aus, wenn er sagt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er Luther in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luther's Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich."

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen sein müsse, erhellt schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther den seinigen nicht verbleichen konnte. Seine außerordentliche Thätigkeit, die selbst des schwächlichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner erregten gerechte Bewunderung. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Lehrbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die Grie-

chiſche Sprache im nördlichen Deutſchland eigentlich erſt ordentlich betrieben. Er ſchrieb eine Griechiſche Grammatik, welche achtundzwanzig, und eine Lateiniſche, welche zweiunddreißig Auflagen erhielt. Wir haben ferner von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Phyſik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren. So wurde Melanchthon ein Reformator der Wiſſenſchaften, wozu eben die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens, verbunden mit Gründlichkeit und philoſophiſcher Klarheit, ihn vorzugsweiſe befähigte*)

7. Der Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg und im Kampfe gegen die Bilderſtürmer und Schwärmer.

(1521—1524.)

Wenige Wochen nach der Verbrennung der Bulle nahm der vom Kaiſer Karl nach Worms ausgeſchriebene Reichstag ſeinen Anfang. Zahlreicher und glänzender war ſeit langer Zeit keine Verſammlung der Deutſchen Stände geweſen. Verhandelt wurde über das Reichsregiment, welches wieder eingerichtet ward, über Kammergericht, Landfrieden und Römerzug; doch traten dieſe Geſchäfte gegen die große kirchliche Angelegenheit, von der alle Gemüther erfüllt waren, in den Hintergrund.

Der Kaiſer hatte ſchon, ehe er nach Worms kam, an den Kurfürſten von Sachſen geſchrieben, daß er Luther mit ſich auf den Reichstag bringen ſollte. Der päpſtliche Legat Aleander widerſetzte ſich zwar aus allen Kräften; denn es ſchien der Ehre und den Rechten des Römiſchen Stuhles entgegen, daß ein von ihm gerichteter Ketzer vor einer weltlichen Verſammlung nochmals Gehör erlangen ſollte, zumal jetzt eben eine zweite Bannbulle gegen Luther erlaſſen ward, in der er mit ſeinen Beſchützern und Anhängern unbedingt, und in den härteſten Ausdrücken verdammt ward. Aber ſo ſehr war das Anſehen des Papſtes in Deutſchland ſchon geſunken, daß auf die Einreden des Legaten nicht geachtet ward, der Kaiſer vielmehr dem von den Ständen geſtellten Antrage, Luther vor den Reichstag zu fordern, nachgab, und einen Geleitsbrief, der dem Angeklag-

*) S. Schlottmann, de Ph. Melanchthone reipublicae litterariae reformatore, Bonn 1860. Vgl. Galle, Charakteriſtik Melanchthon's als Theologen, Halle 1845.

ten Sicherheit für seine Person zusagte, ausfertigen ließ. Freudig trat Luther die Reise an, obwohl von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterwegs liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge; so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte Antwort: „ich werde kommen, und wären so viele Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms (16. April) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage in die Reichsversammlung holte, mußte ihn durch Gärten und Hinterhäuser führen, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thür des Saals befand sich unter andern ein wackrer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde", soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kurtrierischen Officials, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, noch etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sei so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Sie wurde ihm gewährt bis zum folgenden Tage. An diesem war er durchaus nicht der befangene Mann von gestern, sondern sprach mit großer Ruhe und Geistesgegenwart. Der Trierische Official entgegnete ihm, er habe nicht zur Sache geredet; man sei nicht hier, um mit ihm zu disputiren; es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wolle, oder nicht. „Wohl, erwiederte Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also; es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst

noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am meisten freute sich Kurfürst Friedrich über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die Luther wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliel's aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen." Es wurde ihm hierauf befohlen, wieder abzureisen. Mehrere Fürsten, besonders geistliche, wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm wie mit Huß zu verfahren; andere, unter ihnen auch Herzog Georg von Sachsen, sonst einer der entschiedensten Gegner Luther's, erklärten sich heftig dagegen, und Karl selbst verabscheute einen solchen Treubruch. Wohl aber erfolgte am 26. Mai, als die meisten Reichsstände schon abgereist waren, eine kaiserliche Verordnung gegen Luther, welche dahin lautete, daß dieser Ketzer mit allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in die Acht verfallen sei. Denn Karl hatte keinerlei Verständniß für die geistige und nationale Bedeutung der reformatorischen Bewegung; seine außerdeutsche Macht machte ihn undeutsch, in seinen auswärtigen Beziehungen lagen die Gründe seiner Entscheidung, er wollte vor allem dem Papste sich gefällig zeigen*). Der Verfasser des Edicts, der päpstliche Legat Aleander selbst, war sogar über den sachlichen Zweck hinausgegangen; er hatte dasselbe in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt, wie sie des Kaisers, den er darin reden ließ, durchaus unwürdig waren.

Luther war indeß bereits in vollkommener Sicherheit, die er der klugen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrich's des Weisen, verdankte, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um ihn wenigstens in der ersten Zeit vor mörderischen Nachstellungen zu schützen, zugleich aber auch sich selber vor Händeln sicher zu stellen, wenn es von ihm hieße, er berge einen von Kaiser und Reich geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er

*) Strauß, Ulrich von Hutten, Th. II. S. 175.

schon mit Luther zu Worms die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4. Mai des Morgens von dort abreiste, um über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letzteren Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luther herausrissen, mit ihm waldeinwärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd, und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg bei Eisenach kamen. Hier wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sei; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnte Niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sei, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sei gestorben.

Auch auf der Wartburg aber ward Luther nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten, die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch am Leben befinden müsse, obschon Niemand wußte, wo er sei. Er hatte dort wieder mit manchen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes. Die Erzählung, daß er einmal das Dintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen, mag wohl ein Märchen sein, aber Folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg in Pathmo*) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, he-

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

bet an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu, und sprach: Bist du es, so sei es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze Deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern damals zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtsein göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den seine ruhigeren Freunde tadelnswerth finden mußten, der ihm aber gerade beim Volke den größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der unbesonnen genug, und den muthigen Gegner schon ganz unterdrückt wähnend, kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte, in drohendem Tone also: „Er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe; jetzt wolle er ihm endlich ansagen: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezel's auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sei. Er erwarte auf diesen Brief in vierzehn Tagen Antwort; wären diese abgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen." Der geächtete Mönch, sagt Planck, schrieb an den ersten Fürsten des Deutschen Reichs in eben dem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb. Auch wurde der Kurfürst dadurch entweder so eingeschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: „die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sei abgestellt. Er wolle sich hinfort dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht." — Noch viel derber war ein Schreiben, welches Luther bald darauf an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich vom Ehrgeiz verlocken lassen, sich in den großen theologischen Streit zu mischen, und ein Buch gegen Luther's Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, besonders zur Vertheidigung der

sieben Sacramente der katholischen Kirche zu schreiben, oder von einem Gelehrten seines Reiches schreiben zu lassen, durch welches er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte, und auch wirklich den Titel Beschützer des Glaubens erhielt. Luther war in dieser Schrift mit argen Schmähungen überhäuft worden, und behandelte nun seinerseits den König wie den verächtlichsten seiner theologischen Gegner. Dennoch ließ er sich einige Jahre nachher von dem vertriebenen Könige von Dänemark, Christian II., zu einem Schritte bewegen, den ein neuerer Geschichtsschreiber den unbegreiflichsten seines Lebens nennt, zu dem nämlich, an Heinrich zu schreiben, und sich des Schimpfes wegen, den er ihm angethan, bei ihm zu entschuldigen. In diesem Briefe suchte er durch eine demüthige Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich bezeigte ihm in seiner Antwort eine tiefe Verachtung.

Als Luther etwa ein Jahr auf der Wartburg gewesen war, verließ er diese Zuflucht auf die Nachricht von ungestümen und wilden Auftritten, die unter Karlstadt's Leitung in Wittenberg vorfielen. Durch die Predigten dieses heftigen Neuerers war es dort schon dahin gekommen, daß der christliche Sinn von Vielen in der Aufhebung und Zerstörung des ganzen äußern Kirchenthums gesucht ward. So wurden denn nicht nur alle Ceremonien des Römischen Gottesdienstes abgeschafft, sondern auch die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre zerschlagen, gegen Mönche thätlicher Unfug verübt. Noch schlimmer und bedenklicher war die Schwärmerei, welche um dieselbe Zeit in Zwickau hervortrat. Ein Tuchmacher, Namens Nicolaus Storch, der sich unmittelbarer göttlicher Eingebungen rühmte, stand dort an der Spitze eines Haufens von Menschen, die ihn gläubig verehrten. Die Lehre, welche diese Neuerer besonders auszeichnete, war die Bestreitung der Kindertaufe. Einige von ihnen kamen nach Wittenberg, wo ihre vorgebrachten Gründe und Zweifel selbst Melanchthon irre machten und beunruhigten, Karlstadt aber in nähere Verbindung mit ihnen trat. Diese Dinge machten in Deutschland ein großes Aufsehen, Luther konnte mit Recht die übelsten Folgen für die ganze Kirchenreformation davon fürchten, und war überzeugt, nur seine Gegenwart in Wittenberg könne das Uebel wirksam bekämpfen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, bis er an Ort und Stelle war; trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten machte er sich auf den Weg, und schrieb ihm auf der Reise, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, einen Brief, der wegen der darin herrschenden, aus dem festesten Glauben an seine gute Sache fließenden Freimüthigkeit mit Recht bewun-

dert wird. Er habe, heißt es darin, das Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Dem Kurfürsten habe er genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sei. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Herzog Georg von Sachsen sei schlimmer als ein einziger Teufel; allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er in einem viel höhern Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht; ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn; denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten glaube, vermöge am meisten, da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sei, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen werde.

So kam Luther (7. März 1522) wieder nach Wittenberg, bestieg sogleich die Kanzel, und predigte acht Tage hintereinander gegen die während seiner Abwesenheit eingerissenen Unordnungen mit solcher Kraft und Wirkung, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Der Kaiser hatte Deutschland gleich nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden, und von da nach Spanien gereis't, wo er fast acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karl's war der Befestigung der Reformation sehr günstig, die sich auch schon über Sachsen hinaus und besonders in den Städten verbreitete. Das Reichsregiment, das den Kaiser vertreten sollte und zu Nürnberg seinen Sitz hatte, war eine unkräftige Behörde und zählte übrigens Gönner der neuen Lehre unter seinen Mitgliedern, so daß die Vollziehung des Wormser Edicts bald ganz außer Acht kam.

Leo X. war am 1. December 1521 gestorben, und nach einiger Zeit des Schwankens und der Parteiungen hatten sich die Cardinäle vereinigt, den uns als Karl's Erzieher und Statthalter in Spanien schon bekannten Hadrian zu wählen, welcher als Papst der sechste hieß. Er war zwar kein thatkräftiger, aber ein redlicher und gewissenhafter Greis, dem die Zerrüttung der Kirche sehr zu Herzen ging. Als Theolog war er entschiedener Gegner der Lehrmeinungen Luther's; daß aber in der Kirche große Aergernisse und Mißbräuche herrschten, gestand er zu, ja er ließ einem 1522 zu Nürnberg zusammengekommenen Reichstage durch seinen Legaten Cheregato erklären: es habe eine geraume Zeit viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden, daher sei er entschlossen, vor allen Din-

gen den Römischen Hof zu reformiren. Zugleich forderte er die Vollziehung des Edicts wider Luther. Diese aber lehnten die Stände ab, und wegen der Heilung der Kirchenübel trugen sie auf ein allgemeines Concilium an, indem sie zugleich nicht weniger als hundert Beschwerden der Deutschen Nation über den heiligen Stuhl übergaben.

Hadrian's treuherzige Geständnisse und die Anstalten, die er zu wirklicher Abstellung eingerissener Mißbräuche machte, zogen ihm in Rom bittere Feindschaft zu. Dazu kam, daß er die damals herrschende große Begeisterung für das classische Alterthum und seine Productionen so wenig theilte, daß er sich von der berühmten Statue des Laokoon, die man kurz vorher aufgefunden hatte, mit Gleichgültigkeit abwandte, und sie ein altes Idol nannte*). Einen solchen Papst haßten und verhöhnten die leichtsinnigen und verderbten Römer, und als er bald starb (14. Sept. 1523), schmückten sie in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen, und erklärten ihn in einer Inschrift für den Befreier des Vaterlandes.

Der nächste Papst war der Cardinal Julius von Medici, der sich Clemens VII. nannte, ein wohl unterrichteter, scharfsinniger, gewandter Mann. Dieser ließ den Antrag Hadrian's wegen der Vollstreckung des Wormser Edicts auf einem 1524 abermals zu Nürnberg gehaltenen Reichstage durch den Cardinal Campeggio wiederholen, konnte aber keinen andern Beschluß erhalten, als daß sich die Stände dem Wormser Edict gemäß halten wollten, *so viel ihnen möglich wäre*. Auf seiner Reise war der Legat in Augsburg vom Volke verspottet worden; und ehe er nach Nürnberg kam, baten ihn die Fürsten, bei seinem Einzuge die Austheilung des Segens lieber zu unterlassen, damit ihm nichts Aehnliches geschehe. Doch erfuhr er während seines Aufenthalts in Nürnberg neue Kränkungen.

8. Der Adelskrieg.

Der Geist der Schwärmerei, wie er sich zunächst in der Kirche selbst durch die Bilderstürmereien geäußert, blieb nicht bei der Kirche stehen. Er ergriff mehr und mehr alle Stände; politische und sociale Freiheitsideen

*) Sunt idola antiquorum, soll er gesagt haben. Doch war ihm sonst die Bildung seines Jahrhunderts nicht fremd. Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 92.

vermengten ſich mit den kirchlichen; und die Ungeduld, der die Erfolge des Wortes zu lange ausblieben, ſchritt ungeſtüm zur That der Gewalt.

Von dieſem Geiſte der Schwärmerei wurde denn auch, und zwar zunächſt, der Adel ergriffen; um ſo leichter, als grade er am meiſten an das Waffenhandwerk, an Thaten der Gewalt gewöhnt war. Dennoch immer blühten die ritterlichen Fehden fort, bald nur geführt zum Schutze Unterdrückter oder Gekränkter, bald aber auch mit einem dem Räuberweſen ähnlichen Unfuge gepaart. Namentlich bildete damals Franz von Sickingen (geb. 1481), jener tapfere Reichsritter (S. oben S. 209) eine ſtets kampfbereite Macht. Von ſeinem Schloſſe Ebernburg aus, bei Kreuznach, hatte er noch kurz vor dem Beginn der Reformation der Stadt Worms mit ſeinen Schaaren, die oft an 7000 Mann ſtark waren, hart zugeſetzt, aus Unwillen über die Mißhandlung eines öffentlichen Notars, des Meiſters Balthaſar Plör, dem die Wormſer alle Habe genommen, und der nirgends hatte Recht finden können. Der Reichsacht, in die er deshalb verfallen war (1515), trotzte Sickingen kühn, bis der ihm gewogene Kaiſer Maximilian drei Jahre nachher die Vermittlung des Streits übernahm. Inzwiſchen hatte er ungeſcheut, mit 2000 Reitern und vielem Fußvolk, auch noch die Stadt Metz überfallen, weil die dortige Obrigkeit mehreren Bürgern ohne Recht das Ihrige genommen; und er war nicht eher abgezogen, als nachdem der Magiſtrat jenen Bürgern vollen Schadenerſatz zugeſichert und ihm ſelber eine Brandſchatzung von 30,000 Gulden, ſowie für ſein Heer einen vollen Monatsſold, ausgezahlt hatte. Ja, er wagte es ſogar, dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Heſſen Fehde anzukündigen, weil er ſich von ihm beleidigt glaubte; und obwohl dieſer mit 6000 Mann ſeines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, wußte doch Sickingen von dem Pfälziſchen Adel noch weit mehr und tüchtigere Mannſchaft aufzutreiben, ſo daß er die Flecken und Dörfer des Landgrafen durch Brennen und Plündern ſchwer verwüſtete, der Stadt Darmſtadt heftig zuſetzte, und unter Vermittlung des Markgrafen Philipp von Baden einen Vergleich erzwang, kraft deſſen die Heſſiſche Ritterſchaft ſich für nicht weniger denn 85,000 Gulden von ſeinen Feindſeligkeiten loskaufen mußte. Die Macht Sickingen's erhellt auch daraus, daß er — ein bloßer Reichsritter — mit 14,000 Mann zu Fuß und 2400 Reitern dem jungen Kaiſer Karl V. zu Hülfe ziehen konnte, als deſſen erſter Krieg mit Frankreich ausbrach (1521).

Und eben dieſer Mann nun war es, der den ritterlichen Mittelpunkt der reformatoriſchen Bewegung bildete. Wir haben ſchon des edlen Anerbietens gedacht, das er und Hutten 1520 an Luther ergehen ließen.

Und damit begnügten sich die beiden Ritter nicht. Sie schlossen einen intimen Bund, dessen Seele Hutten, dessen Arm Sickingen war. Es kam ihnen darauf an, durch Energie, durch Waffengewalt, eine umfassende sowohl religiöse wie politisch-nationale Umgestaltung Deutschland's durchzusetzen. Ihre oberste Losung war die Befreiung Deutschland's von der Römischen Fremdherrschaft; die deutsche Kirche sollte sich für sich abschließen, und etwa der Mainzer Erzbischof Primas derselben sein; die Geistlichen sollten beträchtlich vermindert, die Klöster ganz abgeschafft, die Lutherischen Lehren überall zur Herrschaft gebracht werden. In socialer Beziehung forderten sie Abstellung des Raubwesens, der kaufmännischen Monopole, Beschränkung der Sachwalter, Luxusgesetze und Sperre gegen die Geldausschleppung durch die Fugger, das größte Bankhaus jener Zeit, die Agenten der Römischen Curie und die Vermittler der geistlichen Krämerei. In politischer Hinsicht endlich ging ihr Plan auf Stärkung der kaiserlichen Gewalt, durch Hebung der Adelsmacht und Brechung der Fürstenmacht; namentlich sollten die geistlichen Fürstenthümer, kurfürstliche und bischöfliche, zu Gunsten des Kaisers und des niedern Adels säcularisirt werden. Im Hintergrunde, scheint es, schlummerte bei Sickingen, der als einfacher Ritter mächtiger war, wie mancher Fürst, das Gelüst, sich zum weltlichen Kurfürsten von Trier, an Stelle des geistlichen, zu erheben.

Noch im Verlaufe des Jahres 1520 öffnete Sickingen allen Bedrängten, Verfolgten und Flüchtigen, die wegen ihrer Begeisterung für die Idee der Kirchenverbesserung litten, seine Burgen als Asyle, zumal die Ebernburg. Hier trafen denn nach und nach zusammen: Hutten selbst, der sich nirgend mehr sicher und mit gewaltsamer Abführung nach Rom bedroht sah; Caspar Aquila und Martin Bucer, der nachmalige Straßburger Reformator; Johann Oecolampad, der später als der schweizerische Melanchthon blühte; Johann Schwebel und Otto Brunfels. Manche der Letzteren, scheint es, waren mehr oder minder in die Plane der beiden Ritter eingeweiht und bestimmt, der Unternehmung eine religiöse Weihe zu geben.*)

Der begeistertste Bildner und Verkünder derselben war und blieb jedoch Hutten. Schon am 28. Februar 1520 hatte er an Melanchthon geschrieben: mit Franz von Sickingen habe er große und überaus wichtige Plane vor. Auch an Luther schrieb er: sie seien entschlossen, gegen die päpstliche Tyrannei mit Schriften und Waffen zu Felde zu ziehen. Luther

*) Hagen, der Geist der Reformation und seine Gegensätze, Bd. II. S. 55 ff. Strauß, Ulrich von Hutten, Th. II. S. 155 ff. 162 f. 175. 210 f. 225 ff.

aber mahnte von Gewalt ab; in einem Briefe an Spalatin sagte er: „was Hutten begehrt, siehst du; doch möchte ich nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde; in diesem Sinne habe ich ihm geschrieben." Und später: „sein Rath sei gewesen, daß der Deutsche Adel nicht mit dem Schwerdt, sondern durch Beschlüsse und Verordnungen jenen Menschen (den Römlingen) Schranken setze; allein es scheine, diese würden sich durch gelinde Mittel nicht weisen lassen." Noch entschiedener und spöttisch mahnte Erasmus ab: Hutten solle „von einem so tollkühnen Handel die Hand lassen." Allein den beiden Rittern schwebte als Vorbild der Hussit Ziska vor, der mit Gewalt sein Vaterland von der Zwingherrschaft befreit, mit dem Schwerdte die Römlinge aus ganz Böhmen vertrieben habe. Vor der Hand fuhr Hutten fort, die Geister zu bearbeiten und Bundesgenossen zu werben. Er erließ ein Manifest an die Deutschen aller Stände. Er schrieb einen kühnen Brief an Kaiser Karl V., des Inhalts: „Die Römlinge seien gegen seine Wahl gewesen; ihren maßlosen Eingriffen in die Rechte des Kaisers, ihrer täglichen Plünderung des Vaterlandes müsse ein Ende gemacht werden; das erfordere die Würde der Deutschen Nation. Offen bekenne er, daß er eine Umkehr der bestehenden Ordnung wolle; er kämpfe für die Wahrheit, die gemeine Freiheit und die kaiserliche Würde." Er suchte auch den Kurfürsten von Sachsen auszuforschen, wessen man sich von ihm versehen könne für den Fall, daß es gegen die Römlinge zur Anwendung der Waffen komme. „Denn," schrieb er ihm, „in Güte sei mit Rom nichts auszurichten, der Tyrannei müsse Gewalt entgegengesetzt werden; beide Stände, Fürsten und Adel, müßten hierin zusammenwirken, jene mit ihrer Macht und diese mit ihrem Muthe; dem Kaiser müsse Rom, der Sitz des Reiches, zurückgegeben, und der römische Bischof den übrigen Bischöfen gleichgestellt werden."

Von dem Gedanken eines Bundes zwischen Fürsten und Adel kam indeß Hutten bald genug ab; er erwartete von jenen wenig oder nichts; auch war die Machteifersucht beider Stände zu groß. Um so mehr neigte er sich der Idee einer Verbrüderung zwischen Adel und Bürgerthum oder Ritterschaft und Städten zu; hatten doch beide viele Interessen auch gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten gemein. Auf das Eifrigste wirkte er in diesem Sinne. Als Ziel stellte er hin: „Es müsse den schlechten, übelgesinnten Rathgebern des Kaisers die Freundschaft aufgekündigt werden; der Kaiser müsse sie entfernen und mit den Pfaffen brechen, statt ihrer aber die tapfersten und bestgesinnten Männer zu Rathe ziehen — in geistlichen Dingen Männer wie Erasmus, Luther und Karlstadt,

in weltlichen Männer wie Franz von Sickingen —, und mit dieſen dann die Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände und die Befreiung Deutſchland's durchführen. Thue Karl das nicht, ſo habe Franz im Sinn, etwas auf ſeine eigene Hand zu wagen, es möge ausſchlagen wie es wolle; dazu habe er an Hutten einen eifrigen Mahner. Zu dem Ende aber ſei ein Bund der Ritter und der Städte erforderlich, die gleicherweiſe von der immer mehr ſich erhebenden Fürſtenmacht bedrängt würden, die beiderſeits die meiſte Empfänglichkeit für die Idee der Kirchenverbeſſerung beſäßen, und daher zur gemeinſamen Durchführung einer religiöſen und politiſchen Reform des Reiches am meiſten geeignet ſeien." In dem Geſpräche „die Räuber" zu Anfang des Jahres 1521 trug er die beſonderen Beſchwerden des Adels unverholener vor. Er ging darin namentlich den „Schreibern und Juriſten" zu Leibe. Durch ſie werde der Adel mehr und mehr in den Fürſtenräthen und an den Fürſtenhöfen zurückgedrängt; durch ſie ſo manches Gut, das der Ritter als Eigen zu beſitzen glaubte, als fürſtliches Lehen in Anſpruch genommen; ſie ſeien die verderbliche Peſt der väterlichen Beſitzthümer des Adels. Und auch die Schreiber des Kaiſers gingen nur darauf aus, ſich reich zu machen, während ſie die Heere darben ließen. Noch ſchlimmere Räuber aber ſeien die Geiſtlichen. Die beſten Gegenden Deutſchland's hätten die Pfaffen an ſich geriſſen; namentlich die Länder am Rhein, den Kaiſer Friedrich III. mit Recht die Pfaffengaſſe genannt; und auch die Franken ſtänden ganz unter geiſtlichem Regiment. Dabei ſei keiner der Biſchöfe jetzt mehr ein Prediger; wohl aber wären ſie Jäger und Krieger, vor denen Niemandes Erbgüter ſicher ſeien. Nicht durch den Adel würden die Pfaffen geſchützt, ſondern durch die Fürſten, weil dieſe für ihre Brüder oder Söhne auf Biſchofsſtühle Jagd machten, von denen ſie den niedern Adel nächſtens ganz verdrängt haben würden. Deutſchland ſei nicht zu retten, wenn nicht die Geiſtlichkeit auf eine ſehr geringe Zahl zurückgeführt, ihr Einkommen geſchmälert, die Mönche ganz abgeſchafft würden; die Pracht an Gold und Silber müſſe aus den Kirchen entfernt und auf Kriegsbedürfniſſe verwandt werden; der Römiſche Hof dürfe nicht mehr Deutſchland durch ſeine Curtiſanen ausbeuten. Darum thue ein Bund der Ritter mit den Städten noth; denn zum Kriege müſſe es kommen.

Der Wormſer Reichstag ſteigerte die Aufregung der beiden Ritter. Noch während ſeines Verlaufs ſchleuderte Hutten die heftigſten Blitze gegen die Prälaten: „Höchſtens," ließ er ſich vernehmen, „könnten die Kirchenfürſten und Biſchöfe prieſterliche Ehren in Anſpruch nehmen, nimmer jedoch die von weltlichen Herrſchern." Zornig rief er ihnen von

der Ebernburg zu: „das Maß ist voll! hebet euch hinweg! seht ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht? Daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen bedacht sind? Entweder werden wir euch den Untergang bereiten, zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen unterliegen!" An den Kaiser erließ er eine zornige Epistel, worin er ihm seine undeutsche Politik vorwarf, die Entfernung seiner geistlichen Rathgeber und die Vertretung der Rechte Deutschland's gegen die Römischen Uebergriffe forderte; denn unerträglich sei der Zustand der Erniedrigung. Ja, Hutten hatte nicht übel Lust, schon jetzt unter den Mauern von Worms „jenen Mützen ein Spiel anzurichten". Angst genug davor herrschte in Worms; die Stimmung der Ritterschaft ließ einen Ueberfall besorgen; man wollte sogar einen Zettel gefunden haben, des Inhalts: „Vierhundert vom Adel seien für Luther verschworen", mit dem Zusatz: „Bundschuh, Bundschuh"!, der an einen frühern Bauernaufruhr erinnerte und nur auf eine Verbindung mit der Bauernschaft hinweisen konnte. Dazu kam die Drohung Hutten's: „Jetzt müsse sich zeigen, ob Deutschland Fürsten habe oder von geputzten Statuen regiert sei; Franz von Sickingen für sein Theil sei fest." So tauchten denn Gerüchte auf, daß der Letztere im Stillen ein Heer gesammelt, daß er zum Ueberfall sich anschicke, daß ein schwerer und blutiger Aufstand gegen Kaiser und Klerus bevorstehe. Aber Sickingen hielt den Augenblick noch nicht für gekommen; er setzte immer noch Hoffnungen auf den Kaiser, und überdies stand der Krieg mit Frankreich vor der Thür, wobei er auf alle Fälle Beistand zu leisten entschlossen war. Darob erhob sich nun freilich von Seiten der Ungeduldigsten schwere Klage. Hermann von dem Busche, noch leidenschaftlicher als Hutten, war wegen des Nichtlosschlagens heftig erzürnt; Eoban Hesse verdoppelte seine Anstachelungen, verheißend: aus allen Gauen dürfe man sich des kräftigsten Beistandes versehen. Hutten aber vertröstete: er werde sicherlich durchbrechen, und er hoffe, daß dann der ganze Adelstand mit Franz die Waffen ergreifen werde.

Nicht minder, wie die Achtserklärung gegen Luther, erbitterte den Adel die Einsetzung des Reichsregimentes, das der Wahlcapitulation gemäß auf dem Wormser Reichstage bewilligt ward. In diesem Reichsregimente war jeder Kurfürst durch einen Abgeordneten vertreten, die geistlichen und weltlichen Fürsten nach sechs Kreisen, die Gesammtheit der Reichsstädte nur durch zwei Abgesandte, und die Ritterschaft gar nicht. So fühlte sich die letztere zurückgesetzt und verletzt; die Städte aber, da sie im Verhältniß zu schwach vertreten waren, schienen gleich-

falls zur Unzufriedenheit berechtigt. Ja, beide Stände durften sich von den Fürsten nun um so mehr des Schlimmsten versehen, als schon bei der Wahlcapitulation die Kurfürsten ihnen offene Feindschaft bewiesen hatten. Dazu kam, daß das Reichsregiment sich doch auch den Evangelischen Anfangs feindlich zeigte, und durch den Herzog von Sachsen sich zu einem Edicte bestimmen ließ (20. Januar 1522), wodurch die Bischöfe angewiesen wurden, sich den Wittenberger Neuerungen zu widersetzen und die alten kirchlichen Bräuche aufrecht zu erhalten*). Diese Verhältnisse nahm Hutten neuerdings wahr, um die Städte zum Bunde mit der Ritterschaft aufzureizen. Die Tyrannei der Fürsten, hielt er ihnen vor, habe die anderen Stände erdrückt; ihr Augenmerk sei nur, den armen Adel aufzufressen und keine Stadt bei ihrer Freiheit zu belassen; schon sei ein Theil derselben überwältigt. Die Kaisermacht sei durch die Fürsten so tief heruntergebracht, daß sie sich Alles erlauben könnten; thäten sie Unrecht, so gäbe es keine Abhülfe; nähmen sie wider Recht, so nehme Niemand die Klage an; man müßte denn klagen bei dem, der's nimmt (d. h. beim Reichsregiment). Auch die, welche schon zu viel hätten, meinten nicht genug zu haben, wollten noch diese oder jene Stadt dienstbar machen, neue Zölle aufsetzen, den benachbarten oder im Land belegenen Besitz des Edelmanns sich aneignen. Zu der Habsucht der Fürsten geselle sich die Schreiberherrschaft, wodurch die Regierung kostspielig und die Bedrückung des Volkes immer härter werde. Die Entfernung des Kaisers gebe vollends Alles der eifersüchtigen Fürstenmacht preis; ja sie möchten, daß er niemals wiederkehre und sie alle Gewalt behielten. Um jegliche Klage zu ersticken, verböten sie nun gar Luther's Lehre; denn unleidlich sei ihnen die Wahrheit. „Darum, ihr frommen Städte," schloß Hutten seinen Aufruf, „macht euch bereit und nehmt des Adels Freundschaft an, um den Fürsten zu widerstehen und der Deutschen Nation zu helfen, auf daß sie nicht komme zu Schaden und Spott." Selbst an einzelne bedeutende Städte wandte er sich zu gleichem Zweck: Nach Frankfurt schrieb er: es sei ihnen jetzt ein großes Fenster der Freiheit aufgethan, durch Edicte sollten sie sich nicht einschüchtern lassen; diejenigen beiden Stände, von denen zumeist die Macht der Deutschen Nation abhänge, Adel und Städte, müßten sich in Freundschaft vereinigen. Nach Worms schrieb er: den weltlichen Herren sei man nur in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig; verlangten sie mehr, so sei Wider-

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd. II. S. 39 f. Vgl. S. 62 f.

ſtand nicht nur erlaubt, ſondern Pflicht. Auf die geiſtlichen Herren aber, auf die Biſchöfe, gebühre vielmehr den Gemeinden das Aufſichtsrecht; und beſſer noch wäre es, wenn dieſe auch das Wahlrecht hätten, es nicht den trunkenen Domherren überließen; dann würde man nicht, ſtatt frommer und gelehrter Leute, ſo viele reiſige Biſchöfe in deutſchen Landen finden. Vor den Fürſten brauchten ſie ſich nicht zu fürchten; faſt alle Städte, die Mehrheit des Adels, und das gemeine Volk ſei dem Evangelium anhänglich.

Faſt ſcheint es, als ob der kampfluſtige Adel für gewiſſe Eventualitäten auch die Bauernſchaft in den Kreis ſeiner Berechnungen gezogen habe. Nicht nur deutet darauf die Zuſammenſtellung des Adels und des Bundſchuhs auf jenem angeblichen Wormſer Drohzettel, ſondern auch die eben angeführte Berufung Hutten's auf das gemeine Volk, und mehr noch die damals erſchienene anonyme Schrift „Neu Karſthans", die dem Hutten zugeſchrieben ward, und jedenfalls aus ſeinem Lager hervorging. Karſthans (der Stichname für die Bauernſchaft) führt darin ein Geſpräch mit Sickingen, der ihn über ſein verdrießliches Ausſehn befragt; er klagt über die Plackereien der Pfaffen, über ihre ſtrengen Gerichte, Geldſtrafen und Bann; er droht, „wenn es einmal, wie er hoffe, zur Abrechnung mit den Pfaffen komme, werde er dies und anderes nicht vergeſſen"; er ruft aus, „wenn wir nur einen Hauptmann hätten!" und will Sickingen dazu erkieſen; er erhält zwar keine Zuſage, aber auf dem Titel verkündet er doch: er ſei mit Edlen Eins geworden und werde ſeinerſeits mit Händen zugreifen. Angehängt war eine andere Schrift: „Dreißig Artikel, ſo Junker Reiter und Karſthans zu halten geſchworen"; ſie bewegten ſich nur auf dem geiſtlichen Gebiete, weil natürlich auf dem ſocialen oder ökonomiſchen die Intereſſen der Bauern und des Adels nicht ſo leicht zu vereinigen waren; die Faſſung der Artikel war heftig, die Verbündeten ſchwören Leib und Gut zuſammenzuſetzen, und nicht ihre eigene Sache, ſondern die göttliche Wahrheit und des Vaterlandes Wohl zu bezwecken.

Dennoch war Sickingen entſchloſſen, die Adelserhebung ohne den Beiſtand der furchtſamen Städte und der gefürchteten Bauern ins Werk zu richten. Er vertraute auf ſein Anſehn als kaiſerlicher Feldhauptmann und als kaiſerlicher Rath, auf ſeine eigenen Machtmittel und die der Ritterſchaft überhaupt. Gegen Ende des Jahres war er vom Franzöſiſchen Feldzuge mißmuthig zurückgekehrt; er hatte keine Gelegenheit zur Erwerbung neuen Kriegsruhmes gefunden, und für ſein großes Heer war der Kaiſer ihm den Sold ſchuldig geblieben. Zunächſt erklärte er

sich nun offen für die kirchliche Reform: diese sei keine Neuerung, sondern Wiederherstellung des Ursprünglichen; das Abendmahl sei unter beiderlei Gestalt auszutheilen, die Messe deutsch zu lesen, Cölibat und Mönchsstand nicht von Gott eingesetzt, Heilige nicht anzubeten, Bilder mehr nütz zur Zierde in Gemächern als in der Kirche. In diesem Sinne ließ er denn auch durch seine theologischen Gäste, namentlich durch Oecolampad, den Gottesdienst auf seinen Besitzungen reformiren, zumal auf der Ebernburg, und seine Pfarrer mußten sich verheirathen. Nachdem im Mai 1522 der Kaiser nach Spanien gegangen, und das Reich nun vollends dem Reichsregiment überlassen war, erschien ihm auch der Zeitpunkt für die Durchführung der politischen Reichsreform günstig. Im August veranstaltete er eine Zusammenkunft der freien rheinischen Ritterschaft zu Landau. Die Versammlung war äußerst zahlreich; man verhandelte über die Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit, über die Parteilichkeit und Saumseligkeit des Reichsregiments sowie des Kammergerichts, über Beeinträchtigungen von Seiten benachbarter Fürsten und Bischöfe, und über die Bedrohung der Kirchenreformation. Am 10. August wurde ein „brüderliches Verständniß" unterzeichnet, wozu der Beitritt auch den Abwesenden mittelst einzusendender Reverse offen gehalten wurde. Der nächste Zweck desselben ging dahin, die Ritterschaft durch möglichste Ablehnung fremder Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Nicht allein die Streitigkeiten zwischen den Bundesverwandten sollten durch ritterliche Schiedsgerichte erledigt werden, ohne weitere Appellation, sondern auch von Angehörigen anderer Stände sollten die Ritter nur vor Ihresgleichen belangt werden können. Wer über das Erbieten zu solchem Austrage von seinem Gegner, welches Standes dieser sei, mit Gewalt bedrängt werde, dem sollte jeder Genosse beistehen. Dieser Bund wurde auf sechs Jahre geschlossen, Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt, und zwölf Vertrauensmänner nach den Bezirken ihm beigeordnet. Ob noch Weiteres verabredet worden, weiß man nicht. Das Gerücht aber erzählte alsbald: 1600 Edle hätten sich verschworen, zu dem Zwecke, alle diejenigen gegen Tyrannei zu vertheidigen, die in der evangelischen Angelegenheit bedrängt würden; Oecolampad und Hutten mit seinem Anhang seien darunter. Wirklich verkündete auch Hartmuth von Cronberg: Zweck der Verbindung sei, dem Worte Gottes das Thor zu öffnen; und Martin Bucer, damals bei Sickingen, meinte ebenfalls: es gelte die Erkämpfung des Rechtes, frei das Wort Gottes zu predigen und zu hören.

Es liegt indessen auf der Hand, daß neben dem Eifer für die ge-

waltsame Durchführung der Reformation, und neben der nationalen Begeisterung für die Selbständigkeit und die Macht Deutschland's, auch ritterlicher Standesgeist, Standeseifersucht und persönlicher Ehrgeiz der Verbindung mit zu Grunde lagen. Sickingen namentlich ging doch vor Allem wohl darauf aus, seine schwankende Stellung zwischen ritterlichem Besitz und beinahe fürstlicher Macht im Sinne der letzteren zur Entscheidung zu bringen, in der Kette Deutscher Fürstenthümer zunächst eine Lücke zu brechen, um sie selber auszufüllen und dann, von dieser breiteren und festeren Grundlage aus, das Werk der Umgestaltung der Reichsverfassung mit größerem Nachdruck durchzuführen. Diente ihm aber dabei die religiöse Neuerung zunächst als ein Hebel, so schwebte sie ihm doch ohne Zweifel zugleich auch als das begeisternde Endziel seiner Thaten vor, womit er diese und die neu zu gründende Ordnung zu krönen gedachte. Als die geeignetsten Angriffsobjecte stellten sich ihm unter den gegebenen Umständen die geistlichen Fürstenthümer dar, in denen er mit Einem Schlage zugleich die Fürsten- und die Pfaffenmacht zu treffen willens war. Und so richtete er denn schließlich sein Augenmerk auf den geistlichen Kurfürsten von Trier, der vorzugsweise ihm und der Reformation feindlich gesinnt war. Am Gelingen des Unternehmens zweifelte er nicht. Der Kaiser war abwesend, das Reichsregiment schwach; und jenen hielt er überdies nicht für geneigt, sich eines Fürsten anzunehmen, der wie der Trierer als bezahlter Agent bei der Kaiserwahl für seinen Nebenbuhler, für den König von Frankreich gewirkt. Zwar warnte ihn Balthasar Plör: wenn es ihm auch gelinge, Trier zu erobern, werde er es doch nicht behalten, sondern das Reich über ihn kommen; auch sein Guthaben beim Kaiser (60,000 Fl.) setze er aufs Spiel; jedenfalls möge er noch zuwarten.

Allein bei Sickingen war die Schilderhebung beschlossene Sache; auch war der Vorwand dazu bald gefunden: eine Beschwerde seinerseits, die er von dem Kurfürsten von Trier sofort erledigt wissen wollte, und wegen deren ihn dieser an das Reichsregiment in Nürnberg verwies. Schleunigst wurden seine Schlösser, besonders Ebernburg und Landstuhl, befestigt und verproviantirt; der Zulauf zu seinen Werbungen war bei dem außerordentlichen Ansehen, dessen er genoß, so groß, daß er sich in Kurzem nach Hartmuth von Cronberg an der Spitze von 10,000 Fußgängern und 5000 Reitern sah. Alsbald erfolgte auch der Aufbruch, ohne Rücksicht auf die Achtsandrohung, die das Reichsregiment unter dem 1. September 1522 erließ. Seine Proclamation an die Truppen und Verbündeten erklärte: nicht seine Bereicherung an Gut und Macht sei

der Zweck des Unternehmens, sondern Gottes Ehre, sofern es wider die Feinde des Evangeliums, die Bischöfe und Pfaffen, gehe. Den bestürzten Sendboten des Reichsregiments eröffnete er mündlich: „Sie möchten nur ihren Herren sagen, er sei des Kaisers Diener so gut wie sie; nicht gegen den Kaiser wolle er handeln, nur gegen den Erzbischof von Trier, und darob werde sein Herr, der Kaiser, nicht zürnen. Sein weiteres Absehen gehe darauf, in Deutschland ein besseres Recht zu machen, als das Regiment bisher gethan; und gelinge ihm das, so werde der Kaiser bei seiner Zurückkunft — und damit spielte er auf die Einziehung der geistlichen Güter an — *mehr Land und Geld im Reiche* finden, als er jetzt *auswärts* zu gewinnen suche. Seinen Handel dem Kammergericht überlassen, sei unnütz; er habe ein Gericht um sich, das mit Reisigen besetzt sei, und mit Büchsen und Karthaunen distinguire." Sprach sich in diesen Worten eine kühne Siegeszuversicht aus, so waren seine ersten glücklichen Operationen im Gebiete des Kurfürsten nicht angethan, sie zu schwächen. Als er sich mit gefangenen Trier'schen Edelleuten unterhielt, enthüllte er unumwunden seine weitgehenden Absichten. „Ihr habt," sagte er, „einen Kurfürsten, der euch, *wo er anders bleibt*, wohl bezahlen kann; wo aber *Franz ein Kurfürst von Trier wird* — als er wohl thun könnte, *auch thun will*, und *nicht allein dies*, als das *Geringste*, sondern ein *Mehreres* — so wird euch der auch wohl ergetzen."

Wie er nun aber zur Krönung seiner Erfolge die Stadt Trier belagerte und beschoß: da trat schließlich die schlimmste Wendung ein. Wider Erwarten leistete der Kurfürst einen tapfern, umsichtigen und zähen Widerstand; und während derselbe von verschiedenen Seiten her bedeutende Verstärkung empfing, harrte Sickingen vergeblich der erhofften Zuzüge, und verschoß vergeblich sein Pulver. Der Mangel des letztern nöthigte ihn endlich zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge. Seine Schaaren, die für ihn und seine Sache schwärmten, rächten sich in ihrer Erbitterung, indem sie, wie einst die Hussiten, Kirchen und Klöster verbrannten. Dieser Ausgang des Unternehmens war ein tödtlicher Schlag für die Reformideen und die Machtansprüche der Ritterschaft. Und auch die kirchliche Reform, statt gefördert zu werden, sah sich nunmehr in ihren Fortschritten eher gehemmt und mit neuen Gefahren bedroht. Luther und Melanchthon beklagten die Gewaltschritte des Adels offen als ein Thun, das der guten Sache nur Haß zu wege bringen könne. Und in der That schöpften die Gegner daraus neuen Muth zum Versuche der Reaction; das, hieß es nun, seien die Früchte des neuen

Evangeliums, es führe zu Aufruhr und Empörung. Es war solchen Stimmen gegenüber vergeblich, wenn Luther und Melanchthon jede Verantwortlichkeit auch noch so heftig zurückwiesen, wenn der Eine den Sickingen des „Rottengeistes", und der Andere den Hutten des „Wahnsinns" beschuldigte.

Daß Hutten den gescheiterten Zug mit verabredet, ist mehr als wahrscheinlich; ob er ihn mitgemacht, bleibt fraglich. Nach seiner Rückkehr entließ Sickingen die zum Waffendienst minder Tauglichen, um sie nicht unnütz der eigenen Gefahr zu opfern; unter ihnen ohne Zweifel den stets kränklichen Hutten, gleichwie Bucer und Oecolampad. Die nun ihrerseits verbündeten Fürsten, voran der Kurfürst von Trier, der Pfalzgraf am Rhein und der Landgraf von Hessen erstickten die Reste der Adelserhebung; während des Winters ließen sie Sickingen in Ruhe, um erst seine überall zerstreuten Anhänger zu vernichten; dann gingen sie vereinigt ihm selber zu Leibe. Vergebens hatte er durch Botschaften an Ritter und Städte bis nach Böhmen und die Schweiz hinein Verstärkung gesucht. Vergebens vertheidigte er Landstuhl, in das er sich geworfen, mit heldenmäßiger Tapferkeit. Schon war ein Theil der Mauern niedergeschmettert. Eben ging er, die Hauptbresche zu besichtigen: da traf ein Kanonenschuß einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Splitter davon in die Seite des Ritters fuhr und ihn lebensgefährlich verwundete. Als die Heftigkeit des Beschießens nicht nachließ, verstand sich Sickingen zu einer Capitulation, damit er ohne Kanonendonner um das Sterbelager sein Leben aushauchen könne*). Im Todesschmerze näherten sich ihm noch die drei feindlichen Fürsten, und als sie ihn verlassen hatten, entfuhr ihm der Geist (7. Mai 1523).

Nicht lange überlebte ihn Hutten. Dieser hatte unter den Siegen der Reaction, schmerzerfüllt, Deutschland verlassen und sich nach der Schweiz gewandt. In Basel wollte er Erasmus besuchen. Da traf ihn der schmerzlichste Schlag: in Selbstüberhebung und Menschenfurcht verläugnete ihn der ehemalige Freund und Geistesgenosse; kalt und scheu wies der Mann des Friedens jede Gemeinschaft mit dem Manne der Gewalt zurück. Tief entrüstet ergriff Hutten noch einmal, zum letztenmal, die Feder und erließ eine „Beschwerdeschrift gegen Erasmus", die von Bitterkeit überquoll. Bitter antwortete ihm Erasmus in seinen „Schwämmen gegen die Ausspritzungen Hutten's". Sie kamen dem rastlosen Wanderer, dem kühnen Schwärmer für Deutschland's Er-

*) Münch, Franz von Sickingen's Thaten. Bd. I. S. 295.

hebung, nicht mehr zu Gesicht; enttäuscht, arm und verlassen war er am 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürchersee, im 36. Jahre seines Alters, gestorben. Mit Vielen hatte er die Ueberzeugung getheilt: es würden keine Unruhen entstanden sein, wenn der Kaiser sich nicht in die Kirchenhändel gemischt hätte; dann würde vielmehr die evangelische Lehre in Kürze von sich aus das Deutsche Kirchenwesen umgestaltet, der Priesterherrschaft ein Ende gemacht, und das Ansehn des Kaisers erhöht haben.

Kaum waren die Adelsunruhen in den letzten Spuren getilgt, als ein anderer Stand mit anderen Ansprüchen, aber verwandten Antrieben der Schwärmerei folgend, in die Schranken trat, und eine Revolution entzündete, die das neu- wie das altgläubige Deutschland mit gleicher Gefahr bedrohte, und neuerdings die Aufmerksamkeit für einige Zeit von dem rein kirchlichen Interesse abzog. Dieser Stand war die Bauernschaft, deren Mitwirkung der Adel Anfangs gewünscht, dann vermieden hatte.

9. Der Bauernkrieg.

Der harte Druck, unter dem die Bauern seufzten, hatte schon im Mittelalter öfters bedenkliche Empörungen derselben hervorgerufen, von denen wir nur einige der merkwürdigsten früher erwähnt haben*). Auch in Deutschland hatte es nicht an ähnlichen Erscheinungen gefehlt; und besonders gährte es in den südlichen Theilen desselben fort. Schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung und bei dem geringsten Ungehorsam die strengsten Strafen, auch Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer zu einem bessern geistigen und leiblichen Zustande emporkommen konnte — das waren die Gegenstände der lautesten Klagen, die sich in Oberdeutschland aus der Mitte dieses Standes erhoben. Fürsten, Adel und Geistlichkeit sahen die Bauern nicht sowohl als Unterthanen an, für die sie zu sorgen hatten, sondern vielmehr wie ein ererbtes Eigenthum, mit dem sie nach Lust und Gefallen schalten könnten. Am meisten aber waren die Bauern gegen die geistlichen Herren erbittert, deren Ueppigkeit, weil sie dieselbe täglich vor Augen hatten, ihnen ein

*) Neun solcher Bauernaufstände des Mittelalters sind übersichtlich dargestellt von Wachsmuth in Raumer's histor. Taschenbuch, Jahrg. V. S. 281.

besonderer Stein des Anstoßes war. Da nun überdies den süddeutschen Bauern das Beispiel der benachbarten freien Schweizer ein naheliegender Anreiz war: so hielten sie am Ende auch sich für befugt, ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen. Lange schon, bevor Luther öffentlich auftrat, brachen dergestalt im Rheinlande und in Schwaben große Empörungen aus, die nur durch Ströme von Blut gedämpft werden konnten. So 1502 im Speierschen und 1514 im Würtembergischen; jener Aufstand wurde von seinem Abzeichen der Bundschuh, dieser der arme Konrad genannt. Es ist daher ungegründet, in der Reformation die Quelle des Bauernkrieges zu suchen. Aber allerdings gab sie ihm wie dem Adelskriege einen Anlaß oder Anstoß, und trug namentlich dazu bei, daß die Glut diesmal zu einer ungleich verheerenderen Flamme anwuchs. Denn den erhitzten Gemüthern der ohnehin nie scharf sondernden Menge lag noch bei Weitem mehr wie dem Adel das Mißverständniß nahe, Luther's eifrigen Kampf für Freiheit in Glaubenssachen unmittelbar auch als einen Kampf für Freiheit im Staatsleben aufzufassen, und von der Einführung der neuen Lehre zugleich in bürgerlicher Beziehung die Erfüllung sowohl ihrer billigen Forderungen wie ihrer überspannten Hoffnungen zu erwarten. An der Erweckung derselben und an dem Ausbruch der Bewegung hatten Thomas Münzer und Karlstadt durch ihre aufreizenden Predigten nicht geringen Antheil; jener in Oberschwaben, dieser in Franken*).

Im Januar 1525 standen die Bauern des Abtes von Kempten auf; ihnen folgten die Unterthanen des Bischofs von Augsburg im Allgau, der Aebte von Ochsenhausen und Roth, der Grafen von Montfort u. a. m. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Aber wie muthig auch die große Aufregung diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk, das weder Gehorsam noch Manneszucht kannte, mithin einem wohlgeordneten, eingeübten Heere wenig furchtbar sein konnte. Ein solches brachte der Schwäbische Bund gegen sie auf; den Befehl über dasselbe führte Georg Truchseß von Waldburg, ein tapferer, aber rauher und harter, den Gefühlen der Menschlichkeit fremder Mann, welcher der alten Kirchenlehre eifrig ergeben war. Dieser zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen; aber schnell vereinigte sich ein neuer,

*) S. Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 148 ff. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs in Ostfranken, S. 79. Zimmermann, Allgem. Gesch. des großen Bauernkriegs, Thl. II. S. 226 ff.

und Truchseß fand sich nicht stark genug, diesem die Spitze zu bieten. Daher bot er die Hände zu einem Vertrage, der am 22. April unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Bauern auseinandergehen, und über ihre Beschwerden Schiedsrichter, die von beiden Parteien zu wählen wären, entscheiden sollten. Leider hatte dieser Vergleich die gehoffte Ruhe nicht zur Folge. Es erschien endlich ein Manifest der Bauern, das unter dem Namen der zwölf Artikel eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt, und bald alle ähnlichen Manifeste verdrängte; ohne Zweifel war es von einem ihrer Prediger, die auf ihre Schritte den größten Einfluß übten, aufgesetzt, obwohl ein bestimmter Verfasser nicht mehr zu ermitteln ist*). Sie forderten darin besonders das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst zu bestellen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze; Zurückführung der Abgaben und Frohnden auf den alten Fuß; unparteiischere Gerechtigkeitspflege u. a. m. Ueber Alles solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemandem sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Punkte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und absichtlich mit großer Mäßigung abgefaßt; auch machten die Artikel weithin einen so mächtigen Eindruck, daß der Kurfürst Ludwig von der Pfalz sie nach Wittenberg sandte und Melanchthon's Gutachten darüber verlangte. Dieser, gemäß seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt abholden Natur, äußerte sich darüber mit Unwillen und in starken Worten.

Luther dagegen, von den Bauern selbst aufgefordert, sich über ihre Angelegenheit zu erklären, gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keiner von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Zu den Fürsten und Herren sprach er unter Anderm: „Niemand auf Erden mögen wir solchen Unraths und Aufruhrs danken, denn euch Fürsten und Herren; sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das heil. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzt, eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche,

*) Vgl. Zimmermann, a. a. O. S. 107 ff.

willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun.... Ist euch nun noch zu rathen, m. l. H., so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen.... Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und Ps. 107, 40. wahr machen, daß sie Verachtung schütten über die Fürsten." In der Ermahnung an die Bauernschaft giebt er zu, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute so unerträglich beschweren, sich wider Gott und Menschen höchlich versündigen. Sie aber sollten sich deswegen keine christliche Rotte oder Vereinigung nennen, da sie Gottes Namen unnütz führen und schänden, weil geschrieben steht: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Auch daß die Obrigkeit böse und unleidlich sei, entschuldige keine Rotterei noch Aufruhr; sie seyen noch viel ärgere Räuber als die böse Obrigkeit. „Ich setz euch," sagt er, „selbst hin zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sei: ob es der sei, der einem andern ein groß Stück Guts nimmt und läßt ihm doch etwas; oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut, d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seid ihr viel größere Räuber denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen. Das glaube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das größte und Hauptstück, der wird es auch nicht lassen, er wird ihm das andere und geringste, so dran hangt, auch nehmen." Er schließt das Ganze mit einer Ermahnung an die beiden Parteien, an Fürsten und Bauern. „Auf beiden Seiten," sagt er, „sei Unrecht; darum werde man auf beiden Seiten verderben, Gott werde einen Buben durch den andern strafen."

Aber diese ebenso nachdrücklichen als wohlgemeinten Worte fanden kein Gehör mehr; und immer lichter schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung außer in Schwaben auch in Franken aus, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münster'schen. Auch in den

Städten gährte es; hie und da brachen Tumulte aus. Doch gesellten sich nur kleinere Städte offen dem Aufruhr bei; die größeren wurden nirgends Mittelpunkte und Stützen für denselben, wiewohl einige den Bauern insgeheim manchen Vorschub leisteten *). Desto greller und zerstörender wüthete der Aufstand auf dem Lande. Von einer Willigkeit zu friedlichem Abkommen war bald nirgend mehr die Rede. Weit und breit wurden Burgen, Klöster, Priestersitze geplündert und in Brand gesteckt. An vielen Orten steigerte sich die Leidenschaft der Bauern bis zu blutdürstiger Raserei. Ein ruchloser und frecher Mensch, Namens Georg Metzler, früher Schenkwirth, stand an der Spitze einiger Tausend Odenwäldischer Bauern, zu denen sich bald andere Haufen gesellten. Sie nahmen Weinsberg und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die sie hier unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein fanden, eine grausame Rache für die Gefangenen, die Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, den die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie, von tausend Stichen durchbohrt, niedersanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilian's, den Unmenschen zu Füßen; vergebens suchte sie durch das Emporhalten ihres zweijährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste gemißhandelt.

Die Nachricht von dieser Würgescene war hinreichend, Luther's Meinung über die Behandlung der aufrührerischen Bauern völlig umzustimmen. Seine edle Seele war frei von dem Wahne, daß man einem empörten Volke Ströme von Blut und Kannibalengräuel zu Gute halten müsse; er erglühte vor Unwillen, und schrieb in dieser Stimmung eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit einer nur allzugroßen und tadelnswerthen Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte. „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teuflischers sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du nicht, so schlägt er dich, und ein ganzes Land mit dir.... Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott

*) Wachsmuth, der Deutsche Bauernkrieg, S. 38. Ranke, a. a. O. S. 163.

verständigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Metzler's Haufen und eine andere zahlreiche Schaar waren ins Würzburgische eingedrungen, und ganz Franken erhob sich. Auch dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, und sich von den Flammen seiner Schlösser dazu leuchten zu lassen, oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere gezwungen; Andere traten freiwillig und ehrlich auf die Seite der Empörer, weil sie die Unternehmung derselben billigten, oder im Trüben zu fischen hofften. Auch der berühmte Götz von Berlichingen (geb. 1478, gest. 1562), Sickingen's Schwager und vielfacher Helfer, wurde genöthigt, ein Führer der Bauern zu werden; er ging um so eher darauf ein, als die kriegerische Thätigkeit gegen seine alten Feinde im Schwäbischen Bunde ihn zugleich anzog. Aber er verhehlte ihnen nicht, daß ihm ihr wildes Treiben mißfalle; und als die vier Wochen, für die er sich verpflichtet, verflossen waren, verließ er sie*). Der Bischof von Würzburg flüchtete, die Bauern nahmen seine Hauptstadt ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem scheiterten ihre Kräfte.

Indeß rüsteten sich ihre Feinde auf zwei Seiten. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben (12. Mai) entscheidend aufs Haupt geschlagen, und sich nachher, zur Wiedervergeltung der Weinsberger That, der ganzen Grausamkeit seines rachsüchtigen Gemüths überlassen. Jetzt rückte er nach Franken vor, und vereinigte sich mit einem andern Heere, das der Kurfürst von der Pfalz herbeiführte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen (20. und 28. Mai) besiegt, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr schnell gedämpft. Auf gleiche Weise mußten die Bauern überall der geordneten Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet, und schwer seufzten die Länder unter den unverantwortlichen Grausamkeiten und Verwüstungen, mit denen die Sieger jetzt Vergeltung üben zu dürfen glaubten. An dieser Härte, an den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte und dadurch seinen Wohlstand zerrüttete, hatte der Schwäbische Bund vorzüglich vielen Antheil, da er in Franken als Fremder auftrat, den die Unterthanen nichts angingen. Aber auch unter den Fürsten, die dem

*) Er ist sonst der Zweideutigkeit in seinem Verhältniß zu den Bauern beschuldigt worden; so von Sartorius, Versuch einer Geschichte des Deutschen Bauernkriegs, S. 249. Gegen diese Anklage nimmt ihn Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges, besonders S. 361 ff., mit guten Gründen in Schutz.

hätten wehren und die Ihrigen schonen sollen, gingen Manche mit ihrem eignen Volke nicht besser um. Nur allzusehr gingen die heftigen Aufreizungen Luther's in Erfüllung; von der Raserei der Sieger wurde die der Aufrührer weit übertroffen. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern neunundfunfzig Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst Richard von Trier und der Bischof Konrad von Würzburg fanden eine Lust daran, ihre Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen. Mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten durchzogen sie ihre Länder, da schon Alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen. Der Erstere soll sogar mit eigner Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf funfzigtausend angegeben.

So hinterließ denn auch diese Revolution, die in ihren weitergehenden Folgerungen ebenfalls eine völlige Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse Deutschland's erzielt hatte, keine anderen Spuren, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder. Wie wäre aber auch ein so wildes Zusammenrotten ohne Plan und Ordnung, und wobei statt ächter Begeisterung meist nur rohe Leidenschaft und gemeine Rachsucht waltete, endlich ohne irgend einen mit großen Eigenschaften und höherm Sinn begabten Führer an der Spitze, eines besseren Ergebnisses fähig gewesen! Der Zustand der Bauern hatte sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, zur Strafe selbst diejenigen Freiheiten, deren es noch genossen hatte. Die Bauernschaften wurden entwaffnet, und des Rechts, sich in Gemeinden zu versammeln, beraubt. Für Abstellung der Mißbräuche, die den Aufstand herbeigeführt hatten, geschah nur in der Pfalz Einiges, in andern Gebieten war nicht davon die Rede.

---

10. Thomas Münzer.

An der Spitze des mit dem Bauernkriege in Süddeutschland zusammenhängenden Volksaufstandes in Thüringen stand ein Geistlicher, der schon genannte Thomas Münzer, der früher unter den Zwickauer Wiedertäufern eine Rolle gespielt hatte, und nunmehr, zugleich Schwärmer und Betrüger, als einer der einflußreichsten Volksverführer wirkte.

Luther's Reformation erklärte er für unzulänglich, und überhäufte dieſen mit den beleidigendſten Schmähungen. Er rühmte ſich göttlicher Offenbarungen, und daß ihm befohlen ſei, das weltliche Regiment zu ändern. Der ganzen Gemeine gehöre die Gewalt des Schwerts, die Fürſten ſeien die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Wegen dieſer radicalen Lehren war er bereits aus mehreren Sächſiſchen und anderen Städten verjagt worden, als er in der Reichsſtadt Mühlhauſen, wo ein entlaufener Mönch Heinrich Pfeifer ihm den Boden bereitet hatte, einen großen Anhang fand (1524). Münzer, fortan mit Pfeifer eng verbunden, reizte in ſeinen Predigten gegen Obrigkeit und Adel, wie gegen die Kirche, auf. Die Entſchiedenheit und Keckheit, mit der er ſeine Meinungen vortrug, und ganz beſonders ſeine lockende Lehre von der Gemeinſchaft der Güter, verführten das niedere Volk mächtig. In kurzem war ſeine Partei in Mühlhauſen ſo zahlreich, daß der Stadtrath abgeſetzt, ein neuer aus ſeinen Anhängern beſtellt, und die Mönche, Stiftsherren und Johanniter vertrieben wurden. Die Armen arbeiteten nicht mehr, ſondern forderten ihre Bedürfniſſe von den Reichen; und was ihnen abgeſchlagen wurde, nahmen ſie mit Gewalt. Als die Revolution in der Stadt ſelbſt zu Stande gebracht war, zog Münzer mit ſeinem Anhang hinaus, um ſie durch das ganze Land zu verbreiten; ſein Fahnenzeichen war ein Regenbogen auf weißem Grunde. Eine Menge Kirchen, Klöſter und Schlöſſer wurden nun geplündert und verwüſtet; und das böſe Beiſpiel wirkte immer verführeriſcher. In Thüringen, in vielen Gegenden Oberſachſen's, Heſſen und Braunſchweig erhoben ſich die Bauern, es nachzuahmen. Der junge, raſche und thätige Landgraf Philipp von Heſſen wurde zuerſt des Aufſtandes in ſeinem Lande Meiſter; dann zog er den benachbarten Fürſten, den Herzogen Georg von Sachſen und Heinrich von Braunſchweig, ſowie den Grafen von Mansfeld, zum Beiſtand zu. Vereint brachen ſie mit einer ausgeſuchten Mannſchaft gegen Münzer auf. Sie trafen ihn bei Frankenhauſen, wo er ſich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte (15. Mai 1525). Da die Aufrührer anfangs zu unterhandeln begehrten, ſo ließen ihnen die Fürſten Gnade anbieten, wenn ſie ſich ergeben und ihre Häupter ausliefern wollten. In dieſer Gefahr ſpannte Münzer alle ſeine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig ſich zeigender Regenbogen kam ſeiner feurigen Beredtſamkeit mächtig zu Hülfe. „Hebt die Augen auf," rief er, „und ſeht, wie günſtig uns Gott iſt, blickt auf das Zeichen ſeiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den Himmelsbogen; und da in unſeren Fahnen daſſelbe Zeichen gemalt iſt, ſo zeigt

uns Gott dadurch deutlich an, er werde uns unterstützen und den Tyrannen Untergang bereiten. Es ist Gottes Wille, daß wir keinen Frieden mit unsern gottlosen Widersachern machen." Jede Hoffnung auf Gnade zu vernichten, beging Münzer sogar die Nichtswürdigkeit, einen Gesandten der Fürsten, einen jungen Edelmann, niederstoßen zu lassen. Die Schlacht ward von den Fürsten mit leichter Mühe gewonnen, von den fliehenden Bauern an siebenhundert niedergemacht*). Münzer selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses; aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage und zog ihn aus dem Bette hervor. Er wurde vor die Fürsten gebracht und gefoltert, dann enthauptet und gespießt; das gleiche Schicksal traf auch Pfeifer; außer ihnen wurden noch viele andere Gefangene durch das Schwert hingerichtet.

Die Widersacher der Reformation verfehlten natürlich nicht, alle diese Empörungen als Beispiele darzustellen, zu welchen Unthaten die neuen ketzerischen Lehren führten. So ungegründet diese Behauptung auch ist, wenn man anders nicht jede Uebertreibung oder Verzerrung einer großen Idee, und jede Verwendung derselben zu anderen Zwecken oder jedes daraus entspringende Mißverständniß, auf diese Idee selbst zurückschieben will: so hat doch allerdings zumal der Bauernkrieg viel dazu beigetragen, den Sectenhaß und den Parteigeist schärfer zu machen; und durch die politische Besorgniß, die sich dem religiösen Interesse beimischte, wurde die Lage der Dinge noch schwieriger und verwickelter. Denn nichts lag nach der Erhebung des Adels, der Bürger und der Bauern näher, als die Gefahr, daß nun auch die Fürsten wider einander, oder wider Kaiser und Reich, sich erhöben. Luther wurde durch alle jene Gewaltereignisse zurückhaltender, ja starrer und einseitiger gemacht. Er, der einst selbst die weitesten Ziele und mit der allseitigen Läuterung der Gotteslehre und der Kirche auch eine allseitige Verbesserung der Zustände des Reiches im Auge gehabt hatte, streifte jetzt nicht nur ein für allemal alle nicht rein kirchlichen Gesichtspunkte völlig ab, sondern beschränkte sich auch in seinem kirchlich reformatorischen Wollen, und stellte sich ganz auf den Boden der weltlichen Obrigkeit, d. h. der fürstlichen Macht, für die er jetzt ein göttliches unumschränktes Recht und einen blinden Gehorsam in Anspruch nahm. Diese Lehre machte die Reformation von den Fürsten abhängig, und kam ebensosehr den fürst-

*) Diese Zahl, nicht fünftausend, giebt die Mühlhäuser Chronik an. S. Ad. Schmidt, Zeitschr. für Gesch. Bd. IV. S. 383.

lichen Gegnern wie den fürſtlichen Gönnern zu ſtatten. Auf die Durchführung einer vollſtändigen, ganz Deutſchland gleichmäßig umfaſſenden Reformation, war daher kaum mehr zu hoffen. Bald genug traten im Kreiſe der Fürſten das gleiche Selbſtvertrauen, wie zuvor bei den geringeren Ständen, und dieſelbe Luſt zu gewaltthätigen Wagniſſen hervor; aber diesmal in der Geſtalt der ſchroffſten Gegenſätze, die Deutſchland nicht zu einigen, ſondern nur zu ſpalten geeignet waren.

---

11. Die erſten gegneriſchen Fürſtenbündniſſe. Förmliche Geſtaltung des neuen Kirchenthums.

Da der Beſchluß des letzten Nürnberger Reichstages in Betreff der Religion ſo wenig nach dem Sinne des päpſtlichen Legaten und der katholiſchen Partei ausgefallen war: ſo trat auf Campeggio's Betrieb der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich — mächtig als Beſitzer aller Länder des Großvaters Maximilian, die ſein Bruder, der Kaiſer, erſt mit ihm getheilt, dann ihm gänzlich überlaſſen hatte — mit den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Baiern, ſowie den meiſten ſüddeutſchen Biſchöfen, ſchon am 6. Juli 1524 in Regensburg zu einem beſonderen Bündniſſe zuſammen, deſſen Zweck die Aufrechthaltung der katholiſchen Kirche und Lehre war. Das Zuſammenwirken der ſonſt durch politiſche Eiferſucht getrennten Häuſer Oeſterreich und Baiern wurde der Punkt, von welchem in Deutſchland der geregelte Widerſtand gegen die Fortſchritte der neuen Lehre ausging.

Die norddeutſchen entſchiedenſten Widerſacher derſelben, der Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachſen, waren dieſem Bündniſſe nicht beigetreten; im nächſten Jahre aber kamen ſie mit einigen gleichgeſinnten Fürſten zu Deſſau zuſammen, und hielten Berathungen, von denen ſich die Evangeliſchen nichts Gutes verſprachen. Da nun zugleich ein Ausſchreiben des Kaiſers zu einem neuen Reichstage erſchien, in welchem auf Unterdrückung der ſchädlichen Religionsneuerungen hingewieſen wurde: ſo drang der feurigſte Anhänger der Reformation, der Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen, der ſie in ſeinem Lande eben mit großem Eifer einführte, darauf, daß die evangeliſchen Fürſten ihrerſeits zu einem Sicherheitsbündniſſe zuſammentreten möchten. Luther wollte zwar von ſolchen Maßregeln nichts hören;

er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde; und der sanfte Melanchthon verabscheute wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte. Demungeachtet nahm der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder Friedrich der Weise war am 5. Mai 1525 gestorben), des Landgrafen Vorschlag an. Zu Torgau wurde im Mai 1526 zwischen beiden Fürsten ein Bündniß geschlossen, des Inhalts, daß — weil durch die Geistlichen und ihre Anhänger eine Verbindung errichtet worden sei, um die alten unchristlichen Mißbräuche ferner im Schwange zu erhalten, und diejenigen, welche sie abgestellt hätten, anzugreifen und zu verderben — sie einander gegen einen solchen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald darauf traten noch vier Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld und die damals freie Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Das Vertrauen auf diese Einigung war es, das den verbündeten Fürsten die Entschlossenheit gab, auf dem noch im Juni desselben Jahres zu Speier eröffneten Reichstage, sich dem kaiserlichen Antrag zur Vollziehung des Wormser Edicts zu widersetzen, ja den Beschluß zu bewirken, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffte. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen noch schnellern und leichtern Fortgang, und die neue Lehre, die schon in vielen Landschaften und Orten ins Leben getreten war, erhielt einen festern Grund. Indem aber die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten, oder doch anders gestalteten, griff dies so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens sprengte die Kette der Hierarchie; wenn die Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen verlassen wurden, mußten auch die gottesdienstlichen Anstalten gänzlich verändert werden; und mit der Lehre Luther's, daß nicht in unserer eigenen Gerechtigkeit und in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sei, mußte sich das praktische christliche Leben ganz anders gestalten. Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst

eingeführt, den Geiſtlichen die Ehe verſtattet; die Kloſtergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Feſttage vermindert; auf das Predigen und den häufig gänzlich vernachläſſigten Volksunterricht legte man einen groſſen, bisher ungewohnten Nachdruck. In Anſehung der Kirchenverfaſſung und Regierung waren die Reformatoren anfangs geneigt, die Biſchöfe beſtehen zu laſſen, wenn ihre Gewalt eingeſchränkt würde, und ſie aller weltlichen Herrſchaft entſagten. Da dies aber nicht erfolgte, ſo kam in den Ländern, wo die Reformation eingeführt wurde, die oberſte Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren.

In dem Mutterlande der Reformation, dem Kurfürſtenthum Sachſen, wo Friedrich der Weiſe ſich gegen die Neuerungen mehr nachgebend als fördernd verhalten hatte, wurden dieſe Einrichtungen durch Johann den Standhaften gradezu angeordnet. In Heſſen hielt Philipp der Groſsmüthige 1526 eine Landesſynode, wo die Kirchenreformation beſprochen und feſtgeſetzt wurde; ein Jahr darauf ſtiftete er die Univerſität zu Marburg auf reformatoriſchem Grunde. Bald folgten mehrere andere Deutſche Fürſten und Städte dem gegebenen Beiſpiel. Am merkwürdigſten aber war, daß der Hauptangriff des Adels gegen die Reichs- und Kirchenverfaſſung, ſein Beſtreben, die geiſtlichen Fürſtenthümer zu ſäculariſiren, nun bei den Fürſten ſelbſt zu Ehren kam, und daß dergeſtalt ſchon in den erſten Jahren der Reformation wirklich ein ganzer geiſtlicher Staat in einen weltlichen verwandelt wurde. Dies geſchah in Preußen.

In dem Thorner Frieden hatte, wie wir ſahen, das Ordensland Preußen ſeine Selbſtändigkeit an Polen verloren. Im Jahre 1511 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von der Fränkiſchen Linie des Brandenburgiſchen Hauſes, einen Enkel des Kurfürſten Albrecht Achilles und Schweſterſohn des Königs Sigismund von Polen, zum Hochmeiſter. Der Orden hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, ſich der Polniſchen Oberhoheit wieder zu entziehen; Albrecht verſagte den Lehnseid, und gerieth darüber 1519 mit ſeinem Oheim in einen Krieg. Um nun in dem Lande Hülfe zu ſuchen, mit welchem Preußen früher politiſch verbunden geweſen, und es noch nach der Sprache und Nationalität war, reiſte Albrecht nach Deutſchland; dieſe Hülfe fand er zwar nicht, aber er ſah dort die Anfänge der Kirchenverbeſſerung und, von Luther perſönlich dazu aufgefordert, beſchloß er, auch Preußen für dieſelbe zu eröffnen. Sie ſtieß hier auf einen fruchtbaren Boden und verbreitete ſich mit groſser Schnelligkeit. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrſchaft des Ordens, trotz aller Einreden und Klagen vieler Beeinträchtigten, ein Ende zu machen, und Preußen für ſich und ſeine Nachkommen als Erb-

eigenthum zu gewinnen, indem er sich mit dem Könige von Polen aussöhnte. Dies geschah 1525 zu Krakau, wo am 9. April ein Friede unterzeichnet wurde, der Albrecht zum ersten weltlichen Herzog von Preußen, als Vasall der Krone Polen, erklärte. Am folgenden Tage leistete der neue Herzog seinem Oheim mit großer Pracht die Huldigung.

Unter den Mitteln zur Ausbreitung der Reformation wirkte keines so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte und bis 1532 vollendete. Die schlichte Einfalt, die Tiefe und die Erhabenheit des Ausdrucks sind darin gleich bewundernswürdig. Kein anderes Buch ist bei Hohen und Niedern so entschieden National- und Volksbuch geworden; daher auch durch diese Uebersetzung die Mundart, in der sie abgefaßt ist, die hochdeutsche, den Sieg über die übrigen davon trug, und Schrift- und Umgangssprache aller Gebildeten wurde. Die heilige Schrift, so dem Volke in die Hände gegeben, entschied Unzählige für eine Lehre, die sich immer auf sie und nur auf sie berief. Daneben fuhr Luther unabläßig fort, theologische Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Predigten u. s. w. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich sein würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein hochbegabter, von großen Ideen erfüllter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde der Geselligkeit und dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein anderer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinem Besuche einen Strauß seiner selbst gezogenen Rosen zu überreichen. Ja er fing um diese Zeit sogar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang," schreibt er an einen Freund in Nürnberg, „haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird."

Schon zu Ende des Jahres 1524 legte Luther seine Augustinerkutte ab, und trug hinfort immer einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler diese Farbe

ſo allgemein ein, daß ſie bis auf unſere Zeiten die der amtlichen Kleidung der evangeliſchen Geiſtlichen geblieben iſt. Wie Luther durch dieſen Schritt dem Mönchthum förmlich abſagte, ſo bekräftigte er im nächſten Jahre ſeine Verwerfung des Cölibats dadurch, daß er in den Eheſtand trat, wie ſchon viele ſeiner Anhänger vor ihm gethan, obgleich er bereits zweiundvierzig Jahre alt war. Am 13. Juni 1525 geſchah ſeine Verheirathung mit dem Fräulein Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloſter Nimptſch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war. Selbſt Melanchthon war über dieſen Entſchluß, den Luther ſchnell gefaßt hatte, verwundert und betreten, und fürchtete, er würde den Gegnern zu Läſterungen Anlaß geben, die denn freilich auch nicht ausblieben. Luther's Fleiß im Schreiben und Lehren erlitt übrigens durch ſeinen Eheſtand keine Störung, ſo lieb er auch „ſeine Käthe" und ſein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächſten Jahre geboren ward. Im J. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Viſitation der Kirchen und Schulen in ganz Kurſachſen und Meißen, eine mühſelige Arbeit, die Jahre dauerte. Die beiden Männer durchreiſten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine beſſere Methode, und ermahnten ſie kräftig zur Erfüllung ihrer Pflichten. Als dies Geſchäft beendigt war, ſetzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürſtenthum Sachſen auf, der noch in demſelben Jahre (1528) ſechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweiſung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren ſollen, und wie der Gottesdienſt einzurichten ſei. Auch Luther brachte die Hauptſätze ſeiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten. Das iſt der berühmte „Katechismus Lutheri". Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, beſtimmte er für die Kinder. Und wie Luther durch dieſe Bücher für den Volksunterricht, ſo ſorgte Melanchthon für eine wiſſenſchaftliche Darſtellung der evangeliſchen Glaubenslehre; ſein Hauptwerk in dieſer Richtung, das unter dem Titel: Loci communes rerum theologicarum, zuerſt im Jahre 1521 erſchienen war, fand ſo außerordentlichen Beifall, daß es, viele Ueberſetzungen ungerechnet, bis 1595 ſiebenundſechzig Mal aufgelegt worden iſt.

Zu den litterariſchen Gegnern Luther's war in den letzten Jahren der früher für ihn ſo günſtige Erasmus getreten. Seinem Bruche mit Hutten (1523) folgte der Bruch mit Luther auf dem Fuße nach. In einer Schrift über den freien Willen (de libero arbitrio) griff er 1524 Luther's Lehre von der im Menſchen ausſchließlich wirkenden Gnade Gottes an, und ſuchte darzuthun, daß der Wille des Menſchen nicht ſo

gebunden sei, wie Luther behaupte. Dieser Schrift setzte Luther 1526 eine andere über den unfreien Willen (de servo arbitrio) entgegen; in welcher er seine Lehre von der Nichtigkeit des menschlichen Willens mit einer Schärfe durchführte, von welcher Melanchthon und die meisten anderen evangelischen Theologen noch bei Luther's Leben abwichen.

Weit folgenreicher aber wurde eine andere, sich im Schooße der neuen Kirche entwickelnde Meinungsverschiedenheit, nämlich über die Lehre vom Abendmahle. Luther hatte das katholische Dogma von der Brotverwandlung verlassen, fuhr aber fort, die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls zu behaupten. Dagegen erhob sich Karlstadt mit der Lehre, daß der Zweck der Abendmahlsfeier kein anderer sei, als Erinnerung an den Tod des Erlösers, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Unerwartet fand seine Meinung in Oberdeutschland Anhänger unter den Theologen; Luther aber vertheidigte die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein ganzes übriges Leben der entschiedenste und bitterste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sacramentirer belegte. Ja er stand nicht an, sich gegen sie auf die „in allen Jahrhunderten geglaubte Lehre der Kirche" zu berufen, die doch sonst bei ihm gegen die Zeugnisse der Schrift und die Ergebnisse der auf sie gegründeten Forschung nicht in Betracht kam. Karlstadt zwar trat bald vom Schauplatze ab; nun aber ward der Streit ungleich bedeutender, da in Oberdeutschland die Lehrmeinungen der Schweizerischen Reformatoren großen Beifall fanden.

---

12. Die Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli.

In der Schweiz waren nämlich ungefähr um dieselbe Zeit, wo Luther in Sachsen auftrat, doch unabhängig von ihm, ähnliche Angriffe auf das alte Kirchenthum geschehen und eine ähnliche Umgestaltung desselben eingeleitet worden, durch den berühmten Reformator Ulrich Zwingli. Dieser (geb. 1484) war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. In Basel und in Bern, wo er nacheinander auf der Schule war, und in Wien, wo er einige Jahre auf der Universität zubrachte, legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier

war beim Studium der Theologie ein ausgezeichneter Mann, Thomas Bittenbach, sein Lehrer. Dieser legte die ersten Zweifel gegen den herrschenden Lehrbegriff der Kirche in seine Seele. Im Jahre 1506 ward Zwingli zum Priester geweiht, und Prediger zu Glarus, wo er durch eifrige Schriftforschungen den betretenen Weg weiter verfolgte. Als er diese Stelle zehn Jahre lang bekleidet hatte, wurde er als Pfarrer nach Einsiedeln im Canton Schwytz berufen. Hier fand er unter den Mönchen des Klosters einige gleichgesinnte Freunde, besonders einen Universitätsfreund, Leo Judä, und fing an, gegen herrschende Mißbräuche, besonders gegen die Wallfahrten, zu predigen. Der Boden war auch in der Schweiz für die Ausstreuung dieses Samens bereitet; es herrschte große Unzufriedenheit über den Verfall des geistlichen Standes, dessen Reichthümer und schwelgerisches Leben; und durch das, was das Volk auf den Italienischen Zügen mit Augen sah, war der Glaube an die Heiligkeit und Untrüglichkeit des Römischen Stuhles gewaltig erschüttert. Der Abt des Klosters Einsiedeln, Konrad Rechberg, ging auf Zwingli's Gedanken schon so weit ein, daß er den Klosterfrauen das Mettensingen erließ und die Erlaubniß zu heirathen gab. Um noch mehr auszurichten, wandte sich Zwingli an den Bischof Hugo von Kostnitz und an den Cardinal Schinner, und bat um Reinigung der Kirche, erlangte aber nichts als allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für ihn 1518, als er zum Pfarrer nach Zürich berufen ward. Hier fand er ein der Neuerung geneigtes Volk, und einen Rath, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Statt blos die sonntäglichen Texte zum Grunde zu legen, fing er an, in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt zu machen und zu erklären. Er lehrte: man solle sich allein an die Bibel halten, weil nur sie in Glaubenssachen entscheide; die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter, die Traditionen solle man nur dann annehmen, wenn sie mit der Bibel übereinstimmten. Als 1519 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte Zwingli, wie Luther, gegen diesen Unfug, und der Mönch erhielt von vielen Gliedern der Tagsatzung nachdrückliche Winke, seinem Handel ein Ende zu machen.

Männer von ähnlichen Gesinnungen traten nun auch an anderen Orten der Schweiz als Beförderer der reformatorischen Lehren auf, mit größerem oder geringerem Muth und Eifer, und mit größerem oder geringerem Erfolge. Zwingli erwarb sich viele Freunde, aber auch viele Feinde. Unter den Letztern waren nicht blos religiöse, sondern auch poli-

tische. Denn Zwingli und seine Genossen griffen die politischen Mißbräuche nicht minder an wie die kirchlichen, sie eiferten wider das Reislaufen und die Jahrgelder. Man erzählte, daß Zwingli öffentlich gesagt habe: „Die Eidgenossen halten es für eine Sünde, in der österlichen Zeit Fleisch zu essen; aber Menschenblut fremden Fürsten zu verkaufen, das halten sie für kein Verbrechen.“ Mit den über solche Aeußerungen Ergrimmten vereinigten sich, als nun auch die äußeren Formen des Kirchenwesens erschüttert wurden, die Mönche und die geistlichen Oberen. Im Jahre 1522 beklagte sich der Bischof von Kostnitz in einem Schreiben an das Stift der Chorherren zu Zürich, unter welche Zwingli eben auch aufgenommen worden war, über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im Zustande der Religion und Kirche dort vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche und Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt, und ermahnte sie, keine Veränderungen der Art zuzugeben. Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift, in der er eingestand, daß er alle willkürliche menschliche Vorschriften in Glaubenssachen verwerfe. Da ihn nun auch die Dominicaner für einen Ketzer erklärten, so ordnete die Regierung, zum Theil auf sein Verlangen, für den Januar 1523 ein Religionsgespräch zwischen den Lehrern beider Theile an. In diesem, wie in noch zwei anderen bald darauf gehaltenen Disputationen, erschienen Zwingli's Ansichten seinen Mitbürgern so überzeugend, daß 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft wurden. In diesem Jahre machte auch der Reformator, nachdem schon mehrere andere Priester und Mönche sich verheirathet hatten, seine zwei Jahre zuvor geschlossene Ehe mit Anna Reinhard, der Wittwe Meyer's von Knonau, öffentlich bekannt*). Zu Basel machte die Reformation um dieselbe Zeit durch einen andern trefflichen Theologen, den wir schon kennen gelernt, Oecolampadius oder Hausschein, den Schützling Sickingen's und Freund Zwingli's, ebenfalls bedeutende Fortschritte; und in anderen Schweizerischen Städten folgte man dem gegebenen Beispiele. Johann Eck, der bekannte Gegner der Lutherischen Reformation, hielt 1526 zu Baden eine Disputation mit Zwingli und Oecolampadius, jedoch ohne dadurch den Aufschwung der angefangenen Bewegung hemmen zu können. Ein anderes im J. 1528 zu Bern veranstaltetes Gespräch war für den Sieg der neuen Lehre in diesem Canton entscheidend. Zwingli's Lehre hatte sich ziemlich übereinstimmend mit der Lutherischen ausgebil-

*) Die Angabe, daß die Ehe 1524 geschlossen worden, ist ein Irrthum. S. Merle d'Aubigné, a. a. O. Bd. II. S. 331 Note.

bet, die schon erwähnte Abweichung in der Lehre vom Abendmahl war die bedeutendste.

Doch errang die Reformation keineswegs in der ganzen Schweiz den Sieg; vorzüglich in den demokratisch regierten Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug blieb man dem alten Kirchenglauben getreu, und dieses gab der politischen Spaltung eine neue Heftigkeit. Denn Zürich und Bern, welche die Reformation angenommen hatten, waren die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten. Sie hatten deshalb ein Bündniß mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihre Vaterstadt, sobald ihre Religion unterlag, gegen einen andern Ort vertauschten, wo diese durch den Beschluß der Obrigkeit herrschte. Nach dem Beispiel der reformirten Cantone schlossen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen. Doch brachte Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Bitten und Ermahnungen bei Katholischen und Reformirten, einen Frieden zu Wege, vermöge dessen jedem Canton das Recht blieb, die Religion in seinem Gebiet zu bestimmen; in den gemeinschaftlichen Vogteien sollte dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden. Doch blieb es bei dieser friedlichen Ausgleichung nicht; die Verhältnisse gestalteten sich erst im Kampfe, wie die Folge zeigen wird.

---

13. Die Protestation zu Speier und das Religionsgespräch zu Marburg.

In Deutschland blieb der Landgraf von Hessen geschäftig, seine evangelischen Glaubensgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen. Schon begannen blutige Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre; in Baiern und in Köln ließ man mehrere Lutherisch gesinnte Prediger den Feuertod sterben. Von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Evangelischen erhielt man unzweideutige Proben; und 1528 bekam der Landgraf sogar durch Otto von Pack, einen vertrauten Rath des Herzogs Georg von Sachsen, eine dem Anschein nach völlig beglaubigte Nachricht, daß zwischen des Kaisers Bruder Ferdinand, den Kurfürsten

von Mainz und Brandenburg, dem Herzoge Georg und den Herzogen von Baiern, nebst mehreren Bischöfen, ein Bündniß zur gewaltsamen Ausrottung des Lutherthums geschlossen worden sei. Philipp würde hierauf ohne Weiteres losgeschlagen haben, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht durch seine Theologen und Räthe bewogen worden wäre, ihn von einer so raschen That abzuhalten. Der Landgraf sollte wenigstens vorher bei den Verbündeten eine Anfrage machen, und als dies geschah, läugneten diese das Dasein eines solchen Bündnisses völlig. Daß Pack seine Aussage gänzlich aus der Luft gegriffen habe, läßt sich nicht füglich annehmen; vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß er unbestimmte Verabredungen zu einem fertigen Plane und förmlich abgeschlossenen Bündnisse gestempelt hat.

So lagen die Sachen, als die Stände sich im März 1529 in Speier mit unverhohlenem Groll gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Die Katholischen brachten es durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue Lehre schon eingeführt sei, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen Stände aber auch ferner bei dem Wormser Edict verharren sollten. Da dies nichts anders hieß, als jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre für gesetzwidrig erklären, fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April eine Protestation gegen jenen Beschluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen der Protestanten erhalten haben. Um den übeln Eindruck zu mildern, den dieser Schritt, wie sie mit Grund fürchteten, auf den Kaiser machen würde, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn. Diese traf Karl V., der damals in Italien weilte, zu Piacenza, wurde aber sehr geringschätzig behandelt, und zuletzt mit förmlicher Androhung einer ernstlichen Strafe entlassen, falls die Stände von ihrer Protestation nicht abstehen würden.

Noch ehe die Fürsten diesen Ausgang kannten, hatte der Landgraf, um für jeden Fall in guter Verfassung zu sein, eine Verbindung aller evangelischen Stände betrieben; sie scheiterte jedoch an jenem Zwiespalte, der über das Abendmahl Statt fand. Denn wegen desselben nahmen die Wittenberger Theologen ihren Landesherrn gegen das Bündniß ein, indem sie es, weil die der Lehre Zwingli's ergebenen Oberländischen Städte Theil daran nehmen sollten, unchristlich und gefährlich nannten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sei, um einer einzigen Abweichung willen Städte von sich zu weisen, die für den Nothfall sechzigtausend Mann zu stellen versprochen hatten; Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und bewog den Kurfürsten wirklich, seiner Ansicht

zu folgen. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß. Ein Religionsgespräch, meinte er, würde die gewünschte Uebereinstimmung bewirken, und veranstaltete ein solches zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren anderen seiner ausgezeichneten Anhänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen seiner Schule begleitet. Am 2. October 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, ohne indeß zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Luther, der früher selbst, gleichwie Melanchthon, der freieren Deutung der Abendmahlslehre keineswegs abgeneigt gewesen war, und nur erst in Folge seiner Gegnerschaft zu allem, was von Karlstadt ausging, auf die gegentheilige Deutung sich versteift hatte, behandelte die Zwinglianer jetzt wie die schlimmsten aller Ketzer; uneingedenk der Freiheit, die er dem Papstthum gegenüber verfochten, nahm er für sich eine Autorität in Anspruch, die der des Papstes fast gleich kam; unbeugsam und unfähig, Widerspruch zu ertragen, heischte er, statt innerer Ausgleichung verschiedener Meinungen oder statt äußerlicher Versöhnung derselben, immer nur unbedingte Unterwerfung unter die seinige. Es war daher in seinem Sinn schon allzuviel, wenn man am Ende der Gefahren halber beschloß, daß zur Zeit wenigstens die Streitschriften aufhören sollten.

So litt denn die evangelische Partei schon an einer starken innerlichen Entzweiung, als sie der neuen Entwickelung ihrer Lage entgegentrat, die von des Kaisers Rückkehr nach Deutschland zu erwarten stand.

---

14. Türkengefahr. Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen.

In den Tagen, wo zu Marburg in unfruchtbarster Weise über das Abendmahl gestritten ward, drohte dem ganzen Deutschland Gefahr, von den schlimmsten Feinden des Christenthums überschwemmt und zertreten zu werden. Die Türken waren bis Wien vorgedrungen und bedrängten es hart.

Nach dem Tode Mohammed's II., der seinen Thron nach Constantinopel verpflanzt hatte, spielten die Osmanischen Türken als Eroberer noch lange eine glänzende Rolle, und stürmten gegen die schon um so herrliche Länder durch sie geschmälerte Christenheit an. Zwar die Regierung des nächsten Sultans, Bajazeth's II. (1481—1512), war mehr

friedfertig als kriegerisch; aber sein Sohn, der grausame, schonungslose Selim I. (1512—1520), unterwarf dem Reiche, durch Siege über den Persischen Schah und den Sultan der Mameluken, deren Herrschaft er ein Ende machte, den größten Theil Kurdistan's und Mesopotamien's, Syrien und Aegypten. Ihm folgte sein Sohn Soliman I., genannt der Prächtige, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muthe, ganz dazu gemacht, einen Staat, dessen Seele und Bedeutung der Krieg war, zu leiten. Er griff Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens, an. Vergebens rief der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam alle christlichen Mächte zum Beistand auf. Er blieb auf seine eigenen Mittel beschränkt, das heißt auf eine Besatzung von 600 Rittern und 5000 andern Soldaten, während die Türken 200,000 Mann gegen die Insel führten; dennoch ergab er sich erst nach der heldenmüthigsten und einsichtsvollsten Vertheidigung, so daß mehr als die Hälfte der Türken bei der Belagerung den Tod gefunden haben soll, und auf die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzugs (1522). Kaiser Karl räumte den Rittern 1526 die damals zu Sicilien gehörende Insel Malta ein, unter der Bedingung, daß sie sich fortwährend dem Kampfe gegen Türken und Seeräuber widmeten.

Schon vor dem Zuge gegen Rhodus hatte Soliman seinen Siegeslauf mit einem Angriffe auf Ungarn begonnen, und das wichtige Belgrad erobert. In diesem Reiche war König Wladislav II., von dem ein Ungarischer Geschichtschreiber sagt, sein ganzes Leben sei der Ruhe und dem Nichtsthun ergeben gewesen, am 13. März 1516 gestorben. Sein Nachfolger Ludwig II. ist als ein seltenes Beispiel von Uebereilung der Natur bekannt geworden. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommnen Bart und im achtzehnten graue Haare. Diesem raschen Processe der Natur entsprach auch der Lauf seiner Schicksale. Er war, wie oben schon erzählt ist, verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, folgte im zehnten in der Herrschaft, heirathete im funfzehnten und ward im zwanzigsten getödtet. Unter ihm hatten die Zerrüttung des Innern, die Zwietracht, die Verachtung des königlichen Ansehns, die Anmaßungen der Großen einen nicht minder hohen Grad erreicht wie die Gefahr von Außen. Von Neuem machten die Türken ungeheure Rüstungen, und mit einem Heere, dessen Zahl auf dreimal hunderttausend angegeben wird, fiel Soliman in Ungarn ein. Mit sehr geringen Streitkräften ging ihm Ludwig entgegen. Am 28. August 1526 geschah bei Mohacs die Schlacht, die das Ungarische Heer gänzlich vernichtete. Viele der vor-

nehmſten Großen und ſieben Biſchöfe lagen unter den Todten; der fliehende König verſank in einen Moraſt, wo er erſtickte. Die Sieger drangen nach Ofen vor, das ohne Widerſtand in ihre Hände fiel; dann richteten ſie heimkehrend nach allen Seiten hin die furchtbarſte Zerſtörung an, plünderten, brannten und mordeten Widerſtehende und Wehrloſe.

Der Woywode von Siebenbürgen, Johann Zapolya, trachtete nach der Ungariſchen Krone, und ſeine Anhänger wählten ihn zum König. Andere aber verſammelten ſich zu Presburg um die Königin Wittwe Maria von Oeſterreich, und hielten einen Reichstag, auf welchem ſie Zapolya's Wahl für ungültig erklärten und dagegen den Erzherzog Ferdinand, den ſchon vorher die Böhmiſchen Stände zum König erhoben hatten, ernannten. So waren alſo in Ungarn Gegenkönige, und ein Bürgerkrieg ſtand bevor, zu dem beide Theile rüſteten. Zapolya hatte faſt das ganze Reich inne; als aber Ferdinand im Sommer 1527 mit Deutſchen Kriegern im Lande erſchien und Ungariſche zu ihm ſtießen, ward Zapolya genöthigt, ſich nach Siebenbürgen zu ziehen. Auf einem Landtage zu Ofen ward Ferdinand zum zweiten Male zum König gewählt*) und am 3. November zu Stuhlweiſſenburg, wo die Ungariſchen Könige von Alters her die Weihe ihrer Herrſchaft empfingen, gekrönt.

Aber Zapolya fand Hülfe bei dem gewaltigen Soliman. Wiederum drang dieſer 1529 mit großer Heeresmacht in das Land ein, eroberte Ofen und ließ Zapolya dort als König einſetzen. Hierauf erſchien der Sieger im Herbſte deſſelben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüſtung und zahlreichem Geſchütze. Nie war die Gefahr, die dem Abendlande von den barbariſchen Eroberern drohte, ſo groß geweſen; denn welche unermeßliche Beſtürzung wäre vor ihnen hergegangen, wenn ſich nach dem Falle der Hauptſtadt Oeſterreich's der verheerende Strom über Deutſchland's Fluren ergoſſen hätte! Schon waren weite Breſchen in den Mauern eröffnet, und zu verſchiedenen Malen ſtürmten die Türkiſchen Schaaren entflammt von Durſt nach Blut und Beute; aber alle ihre Anſtrengungen wurden durch den Heldenmuth der Beſatzung zu Schanden, die des Verhängniſſes, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman am 15. October die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntauſend zuſammengeſchleppte Gefangene mehrentheils ermordet wor-

*) Mailath, Geſchichte der Magyaren, Bd. IV. S. 17.

den waren *). Die Türken zogen wieder in ihr Land zurück; in Ungarn aber führten die beiden Könige einen für ſie nutzloſen, für das Land außerordentlich verheerenden Krieg.

---

15. Franz I. von Frankreich und ſein Verhältniß zu Karl V.

Während das Innere Deutſchland's von allen bisher beſchriebenen kirchlichen Bewegungen erfüllt war und von Südoſten her die Türken andrängten, war der Kaiſer faſt unabläſſig durch ſeinen Nebenbuhler Franz beſchäftigt worden.

König Franz, den wir ſchon als Sieger bei Marignano kennen gelernt haben, verſprach im Anfange ſeiner Regierung weit mehr, als ſich in der Folge bewährte. Der Beginn ſeiner Laufbahn ſtrahlt im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit; bald aber ſehen wir ihn im Innern nur nach Launen und Willkür herrſchen, und durch gänzliche Hingebung an Sinnengenüſſe ſo erſchlaffen, daß die Unternehmungen, in welche ihn Ehrgeiz und Vergrößerungsſucht nach Außen hin verwickelten, durch Fahrläſſigkeit und Mangel an Nachdruck erfolglos blieben.

Vom Beginn ſeiner Regierung an übten zwei Perſonen einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf ihn: ſeine Mutter, Louiſe von Savoyen, eine ehrgeizige, ränkevolle, ausſchweifende Frau, die ihren Sohn zugleich abgöttiſch verehrte und beherrſchte, und der Kanzler Duprat, deſſen Rathſchläge immer verderblich waren **). Durch den Letztern war das bei der Zuſammenkunft zu Bologna zwiſchen Franz und Leo X. verabredete Concordat förmlich abgeſchloſſen worden (1516). Dieſe Uebereinkunft ſchaffte die auf die Schlüſſe der Baſeler Kirchenverſammlung gegründete pragmatiſche Sanction wieder ab, und gab dem Könige, gegen die Rückgabe der Annaten an den Römiſchen Hof, die Beſetzung aller Bisthümer und Abteien in die Hände. Vergebens machte das Parlament gegen dieſe ſchädliche Maßregel wohlbegründete Einwendungen; der König wies ſie mit tyranniſch-übermüthigen Reden zurück, ſo daß das Parla-

---

*) v. Hammer, Geſchichte des Osmaniſchen Reiches, Bd. III. S. 84 fg.

**) Reynier de la Planche bei Sismondi Hist. des Français, T. XVI. p. 12.

ment das Concordat zwar endlich eintrug, aber mit dem Bemerken, es sei auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen. Das zur Ausführung gebrachte Concordat erzeugte denn auch bald genug höchst verderbliche Folgen, indem nur Gunst und persönliche oder finanzielle Rücksichten über die Besetzung der geistlichen Stellen entschieden. Ein Augenzeuge, der Venetianer Corraro, berichtet darüber: „Der König fing an, Bisthümer auf Bitten von Damen zu vergeben, Abteien den Soldaten als Lohn anzuweisen, und zuletzt allen Arten von Leuten gefällig zu sein, ohne irgend auf ihre Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. So kam binnen kurzer Frist fast jede geistliche Stelle in die Hände von Geschöpfen, die an nichts dachten, als an ihren augenblicklichen Vortheil. Alle wohlunterrichtete, gelehrte, taugliche Personen verloren dagegen jede Aussicht, ihre Anstrengungen dereinst belohnt zu sehen. Die neuen Prälaten überließen die Kirchen an Leute, die den geistlichen Stand lediglich erwählten, um den Arbeiten eines andern Berufs zu entgehen. Ihr Beispiel und die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise stürzten das Volk in Verwirrung. Man handelt am Französischen Hofe so mit Bisthümern und Abteien, wie bei uns mit Pfeffer und Zimmet. Ja man vertheilt jene Würden auch wohl, ehe sie erledigt sind, und ein Prälat hatte die größte Mühe, die Verkäufer zu überzeugen, daß er noch am Leben sei*)."

Mit derselben Rücksichtslosigkeit wie beim Concordat behandelte der König das Parlament auch bei anderen Gelegenheiten. Als es wider eine von ihm erlassene harte und willkürliche Jagdordnung Einwendungen machte, ließ er durch Duprat antworten: er sei Herr, und die Parlamentsräthe müßten gehorchen, oder er würde sie wie Rebellen behandeln und gleich den geringsten Unterthanen züchtigen. Im Jahre 1521 beschloß er, um seinen Finanzverlegenheiten abzuhelfen, eine große Zahl neuer Parlamentsrathsstellen zu gründen, und als die Räthe auch hiergegen, wie natürlich, die dringendsten Vorstellungen machten, schrieb er: wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit die gehörige Zahl Käufer herbeischafften, werde er sich an ihre Personen und Güter halten**).

Eine völlig verschiedene Gemüthsbeschaffenheit hatte Franzen's vieljähriger Gegner, der Kaiser Karl. Er war so bedächtig, besonnen und fest, wie jener sorglos, leichtfertig und schwankend. Zu der gegenseitigen

*) Bei Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte u. s. w. Thl. I. S. 231.

**) Garnier, Hist. de France, T. XXIII. p. 144 und p. 426, aus den Registres du Parlement.

Eiferſucht und Feindſchaft zwiſchen den beiden Monarchen waren mannichfaltige Gründe vorhanden. Von den Burgundiſchen Ländern hatte Ludwig XI. nach dem Tode Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als eröffnetes Lehn der Krone Frankreich eingezogen; deswegen aber wollte Karl, als Nachfolger des Herzogs, ſeine Anſprüche daran nicht aufgeben. Noch verwickelter waren die Verhältniſſe beider Mächte in Italien. Franz glaubte ein Anrecht auf den Theil von Neapel zu haben, welchen Ferdinand der Katholiſche ſeinem Vorgänger entriſſen hatte; und Karl ſah mit Unmuth die Franzoſen im Beſitz von Mailand, aus welchem Franz den Herzog Maximilian Sforza vertrieben hatte, ohne von der Lehnsherrlichkeit des Deutſchen Reichs etwas wiſſen zu wollen. Wenn Franz ferner die Wiedereinſetzung der Erben Johann's d'Albret, Königs von Navarra, dem Ferdinand der Katholiſche den Spaniſchen Theil ſeines Landes genommen hatte, fordern zu können glaubte: ſo wurde Spaniſcher Seits dagegen behauptet, daß Navarra nicht dem Hauſe Albret, ſondern der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin Ferdinand's des Katholiſchen, gebühre. Auch hatte Karl ein Recht, ſich über die Unterſtützungen zu beklagen, die Frankreich dem Herzoge Karl von Geldern, einem erbitterten Feinde des Oeſterreichiſchen Hauſes, gewährte. Alle dieſe Punkte gaben ſo reichlichen Anlaß zu gegenſeitigen Reibungen, daß der Vertrag von Noyon die Waffenentſcheidung wohl aufſchieben, keineswegs aber eine tüchtige Grundlage dauernden Friedens abgeben konnte. Die fehlgeſchlagene Bewerbung um den Kaiſerthron, der Groll, daß Karl ihm hier den Rang abgelaufen, drückte einen neuen und tiefen Stachel in Franzen's Seele. An Macht waren die beiden Fürſten einander nicht ſehr ungleich. Denn obſchon Karl weit größere Gebiete beherrſchte als Franz, obſchon er Oberhaupt des Deutſchen Reichs, König von Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien, Herr der Niederlande und der eben entdeckten Beſitzungen in Amerika war: ſo ſtanden doch Franzen, vermöge ſeiner weit feſter gegründeten Herrſchaft über das vereinigte, abgeſchloſſene und beſſer eingerichtete Frankreich größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine beſchränkte Gewalt über ſehr getheilte Provinzen ausübte. Mit größerer Leichtigkeit brachte Franz Steuern und Heere auf als Karl, dem die Spaniſchen Cortes nur geringe Unterſtützung gewährten, und die Deutſchen Stände in der Regel gar keine.

Um die Zeit der Kaiſerwahl ſchien der Ausbruch des Kampfes nahe, und ſowohl Karl als Franz ſuchten den Papſt und England auf ihre Seite zu ziehen. Heinrich VIII., der in dieſem Reiche regierte, war

jung und eitel, und hing ganz von seinem Liebling und Minister, dem Cardinal Wolsey, ab. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er nannte den Cardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater. Karl griff es indeß noch besser an, die Freundschaft beider Männer zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland machte er dem Könige (im Mai 1520) auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; dem Cardinal versprach er große Jahrgelder, und soll die Hoffnung in ihm genährt haben, daß ihm einst die päpstliche Krone zufallen werde. So gelang es ihm, daß er den König und dessen Liebling bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte. Denn obgleich Heinrich, einem früheren Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich abstattete, wo ihm zu Ehren ein Lustlager aufgeschlagen war, welches man der dabei verschwendeten Pracht wegen das goldstoffene (camp du drap d'or) nannte: so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franz, und machte von da aus sogleich mit dem Cardinal eine Reise zu Karl, der sich damals in Gravelingen aufhielt und seinen Gästen die größte Aufmerksamkeit erwies. Auch den Papst Leo wußte Franz nicht zu gewinnen. Vielmehr schloß mit diesem im nächsten Jahre der Kaiser ein Bündniß (8. Mai 1521), welches die Vertreibung der Franzosen aus Mailand bezweckte, wo Franz Sforza, ein Bruder des letzten Herzogs Maximilian, eingesetzt werden sollte.

---

16. Erster Krieg zwischen Karl und Franz.

(1521—1526.)

Um diese Zeit kam der Krieg zwischen den beiden Monarchen zum Ausbruch. Franz nahm theils die Unterstützung Heinrich's d'Albret, der auf Navarra Ansprüche machte, zum Vorwande, und ließ Französische Truppen in dieses Land einbrechen, die aber bald herausgeschlagen wurden; theils begünstigte er Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, der in seinem Ländchen unumschränkt zu gebieten behauptete, und sich daher durch einen, in Betreff eines seiner Vasallen erlassenen richterlichen Ausspruch des Kaisers so beleidigt glaubte, daß er diesen durch einen förmlichen Fehdebrief zum Kampfe herausforderte, und mit Französischer Hülfe in das Luxemburgische einfiel. Aber diese Ereignisse in Spanien und

den Niederlanden waren nur Vorspiele zu dem größern und wichtigern Kampfe, der sich in Italien eröffnete. Karl war seinem Gegner in dem Talent bei weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichen Mann zu wählen. Zu Räthen, Feldherren, Gesandten dienten ihm die trefflichsten Männer. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karl's Statthalter in Neapel, den Befehl über die Italienischen Truppen, welche Mailand erobern sollten. Der Französische Statthalter dieses Landes, Marschall Lautrec, der sich eben am Hofe befand, erklärte, daß er es nicht vertheidigen könne, wenn er nicht 400,000 Goldkronen erhielte, zur Zahlung des rückständigen Soldes an die Truppen und zur Unterhaltung von 8000 Schweizern. Der Schatz war leer; indeß versprachen ihm der König, sowie dessen Mutter und der Oberaufseher der Finanzen, Semblançai, eidlich, daß er in Mailand das Geld vorfinden sollte; als er aber dort ankam, fand er es nicht. Semblançai hatte es zwar herbeigeschafft, doch die Königin Mutter hatte es ihm abgefordert und behalten. Franz erwartete frohe Siegesbotschaften aus Italien zu hören; allein Lautrec, der seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte und von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua, Cremona und das Schloß von Mailand. Im folgenden Jahre (1522) machte er einen abermaligen Versuch, allein die Gelder fehlten noch immer. Er konnte sich endlich in Italien nicht länger halten, und führte den kläglichen Ueberrest seines Heeres nach Frankreich zurück. Mailand war für König Franz wieder verloren, und er mußte die Zahl seiner Feinde noch wachsen sehen. Heinrich VIII. erklärte ihm den Krieg, und Karl versäumte nicht, auf seiner Reise von den Niederlanden nach Spanien bei dem Könige von England einzusprechen, um ihn in dieser günstigen Stimmung zu erhalten. Auch erschien bald darauf ein Englisches Heer in Frankreich, kehrte aber, nachdem es seinen Weg durch Plünderungen und Zerstörungen bezeichnet hatte, bald wieder heim.

Franz empfing Lautrec, als dieser bei Hofe erschien, mit Vorwürfen, und erstaunte nicht wenig, als er den Feldherrn von dem drückenden Geldmangel reden hörte. Semblançai wurde herbeigerufen, und entdeckte den wahren Zusammenhang. Nun stellte Franz seine Mutter zur Rede. Anfangs läugnete sie, endlich gab sie zu, von Semblançai 400,000 Kronen empfangen zu haben, allein das seien ihre eigenen Gelder gewesen, die sie vom Schatze zu fordern gehabt. Franz wollte die Sache nicht weiter verfolgen, und ließ Semblançai in seinem Amte, ohne ihn jedoch

gegen die Ränke seiner Mutter zu schützen. Voll boshafter Rachsucht verwickelte diese den würdigen Greis einige Jahre nachher in einen schweren Rechtshandel; er wurde des Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt, von einer besondern Commission, obschon alle Welt von seiner Unschuld überzeugt war, zum Tode verdammt und 1527 wirklich an den Galgen gehängt. Lautrec war gerechtfertigt; die wahre Schuld an dem Verluste Mailand's mußte auf den König fallen, der aus Sorglosigkeit und Liebe zum Vergnügen Geschäfte von solcher Wichtigkeit dem Zufall und dem Spiel der Ränke überließ*).

Im nächsten Jahre gelang es dem Kaiser, noch mehr Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen. Am 3. August 1523 wurde zu Rom zwischen ihm, seinem Bruder Ferdinand, dem Könige von England, dem Papste Hadrian VI., dem Herzoge von Mailand und den Republiken Florenz, Genua, Lucca und Siena ein Bündniß zur Vertheidigung von Italien geschlossen. Schon vorher hatte auch Venedig sich mit dem Kaiser verbündet. Nichts desto weniger rüstete König Franz ein großes Heer zur Wiedereroberung von Mailand aus. Da hemmte plötzlich der Abfall des Connetable von Bourbon die Unternehmung.

Karl, Herzog von Bourbon, der erste Prinz von Geblüt, war von Franz zum Connetable, 1515 auch zum Statthalter von Mailand ernannt worden, und hatte in dieser Würde große Gaben für die Kriegführung wie für die Verwaltung entwickelt. Dennoch wurde er von der Statthalterschaft abgerufen, und auch sonst vom Könige empfindlich zurückgesetzt, was ihn um so tiefer kränkte, da er sich nicht wie einen gewöhnlichen Unterthan betrachtete; denn er übte in seinen Landschaften die Vorrechte der alten großen Kronvasallen aus. Ein Theil dieser reichen Landschaften war ihm durch die Heirath mit Susannen, der Tochter Anna's von Bourbon, der Schwester Karl's VIII., zugefallen. Susanna starb im Jahre 1521, und jetzt ließ Louise, des Königs Mutter, dem Herzoge ihre Hand antragen, obschon sie dreizehn Jahre mehr zählte, als er. Schon siebenundvierzig Jahre alt, galt sie noch für schön, und glaubte einem Manne noch Liebe einflößen zu können. Aber der Herzog lehnte den Antrag ab, und er soll es mit einer schonungslosen Aeußerung über

*) Quis Francisci socordiam non execretur? qui venationibus, scortis, choreis, mimis, ludicris equitum certaminibus totum se dedens nullam tanti principatus curam susceperit, eam ad matrem Lautrecio infestam reiecerit, Semblancaium, quod vera confessus fuisset, iniquo iudicio circumveniri, et in gratiam matris innocentem capite luere permiserit. Belcarius, Rev. Gall. Comment. XVII., 12.

ihre Sittenlosigkeit gethan haben. Solche Schmach zu rächen, verband sich Louise mit dem ränkevollen Duprat, der den Connetable haßte, um ihm die Erbschaft seiner Frau zu entziehen. Diese hatte ihm zwar Alles in ihrem letzten Willen vermacht; es entstand aber die Frage, inwiefern sie zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen sei. Louise, mütterlicher Seits mit dem Hause Bourbon verwandt, trat auf, und nahm die Erbschaft für sich in Anspruch, und der General-Advocat die sämmtlichen Güter des Herzogs für die Krone, als widerrufliche Schenkungen der frühern Könige. Das Parlament zögerte, einen Ausspruch zu thun, man rieth dem Connetable einen Vergleich zu suchen, er aber, voll heißen Durstes nach Rache, vergaß sich so sehr, mit den Feinden seines Vaterlandes, dem Kaiser und Heinrich VIII., in ein geheimes Einverständniß zu treten, welches eine Theilung Frankreich's unter die drei Theilnehmer bezweckte. Bourbon, der die Provence und die Dauphiné als ein unabhängiges Königreich, und des Kaisers Schwester Eleonore zur Gemahlin erhalten sollte, versprach, dem Deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, sechstausend Mann zuzuführen, und damit den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während die Engländer vom Norden her und die Spanier über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst geschehen, wenn Franz, der im Begriff stand, sich persönlich zu seinem nach Italien gehenden Heere zu begeben, Frankreich verlassen haben würde. Auf dem Wege nach Lyon erhielt Franz die erste dunkle Kunde von der Verschwörung, und begab sich selbst nach Moulins, wo der Connetable war, um ihn zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hörte, warf er sich ins Bett, und nahm die Miene eines Kranken an. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hierher geführt; Bourbon betheuerte seine Unschuld, worauf Franz nach Lyon ging, aber den Connetable genau beobachten ließ. Dieser, der sich in Frankreich nicht mehr sicher wußte, entfloh bei Nacht verkleidet, und kam unter tausend Gefahren auf kaiserliches Gebiet. Franz hatte indeß dieser Verschwörung wegen seinen Plan geändert. Er blieb in Frankreich zurück, und vertraute den Befehl über das nach Italien gesandte Heer dem Admiral Bonnivet an, der auch einen Theil des Mailändischen wieder eroberte. Der Verabredung gemäß brachen zwar die Engländer in die Picardie ein, ein Deutscher Heerhaufe verwüstete Burgund, und vom Süden her drängte eine dritte Schaar an. Aber sie konnten sich sämmtlich nicht lange in Frankreich halten; selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris waren, mußten umkehren; und so kam Frankreich, welches

in diesem Jahre völlig hatte erobert und getheilt werden sollen, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon. Bourbon wurde für einen Hochverräther erklärt, und alle seine Besitzungen eingezogen.

Unglücklicher begann für Franz der Feldzug des folgenden Jahres (1524), wo Bonnivet den Befehl in Italien behielt. Dieser, ein Günstling der Königin Mutter, war tapfer, aber ohne Feldherrngaben. Ihnen gegenüber standen Bourbon und der Marquis von Pescara — Colonna war gestorben —, die ihm an Einsicht bei weitem überlegen waren. Bonnivet sah sich genöthigt, mit seinem immer mehr zusammenschmelzenden Heere den Rückzug anzutreten. An der Sesia erlitt seine Nachhut schweren Verlust durch die nachdringenden Kaiserlichen, er selbst ward verwundet; Bayard übernahm den Befehl, sank aber bald von einem Schusse, der ihm den Rückgrat zerschmetterte, getroffen nieder. Man trug ihn aus dem Getümmel und setzte ihn unter einem Baume nieder. Die Sieger zogen vorüber, unter ihnen auch der Herzog von Bourbon. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, edler Bayard, wie bedaure ich Euch". — „Nicht ich bin zu bedauern, erwiderte der Ritter, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr, ein Prinz von Französischem Blut, habt Euch gegen Eure Landsleute und gegen Euren König bewaffnet." Dann kam auch Pescara, und als er sah, daß Bayard nicht mehr fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen, und über ihm aufschlagen. Bald entsank dem Scheidenden das Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Crucifix vor sich gehalten hatte. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung des edlen Helden, der die Bewunderung beider Heere mit in das Grab nahm. Durch das Savoyische begleitete der Landesadel die Leiche des Ritters, die zu Grenoble mit großem Pompe in die Gruft der Ahnen gesenkt ward.

Die Franzosen waren nun völlig aus Italien vertrieben, und in Mailand ward Franz II. Sforza als Herzog eingesetzt. Nun aber wandte sich das Glück auf einige Zeit. Bourbon drang darauf, daß Frankreich selbst während seiner Erschöpfung angegriffen werden sollte, und Karl ging darauf ein, folgte aber nicht dem Rathe Bourbon's, auf Lyon loszugehen, sondern befahl Pescara, sich des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I., an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien

ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht sein. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem Demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von dem kaiserlichen Heere Nachricht geben könnte, das im October in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sei. Der Papst und die Republik Florenz schlossen mit Franz einen Neutralitätsvertrag, und die Venetianer traten von dem Bunde mit dem Kaiser zu dem seinen über.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen Krieger lebten noch, es fehlte ihnen nur am Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy, der Vicekönig von Neapel, der sich bei dem Heere in Oberitalien befand, die Einkünfte seiner Provinzen. Der Erstere ging nach Deutschland, und führte von dort fünfzehntausend Mann frischer Truppen herbei, die des Kaisers Bruder Ferdinand durch den berühmten Georg von Frundsberg in Deutschland hatte anwerben lassen. So verstärkt kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen, den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sei. Franz hatte indeß Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia versplittert. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich durch einen Winterfeldzug hervorthun; darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so einsichtigen und erfahrnen als tapfern Führer, Don Antonio de Leyva, befehligt wurde. Dazu beging er den Fehler, eine starke Abtheilung von seinem Heere abzusenden, welche Neapel erobern sollte. Lannoy gerieth darüber zwar in Besorgniß, und wollte mit einem Theile seiner Truppen folgen; aber Pescara hielt ihn davon ab, indem er mit Recht behauptete, die Entscheidung müsse bei Pavia erfolgen. Zum Entsatz dieser Stadt rückten Beide mit Bourbon im Februar 1525 heran. Ihr Geldmangel war groß, die Truppen verlangten eine Schlacht, und Leyva konnte sich in der Stadt nicht länger halten. Dem Könige Franz riethen seine erfahrensten Feldherren, den Angriff in der Stellung, in der er sich befand, nicht abzuwarten. Er selbst aber und Bonnivet, dessen Rath zu seinem Unglück großes Gewicht bei ihm hatte, hielten es seiner Ritterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubten

auch den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu sein. So kam es am 24. Februar zu der berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frundsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit Leyva aus der Stadt hervorbrach, ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem Französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht, und wurden schnell über den Haufen geworfen. Die ganze Französische Artillerie ging verloren, gegen achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Unter diesen waren der alte La Tremoille, der Marschall La Palisse, Bonnivet, der schon so Vieles und auch das Unglück dieses Tages verschuldete, sowie viele andere Offiziere vom höchsten Rang. Der König selbst bewies viele persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende des Treffens, da schon Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben; aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Er erkannte den König, der sich ihm aber nicht ergeben wollte, sondern verlangte, das Lannoy herbeigerufen werde. Diesem gab er seinen Degen. Lannoy empfing ihn knieend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sei, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, damit er nicht entkäme. Seiner Mutter sollte er, dem Gerücht zufolge, nichts als die Worte geschrieben haben: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht". In Wirklichkeit aber war das Schreiben von größerer Ausdehnung, und die fraglichen Worte lauteten: „Von allen Dingen ist mir nichts geblieben als die Ehre und das Leben, das unversehrt ist" *).

*) Martin, hist de France, 4. éd. T. VIII. p. 67 fg. (nach den Documents inédits).

Der Kaiser empfing die Nachricht von diesem außerordentlichen Siege mit großer Würde und Mäßigung. Er brachte Gott seinen Dank in einem einsamen Gebete dar, verbot aber alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Feste; denn diese, äußerte er, gehörten nur für Siege, die über die Ungläubigen davon getragen würden. Auch befahl er seinen Feldherren in der Lombardei, sofort gegen Frankreich die Feindseligkeiten einzustellen, die aber auch ohne diese Anordnung nicht mit Nachdruck hätten betrieben werden können; denn es trat bald ein so drückender Geldmangel ein, daß Lannoy sich genöthigt sah, alle Italiener und Deutsche aus dem Heere zu entlassen. Nicht wenig bedenklich war der Eindruck, den der große Erfolg von Pavia auf die übrigen Italienischen Staaten und auf den König von England machte; die Uebermacht des Kaisers glaubten sie jetzt am meisten fürchten und ihr entgegenwirken zu müssen. Heinrich VIII., dessen Eitelkeit — sowie der seines Günstlings Wolsey — der Kaiser nicht mehr ganz wie bisher schmeichelte, söhnte sich mit Frankreich aus, und schloß mit Franzen's Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, ein Vertheidigungsbündniß. In Italien betrieb der ränkevolle Mailändische Kanzler Morone, unzufrieden, daß sein Herr, der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza, die Belehnung nur unter lästigen Bedingungen erhalten hatte, einen Verein der Italienischen Staaten gegen Karl, in den er auch Pescara zu ziehen, und diesen Feldherrn zum Treubruch zu verleiten suchte. Pescara aber, der anfangs — man weiß nicht recht ob ernsthaft oder, was glaublicher ist, nur zum Schein — Bereitwilligkeit gezeigt hatte, lockte den Kanzler zu sich, ließ ihn verhaften, und belagerte den Herzog in Mailand. Kurze Zeit darauf (30. Nov. 1525) starb Pescara, einer der größten Feldherren und geschicktesten Staatsmänner seines Jahrhunderts, im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Der Oberbefehl kam an den Herzog von Bourbon.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem König Franz seine Freiheit unter den Bedingungen anbieten lassen, daß er das Herzogthum Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Herzoge von Bourbon seine eingezogenen Güter zurückgeben und — dem früheren Plane gemäß — noch die Provence und Dauphiné abtreten sollte. Franz verwarf diese Anträge, und verlangte nach Spanien gebracht zu werden. Wirklich sandte ihn Lannoy auf Befehl des Kaisers nach Madrid. Er hatte gehofft, durch eine persönliche Gegenwart werde Alles leicht geordnet werden können, aber er fand sich getäuscht. Karl war keineswegs gesonnen, das Glück, das ihm seinen Gegner in die Hände geliefert, unbenutzt vorübergehen zu lassen;

er weigerte sich, Franzen auch nur zu sehen, ehe die Hauptsachen in Richtigkeit gebracht wären. Der Gram warf den König auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte, und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sogleich die Freiheit; unter des Kaisers Räthen waren die Meinungen über den Preis, für welchen sie ihm zu gewähren sei, getheilt; und besonders war Burgund ein Stein des Anstoßes, da die Abtretung dieses Herzogthums von Karl eben so entschieden gefordert, als von Franz beharrlich verweigert ward. Dieser wollte sogar zum Schein die Krone niederlegen, um bei dem Kaiser die Furcht zu erwecken, er werde durch diesen Schritt alle aus der gegenwärtigen Lage der Dinge zu ziehenden Vortheile einbüßen.

Endlich kam aber doch ein Vertrag zu Stande, der am 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, und Franzen seine Freiheit verschaffte. Die Hauptbedingungen waren: der König tritt das Herzogthum Burgund auf immer ab; er begibt sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua und der Souverainetät über Flandern und Artois; er verspricht, dem Könige von Navarra nicht mehr beizustehen, den Herzog von Bourbon in alle seine Güter wiedereinzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und zweimalhunderttausend Thaler zu entrichten, und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen, sowie auch, zur Befestigung der neuen Freundschaft, des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonore von Portugal zu heirathen; er verheißt endlich im Falle der Nichterfüllung dieses Vertrages, sich binnen sechs Monaten dem Kaiser wieder als Gefangner zu stellen.

Franz fand diese Bedingungen so hart, daß er schon im Voraus entschlossen war, sie nicht zu halten. Dazu ergriff er ein Mittel, welches deutlich zeigt, daß es ihm, der so viel Rühmen von seiner ritterlichen Ehre machte, nicht schwer wurde, sein Gewissen zu beschwichtigen. Er versammelte nämlich heimlich seine Räthe, erklärte, daß der Friede, den man ihm hier abdringe, ungerecht sei, und daß Schwur und Unterschrift unter diesen Umständen keine bindende Kraft haben könnten. Ueber diese Protestation ließ er eine förmliche Urkunde aufnehmen, und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag*) Ja beim Abschiede, als der Kaiser

*) Selbst Martin a. a. O. p. 89 bezeichnet diesen Vorgang als expédient peu chevaleresque, mit dem Zusatz: mais l'honneur avait longtemps combattu cette pensée dans son âme.

ihm sagte: „Jetzt, mein Bruder, da Ihr nun frei seid, sagt mir aufrichtig, ob Ihr die Absicht habt, alle Punkte des Friedens zu erfüllen", antwortete Franz: „Ich verspreche Euch, daß ich keinen andern Willen habe als den, Alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen". Dieser Abschied erfolgte, als die Ratification Louisen's von Savoyen, als Regentin von Frankreich in der Abwesenheit ihres Sohnes, eingelaufen war. In Begleitung Alarcon's, Lannoy's und vieler Gensdarmen, ritt Franz der Grenze zu. Diese bildete der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war (18. März 1526), zeigte sich schon der Marschall von Lautrec am gegenüberstehenden Ufer mit einer Schaar Bewaffneter zu Pferde, und mitten auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautrec und die zwei Prinzen, die als Geisel dienen sollten, beiderseits von acht Edelleuten begleitet, an das leere Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrec's Fahrzeug und stieg am Französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein Türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, und rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!" Im vollen Jagen eilte er nach St. Jean de Luz und von da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwarteten.

---

17. Die heilige Liga, die Einnahme von Rom und der zweite Krieg zwischen Karl und Franz.

(1526—1529.)

Das Mailändische war damals noch immer von kaiserlichen Truppen besetzt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und das Land schrecklich aussogen. Den Herzog Franz Sforza hielten sie fortwährend in dem sehr festen Castell von Mailand belagert. Dieser Druck erfüllte die Italiener gegen die Spanier mit dem entschiedensten Hasse; sie sahen in ihnen nur ihre habgierigen, hochmüthigen und halbbarbarischen Tyrannen*). Der Wunsch, sie vertrieben zu sehen, war ein nationaler,

*) Ranke, die Römischen Päpste, Bd. I. S. 102.

auch Clemens VII. war davon erfüllt, und die Absichten der Italiener trafen mit den Plänen des Königs von Frankreich zusammen, der nur darauf dachte, den Madrider Vertrag nicht zu erfüllen. So schlossen der König Franz, der Papst, der Herzog Franz von Mailand und die Republik Venedig am 22. Mai 1526 zu Cognac ein Bündniß, welches, weil der Papst an der Spitze stand, die heilige Liga genannt wurde. Die Verbündeten wollten den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog Franz Sforza wieder einzusetzen, und die Söhne des Königs Franz, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen ein Lösegeld, frei zu geben; im Weigerungsfall aber wollten sie ein Heer aufbringen, um die Spanier nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel zu verjagen. Und damit sich Karl nicht auf Franzen's Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König von diesem Eide los.

Indeß schickte Karl Gesandte an den König, die Erfüllung des Madrider Vertrages auf das ernstlichste zu begehren. Franz entschuldigte sich mit einer von ihm selbst veranstalteten Weigerung der Stände des Herzogthums Burgund, in eine Losreißung von Frankreich zu willigen, und bot nun statt des Landes zwei Millionen Kronen an. Ueber diese Antwort gerieth der Kaiser in gerechten Zorn, und erklärte ihn öffentlich für einen Regenten ohne Ehre und Treue. Da er indeß, wie gewöhnlich, an Gelde Mangel litt und überhaupt den Krieg gern vermeiden wollte, machte er dem Papste Vergleichsvorschläge; dieser lehnte sie jedoch ab, obwohl Franz, in Unthätigkeit versunken, für seine schon im Felde stehenden Italienischen Bundesgenossen nichts that. Den Papst in die Enge zu treiben, benutzte des Kaisers Gesandter am Römischen Hofe, Don Hugo di Moncada, schlau die alte Eifersucht, die zwischen den Häusern Medici und Colonna herrschte; er verband sich mit den Letzteren zur Aufbringung einer Kriegsmacht, die (20. Sept. 1526) in Rom eindrang, und Clemens so in Schrecken setzte, daß er in die Engelsburg floh. Nunmehr mußte sich der Papst zu einem viermonatlichen Waffenstillstande verstehen, und seine Truppen aus dem Mailändischen abrufen; für die Colonna sollte eine völlige Amnestie eintreten, wodurch diese freilich nicht befriedigt wurden, indem Moncada ihrem Haupte, dem Cardinal Pompeo Colonna, weit größere Hoffnungen gemacht hatte.

Indeß hatte Bourbon zwar das Schloß von Mailand zur Uebergabe gezwungen, um aber den Truppen der Liga die Spitze bieten zu können, verlangte er Verstärkung. Der Kaiser wandte sich deswegen an

seinen Bruder Ferdinand, und dieser an Georg von Frundsberg, daß er ein Heer von Deutschen Landsknechten aufbringe. Frundsberg ließ sich bereitwillig finden, obschon Ferdinand ihn zu der ganzen Ausrüstung nur mit 36,000 Thalern unterstützen konnte. Das Uebrige schaffte Frundsberg selbst herbei, indem er Geld lieh, seine Landgüter, seiner Frau Ketten, Ringe und Geschmeide verpfändete; und so führte er 16,000 Landsknechte nach Italien. Nun stieg aber die ohnehin schon große Verlegenheit um die Erhaltung der Truppen noch höher. Die Noth machte Bourbon zum Barbaren; er griff die Kirchengeräthe an, und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab; in einem Berichte gestand er selbst, er habe die Stadt bis aufs Blut ausgesogen*). Endlich, da er die Menge durchaus nicht mehr auf Mailändischem Boden erhalten konnte, nahm er sich vor, sie in Feindes Land zu führen.

Mitten im Winter (30. Jan. 1527) trat er seinen Marsch nach dem Kirchenstaate an, nachdem er dem Leyva das Commando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte. Der Papst hatte seine Zusage nicht erfüllt, sondern an den Colonna empfindliche Rache geübt, indem er dem Pompeo die Cardinalswürde genommen, alle Glieder der Familie als Majestätsverbrecher verurtheilt, und ihre Häuser und Ländereien hatte verwüsten lassen. Das schien für Bourbon Veranlassung genug zu sein, in das Land des Papstes zu gehen, um diesen, den Urheber der heiligen Liga, zu züchtigen. Ein seltsamer Zug! Das Heer, fünf und zwanzigtausend Mann stark, war ohne Geld und Geschütz. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Feldherrn, der, obschon Franzose, doch ihr Vertrauen hatte. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Beschwerden mit ihnen, sorgte eher für sie, als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Die Beschwerden des Weges waren sehr hinderlich. Uebergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, das stärkere ligistische Heer zur Seite, waren keine geringen Hemmungen für die Fortschreitenden. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht. In der Nähe des letztern Ortes brach eine furchtbare Meuterei der Truppen aus. Mit wüthendem Geschrei forderten Spanier und Italiener die ihnen schuldige Löhnung, und stürmten auf das Zelt des Herzogs los, so daß dieser es fliehend verließ, und sich in Frundsberg's Hause versteckte. Als auch die Deutschen von dem Aufruhr ergriffen wurden, trat Frunds-

*) Bucholtz, Geschichte Ferdinand's I., Bd. III. S. 65.

berg unter ſie und redete ihnen milde und ernſt zu. Vergebens. Die Landsknechte brüllten „Geld! Geld!“, ſo daß der würdige Führer, von Schmerz und Zorn ergriffen, gelähmt und ſprachlos zuſammenſank, und fortgetragen werden mußte (16. März). Indeß ſchoß der Herzog von Ferrara zur einſtweiligen Befriedigung der Spanier einiges Geld vor, wodurch der Aufruhr gedämpft ward. Der Papſt, der indeß das Königreich Neapel hatte angreifen laſſen, nun von der Gefahr, die ihm von Bourbon drohte, unterrichtet, wandte ſich an Lannoy, und ſchloß mit dieſem am 16. März einen achtmonatlichen Waffenſtillſtand, in welchem er verſprach, ſechzigtauſend Ducaten zu bezahlen, wogegen die kaiſerlichen Generale den Kirchenſtaat räumen ſollten. Allein Bourbon wollte dieſen Vertrag nicht anerkennen. Jene Summe reichte bei weitem nicht hin, auch war Lannoy ihm verhaßt; überdies aber ging er eben damals vielleicht mit Plänen um, die, wenn das Glück ſie begünſtigt hätte, ihn über die Trümmer von Lannoy's und Karl's Italieniſcher Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat Niemand in ſeiner Seele geleſen; er hat ſeinen Kummer und ſeine Hoffnungen mit ins Grab genommen.

Auf alle Fälle war, was ihm bis dahin nur dunkel vorgeſchwebt zu haben ſcheint, beſtimmter Entſchluß bei ihm geworden: Rom zu ſtürmen, zu erobern und zu plündern. Am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickte das Heer die Hauptſtadt der Welt. Bourbon zeigte den Soldaten die ſtrahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläſte von ferne, und verſprach ihnen alle Schätze derſelben, wenn ſie die Stadt erkämpft hätten. Gleich auf den folgenden Morgen ward ein Hauptſturm beſchloſſen. Das Heer machte ſich früh auf; Bourbon, ganz gepanzert und noch über der Rüſtung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu ſein, ſchritt durch die Reihen und ermahnte ſeine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erſt als ſie an den Graben kamen, wurden ſie von den päpſtlichen Soldaten und den Schweizern auf der Mauer erblickt. Unter fürchterlichem Geſchrei wurden die Leitern angeworfen und erſtiegen: ein ſchreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im Solde des Papſtes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeſchlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon eilte von einem Haufen zum andern, ermunterte Alle durch Winken und Rufen, und riß einem Spanier die Leiter aus der Hand, um durch Voranſchreiten ſelbſt das Beiſpiel zu geben. Aber kaum hatte er einige Stufen erſtiegen, als ein wohlgezielter Musketenſchuß ihn traf. Er fühlte ſogleich, daß die Wunde tödtlich ſei, hatte aber noch

Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Vorsorge war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursache. Aber weit entfernt, dadurch kleinmüthig und verwirrt zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmählig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

Alles, wozu Rachsucht, Geiz, Religionshaß und Wollust den Menschen treiben können, übten jetzt die rasenden Sieger. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten; und was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Mancher herrliche Ueberrest des classischen Alterthums, manche Sammlung von seltnen Kunstwerken, Büchern und Handschriften ging zu Grunde. Weder Alter noch Geschlecht noch Stand wurden geschont, Männer und Frauen den schrecklichsten Mißhandlungen Preis gegeben. Die vornehmsten Geistlichen wurden von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Sieben Tage schwelgte die losgelassene Bestialität im Rauben, Peinigen und Zerstören, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Deutschen, größten Theils Lutheraner, verhöhnten das Römische Kirchenthum durch spottende Nachäffung. Landsknechte als Cardinäle vermummt zogen auf Eseln in der Stadt umher; einer mit einer dreifachen Krone geziert, spielte den Papst, vor dem die Andern niederknieten, und rief: Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen, ihm das Papstthum schenken. „Luther Papst! Luther Papst!" entgegnete schreiend die jubelnde Rotte.

Dieses Spiel wurde vor der Engelsburg aufgeführt, zum Hohn des wirklichen Papstes, der dort wieder seine Zuflucht gesucht hatte. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der ligistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag zu Stande. Clemens mußte versprechen, 400,000 Ducaten

für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Städte und Burgen einzuräumen, und bis zur Abtragung eines Theiles der Summe Gefangener zu bleiben.

So erwünscht dem Kaiser auch die Demüthigung des Papstes war, so durfte ihm doch ein Sieg dieser Art eben so viel Besorgniß als Freude verursachen. Um dem üblen Eindrucke, den die Plünderung Rom's und die Gefangenhaltung des Kirchenoberhauptes durch ein kaiserliches Heer erregen mußte, zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Höfe, worin er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom und Alles, was an dem Papste Uebels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei. Er bestellte alle schon angesagten Freudenbezeigungen über die Geburt seines Prinzen Philipp wieder ab; ja er ließ, wie Einige sagen, sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten. In der That waren seine Versicherungen nicht grundlos. Denn er war so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als Clemens schon einen ansehnlichen Theil der verheißnen Summe gezahlt hatte. Am 31. October gewährte ein neuer Vertrag dem Papste Erleichterung, und am 10. December sollte er in Freiheit gesetzt werden. Aber in der Nacht vorher entfloh er nach Orvieto in das ligistische Lager, wahrscheinlich mit Einwilligung seiner Wächter, damit er nicht, wenn er in Rom erschiene, übler Behandlung durch die noch immer in der Stadt liegenden Truppen ausgesetzt sein möge.

Einen großen Theil der Schuld an dem Unglücke des Papstes trug König Franz, der von den Versprechungen, die er ihm gemacht, keine erfüllt hatte. Als Bourbon schon in der Nähe Rom's stand, verband sich Franz mit Heinrich VIII. zum Kriege wider den Kaiser. Heinrich zahlte Subsidien, und Franz sammelte ein Heer, mit welchem der Marschall Lautrec in Italien einfiel und mehrere wichtige Städte in der Lombardei eroberte, unter andern Pavia, wo die Franzosen schrecklich mordeten und Frevel aller Art begingen. Der Kaiser fühlte das Bedürfniß des Friedens, und da er auch an Gelde Mangel litt, so wollte er sich Franzen's letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich nun viel zu sehr im Vortheil, um einen solchen Frieden zu bewilligen, und brach die Unterhandlungen ab. Karl erwiderte dem Französischen Waffenherold, der ihm die Kriegserklärung brachte (22. Jan. 1528): sein Herr sei ein Lügner und treuloser

Mann, da er selbst zu Madrid versichert habe, dafür angesehen sein zu wollen, falls er sein Wort breche; wenn es der König läugnen wolle, so erkläre er hiermit, daß er die Sache mit den Waffen Mann gegen Mann mit ihm ausmachen wolle. Franz antwortete durch eine förmliche Herausforderung, worauf Karl den Ort zum Zweikampf bestimmte; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der Letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig.

Indeß drang Lautrec (im Febr.) in das Neapolitanische ein. Dies wurde die Veranlassung, daß die Bourbonischen Truppen, welche nun zehn Monate in Rom gehaust hatten, und durch ihre Ausschweifungen von vier und zwanzigtausend Mann bis auf zwölftausend geschmolzen waren, mit Beute beladen Rom verließen und nach Neapel zogen. Lautrec machte anfangs große Fortschritte; aber unverantwortlicher Weise blieben die Geldsendungen aus, die ihm Franz verheißen hatte, indem der König wieder einmal seinen Vergnügungen die wichtigsten Angelegenheiten nachsetzte. Dennoch schritt Lautrec zur Belagerung der Hauptstadt, wo schon große Hungersnoth zu herrschen anfing, weil auch von der Seeseite Genuesische und Venetianische Schiffe für die Belagerer wirkten. Da beging Franz die unbegreifliche Thorheit, einen wichtigen Bundesgenossen von sich zu stoßen und ihn dem Kaiser in die Arme zu treiben. Der Genuese Andreas Doria, der die Seemacht seiner Vaterstadt außerordentlich gehoben hatte, war in Frankreich's Diensten, wurde aber zurückgesetzt und gekränkt, und verlangte jetzt Abstellung der Beschwerden, die er für seine Person und für Genua hatte. Auf Duprat's verderblichen Rath schlug Franz sein billiges Begehren ab; worauf Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, und unter der Bedingung, daß Genua als unabhängiger Freistaat anerkannt werde, mit seinen Schiffen in dessen Dienste trat; Genua's Verfassung ordnete er zweckmäßig und gab ihr Festigkeit und Dauer. Während sich dergestalt für die Vertheidiger Neapel's die Zufuhr zur See wieder eröffnete, wurden Lautrec's Unternehmungen gehemmt durch eine furchtbare Pest, die in seinem Lager so schrecklich wüthete, daß die Zahl der Waffenfähigen in Monatsfrist von 25,000 auf 4000 herabsank. Lautrec selbst erlag der Krankheit, die Belagerung mußte aufgehoben werden, und auch von den wenigen Abziehenden sah fast kein Einziger sein Vaterland wieder.

Im nächsten Jahre schlug und vertrieb Leyva ein anderes Französisches Heer, das Mailand erobern wollte; und so waren diese Feldzüge, von denen Franz sich so viel versprochen hatte, für ihn unglücklich und schimpflich geworden. Er sehnte sich nach Frieden; nicht minder aber

der Kaiſer, dem das Vordringen der Türken in Ungarn ſowie die Haltung der Deutſchen Proteſtanten auf dem Reichstage zu Speier viele Sorge machten. Bei dieſer gegenſeitigen Geneigtheit zur Ausſöhnung, begaben ſich zwei Fürſtinnen, Margarethe, des Kaiſers Tante, und Franz's Mutter Luiſe, nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarhäuſer, die eine innere Gemeinſchaft hatten, beſuchten ſich täglich ohne Förmlichkeit, und brachten den Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz zahlte die zwei Millionen Kronen, und gab alle Anſprüche auf Italien auf. Dafür kehrten ſeine Söhne zurück, und er blieb im Beſitz von Burgund, wiewohl ſich der Kaiſer ſeine Anſprüche darauf vorbehielt. Ferner ſollte Franz des Kaiſers Schweſter Eleonore heirathen, und alle Anhänger Karl's von Bourbon in ihre Güter wiedereinſetzen. So ſorgte der Kaiſer für ſeine Verbündeten, während Franz die ſeinigen völlig im Stich ließ, und namentlich Florenz ganz der Willkür Karl's Preis gab. Und dabei flüchtete er nach dem Rathe Duprat's zum zweiten Mal zu dem verächtlichen, unwürdigen Mittel einer geheimen Proteſtation gegen die öffentlich bewilligten Leiſtungen*).

Noch vor dem Abſchluſſe des Friedens ſchiffte ſich der Kaiſer in Barcelona ein, um ſich nach Italien zu begeben, und landete am 12. Auguſt 1529 zu Genua. Er erſchien in dem Pompe eines Eroberers, mit einem glänzenden Gefolge Spaniſchen Adels, an der Spitze von zwanzigtauſend Mann alter Soldaten, und empfing die Geſandten aller Italieniſchen Staaten. Dann wandte er ſich nach Bologna, wohin er den Papſt zu einer Zuſammenkunft beſchieden hatte. Sie war feierlich und glanzvoll. Karl küßte dem heiligen Vater knieend den Fuß, wohnte den religiöſen Handlungen mit Andacht bei, und zeigte in ſeinem Weſen ſo viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener, die einen Barbaren zu ſehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna krönte ihn denn auch der Papſt unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum König von Italien und zum Kaiſer. Die erſtere Krönung geſchah am 22., die zweite am 24. Februar 1530, dem dreißigſten Geburtstage Karl's; es war die letzte Kaiſerkrönung, die bis auf Napoleon's Zeiten von einem Papſte verrichtet worden iſt. Schon vorher (23. Dec. 1529) war auch der Friede mit dem Herzog Franz

*) Garnier, Histoire de France T. XXIV. p. 390: comme si ces actes furtifs pouvoient annuller des engagemens pris à la face des nations et sous le sceau de la foi publique. Martin, a. a. O. p. 118 geht diesmal leichter darüber hinweg, nennt aber den Frieden ſelbſt ironiſch la honte du „roi chevalier".

Sforza von Mailand und den Venetianern zu Stande gekommen. Den Erſtern ſetzte der Kaiſer wieder in ſein Herzogthum ein; doch mußte er ſich verpflichten, 400,000 Ducaten ſogleich, und dann noch zehn Jahre jährlich 50,000 zu zahlen, eine ſchwere Laſt für das ohnehin ſo ausgeſogene und verarmte Land. Die Venetianer mußten ſich gleichfalls zu einer Zahlung von 300,000 Ducaten verſtehen.

Auch die übrigen ſtreitigen Verhältniſſe zwiſchen den Staaten Italien's wurden von Karl als Ordner des Landes geregelt und geſchlichtet; nur die Florentiner hatten an der allgemeinen Friedeſtiftung keinen Theil. Unter dieſen nämlich hatte bei der Nachricht von der Einnahme Rom's durch Bourbon's Truppen die republicaniſche Partei das Haupt erhoben, und die Medici dahin gebracht, die Stadt zu verlaſſen, wo nun die Verfaſſung, wie ſie vor 1512 beſtanden, wiederhergeſtellt wurde. Seitdem ſtanden ſich neuerdings zwei Parteien gegenüber: eine den ariſtokratiſchen Beſtrebungen ſich nähernde und eine entſchieden demokratiſche; in der letztern beſonders lebten die Ideen Savonarola's und ſein Andenken wieder auf. Nach Außen hin beging die Republik den großen Fehler, ſich an Frankreich anzuſchließen; auch in der Zeit noch, als die kaiſerlichen Waffen in Italien ſchon überall ſiegreich walteten. Es war die Schuld der heftigen Demokraten; die Gemäßigten bemühten ſich vergebens, die Trennung von der Liga zu bewirken. Das wurde verhängnißvoll für die Republik. Denn da ſie ſich mit dem Kaiſer nicht zur rechten Zeit verglich, ſo machte es der Papſt in ſeiner Ausſöhnung mit dieſem zur Bedingung, daß Karl die Florentiner ſeinem Geſchlechte wieder unterwerfen helfe; und Franz gab ſie im Frieden von Cambray ſchmählich Preis. Ein kaiſerliches Heer unter dem Prinzen Philibert von Oranien begann im September 1529 den Krieg wider ſie, ſchon am 14. October erſchien es vor der Stadt. Die Belagerung dauerte faſt zehn Monate; der Prinz von Oranien ſelbſt wurde getödtet. Vergebens vertheidigten ſich die Florentiner mit großer Tapferkeit. Am 12. Auguſt 1530 mußten ſie ſich zu einer Capitulation verſtehen. Dieſe ſtellte die Beſtimmung der künftigen Verhältniſſe dem Kaiſer anheim, doch ſollte der Staat frei bleiben. Karl ernannte Alexander von Medici zum erblichen Haupte von Florenz in den Verhältniſſen ſeiner Vorfahren. Aber die Partei ſeines Hauſes in der Stadt ging weiter, vernichtete die alte Verfaſſung und gab Alexander den herzoglichen Titel mit vollſtändiger Fürſtengewalt.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486—1555).

Vierter Abschnitt.

Die weitere Entwickelung der Reformation und die erneuten Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

1. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß.

Von Bologna aus hatte Kaiser Karl ein Ausschreiben an die Deutschen Stände erlassen, wodurch er sie zu einem am 8. April 1530 in Augsburg zu eröffnenden Reichstage einlud. Aus dem Tone, in dem es abgefaßt war, ließ sich schließen, daß er in Hinsicht der Religionsangelegenheiten jetzt sehr gemäßigte Gesinnungen hege. Es fand sich in Augsburg eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse ins Ungeheure erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen schickte nur Gesandte dahin.

Karl traf gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (15. Juni) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er die evangelischen Fürsten auffordern ließ, an der feierlichen Procession des morgenden Tages Theil

zu nehmen. Aber weder die imponirende Pracht ſeines Einzuges, noch die bezaubernde Milde ſeines würdevollen Betragens konnten die proteſtantiſchen Fürſten dazu bewegen. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anſpach erklärte ſogar in Gegenwart des Kaiſers: ehe er Gott und ſein Evangelium ſo verläugnen ſollte, wolle er lieber den Kopf verlieren. Worauf Karl in ſeiner Niederdeutſchen Mundart lächelnd erwiederte: Löver Fürſt, nit Kopp ab, nit Kopp ab.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und die Religionsſache zuerſt vorgenommen ward, ließen die proteſtantiſchen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens, die berühmte Augsburgiſche Confeſſion, vorleſen und überreichen (25. Juni). Es war von Melanchthon mit meiſterhafter Einfachheit, Klarheit, Milde und Mäßigung verfaßt; der Glaubenslehre waren einundzwanzig Artikel gewidmet, in ſieben andern waren die Mißbräuche angegeben, welche die Proteſtanten abgeſchafft zu ſehen wünſchten und bei ſich ſchon abgeſchafft hatten. Als die Vorleſung beendigt war, ließ ihnen der Kaiſer durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er wolle dieſen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen ſeine Entſchließung darüber melden laſſen. Er übergab darauf die Schrift einem Ausſchuſſe von katholiſchen Theologen, um eine Widerlegung derſelben aufzuſetzen. Dieſe gerieth ſo übel, und war ſo heftig abgefaßt, daß Karl ſelbſt ſie verwarf. Es ward alſo eine andere veranſtaltet, an deren Schluſſe es hieß: der Kaiſer hoffe, die Proteſtanten würden nun wieder in allen Stücken mit der Römiſch-Katholiſchen Kirche übereinſtimmen, widrigenfalls er ſich als oberſter Vogt dieſer Kirche genöthigt ſehen werde, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Proteſtanten aber blieben beharrlich, und ließen nachher von Melanchthon eine Gegenſchrift aufſetzen, die den Titel Apologie der Confeſſion führt. Ohne das Weitere zu erwarten, brach der hitzige Landgraf von Heſſen auf; er verließ den Reichstag ohne auch nur von Jemandem Abſchied zu nehmen. Karl, ſehr überraſcht von dieſem allerdings unziemlichen Schritte, und beſorgt, daß Mehrere ihm folgen möchten, ließ in der erſten Beſtürzung die Stadtthore ſperren; auf die Vorſtellung des Kurfürſten von Sachſen wurde aber dieſe Maßregel wieder aufgehoben. Eine durch einen engern Ausſchuß von beiden Parteien geführte Unterhandlung, um eine Ausgleichung zu bewirken, gewährte anfangs einige Hoffnung, da man ſich über mehrere Punkte in der That verglich, brachte aber doch zuletzt kein Ergebniß zu Wege, indem eben die nicht verglichenen Punkte ein unbeſiegbarer Stein des Anſtoßes blieben. Auch mißbilligte Luther den ganzen Vermittelungsverſuch.

Karl befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte sich die Ausgleichung dieser Händel weit leichter vorgestellt, und sah nun durch die Beharrlichkeit der Protestanten sein kaiserliches Ansehn auf empfindliche Weise bloßgestellt. Die Spannung zwischen den Parteien ward immer größer; endlich, nachdem erst der Kurfürst von Sachsen, dann seine und die Hessischen Gesandten Augsburg verlassen hatten, erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschieds (am 19. Nov.), der alle Neuerungen der letzten Jahre in Deutschland verdammte, und deren Wiederaufhebung verordnete; die Ungehorsamen, hieß es, würden in die Acht erklärt, und mit andern Strafen des verletzten Landfriedens belegt werden.

Das waren die Früchte eines Reichstags, der fünf Monate gedauert, und von dem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der Bruch entschieden; eine Vereinigung mußte schwieriger erscheinen als je. Leider war auch der wegen der Abendmahlslehre unter den Protestanten selbst ausgebrochene Zwiespalt auf dem Reichstage wieder zum Vorschein gekommen; ja eben dieses Punktes wegen ließ man die Städte Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau an dem Glaubensbekenntniß gar keinen Theil nehmen, weswegen sie ein besonderes, nur in dem Artikel vom Abendmahl um einige Worte abweichendes Bekenntniß, das Vierstädtische (confessio tetrapolitana) genannt, übergaben.

Von Augsburg reiste der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder Ferdinand zum Römischen König zu erwählen. Er machte den Grund geltend, daß er wegen seiner übrigen Länder oft abwesend sein müsse, das Reich aber indeß wegen des Zwiespalts im Glauben und wegen der Türken nicht ohne Haupt bleiben könne. Die Wahl geschah wirklich am 5. Januar 1531; nur daß der Kurfürst von Sachsen, da die Evangelischen den König Ferdinand als einen Hauptgegner ansahen, seines Theils durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser reiste sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Januar mit größter Pracht und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er nach den Niederlanden.

2. Der Schmalkaldische Bund und der Nürnberger Friede.

Während die übrigen Kurfürsten in Köln mit der Wahl des Römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine

Lutherisch gesinnten Bundesfreunde auf den 22. December 1530 zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sei. Denn jetzt nahm selbst Luther seine frühere Meinung über einen Kampf wegen der Religion zurück, und erklärte, daß er, unter den gegenwärtigen Umständen, einen Vertheidigungskrieg nicht für Aufruhr, sondern für Nothwehr und für erlaubt halte. Aber jene achtungswürdige Gesinnung der Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt haben, ließ doch bei mehreren Ständen noch solche Bedenklichkeiten gegen einen Krieg wider den Kaiser zurück, daß diesmal noch kein Bund zu Stande kam, sondern nur einige vorbereitende Schritte dazu geschahen. Man ging mit dem Versprechen auseinander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. In der Zwischenzeit wurde im Namen der ganzen Partei eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt und an alle auswärtige Höfe gesandt, besonders an den Französischen und den Englischen. Der Landgraf hoffte dadurch auf den Nothfall Verbindungen mit diesen beiden mächtigen, dem Kaiser feindlich gesinnten Monarchen einzuleiten, nicht bedenkend, daß einem Volke nie übler gerathen sein kann, als wenn es die Fremden zur Einmischung in seine inneren Zwistigkeiten auffordert.

Bei der verabredeten zweiten Versammlung zu Schmalkalden wurde das in der ersten vorgeschlagene Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, drei Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und elf Reichsstädten (worunter Straßburg, Ulm, Kostnitz, Magdeburg, Lübeck und Bremen) abgeschlossen (27. Febr.). Durch dasselbe verbanden sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach und einige Reichsstädte wollten zwar dem Bündniß nicht förmlich beitreten; doch vereinigten sie sich mit den Uebrigen zu dem Beschlusse: in allen Processen, die bei dem Reichskammergericht wider einzelne Stände in Religionssachen anhängig gemacht würden, gemeinschaftlich zu verfahren. Auch schlossen die Schmalkaldner Genossen mit den heftigsten Gegnern des neuen Kirchenwesens, mit den Herzögen von Baiern, denen die Königswahl Ferdinand's im höchsten Grade widerwärtig war, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Deutschen Freiheit gegen Anfechtungen derselben.

Den König Ferdinand drückten indeß große Sorgen um den zer-

rütteten Zustand Ungarn's und einen neuen Heereszug, den die Türken vorbereiteten. Unter diesen Umständen, und Angesichts jener Verbindungen, wünschte der Kaiser, die Religionssache vorläufig beigelegt zu sehen; daher bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz, die sich dazu erboten, als Vermittler aufzutreten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Die Vermittler gestanden ihnen freie Religionsübung zu, wenn sie versprechen wollten, keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die Anderen wollten lange nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber — höchst unerwartet — meinte: um Friede mit dem Kaiser zu behalten, könne man wohl in diesem Punkte durch die Finger sehen. Die Ursache dieser Kundgebung des Reformators ist theils in seiner Besorgniß zu suchen, daß es ohnedies doch am Ende zu einem Bündniß mit den Bekennern der ihm widerwärtigen Zwinglischen Lehre kommen könnte, theils aber auch in ächt patriotischen Gesinnungen. Denn mittlerweile war das Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Baiern einer- und dem Könige von Frankreich andrerseits in der That geschlossen worden, und Luther mochte nicht ohne Schauder daran denken, daß Deutsche mit ihren alten Erbfeinden, den Franzosen, gegen ihren Kaiser stehen sollten; schon um dies abzuwenden, rieth er daher um jeden Preis zum Frieden.

So ward denn am 23. Julius 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede unterzeichnet, des Inhalts: daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concil ein allgemeiner, beständiger Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen sein, und keiner den Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen beleidigen oder bekriegen solle; auch seien bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Landgraf Philipp konnte freilich seinen Unwillen über diesen Vergleich nicht zurückhalten; er schrieb mehrere harte Briefe deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn, worin er sagte: Luther's Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg zaghaft gesehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sei ein Schnitzer, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne; er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bei demselben zu thun gewesen sei. Da der Landgraf indeß im ganzen Reiche der einzige Widersprechende blieb, mußte er sich doch zum Beitritt bequemen. Gleich nachher starb Johann der Standhafte (16. August

1532); sein Sohn Johann Friedrich folgte ihm in der Regierung des Kurstaats.

Der Kaiser hatte sich indeß von den Niederlanden nach Regensburg begeben, wohin er einen neuen Reichstag ausgeschrieben hatte. Die Stände bezeigten sich dort zur Aufbringung einer Türkenhülfe bereitwilliger als je. Auch wurde sie mit ungewöhnlicher Beschleunigung ins Feld gestellt; den größten Eifer bewiesen, in Folge des Nürnberger Friedens, die Protestanten. Karl begab sich von Regensburg nach Wien, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern, so wie Italienische und Niederländische Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald 24,000 Mann Reichsvölker stießen; andere Truppen waren von König Ferdinand aus den Erblanden aufgebracht, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. Die Hülfe war dringend nöthig; Soliman war mit einem Heere von 200,000 Mann in Ungarn eingefallen, und bedrohte Deutschland aufs Neue. Der Großwesir befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm unerwartet der unbedeutende und schlecht befestigte Ort Güns einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Darüber und weil er den Kaiser in der Nähe wußte, verlor Soliman den Muth so sehr, daß er nur eine Schaar leichter Truppen nach Oesterreich schickte, die von den Deutschen aufgerieben ward, dann aber selbst mit dem Hauptheer ganz Ungarn räumte (Sept. 1532), ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

Hier, wo er den ganzen Winter zubrachte, hatte er mit dem Papste wiederum zu Bologna eine Zusammenkunft. Schon 1530 hatte er mit ihm eines allgemeinen Concils wegen unterhandelt, und auf dem letzten Regensburger Reichstage den Ständen von Neuem das Versprechen gegeben, daß binnen Jahresfrist ein solches Statt haben solle. Es hatten auch die Protestanten wiederholt erklärt, daß die Herstellung des Kirchenfriedens nur von dem Urtheile einer Kirchenversammlung zu erwarten sei. Jetzt drang der Kaiser deswegen von Neuem in den Papst. Clemens zeigte sich auch ziemlich bereitwillig; sei es, weil er die Ausführung dieser den Päpsten allerdings sehr lästigen Maßregel zuletzt doch noch hintertreiben zu können hoffte, oder weil er glaubte, daß die Mehrheit der auf einem Concil versammelten Prälaten, den Ketzern gegenüber, die Hierarchie auf alle Weise aufrecht erhalten würde. Eben deswegen kam aber auch den Protestanten die durch einen besondern päpstlichen Legaten nach Deutschland gebrachte Erklärung, daß ihr Wunsch gewährt werden

solle, sehr ungelegen. Ihre Theologen hielten sich daher an mehrere ihnen mißfällige Punkte in den vom Papste aufgestellten Grundlagen, und setzten im Namen der Fürsten eine Antwort auf, die ihre Unzufriedenheit mit den päpstlichen Artikeln darlegte. In Folge davon hielt sich der Papst seines Versprechens entledigt.

In Bezug auf die politischen Verhältnisse Italien's schloß Karl mit allen Staaten desselben (Venedig ausgenommen) ein neues Vertheidigungsbündniß; aber kaum war er fort (er ging im April 1533 nach Spanien), so ließ sich Clemens mit dem Könige Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reiste in Person nach Marseille, um Franz dort zu sprechen, und schloß eine Heirath ab zwischen einer Tochter seines Vetters, Katharina von Medici, und Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 vollzogen wurde. Schon im folgenden Jahre (25. September 1534) starb Clemens, und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese, aus einer Römischen Familie, der den Namen Paul III. annahm.

---

8. Religions- und Bürgerkrieg in der Schweiz.

Indeß hatten die durch die Reformation entstandenen Zwistigkeiten in der Schweiz einen blutigen Kampf herbeigeführt. Die 1529 unter den hadernden Cantonen vermittelte Versöhnung trug mannichfachen Stoff künftiger Uneinigkeiten in sich; von Neuem wuchs die Spannung, zumal zwischen Zürich und den fünf zur Vertheidigung des alten Glaubens vereinigten Orten. Die letzteren fanden, daß jener Friede zu ihrem Nachtheil gereiche, da sich die Reformation immer weiter ausbreitete; sie klagten besonders, daß Zürich und seine Verbündeten in St. Gallen, wo der Abt die Flucht ergriffen hatte, den neuen Gottesdienst und mit ihm eine weltliche Verwaltung einrichteten. In Zürich wünschten Viele den Krieg. Doch da Bern erklärte, es werde dazu keine Hülfe leisten, wurde nur der Beschluß gefaßt, den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Salz, Wein und Eisen abzuschneiden, obschon Zwingli und Andere vor der halben Maßregel warnten, welche die ganze Bevölkerung jener Orte erbittern werde. Nachdem Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell vergeblich Vermittelungsversuche gemacht, beschlossen die fünf Orte den Angriff. Sie gingen mit großer Ueberlegung und Einigkeit zu Werke,

und ließen achttausend Mann in das Gebiet von Zürich einrücken. Hier hatte man schlechte Anstalten getroffen, und stellte dem Feinde nur einen unordentlichen Haufen in Eile zusammengeraffter Mannschaft entgegen; mit ihr zog auch Zwingli aus, der es für unedel hielt, zurückzubleiben, wo es galt, den durch ihn zuerst erregten Religionsstreit auszufechten.

Am 11. October 1531 kam es bei Kappel unweit Zürich zum Treffen. In dem Zürcherischen Heere war weder Führung noch Gehorsam, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die Stand hielten. Als er verwundet worden und aus Entkräftung niedergefallen war, ereilte ihn ein Unterwaldner Hauptmann, Namens Juckingen, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, nachdem er mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen durch das Winken des Hauptes sich geweigert hatte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn die fanatischen Sieger waren geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust zum katholischen Glauben zu bekehren und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet, ließen sie Zwingli's Leichnam durch den Henker viertheilen und verbrennen, und mischten die Asche von Schweinen unter die seine, damit nicht etwa ein Anhänger des Verstorbenen sie sammeln möchte.

Die fünf Cantone machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Bern, Basel, Schaffhausen und die übrigen Orte der reformirten Verbindung sandten dem bedrängten Zürich Hülfstruppen. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigten sich dieselben mit den Zürichern; man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu verdrängen mißglückte indeß, die Züricher wurden abermals besiegt, und dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an, sich im Felde zu trennen; Zürich machte Frieden, und auch Bern nahm ihn an (1531). Diesem gemäß wurde in der Abtei St. Gallen die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Cantonen entstanden seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges Bewegungen, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege und stellten die Messe wieder her. Im Ganzen erhielt die Reformation in der Deutschen Schweiz durch diesen Frieden die Gränzen, in denen sie auch späterhin verblieb.

4. Wiedereinsetzung Ulrich's von Würtemberg.

In Deutschland geriethen die Protestanten nach dem Nürnberger Frieden über die Auslegung desselben in Streit mit dem Reichskammergericht. Dieses wollte nämlich die gegen sie anhängig gemachten Processe nicht einstellen, weil sie eingezogene Kirchengüter, aufgehobene Klöster, verletzte bischöfliche Rechte und Aehnliches betrafen, nicht aber Glaubenssachen; während die Protestanten behaupteten, diese begriffen eben Gegenstände jener Art in sich, da die Reformation die Processe veranlaßt habe. Darüber kam es sogar dahin, daß die evangelischen Stände die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts nicht mehr anerkannten.

Als der thätigste Widersacher der katholischen Stände zeigte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen; besonders durch eine That, die er wider den Willen des Kurfürsten von Sachsen ausführte, und die der Sache des Protestantismus einen ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte etwa dreißig Jahre zuvor ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog Ulrich, die Regierung übernommen. Er hatte seine Gemahlin Sabine, eine Bairische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemißhandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf gleiche Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, die sich zuweilen bis zu unmenschlicher Grausamkeit steigerten; und Alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwande verursachte. Endlich brach das Unheil über ihn selbst herein. Als er 1519 mit einer Schaar Bewaffneter über Reutlingen herfiel, dessen Bürger, um den Tod eines der Ihren zu rächen, einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, und sogar die alte Reichsstadt zur Würtembergischen Landstadt zu machen wagte: da nahm sich der Schwäbische Bund, zu welchem Reutlingen gehörte, der unterdrückten Stadt an, und das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, versammelte sogleich eine Macht, womit er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Dieser eroberte es zwar wieder, wurde aber gleich darauf von Neuem vertrieben. Der Schwäbische Bund war nun thatsächlich Herr des Landes. Da indeß auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, die der verschwenderische Ulrich gemacht, und da der Bund überhaupt das Land nicht

behalten mochte noch konnte: so überließ er es dem damals eben erwählten jungen Kaiser Karl V. für eine mäßige Geldsumme. Karl trat es bald nachher mit den Oesterreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich irrte lange an verschiedenen Orten umher, und suchte Hülfe für seine Wiederherstellung zu gewinnen. Sein Schicksal blieb auch nicht ohne Theilnahme; besonders zu Statten kam ihm die Eifersucht vieler Deutschen Fürsten gegen das Oesterreichische Haus, das mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere aber sagten sich, daß sie einen trefflichen Rückhalt mehr haben würden, wenn Ulrich, der den Lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes wäre. Wie nun im Jahre 1533 der Schwäbische Bund sich völlig auflöste: da übernahm es der kühne Landgraf, Ulrich wieder einzusetzen, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen. Er reiste zunächst zum Könige Franz von Frankreich, der ihn (obschon er sich ausdrücklich verpflichtet hatte, in die Würtembergischen Angelegenheiten sich nicht einzumischen) wirklich mit Hülfsgeldern unterstützte, brachte dann gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf, und ging mit diesen in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter, der ihm mit zwölftausend Mann entgegenrückte, wurde bei Lauffen (13. Mai 1534) entscheidend geschlagen; und so war binnen wenigen Tagen das ganze Herzogthum erobert, Ulrich wieder eingesetzt. Der alte Haß gegen ihn hatte sich verloren, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Die Reformation wurde sofort im Lande eingeführt.

König Ferdinand, theils ohne bereite Kriegsmittel, theils in der Besorgniß, es möchte aus diesen Händeln bei langem Zögern ein großer und gefährlicher Kampf entstehen, fügte sich der vollendeten Thatsache. Er schloß am 29. Juni zu Kadan in Böhmen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der zugleich im Namen des Landgrafen und Ulrich's auftrat, einen Vertrag, kraft dessen er dem Ulrich das Herzogthum wieder abtrat; nur sollte es, der Reichsunmittelbarkeit unbeschadet, ein Oesterreichisches Afterlehn sein. Dagegen erkannte jetzt Johann Friedrich Ferdinanden als Römischen König an; und dieser wiederum versprach im Namen des Kaisers, daß das Kammergericht sich des rechtlichen Verfahrens in Religionssachen gegen die Theilnehmer des Nürnberger Friedens enthalten solle. Nun schlossen aber auch die Baierischen Herzöge, durch den Zurück-

tritt ihrer Bundesgenoſſen beleidigt, an den Kaiſer und deſſen Bruder ſich an, und ließen ihrer perſönlichen Abneigung gegen die Religionsneuerung freien Lauf.

5. Die Wiedertäufer in Münſter.

Der Lauf der Hauptbegebenheiten muß hier mit einem merkwürdigen Zwiſchenſpiel unterbrochen werden, welches die religiöſe Schwärmerei in einer bis zum Wahnſinn und zu argen Frevels geſteigerten Ausartung darſtellt. Die Secte der Wiedertäufer, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgeſtorben, wurde aber in Deutſchland überall von den Bekennern des neuen Kirchenthums nicht minder als von denen des alten heftig verfolgt, ſo daß ſie ſich nach den Niederlanden zurückzog, von wo ſie häufig Miſſionarien in das benachbarte Weſtphalen ausſandte. Dort hatte ſchon im Jahre 1525 in Münſter ein Kampf der durch die religiöſen Bewegungen aufgeregten Bürgerſchaft wider den biſchöflichen Stuhl und das Domcapitel begonnen. Einige Jahre nachher, ſeit 1529, unternahm ein Prediger Namens Rothmann, die Grundſätze der Reformation in Münſter weiter zu verbreiten, und bald kam es dahin, daß das Domcapitel mit ſeinen Anhängern die Stadt verlaſſen mußte, in den Kirchen aber die Formen des neuen Gottesdienſtes eingeführt wurden. Der Biſchof ſah ſich genöthigt, mit den Bürgern im Februar 1533 einen Vergleich einzugehen, vermöge deſſen er und das Capitel zwar ihre ſonſtigen Rechte behielten, die ſechs Pfarrkirchen der Stadt jedoch im Beſitz der Evangeliſchen blieben*).

Dieſe Unruhen waren kaum beigelegt, als ſchon wieder neue und weit größere ſich anbahnten. Noch waren die Gemüther in Gährung, alſo für die Anſteckung um ſo empfänglicher, welche einige ſo eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen verſuchen wollten. Unter dieſen Schwärmern traten mit der Zeit beſonders Johann Bockhold oder Bockelſohn, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthieſen, ein Bäcker von Harlem, hervor. Als ſie zuerſt mit ihren Weiſſagungen vom nahen Gottesreiche das Volk zu verführen anfingen, widerſetzte ſich ihnen der Rath und wies ſie zur Stadt hinaus. Aber ſie kamen zu einem

*) Vgl. Cornelius, Geſch. des Münſteriſchen Aufruhrs, erſtes Buch S. 122 ff., 209 ff.

andern Thore wieder herein, verkündeten ihren Anhängern, Gott habe ihnen befohlen in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rothmann auf ihre Seite. Ihre Lehre ging nicht nur dahin, daß die Kindertaufe verwerflich und eine neue zur Wiedergeburt jedes Christen erforderlich sei; sie erklärten zugleich alle Wiedertäufer für heilig und auserwählt, Christi Reich auf Erden zu gründen; alle Rechtsstreitigkeiten und Eidesleistungen sollten zu dem Ende aufhören, alle Obrigkeiten abgesetzt, alle Ständeunterschiede vertilgt, alles Eigenthum aufgehoben, und die Vielweiberei eingeführt werden.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Rathe behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrieen laut: „Thut Buße und lasset Euch von Neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über Euch kommen, denn der Tag des Herrn ist nahe!" Der Pöbel, durch viele Reden, Gerüchte und Prophezeihungen außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich umtaufen; Viele thaten es aus Furcht, um nicht gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und Alles zu verlassen, da es ihnen zehnfach wieder ersetzt werden solle; wodurch sich Viele locken ließen. Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß nicht Wenige der Wohlhabenden und Besonnenen, Evangelische wie Katholische, ihnen das Feld gänzlich räumten und die Stadt verließen*). Die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, wählten einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Alle nur irgend denkbaren Frevel und Gräuel des Fanatismus wurden jetzt im Namen der Religion begangen. Die Schwärmer trieben mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen; auch kein Buch außer der Bibel behalten, alle übrigen verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, von Matthiesen selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen; dann, als er sich wieder aufrichtete, ward mit einer Flinte nach ihm geschossen. Als er auch davon noch nicht starb,

*) Cornelius, a. a. O. Zweites Buch (1860) S. 238.

ſagte Matthieſen, es ſei ihm offenbart, daß dieſes Menſchen Zeit noch nicht gekommen, daß er vielmehr von Gott begnadigt worden ſei. Wiewohl nun der Unglückliche nichtsdeſtoweniger nach einigen Tagen den Geiſt aufgab, ſo benahm dieſer Fall dem Propheten dennoch nichts von ſeinem Rufe. Viel ſchlimmer lief indeß eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Biſchof von Münſter hatte ſich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief Matthieſen aus, er habe einen göttlichen Befehl, dieſe Feinde zu tödten. Er war aber nicht ſobald mit ſeiner Pike zur Stadt herausgekommen, als der nächſte Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf, und verkündete dem Volk: es ſei ihm lange offenbart geweſen, daß Matthieſen dies Märtyrerthum beſtehen würde, und jetzt ſei ihm von Gott befohlen, deſſen Wittwe (ein ſehr ſchönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einſt in Iſrael geweſen, zu ernennen. Das geſchah. Zugleich ward ein Geſetz gegeben, daß Jeder die chriſtliche Freiheit haben ſolle, ſo viel Weiber zu nehmen, als er möge; wie denn Johann Bockhold ſelbſt es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Juni berief endlich ein Goldſchmidt, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt und gab vor: es ſei der Befehl des himmliſchen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrſchen und den Stuhl David's wieder aufrichten ſolle; durch ihn würden alle Gottloſen ausgerottet, alle Könige und Fürſten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit erheuchelter Demuth fiel hierauf Johann Bockhold auf die Kniee, dankte Gott, und verſicherte das Volk, er habe dieſe Offenbarung längſt gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, ſie auszuſprechen. Er ſetzte darauf die zwölf Iſraelitiſchen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt ſelbſt nebſt einigen Räthen, ſtolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geſchmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem ſich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen. So bahnte ſich eine Willkür- und Schreckensherrſchaft an, in der das Amt des Scharfrichters eine immer größere Rolle ſpielte.

Nachdem die Stadt Münſter zur Hauptſtadt des neuen Gottesreichs eingeweiht war, ſandte der König deſſelben acht und zwanzig Apoſtel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieſelbe Art einzurichten, und ſeinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber dieſe Betrogenen kamen, wurden ſie feſtgehalten und meiſtens als Aufruhrſtifter getödtet; Alle

starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, daß Johann von Leyden der einzig wahre König sei, und daß alle anderen Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so phantastischen Verfassung konnten die losgelassenen rohen Triebe nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Wie diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden: da ward dem Könige Johann doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, in welchem der Hunger ihn schwächte. Um in einer so bedenklichen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken. Sogar als eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ „sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe", hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte, und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Von Seiten des Reichs wäre diesem abscheulichen Unwesen wohl früher ein Ende gemacht worden, wenn nicht der Zug des Hessischen Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg die Aufmerksamkeit der Fürsten ausschließlich in Anspruch genommen hätte. Im Kadanischen Frieden aber wurde es dem Landgrafen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, einen Theil seiner Kriegsvölker bei der Belagerung von Münster anzuwenden, und das Heer des Bischofs erhielt nun Verstärkung. Nachdem in Münster schon viele Personen verhungert waren, entkamen endlich zwei Bürger aus der Stadt zu den Belagerern, und zeigten ihnen eine Stelle, wo der Wall leicht erstiegen werden konnte. So drang das Heer in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, unter ihnen soll auch der Prediger Rothmann gewesen sein. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren Deutschen Städten zur Schau herumgeführt, und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) mit barbarischer Grausamkeit hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die Stadt Münster selbst verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand und

ihre Freiheit, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf. Die Wiedertäufer (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Secte, die in verschiedenen Ländern sehr friedlich und wohlgelitten lebt, freilich aber auch mit jenen Schwärmern fast nichts mehr gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe und der Eidesleistung.

---

6. Karl's V. Zug nach Tunis.

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Kaiser Karl weit über dem Meere in Afrika einen glänzenden Sieg davon getragen. Seit einiger Zeit hatten sich nämlich an den nördlichen Küsten dieses Erdtheils die gefährlichen Seeräuberstaaten gebildet. Schon lange zwar waren die Häfen von Nordafrika in den Händen der Mauren Schlupfwinkel für Corsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten; aber mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielten diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und zweckmäßige Leitung eine noch weit größere Furchtbarkeit. Vorzüglich geschah dies durch zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, die mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in dem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam 1504 nach Tunis, und die Räubereien, die er von hier aus verübte, thaten den Christen so empfindlichen Schaden, daß sie Veranlassung zu dem früher erwähnten Zuge des Cardinals Ximenez nach Afrika gaben. Die gute Aufnahme, welche Horuk bei dem Könige von Algier fand, hielt ihn nicht ab, diesen heimlich ermorden zu lassen, um sich auf dessen Thron zu schwingen (1516), den er denn auch ebensosehr durch Freigebigkeit gegen seine Anhänger, als durch blutige Verfolgung seiner Feinde zu behaupten wußte. Bald nachher endete seine Laufbahn. Er hatte den Beherrscher von Telemsan vertrieben, aber dieser fand bei den Spaniern wirksamen Beistand. Sie sandten ihm Hülfstruppen, gegen welche Barbarossa Schlacht und Leben verlor (1518).

Durch eine kräftige Verfolgung ihres Sieges hätten die Spanier damals wohl dem ganzen Unwesen ein Ende machen können; aber sie versäumten es, und ließen dem Schereddin Zeit, sich in den Eroberungen seines Bruders zu befestigen. Schereddin fürchtete indeß die Unzufriedenheit der Maurischen Einwohner nicht weniger als die Spanischen Waffen,

und um sich dagegen zu sichern, begab er sich unter den Schutz des Türkischen Großherrn, der ihn dafür mit zweitausend Kriegern verstärkte. So begann damals die Oberhoheit der Pforte über die Barbareskenstaaten. Schereddin verbreitete nunmehr seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis nach Tunis. Auf die letztere Stadt hatte er besonders ein lüsternes Auge geworfen; er ging nach Constantinopel, und wußte sich durch sein gewandtes Betragen bei Soliman so in Gunst zu setzen, daß dieser ihm jede Unterstützung zur Ausführung seines Unternehmens verhieß. Der Beherrscher von Tunis, Arraschid, war von seinem Bruder Muley Hassan vertrieben worden; unter dem Vorwande, Jenen wieder in seine Rechte einzusetzen, erschien Schereddin vor der Stadt, und die mit Muley's Regierung unzufriedenen Bewohner öffneten ihm die Thore. Zu spät erfuhren sie, wie arglistig sie getäuscht worden. Muley Hassan aber rief die Hülfe des Kaisers Karl an; und dieser, der die Nothwendigkeit fühlte, den Fortschritten Barbarossa's Gränzen zu setzen, ward leicht überredet. Karl beschloß, sich selbst an die Spitze des Zuges zu stellen, zu dem er die Kräfte seiner Reiche aufbot, und den der Papst, Portugal, Genua und der damals nach Malta versetzte Johanniterorden, auf das beste unterstützten. Von Cagliari auf Sardinien, das zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt war, ging am 16. Juli 1535 eine Macht von dreißigtausend Mann auf fünfhundert Schiffen unter Segel. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, die man von der mächtigen Ausrüstung hegen durfte. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensklaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten; er suchte sein Heil in schleuniger Flucht, und überließ Tunis den Siegern. Muley Hassan ward sofort wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber von Spanien abhängig gemacht; er mußte einen jährlichen Tribut versprechen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen zwanzigtausend, von allen Nationen; und Karl hatte die Freude, so viele von harten Sklavenbanden befreite Christen in ihre Heimath zurücksenden zu können.

7. Dritter Krieg Karl's mit Franz I.
(1536—1538.)

Von Tunis ging der Kaiser nach Palermo und dann nach Neapel, wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte; daher wetteiferte der Adel, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Es wurden prächtige Feste gegeben, und beide Länder, Sicilien und Neapel, machten ansehnliche Geldbewilligungen. In Neapel erfuhr der Kaiser den am 24. October 1535 erfolgten Tod des Herzogs Franz Sforza, und ließ, da der Verstorbene keine Kinder hatte, Mailand als eröffnetes Lehn des Reiches in Besitz nehmen. Indeß behauptete der König von Frankreich, er habe dem Herzogthume nur zu Gunsten des Hauses Sforza entsagt, und begehrte vom Kaiser, einen seiner Söhne damit zu belehnen. Karl zeigte sich auch nicht abgeneigt, Mailand dem dritten Sohne Franzen's, dem Herzog von Angoulême, zu überlassen. Denn dem Dauphin mochte er es nicht geben, weil es alsdann in der Folge mit der Krone Frankreich verbunden worden wäre; und ebensowenig Franzen's zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, weil dieser als Gemahl einer Medici, an den Besitz von Mailand leicht Pläne knüpfen konnte, die ganz Italien bedroht haben würden. Allein mit diesem Vorschlage des Kaisers war Franz nicht zufrieden; und da er um diese Zeit den Herzog von Savoyen, den Schwager des Kaisers, unter nichtigen Vorwänden aus seinen Staaten vertreiben und sie mit Französischen Truppen hatte besetzen lassen, so machte Karl auch seinerseits Anstalten zum Kriege. Im Frühling 1536 zog er unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, wo er mit ungewöhnlicher Pracht eingeholt ward. Am zweiten Ostertage fand eine glänzende Versammlung Statt, bei welcher der Papst und alle Cardinäle sowie die Gesandten der Italienischen Fürsten und des Französischen Hofes zugegen waren. In dieser Versammlung hielt der Kaiser eine lange Rede in Spanischer Sprache. Er erzählte umständlich, wie treulos und ungerecht sich Franz immer gegen ihn bewiesen, wie dieser stets der Urheber des Krieges gewesen sei, wie er dagegen immer die Hand zum Frieden geboten habe. So kam er bis auf Franzen's ungerechte Besitznahme von Savoyen und auf dessen Einverständniß mit den Deutschen Ketzern. Hierauf erneuerte er seinen Vorschlag, den Herzog von Angoulême mit Mailand zu belehnen, wenn Franz dagegen seine Truppen aus den Savoyischen Staaten zöge, und zum Kriege gegen die Ungläubigen, sowie

zur Ausrottung der Ketzerei, das Seinige beitrüge. Gefiele dies dem Könige nicht, ſo ſei er, um das Blut ſo vieler Unſchuldigen zu erſparen, bereit, ihm im Zweikampf zu ſtehen, ſei es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Inſel, oder auf einem Schiffe; da wolle er ſich im bloßen Hemde einfinden. Wolle aber Franz auch durch dieſen Ausweg den Krieg nicht abwenden, ſo möchte er auch die Folgen deſſelben tragen; denn er ſeinerſeits werde alsdann nicht eher nachlaſſen, als bis einer von Beiden der ärmſte Edelmann geworden ſei. Daß dies Geſchick aber ihn ſelber treffen werde, fürchte er nicht; denn er gehe in den Kampf mit dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, auf ein tapferes und zahlreiches Heer, auf erfahrne und treue Feldherren. Wäre es mit ihm nicht beſſer beſchaffen, als mit Franz, ſo würde er ſich dieſem zu Füßen werfen, und ihn mit gefalteten Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Als die Geſandten den Kaiſer am folgenden Tage in Gegenwart des Papſtes fragten, ob ſeine geſtrige Rede eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf ſein ſollte, antwortete er milder: er habe nur gemeint, es ſei beſſer, daß ſie Beide in Perſon gegen einander kämpften, als daß ſie einen verwüſtenden Krieg führten, zum Verderben der Chriſtenheit und nur zum Vortheil der Türkenherrſchaft. Doch alle dieſe Verhandlungen blieben ohne Erfolg, indem Franz vor Allem darauf beſtand, Mailand für den Herzog von Orleans zu erhalten. So mußten denn abermals die Waffen entſcheiden.

Noch im Sommer deſſelben Jahres ſollten drei kaiſerliche Heere gegen Frankreich wirken. Mit dem ſtärkſten, in Italien verſammelten, zog Karl ſelbſt durch Savoyen in die Provence. Die meiſten Heerführer hatten ihm dieſen Zug zwar als höchſt mißlich widerrathen, Leyva aber war dafür, und der Wunſch, den Feind im Herzen ſeines eigenen Landes anzugreifen, entſchied den Kaiſer; ja er war ſo voll Vertrauens, daß er dem Geſchichtſchreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, einen großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider ſah er nur zu bald, daß er den Rath der Warnenden nicht ungeſtraft verachtet hatte. An der Rhone ſtand der Marſchall von Montmorency mit einem auserleſenen Franzöſiſchen Heere hinter unbezwinglichen Verſchanzungen. Die weite Strecke zwiſchen ihm und dem Paſſe, durch welchen der Kaiſer in Frankreich eintrat, war kahl und verwüſtet. Viele Meilen weit war kein Menſch zu ſehen. Die Dörfer ſtanden leer oder lagen in Aſche, alle Mühlen und Backöfen waren eingeriſſen, ringsum war nirgends Speiſe noch Futter für Menſchen und Vieh zu finden. Nach mehreren beſchwerlichen Tage-

märschen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl genöthigt, sich links ab nach der See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Vorrath einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, sowie die Seuchen, die eine Menge seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich aufgewandten Monaten, am 10. September 1536 die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich mit einem außerordentlichen Verluste an Menschen, Geschütz und Gepäck wieder nach Italien zurückzuziehen. Auch Leyva hatte bei diesem unglücklichen Zuge seinen Tod gefunden. Das zweite Heer, das in die Picardie eingebrochen war, richtete gleichfalls nichts aus; und der Einfall in die Champagne, den ein drittes Heer hätte machen sollen, unterblieb gänzlich, weil durch Franzen's Ränke die Deutschen Fürsten keine Truppen stellten. Karl ging nach Genua, und schiffte von da nach Barcelona.

Schon früher war Franz in Unterhandlungen mit dem Sultan Soliman getreten; in diesem Jahre hatte er ein förmliches Bündniß mit ihm geschlossen. Soliman versprach, das Königreich Neapel mit hundert tausend Mann anzufallen. So gab Franz aus Rücksichten einer eigennützigen Politik ein christliches Land den ärgsten Feinden des christlichen Namens Preis, während der Kaiser seinen Stolz darin suchte, die dem großen Europäischen Gemeinwesen und seiner Cultur von den Barbaren drohende Gefahr abzuwenden.

Im Anfange des nächsten Jahres gewährte Franz seinem Hasse gegen den Kaiser und seiner Eitelkeit, durch ein seltsames Spiel mit feierlichen Rechtsformen, eine kleinliche Befriedigung. In einer am 15. Januar 1537 gehaltenen öffentlichen Sitzung des Parlaments, bei der er selbst zugegen war (lit de justice), trat ein königlicher Anwalt mit der Anklage gegen „Karl von Oesterreich" auf, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois, verlustig geworden sei. Da Karl nun also wieder ein Vasall der Krone Frankreich geworden, so sei er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, um sich gegen die Anklage zu verantworten, daß er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte

die Forderung; es wurde wirklich ein Herold an die Gränze der Picardie geſchickt, der den Kaiſer mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten aufforderte, an einem beſtimmten Tage zu erſcheinen; und als — wie ſich von ſelbſt verſteht — Niemand kam, ſprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Oeſterreich wegen ſeines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieſer Lehen verluſtig ſein, Flandern und Artois wieder der Krone anheim fallen, und dies Urtheil an den Gränzen der genannten Provinzen unter Trompetenſchall öffentlich ausgerufen werden ſollte.

Damit aber doch ein ſo ſeltſames Verfahren nicht ganz verächtlich erſcheine, fiel Franz mit einem Heere von 25,000 Mann in Artois ein. Bald vermittelten indeß die kaiſerliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungarn, und ihre Schweſter, Franzen's Gemahlin, einen Waffenſtillſtand (30. Juli). Daſſelbe geſchah nachher in Bezug auf Piemont, wo der Krieg gleichfalls wieder begonnen hatte. Inzwiſchen erſchien, dem Verſprechen gemäß, welches Soliman gegeben hatte, Barbaroſſa an der Spitze von ſiebzig Türkiſchen Galeeren in der Nähe von Otranto, und bemächtigte ſich des kleinen Hafens Caſtro. Dies machte den Kaiſer geneigter zu Unterhandlungen. Im nächſten Frühling (1538) gab ſich beſonders der bejahrte Papſt große Mühe, den Frieden zu bewirken. Er lud die beiden Monarchen ein, nach Nizza zu kommen, und begab ſich ſelbſt dahin. Doch konnte er nichts weiter zu Stande bringen als einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre, während deſſen ein jeder das behalten ſollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von beiden Seiten war hier noch ſo groß, daß die Fürſten einander gar nicht ſehen wollten; und kaum war der Vertrag unterſchrieben, ſo ging Franz nach Avignon, und der Kaiſer begleitete den Papſt nach Genua.

Nach einer ſolchen Zuſammenkunft hätte man eine zweite nimmermehr erwarten ſollen, wie ſie dennoch wenige Wochen nach jener erſten folgte. In Genua trat Karl'n ein Franzöſiſcher Geſandter mit der Bitte an, bei ſeiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage in Frankreich einzuſprechen, damit beide Fürſten ſich perſönlich mit einander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaiſers fanden die Sache ſehr bedenklich; aber Karl hatte mehr Vertrauen, und nahm die Einladung an. Die Zuſammenkunft ſollte zu Aigues mortes, am Ausfluſſe der Rhone ins Mittelländiſche Meer, ſtattfinden. Als Karl's Galeeren die Höhe dieſer Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der an das Ufer kam, begab ſich zuerſt mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiſerlichen Fahrzeuges (14. Juli 1538). Mit den ausgezeichnetſten

Höflichkeitsbezeigungen versicherte er Karl'n, daß er wünsche, sein Freund zu sein, und die Mißverständnisse zu endigen, die sie so lange getrennt hätten. Ehe er das Schiff wieder verließ, lud er den Kaiser zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande ein. Karl nahm es an, fuhr am folgenden Tage hinüber, und wurde in Aigues mortes königlich bewirthet. Er schlief im dortigen Schlosse, und am folgenden Morgen (16. Juli) reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch; und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone: das sei seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch wie er (Karl) sei würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. Beide blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, nicht nur sein Bündniß mit den Türken aufzuheben, sondern auch, wenn es der gemeinsame Vortheil der Christenheit erheische, mit Karl gegen sie zu fechten. Zuletzt bat er den Kaiser noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte dilectionis testis et exemplum (der Liebe Zeuge und Zeichen) eingegraben waren. Am Abend begleitete er Karl'n wieder bis zu seiner Galeere, auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung gen Spanien segelte. Gewiß waltete bei diesem Anlaß von keiner Seite Verstellung ob. Es ist eine so erhabene Vorstellung und ein so natürlicher Wunsch, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen nähern zu sehen, daß es dem menschlichen Herzen sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen.

8. Karl's Reise nach Gent.

Franz, der so gern noch zum Besitz des erledigten Mailand gelangt wäre, unterließ nichts, was die Rührung, die er in Aigues mortes in Karl'n erweckt zu haben glaubte, erhalten konnte. Gleich im folgenden Jahre (1539) ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, den Kaiser aufs Neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karl's Geburtsort, hatte sich widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, die das übrige Flandern bewilligt hatte. Den darüber entstandenen Rechtshandel verloren die Genter, verwarfen aber den Ausspruch als parteiisch, und er-

hoben einen Aufstand, in welchem sie alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt wiesen, und Abgeordnete an den König von Frankreich schickten, mit dem Erbieten, sich in seine Arme zu werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz wies den Antrag von sich, und lieferte dem Kaiser die in Bezug darauf erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt sein sollte. Der Vorschlag kam Karl'n in der That sehr erwünscht, da seine Gegenwart in den Niederlanden nothwendig, der Seeweg aber unsicher und sehr weit war. Wiederum verachtete er die Warnungen Derer, die Franzen bei dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit, mitten unter den größten Freundschaftsbezeigungen die Bitte um die Mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er in dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt seiner Reise sich's ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines persönlichen Aufenthaltes in Frankreich von Mailand nicht die Rede sein sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sei ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden. Schon in Fuentarabia, dem letzten Spanischen Gränzort an den Pyrenäen, traf er Franzen's zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen Französischen Herren, die ihm bis hierher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das Französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte man ihm die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte (1. Jan. 1540), ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Franz stellte ihm hier seine Buhlerin, die Herzogin von Etampes, vor, und sagte: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame; sie räth mir, Sie nicht eher abreisen zu lassen, als bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben." Betroffen, doch schnell gefaßt, antwortete der Kaiser: „Wenn der Rath gut ist, muß man ihn befolgen." Am folgenden Tage zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, zu den Füßen der Herzogin

fallen. Sie hob ihn auf, um ihn dem Kaiser zurückzugeben; aber dieser sagte: er ist in zu schönen Händen, und drang in sie, ihn zum Andenken zu behalten. Als er darauf weiter zog, begleiteten die königlichen Prinzen ihn nach Valenciennes. Bald nachher kamen Abgeordnete Franzen's nach den Niederlanden, um auf die Abtretung Mailand's anzutragen. Karl lehnte sie ab, erbot sich aber statt dessen zu einer für Franz noch ungleich vortheilhafteren Uebereinkunft. Es sollte nämlich dessen zweiter Prinz (früher der dritte, der älteste war gestorben) des Kaisers Tochter Maria heirathen, und diese als Mitgift die Niederlande erhalten. Franz verwarf jedoch den Vorschlag, und man befand sich trotz aller Freundschaftsbezeigungen von Neuem in einer bedenklichen Spannung.

Der Aufruhr in Gent wurde übrigens schnell gestillt. Als Karl sich mit bewaffneter Macht näherte, sank den Empörern der Muth, und er zog ohne Widerstand in die Stadt ein, welche den Aufruhr hart büßen mußte. Von den Rädelsführern wurden Mehrere hingerichtet, Andere verbannt. Gent verlor seine Privilegien, auch mußte die Stadt außer der ihr früher auferlegten Steuer noch eine andere große Summe zahlen, die zum Theil zur Erbauung einer Citadelle verwandt wurde, um die Bürger in Gehorsam zu halten.

---

9. Stand der Parteien in Deutschland.

Der glänzende Erfolg, den der Würtembergische Zug gehabt hatte, gab den Deutschen Protestanten eine siegreiche Haltung und ihre Lehre breitete sich im Reiche immer mehr aus. Zum Schmalkaldischen Bunde traten 1536: der Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten Johann Georg und Joachim von Anhalt, ein Graf von Nassau und mehrere mächtige Städte, namentlich Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten; später auch der Herzog Heinrich von Sachsen, der seinem Bruder Georg, dem bekannten Feinde der Reformation, 1539 in der Regierung folgte. Nun wurde das neue Kirchenthum im Meißnischen eingeführt; ebenso im Brandenburgischen, wo gleichfalls einem Gegner desselben, dem Kurfürsten Joachim I., zwei den Lehren Luther's zugethane Söhne, der Kurfürst Joachim II. in der Kurmark, und in der Neumark der Markgraf Johann, folgten. Noch andere Fürsten traten zum Lutherthum über; selbst Bischöfe, wie die von Lübeck, Schwerin und Camin. Der Kurfürst

Albrecht von Mainz konnte es nicht mehr hindern, daß die Reformation in seinen eigenen Bisthümern Magdeburg und Halberstadt eingeführt ward; und der Kurfürst von Köln dachte sogar von sich aus auf eine Kircheureformation im Sinne der neuen Lehre. Ueberhaupt breitete sich diese namentlich auch am Rhein und in Westphalen beträchtlich aus.

Um so reißenden Fortschritten der Reformation einen Damm entgegenzusetzen, stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein vorzüglicher Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Bund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung sein sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten des alten Glaubens halber beleidigt oder angegriffen würde. Der Kaiser, der unter den Gliedern ebenfalls genannt war, bestätigte erst nach längerem Zögern den Vertrag; auch übte derselbe auf seine Handlungsweise gegen die Protestanten keinen Einfluß; vielmehr genehmigte er neue Unterhandlungen mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen, um so mehr, als auch König Ferdinand der Hülfe derselben wider die Türken bedurfte; und Held wurde sogar schließlich seiner Dienste entlassen, weil er leidenschaftlich zum Kriege wider die Protestanten zu reizen suchte*). Auf Grund jener Verhandlungen kam zu Frankfurt im April 1539 wenigstens eine vorläufige Friedensverabredung auf 15 Monate zu Stande, wodurch, da die Protestanten von Neuem über das Kammergericht klagten, alle Decrete desselben gegen sie für diese Zeit aufgehoben, beiden Theilen aber Erweiterungen ihres Bundes untersagt wurden. Auch sollte eine Anzahl von Theologen und friedfertigen, verständigen Laien von beiden Seiten innerhalb einiger Monate zusammentreten, um eine Einigung wegen der Religion zu Stande zu bringen. Ein solches Religionsgespräch schrieb nun der Kaiser in Gent (wo er das ganze Jahr 1540 blieb, um Franzen's nächste Maßregeln abzuwarten) auf den 6. Juni 1540 nach Speier aus. Es ward später nach Hagenau auf den 25. Juni verlegt; allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre dorthin gesandten Abgeordneten brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. October. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Cardinal Granvella, der es am 25. November mit einer Rede eröffnete, worin er des Kaisers milde Gesinnungen rühmte, und die Versammlung mit Thränen zu einträchtigen Gesinnungen ermahnte. Eine lange Zeit ging mit ängstlichen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln hin, bis end-

*) Sleidanus, XII. p. 325. Ed. Francof. 1610.

lich Melanchthon und der durch seine alte Feindschaft gegen Luther wohlbekannte Doctor Eck am 14. Januar 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwickelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß sie nach drei Tagen abbrachen, ohne etwas ausgemacht zu haben. Am folgenden Tage erhielt Granvella ein Schreiben des Kaisers, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. Ueber drei Monate hatte die unnütze Versammlung zu Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 5. April 1541 bis Ende Juli). Der Kaiser ließ es an Mühe und Geduld nicht fehlen, hier die erwünschte Einigung zu Stande zu bringen. Er ließ den Unterrednern eine Schrift übergeben (das sogenannte Regensburger Interim), welche dem Religionsvergleich zur Grundlage dienen sollte. In der That schien es bereits, als ob man sich einander nähern wollte, aber das Mißtrauen auf beiden Seiten verdarb Alles wieder; und als Karl sah, daß doch nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm endlich nichts übrig, als den Protestanten bis zur Eröffnung des längst verheißenen allgemeinen Concils durch den Reichsabschied neue Vortheile zu gewähren, da das Reich, wegen der Türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Mit dieser Nachgiebigkeit waren die eifrig katholischen Fürsten sehr unzufrieden. Die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern und der Kurfürst Albrecht von Mainz meinten, man solle entweder ein Concilium versammeln oder die Waffen wider die Protestanten ergreifen. Aber der ungleich besonnenere und verständigere Kaiser erklärte ihnen seine Abneigung gegen einen Krieg, der, als von Deutschen gegen Deutsche geführt, eben so hartnäckig als verderblich sein würde.

---

10. Züge nach Algier und wider die Türken.

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Italien, in der Absicht, einen zweiten Zug nach Nordafrika zu unternehmen. Die vor sechs Jahren gezüchtigten Corsaren hatten durch Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen an den Spanischen Küsten schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügten dem Spanischen und Italienischen

Handel täglich größern Schaden zu. Karl wollte sie jetzt aus Algier, dem Mittelpunkte ihrer Macht vertreiben. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser würde besser thun, die Gränzen des Reichs gegen die Türken zu decken, und der erfahrenste Seemann seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahreszeit für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sei; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle ertheilt hatte, reiste sogleich von Lucca, wohin er sich zunächst von Deutschland aus begeben und wo er den Papst noch einmal gesprochen hatte, nach Porto Venere im Genuesischen. Hier schiffte er sich (28. Sept. 1541) nach den Balearischen Inseln ein, die zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt waren, und wo er erfuhr, daß die Spanische Flotte von Cartagena aus unmittelbar nach Afrika gesegelt sei. Es war ein auserlesenes Heer, welches sich dort zusammenfand, die Blüthe des Spanischen und Italienischen Adels, hundert Malteserritter und etwa zwanzigtausend Fußgänger. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen ans Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant ans Land geschafft hatte; denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber jetzt trafen Doria's Besorgnisse wirklich ein. Am zweiten Abend überzog sich der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt; die Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach auf einer niedrigen, moorigen Ebene standen, mußten, um nicht von dem grimmig sausenden Winde umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind benutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der Truppen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten Türkischen Reiterei so zu, daß viele Spanier und Italiener niedergesäbelt waren, ehe man ihn mit großer Anstrengung in die Stadt zurückdrängen konnte. Indeß hatte der Sturm dieser entsetzlichen Nacht viele Schiffe von den Ankern losgerissen, und theils an einander zerschellt, theils weit ins hohe Meer geschleudert. Die Bemannung der zu Grunde gegangenen fand theils in den Wellen ihren Tod, theils wurde sie beim Versuche zu landen von den Algierern getödtet. Es war unmöglich, aus

den übrigen Schiffen Lebensmittel ans Land zu bringen. Karl befahl, die Pferde zu ſchlachten, und dann mußte das Heer längs der Küſte drei Tagereiſen auf grundlos gewordenen Wegen hinziehen, wobei Viele durch Hunger und Erſchöpfung umkamen, oder in den angeſchwollenen Bächen ertranken, oder durch die Geſchoſſe der nachſetzenden Feinde fielen. Nach dieſem unſeligen Marſche erreichte man endlich den Buſen von Matafuz, den nächſten ſichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen; aber der Reſt des Heeres war ſo entkräftet, daß man ihm nicht mehr zumuthen konnte, einen Winterfeldzug zu thun. Der Kaiſer ſelbſt zeigte während des ganzen Unglücks die ſchönſten Eigenſchaften eines Helden und Heerführers; Unerſchrockenheit, Muth, Menſchlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weiſe aus. Er theilte mit den geringſten Kriegern alle Beſchwerden, ſetzte ſeine Perſon überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, ſprach den Kranken Troſt zu, beſeelte Alle durch Wort und Beiſpiel. Bei der Einſchiffung war er einer der Letzten, obſchon ein Haufe Araber ganz in der Nähe umherſchwärmte. Auch bei der Heimkehr hatte er mit Stürmen zu kämpfen, und landete erſt im Anfang des Decembers zu Cartagena.

Indeß hatten die Ungariſchen Angelegenheiten wieder eine ſehr ſchlimme Wendung genommen. Johann von Zapolya war 1540 geſtorben; ſtatt daß nun aber, nach der Beſtimmung eines früheren, zwiſchen ihm und Ferdinand geſchloſſenen Vertrages ganz Ungarn an den Letztern hätte fallen ſollen, trat der gefürchtete Soliman als Beſchützer eines vierzehntägigen Prinzen auf, den Zapolya hinterlaſſen hatte. Er kam mit einem Heere, nahm Ofen für ſich ſelbſt in Beſitz, und antwortete Ferdinand's Geſandten, die mit ihm unterhandeln wollten: ihr Herr habe ſich alles Anrechts auf Ungarn zu begeben und für Oeſterreich Tribut zu entrichten, oder zu gewärtigen, daß auch ſeine Deutſchen Länder mit Feuer und Schwert verwüſtet würden. Dieſe ſeine Noth ſtellte Ferdinand den Deutſchen Fürſten auf dem am 9. Februar 1542 eröffneten Reichstag zu Speier vor, und fand die katholiſchen zur Hülfe bereit; die proteſtantiſchen hingegen gingen diesmal in ihren Forderungen ſo weit, daß ſie ſogar die Abſetzung aller dermaligen Beiſitzer des Kammergerichts heiſchten, ein Anſinnen, dem ſich Ferdinand nicht wohl fügen konnte. Nach langer Vermittelung des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich kam endlich ein Reichsabſchied zu Stande, worin den Proteſtanten der letzte Regensburger Friedeſtand auf noch fünf Jahre verlängert, und von ſämmtlichen Ständen eine anſehnliche

Türkenhülfe bewilligt ward. Der Kurfürst von Brandenburg übernahm die Anführung der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich; und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten: „In diesem Jahr hat das Römische Reich der kaiserl. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Kurfürst von Brandenburg oberster Feldhauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet."

---

11. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben.

Unter den Deutschen katholischen Fürsten war damals keiner, der das Lutherthum mit mehr Haß und Erbitterung verfolgte, als Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein höchst leidenschaftlicher Mann. In dem züchtigen Deutschland fand man auch das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte und eines ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm. Um diese Verbindung den Augen der Welt zu entziehen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte. Einen Anstoß ähnlicher Art hatte übrigens der Landgraf Philipp von Hessen gegeben, indem er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine zweite, ein Fräulein Margarethe von der Saal, heirathete. Er hatte dazu Luther's und Melanchthon's Genehmigung gefordert, und als Grund angegeben, daß seine Gemahlin ihm unangenehm sei, und er Ehebruch vermeiden wolle; dabei berief er sich auf das Beispiel der Erzväter in der Schrift. Nur mit großem Widerwillen hatten sich jene Theologen schließlich gefügt; sie hatten dem Fürsten erst vorgestellt, wie viele Aergernisse, Sorgen und Kränkungen ihm aus diesem Schritte erwachsen würden, und zuletzt geäußert, daß, wenn er trotz dem entschlossen sei, ein zweites Weib

zu nehmen, es heimlich im Wege der Dispenſation geſchehen müſſe. Indeß kam die Sache nachher doch an den Tag, und machte ein ſolches Aufſehen, daß der Landgraf eine Zeit lang in große Niedergeſchlagenheit, und Melanchthon in eine ſchwere Krankheit fiel. Luther erklärte: ein Beichtrath, unter dem Siegel des Geheimniſſes gegeben, ſei kein Gutachten; er wolle bekennen, daß er geirrt habe.

Die Proteſtanten waren über die feindſeligen Geſinnungen des Herzogs von Braunſchweig außer Zweifel geſetzt worden, als der Landgraf von Heſſen 1538 einen Brief von ihm an den Kurfürſten von Mainz auffing, der voll von Aufreizungen gegen ſie war, und namentlich voller Beleidigungen gegen den Landgrafen, von dem es unter Andern hieß: er werde nächſtens toll werden, denn er ſei es ſchon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen ſein. Darüber kam es zu einem öffentlichen Schriftwechſel zwiſchen dem Herzoge und den beiden Schmalkaldiſchen Bundeshäuptern, dem Landgrafen und dem Kurfürſten von Sachſen, der über alle Maßen heftig und voll der ärgſten Schmähungen war. Des Kurfürſten dritte Schrift führte folgenden Titel: „Des durchlauchtigſten Fürſten ꝛc. ꝛc. Johann's Friedrichen, wahrhaftige, beſtändige, gegründete, chriſtliche und aufrichtige Verantwortung wider des verſtockten, gottloſen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenſchänders, bösthätigen Barrabas, auch hurenſüchtigen Holofernes von Braunſchweig, ſo ſich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverſchempt, calphurniſch Schand- und Lügenbuch ꝛc. wider vorgemeldten Churfürſten von Sachſen u. ſ. w." Dagegen ſchrieb der Herzog wieder eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürſten ꝛc. Heinrich's des Jüngern ꝛc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und chriſtliche Quadruplica, wider des gottloſen, verruchten, verſtockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der ſich Hanſen Friedrich H. zu Sachſen nennt, erdicht, erlogen und unverſchempt Läſterbuch, welches er wider gemeldten Herzog ausgegoſſen hat." Da der Herzog in ſeinem erſten Buche unter andern geſagt hatte, Luther ſelber brauche den Kurfürſten nur zum Hanswurſt, ſo machte ſich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit ſeines Gegners entſchuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worſt." Folgende Stelle daraus iſt eine der ſtärkſten. Zu bedenken iſt dabei, daß der Geiſt der Zeit ſeinen großen Antheil an dieſer Sprache hatte. „Du ſollteſt — ſagt Luther zum Herzog — nicht ehe ein Buch ſchreiben, Du hätteſt denn einen ...z von einer alten Sau gehört; da

solltest Du Dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, Du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Kurfürsten. O wie sollten sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sei worden u. s. w."

Der ungestüme Herzog hatte schon seit langer Zeit die Städte Goslar und Braunschweig hart bedrängt, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Zwar hatte der Kaiser die Acht, in welche Goslar durch einen Spruch des Kammergerichts erklärt worden war, suspendirt, und der Regensburger Reichsabschied von 1541 alle Ansprüche dieser Art vorläufig aufgehoben; Herzog Heinrich kehrte sich aber daran nicht, sondern erklärte auf eine ihm von König Ferdinand zugekommene Ermahnung zur Ruhe, daß der Kaiser zu solchen Suspensionen gar nicht berechtigt sei, und machte Anstalten, Goslar ganz in seine Gewalt zu bringen. Dem zuvorzukommen, rüstete der Schmalkaldische Bund ein Heer von 19,000 Mann, welches im Juli 1542 in die Braunschweigischen Lande einfiel, und den Herzog zur Flucht zwang. Die protestantischen Fürsten behielten darauf das Land in Besitz, und richteten den Gottesdienst nach Lutherischer Weise ein. Der Herzog war unterdessen nach Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Als dieses aber einen Befehl zu Gunsten des Vertriebenen erließ, und dessen Wiedereinsetzung bei Strafe der Acht befahl, antworteten die Schmalkaldner durch einen Beschluß, in welchem sie dem verhaßten Gerichte ohne alle Einschränkungen den Gehorsam aufkündigten.

---

12. Vierter Krieg des Kaisers mit Franz I.

(1542—1544.)

Da des Kaisers Anträge an den König von Frankreich ohne Erfolg geblieben waren, so hatte er am 11. October 1540 Mailand, als eröffnetes Reichslehn, seinem Sohne Philipp gegeben; Franz aber hielt Karl's Macht durch den vor Algier erlittenen Verlust für so geschwächt, daß er beschloß, noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit den Türken, und machte große Rüstungen. Zum Vorwande, um

den Stillstand von Nizza zu brechen, mußte ihm die angebliche Ermordung zweier geheimer Agenten dienen, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische schleichen wollten; der eine nach Venedig, um diese Republik zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bereden; der andere nach Constantinopel, um mit dem Sultan einen Angriffsplan zu verabreden. Auf der Reise machten sie sich verdächtig; der Statthalter von Mailand, der Marchese del Guasto, befahl sie anzuhalten und ihnen ihre Papiere abzunehmen; da setzten sie sich zur Wehre, und kamen im Handgemenge um (1541). Franz schrie laut über Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechts; aber schon insofern mit Unrecht, als jene Männer keineswegs unter dem Namen von Gesandten gereist waren, sondern diese Eigenschaft im Gegentheil zu verbergen gesucht hatten.

Mit nächstem Frühling (1542) eröffnete Franz die Feindseligkeiten. Jetzt sollte sichs entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Heere griffen den Kaiser zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten an, errangen aber sehr geringe Vortheile. Im folgenden Jahre (1543) erschien zu Franzen's Unterstützung eine Türkische Flotte unter Barbarossa, der die Neapolitanischen Küsten plünderte, viele Gefangene fortschleppte, und sich dann in Gemeinschaft mit den Franzosen auf Nizza warf, welches furchtbar geplündert wurde. Dagegen verband sich Heinrich VIII. mit dem Kaiser. Dieser hatte seinen Sohn Philipp mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt, deren großer Brautschatz, verbunden mit einer ansehnlichen Geldbewilligung der Spanischen Stände, ihn in den Stand setzte, sich zu einer kraftvollen Kriegsführung zu rüsten.

Im Mai 1543 segelte Karl nach Italien, und zog von da nach Deutschland, wo er sich an die Spitze eines auserlesenen Heeres stellte, um zunächst den Herzog Wilhelm von Cleve zu züchtigen. Dieser, der mit dem Kaiser wegen der Erbschaft von Geldern in Streit war, stand mit dem Könige von Frankreich in einem Bunde; die Reformation war in seinen Ländern schon ziemlich weit fortgeschritten, und im Februar eben dieses Jahres hatte er selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen*). Demungeachtet, und obschon er ein Schwager des Kurfürsten von Sachsen war, führten mehrere evangelische Stände dem Kaiser auf seinem Zuge Kriegsbedürfnisse zu; der Landgraf hatte 1541 in einem besondern Vertrage mit dem Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Ausg. Bd IV. S. 228.

übernommen, ſich nicht in die Geldriſche Sache zu miſchen. Die ſiegreichen Erfolge der kaiſerlichen Waffen zwangen den Herzog von Cleve, ſich ſchnell zu unterwerfen. Er erſchien vor dem Kaiſer und bat knieend um Gnade; Karl wandte ſich weg, ohne ihm zu antworten. Er verzieh ihm dann zwar, doch unter harten Bedingungen; insbeſondere ſollte er die vorgenommenen kirchlichen Neuerungen in ſeinen Ländern wieder abſtellen, ſich nie wieder in ein Bündniß gegen den Kaiſer einlaſſen, und ſeinen Anſprüchen auf Geldern entſagen.

Indem die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen hier einen bedeutenden Fürſten ohne Unterſtützung ließen, der ſchon im Begriff war, ihrem Bunde beizutreten, konnte der Kaiſer inne werden, daß ſie den ſeit dem Nürnberger Frieden eingeſchlagenen Weg, durch rechtzeitige Benutzung günſtiger Umſtände ihre Macht zu verſtärken, nicht weiter verfolgten, ſei es nun aus Friedensliebe oder wegen plötzlich ſtockender Entſchloſſenheit. Das gleiche Ergebniß zeigte ſich damals auch bei einer andern Gelegenheit. Der alte Kurfürſt Hermann von Köln dachte nämlich jetzt ernſtlich an die Ausführung des Planes, die Kirche ſeines Landes zu reformiren, und ließ deswegen ſogar Melanchthon kommen; die Ritterſchaft und die Städte des Kurfürſtenthums erklärten ſich günſtig, nicht aber das Domcapitel und der Rath von Köln, als einer Stadt, in welcher die Geiſtlichkeit vorzugsweiſe zahlreich, angeſehen und reich war. Einige der ungeſtümſten Domherren meinten ſogar ſchon, man müſſe einem ketzeriſchen Erzbiſchof den Gehorſam aufkündigen. Der Landgraf von Heſſen erklärte dem Capitel zwar hierauf, der Schmalkaldiſche Bund würde den Kurfürſten mit ſeiner ganzen Macht unterſtützen; aber es blieb bei der Drohung, und das Domcapitel drang mit ſeinem Widerſtande durch.

Indeß war König Franz in den Hennegau eingefallen und hatte mehrere Orte, unter andern Landrecy, weggenommen. Dieſen wichtigen Platz wollte der Kaiſer wieder erobern, richtete aber nichts aus, und verlegte das Heer in die Winterquartiere. Entſchloſſen, Frankreich von dieſer Seite im nächſten Frühjahr anzugreifen, berief er die Deutſchen Fürſten auf einen Reichstag nach Speier. Die Verſammlung, welche vom 20. Februar 1544 bis zum 10. Juni dauerte, war eine der allerglänzendſten, der Kaiſer und ſämmtliche ſieben Kurfürſten waren in Perſon zugegen. Karl's Verlangen, gegen Franzoſen und Türken unterſtützt zu werden, fand lange Widerſpruch an dem Begehren der Proteſtanten, nicht eher von Kriegshülfe zu handeln, bis ihnen ein beſtändiger Friede und die Einſetzung eines neuen Kammergerichts gewährt ſei. Endlich, nachdem die beiden Schmalkaldiſchen Bundeshäupter ſchon abgereiſt

waren, kam ein Reichsabschied zu Stande, der den Protestanten sehr günstig war. Er gewährte ihnen Verlängerung des zu Regensburg beschlossenen Friedestandes bis zu einer Vergleichung über die Religion, und setzte fest, daß das Kammergericht noch drei Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann mit Richtern ohne Unterschied der Confession besetzt werden, bis dahin aber mit Religions-Processen gegen die Protestanten innehalten solle. Das Reich bewilligte auf sechs Monate die Kosten für ein Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und viertausend Reitern gegen Türken und Franzosen. Die Katholiken waren mit diesen Beschlüssen sehr unzufrieden, und der Papst schrieb einen Brief an den Kaiser, worin er ihm seine Nachgiebigkeit mit heftigen Worten verwies.

Bald nach Endigung des Reichstags rückte der Kaiser gegen Franz ins Feld. Des Letztern Heerführer, der Graf Enghien, hatte schon in Italien, bei Cerisole (14. April 1544), einen vollständigen Sieg über den Spanischen Feldherrn del Guasto erfochten, als Franz schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer theilen mußte, um für das Nordheer die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch Karl's neuer Bundesgenosse Heinrich VIII. zu fürchten, der mit einem Heere in Frankreich gelandet war. Karl belagerte mit seinen trefflichen Deutschen Truppen erst St. Dizier, eroberte es am 17. August mit List, und rückte nun in starken Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Epernay und Chateau-Thierry, wo er viele Vorräthe fand, und drückte das Heer des ihm entgegengeschickten Dauphin, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach Rouen, Orleans und anderen Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karl's Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuern Stadt einlassen zu dürfen; daher erschwerte er die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben. Und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crespy (18. Septbr. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben; Franz entsagte allen seinen Ansprüchen auf des Kaisers dermalige Besitzungen, besonders auf Neapel; Karl leistete auf Burgund Verzicht. Um aber auch den alten Streit über Mailand auszugleichen, wurde verabredet, daß des Königs zweiter Sohn, der Herzog Karl von

Orleans, ſich entweder mit des Kaiſers älteſter Tochter Maria, oder mit ſeines Bruders Ferdinand Tochter Anna, nach der Wahl des Kaiſers, vermählen ſollte. Im erſten Falle würden die Vermählten die Niederlande, im zweiten (für den ſich nachher der Kaiſer entſchied) Mailand erhalten. Zugleich verbanden ſich beide Monarchen, ihr Möglichſtes zu thun, die Religionsvereinigung zu befördern, um ſodann die Türken mit vereinten Kräften zurücktreiben zu können. Man ſieht aus dieſen Bedingungen deutlich, daß, wenn der Kaiſer auch in früheren Jahren damit umgegangen war, Eroberungen gegen Frankreich zu machen, er dieſes Vorhaben nunmehr längſt aufgegeben hatte; denn er bewilligte ſeinem Widerſacher Alles, was er ihm vor dem Anfange des für ihn ſiegreichen Krieges angeboten hatte.

---

13. Franz' I. Ausgang.

Die Ausſicht, die der Friede zu Crespy dem König Franz zu einer Machtvergrößerung ſeines Hauſes gewährte, ging ſchon im folgenden Jahre für ihn verloren; denn der Herzog Karl ſtarb am 9. September 1545 an der Peſt, und der Kaiſer, der dadurch der übernommenen Verpflichtungen vollkommen entledigt war, wollte natürlich anderen Forderungen des Königs kein Gehör geben. So hatte Franz faſt ſeine ganze Regierung in fruchtloſen Verſuchen hingebracht, einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen und das Reich um einige auswärtige Provinzen zu vergrößern. Damals dauerte der Krieg mit Heinrich VIII. noch fort. Nach vielem unnütz verſchwendeten Gelde und Menſchenblut kam endlich (17. Juni 1546) auch mit dieſem ein Friede zu Stande, welchem zufolge Heinrich das von ihm eroberte Boulogne noch acht Jahre behalten und dann gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen herausgeben ſollte. Im nächſten Jahre ſtarb Franz (31. März 1547). Ein ausſchweifendes Leben raffte ihn im dreiundfunfzigſten Jahre ſeines Alters hin.

In den friedlichen Zwiſchenräumen ſeiner Regierung war Franz für die Fortſchritte der Civiliſation ſeines Reiches und den Flor der Künſte und Wiſſenſchaften nicht unthätig geweſen. Durch Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den geſunkenen Glanz der Pariſer Univerſität ungemein, und die Hörſäle, die vorher leer geweſen waren, wurden nun wieder ſtark beſucht. Italieniſche Gelehrte und Dich-

ter, zum Theil politische Flüchtlinge, kamen nach Frankreich und halfen dort den Geschmack für die classischen Studien verbreiten. Franz gab ihnen Jahrgelder und wurde dafür durch ihre Schmeicheleien bis in den Himmel erhoben. Man nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Uebrigens sträubten sich gegen das aufkommende Griechische und Hebräische Sprachstudium auch hier der Obscurantismus und die Unwissenheit der Mönche. Ja sie trugen kein Bedenken, Jeden für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen erlernt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennet, vor der man sich aber wohl zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die Hebräische Sprache betrifft, so werden Alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz Verbesserungen; erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. ganz entbehren konnte. Mit der Französischen Schifffahrt hatte es bis dahin noch traurig ausgesehen. Eine königliche Seemacht war noch gar nicht vorhanden gewesen. Im Nothfalle hatte die Regierung die Barken und Galeeren der Kaufleute in Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Staates errichten. Man wagte aber noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon Französischerseits Entdeckungsreisen nach Amerika und Ansiedelungen, besonders in Canada, unternommen.

Fremde Künstler und Manufacturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahre 1536 legten zwei Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufacturen in Lyon. Aus Italien wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Franz selber sah gern den Künstlern bei der Arbeit zu und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte Italienische Maler Leonardo da Vinci starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte ihm den kostbaren Stein, auf welchem zweiundzwanzig Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne

und Nachfolger, Heinrich Stephanus, viele alte Schriftsteller herausgab, und sie dadurch nicht nur häufiger machte, sondern auch nebenher die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht*). Lauter Züge, die in der That löblich sind, aber von vielen anderen Fürsten und oft in noch weit großartigerer Weise entfaltet wurden, ohne daß sie deswegen so gepriesen worden sind, als der in dieser wie in anderer Hinsicht von den ruhmredigen Französischen Schriftstellern überschätzte Franz I.

Bis auf die Zeiten Ludwig's XII. hatten die adeligen Frauen in der Regel auf ihren Landsitzen, beschäftigt mit häuslichen Dingen, gelebt. Ludwig hatte sie zuerst an den Hof gebracht, indem er seine Gemahlin Anna von Bretagne mit Ehrendamen umgab. Diese geistreiche Fürstin flößte ihnen einen Geschmack für Bildung und ein Interesse für Dinge ein, die außer dem Kreise gewöhnlicher weiblicher Beschäftigungen liegen, wodurch die Frauen in Frankreich eine immer steigende gesellschaftliche Bedeutung bekamen. Durch Franz I. ward der Hof der Mittelpunkt für die durch Schönheit und Geist glänzendsten Frauen des Landes; aber seine übermäßige Lust an Vergnügungen und glänzenden, kostspieligen Festen, sein Hang zu Ausschweifungen und Liebesränken machte leider auch eine Schule der Verschwendung und der Sittenlosigkeit daraus.

Im Innern des Landes hatte tiefer Friede geherrscht; der Adel war noch von Ludwig's XI. Zeiten her eingeschreckt und mit den auswärtigen Kriegen zu sehr beschäftigt, als daß er mit Anmaßungen gegen die Krone hätte hervortreten können. Die folgenden Könige erfuhren jedoch, daß dieser Sinn des Adels nur eingeschlummert, nicht ganz vernichtet war.

Gleich nach Luther's Auftreten fand die Reformation in Frankreich Eingang; sogleich begannen aber auch Verfolgungen und Hinrichtungen.

*) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner protestantischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sei. Von ihm rührt die Abtheilung unserer Capitelverse im Neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein Griechisches Wörterbuch in vier Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und außerordentlicher Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Schelm; denn während er daran setzte, machte er heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der weit häufiger gekauft, und daher öfters gedruckt worden ist.

Besonders nachdem Franz 1526 aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt war und den Befehl gegeben hatte, daß alle die Ketzerei betreffenden Angelegenheiten zuerst vor die weltliche Obrigkeit gebracht werden sollten, verfolgten die Gerichte, und vorzüglich das Pariser Parlament, die Anhänger der Reformation mit großer Härte. Zuweilen gab der unbesonnene Eifer einiger Protestanten dazu Veranlassung. So fand man im Jahre 1534 Sätze gegen die Messe, in einem äußerst heftigen Tone abgefaßt, an die Straßenecken von Paris, selbst an die Zimmerthür des Königs, der sich damals zu Blois befand, angeschlagen. Franz gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den Rathschlägen der erbittertsten Feinde der Protestanten Gehör gab. Er befahl, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zornes anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden sein könnte; ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fackel in der Hand diesem Aufzuge bei; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte der ganze Adel der Hauptstadt. Dabei rief der König öffentlich mit lauter Stimme: wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen, ja er würde seiner eigenen Kinder nicht schonen, wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. Zugleich wurden sechs Protestanten lebendig unter entsetzlichen Qualen verbrannt (21. Jan. 1535). Bald erfolgte die Hinrichtung vieler Anderen. Diese Vorgänge mußten die Schmalkaldischen Bundesgenossen, denen Franz fortwährend schmeichelte, um sie gegen den Kaiser aufzuregen, in den höchsten Unwillen versetzen. Franz suchte sich zwar zu rechtfertigen; aber die Entschuldigungen, die er vorbrachte, waren zu kahl, als daß sie Eindruck hätten machen können. Eben so vergeblich heuchelte er, selbst den Lehren Luther's einigermaßen geneigt zu sein, indem er sogar begehrte, Melanchthon möge zu theologischen Verhandlungen nach Frankreich kommen. Der Kurfürst von Sachsen versagte diesem die Erlaubniß zu einer so bedenklichen Reise. Den Worten des Königs war so wenig wie seinen Thaten zu trauen.

Nicht lange nachher wurde auch mit den Hinrichtungen wieder fortgefahren; und als die Geistlichkeit über die Nachkommen der Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen), die noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin lebten, Klagen anbrachte, bestätigte Franz die harten und grausamen Beschlüsse des Parlamentes zu Aix gegen sie. Zum Unglück fiel die Vollstreckung in die Hände geschworener Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der

Unglücklichen niedermetzeln, andere mit ihren Häuſern verbrennen ließen, und ſich nebenher alle Zügelloſigkeiten erlaubten, die ſonſt doch nur in Feindes Landen verübt wurden (1545). Der Parlamentspräſident Baron von Oppeda trieb ſeinen Religionseifer ſo weit, daß er eine Menge ſchwangerer Weiber in eine Scheune ſperren, ihnen den Leib aufſchneiden, die Frucht herausreißen und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr dieſe Abſcheulichkeiten zu ſpät, und übertrug ſeinem Nachfolger ihre Beſtrafung, die jedoch nur ſehr unvollſtändig erfolgte. So fanden ſchon unter Franzen's Regierung Auftritte religiöſer Verfolgungsſucht Statt, die unter ſeinen Nachfolgern weiter ausgedehnt wurden, und durch die Einmiſchung politiſcher Leidenſchaften das ganze Reich an den Rand des Unterganges brachten.

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der Glaubensreformation.

Vom Aufschwung der Seefahrten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1486 — 1555).

Fünfter Abschnitt.

Karl's V. Kampf und Frieden mit den Deutschen Protestanten; die beginnende Reaction des Katholicismus.

1. Wachsende Spannung in Deutschland.

Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens zu Crespy erregte unter den Deutschen Protestanten gerechte Besorgnisse. Sie meinten — und wurden in dieser Ansicht durch allerlei ihnen zugetragene Nachrichten bestärkt —, die Ursache, warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sei keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um sie mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sei, läßt sich weder beweisen, noch kann es als wahrscheinlich angenommen werden. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Aeußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall, viel beschäftigt habe, und daher mochten sich schon dunkle Vorgefühle von einem Kriege verbreitet haben.

Er brachte den Winter in den Niederlanden unter heftigen Gicht-

beschwerden zu, so daß ein neuer Reichstag zu Worms am 24. März 1545 von seinem Bruder Ferdinand eröffnet wurde. Indeß hatte Paul III., der schon 1542 das vielbesprochene Concilium zu Trident hatte eröffnen lassen wollen, wozu sich aber damals fast Niemand eingefunden hatte, es jetzt von Neuem nach demselben Orte ausgeschrieben. Auf dem Reichstage erschienen nur äußerst wenige Fürsten in Person. König Ferdinand erklärte, der Hauptzweck der diesmaligen Versammlung sei, die Aufmerksamkeit der Stände auf die Türken zu lenken, die von Neuem mit großer Macht gegen Ungarn im Anzuge wären und selbst Deutschland bedrohten; die Religionssache sei vor der Hand auszusetzen, da das Concilium nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Dagegen verlangten die protestantischen Gesandten, daß über die Religionsvergleichung zuerst gehandelt werde, und wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium für ein rechtmäßiges anerkennen könne. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser am 16. Mai persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein; aber dieser ließ sich entschuldigen. Nichtsdestoweniger wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht, und der Reichstag am heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg fortgesetzt werden.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln. Die Türken hatten sich nämlich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 in Ungarn immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam indeß erst 1547 zu Stande, und nur unter der schmählichen Bedingung, daß Ferdinand sich anheischig machte, für den ihm gebliebenen kleinen Antheil des Ungarischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte, heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Der Cardinal Pallavicini, der nachher eine Geschichte des Tridentinischen Concils im Interesse des Römischen Hofes geschrieben hat, erzählt, Granvella habe dem Legaten,

aber nur in seinem Namen, eröffnet: der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sei erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müssen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sei man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen. Dagegen erzählen andere gradezu, der Legat habe dem Kaiser päpstliche Hülfstruppen versprochen, wenn er die Protestanten angreifen wolle.

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Braunschweigischen Landes zu gelangen. Der Kaiser hatte es zu Worms durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte; aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. Franz I. hatte ihm Geld gesandt, um für ihn eine Anzahl Truppen in Deutschland zu werben; so wie er diese aber beisammen hatte, führte er sie nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, mit Beihülfe des Kurfürsten von Sachsen, ein Heer zusammen, und ging damit in eigener Person auf Heinrich los. Dieser hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, ging ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit stolzen Worten aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. Wie aber das Treffen begann, verlor er den Muth, und gab sich nebst seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen (21. Oct. 1545). Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn streng bewachen ließ.

---

2. Luther's Tod.

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zweiundzwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuren Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da er nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen,

Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halbvollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Krankheiten sah Luther jederzeit gern als Anstiftungen des Teufels an. Als einmal Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, rief er gleich beim ersten Anblick des entstellten Freundes aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!" Und so hielt er denn auch alle seine eigenen Leiden für Wirkungen des Teufels, der sich an ihm rächen wolle; stets aber bewahrte er dabei die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Hersagung biblischer Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wohl gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So rühmte er sich gern, wie er in der erwähnten Krankheit Melanchthon's diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, erzählt er selbst, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die muntere und fröhliche Laune, womit der so hart geplagte Mann dennoch sich selbst und Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft auch wieder Vorwürfe darüber machte. Sogar über seine Krankheiten verstand er zu scherzen. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" Besonders liebte er freundschaftliche Gespräche bei einer mäßigen Mahlzeit; und nicht genugsam konnten seine Freunde die Unbefangenheit und den

Mutterwitz bewundern, die er bei solchen Anlässen offenbarte. Hier nur ein Beispiel unter vielen. Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luther's näherer Aufsicht. Luther lud Beide zu Tische; und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an; er aber winkte ihnen, daß sie ruhig sein sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wohl erwählt?" Die Handlung, erwiederte der Kaufmann. Hm, sagte Luther, ich wüßte wohl noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; seh er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte. — Die große Neigung des Letzteren für die Musik ist bekannt; sie diente ihm oftmals dazu, sein Herz zu erheitern. Ja er behauptete: die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seien den Klötzen und Steinen gleich; auch hätte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren habe, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort, entflohen wären.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil man von Melanchthon's sanfterem Sinne mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindaxt nöthig war; denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaume halten könne. In seinen letzten Lebensjahren hatte er den entschlafenen Streit über das Abendmahl wieder erweckt und gegen die Zwingli'sche Lehre mit einer noch größeren Aufwallung als früher geschrieben. Sein Gemüth war aufs heftigste bewegt, weil er unter seinen Amtsgenossen und Freunden Anhänger dieser Lehre zu erblicken glaubte, selbst Melanchthon in diesem Verdacht hatte. Ferner zürnte er den Rechtsgelehrten in Wittenberg, weil sie die heimlichen Eheverlöbnisse der Studirenden, wider welche er selbst auf der Kanzel eiferte, für gültig erklärten. Ueber alle diese Dinge wurde der durch Alter und Krankheit mehr wie sonst zum Argwohn geneigte Mann so mißmuthig, daß er Wittenberg im Mai 1545

verließ, und sich an verschiedenen Orten bei Freunden aufhielt. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder in Wittenberg, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546), fühlte sich aber schon zu Halle so entkräftet, daß sein dasiger Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann auch war, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntag den 14. Febr.), und wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine liebe Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden: Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Er wohnte in Doctor Drachstedt's, des Stadtschreibers, Hause, in welchem noch jetzt ein Zimmer voller Bildnisse den Manen des großen Mannes gewidmet ist. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld und seine zwei jüngeren Söhne Martin und Paul. Er betete viel und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat ans offene Fenster und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Doctor Jonas und der Prediger Cölius nebst anderen Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf, nach neun Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn

faßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und ſagte gerührt: „Siehe, ſitzet Ihr noch? Mögt Ihr Euch nicht zu Bette legen?“ Sie verneinten es, und führten ihn in ſeine Kammer, wo ſein Bett ſchon gewärmt war. Indem er ſich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünſchte ihnen gute Nacht, und ſagte: „Betet zu unſerm Herrn Gott für ſein Evangelium, daß es ihm wohl gehe; denn das Concilium zu Trident und der leidige Papſt zürnet hart mit ihm.“ Schwerathmend ſchlief er ein, war aber um ein Uhr nach Mitternacht ſchon wieder wach, und trug ſeinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war ſchon geſchehen. Da ging er noch ohne Hülfe aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, dann ſetzte er ſich auf das Polſterbett und ließ ſich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener ſetzte in der Angſt die ganze Nachbarſchaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und ſeine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und ſeine Gemahlin kamen, und brachten ſtärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Bruſtſchmerzen und große Angſt, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt; du haſt mich erlöſet, du treuer Gott!“ und dann ſchloß er die Augen und ward ſtille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balſamiſchen Waſſern zu beſtreichen, auch die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Chriſto, wie Ihr ſie gepredigt, ſterben?“ Mit vernehmlicher Stimme ſprach der Sterbende: „Ja,“ wendete ſich dann auf die rechte Seite, und entſchlief, ſo ſanft, daß die Umſtehenden glaubten, er ſchlummere nur. Erſt da man ihm unter das Geſicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens ſeinen Namen rief, merkte man, daß der Geiſt dem Leibe entflohen ſei. Es war zwiſchen zwei und drei Uhr am Morgen des 18. Februar 1546. Noch in derſelben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürſten geſandt, der ihn mit dem Befehl zurückſchickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward ſogleich ein zinnerner Sarg gegoſſen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags den 19., Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg mit dem Entſchlafenen, in Begleitung aller anweſenden Grafen, vieler Edelleute und faſt des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachſtedtſchen Hauſe nach der Kirche getragen, wo ihm der Doctor Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche ſtehen, bis ſie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben,

und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder ſchloſſen ſich wehklagend dem Zuge an. Abends nach fünf Uhr näherte ſich derſelbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm ſchon von Weitem entgegenſtrömten, indeß der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Proceſſion einzuholen kamen. Unter dem entſetzlichſten Gedränge ging der Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und ſo durch die Schmeerſtraße nach der Marienkirche hin. Weil aber das zuſtrömende Volk die Brücken und Straßen faſt verſtopfte, ſo daß der Leichenwagen alle Augenblicke ſtill halten mußte, ſo brachte man auf dieſem kurzen Wege durch die Stadt faſt zwei Stunden zu; erſt gegen ſieben Uhr ward der Sarg in der Sacriſtei der Marienkirche niedergeſetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufſicht einer Bürgerwache ſtehen blieb. Ein Künſtler benutzte dieſe nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Geſichte des Todten zu nehmen. Das nach dieſer Maske verfertigte Bildniß iſt noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu ſehen. Des folgenden Morgens ganz frühe ging die Reiſe weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Conduct am 22. Februar ankam. Der Einzug durch das Elſterthor war eben ſo feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Univerſität und der Magiſtrat, zogen hinter dem Leichenwagen her, welchem ſich auch der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern anſchloß. Kein Auge blieb trocken; und hier bedurfte es wahrlich nicht erſt der Beredſamkeit, um die Verdienſte des Verſtorbenen ins Licht zu ſetzen. Dennoch hielt der Doctor Pommer (Bugenhagen), Luther's Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magiſtern in die vom Kurfürſten angewieſene Gruft in der Schloßkirche geſenkt, über welcher noch jetzt ſeine Grabſchrift auf einer meſſingenen Tafel zu leſen iſt.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden ſind. Sein letzter männlicher Nachkomme iſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden geſtorben.

3. Reichstag zu Regensburg.

So hat also Luther die traurige, lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, wo aus dem seit neunundzwanzig Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch, da er starb; denn der Reichstag zu Regensburg warf die Funken in den Zunder.

Schon bei dem vor diesem Reichstage gehaltenen Religionsgespräche beklagten sich die protestantischen Fürsten über Ungerechtigkeit von katholischer Seite, und beriefen deswegen ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause. Auch vermehrten sich schon jetzt im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden her, anzufallen, und daß deswegen ein Waffenstillstand mit den Türken betrieben werde. Im März 1546 erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterweges sandte er zum Landgrafen von Hessen und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mißtrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Bei den Unterredungen in Speier verhehlte der Landgraf nicht, daß ihm wegen der vielen bösen Gerüchte und wegen des nachgesuchten Stillstandes mit den Türken ein Argwohn aufgestiegen sei. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sei eine sehr nöthige Maßregel gegen Franz, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Soliman werde aus wahrer Liebe zum Deutschen Reiche eingeleitet, das man nicht durch immer erneuerte Türkensteuern habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Köln, dem der Kaiser, wegen seiner Bemühung, die Reformation in seinem Lande einzuführen, mit der Absetzung gedroht hatte. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren?“ sprach er; „er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht.“ Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen; aber ob er gleich die Bitte

dreimal wiederholte, und Granvella ihm vorstellte, daß der Kaiser, dem das Reich nicht das Geringste eintrüge, mit Zurücksetzung aller seiner übrigen Geschäfte dennoch auf den Reichstag komme, weil ihm die Vergleichung über die Religion sehr am Herzen liege: so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schütze bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder zu sehen. Allein vergebens. Er blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen und die übrigen Schmalkaldischen Bundesgenossen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage mußten, mit Ausnahme weniger Fürsten, mit den Gesandten gepflogen werden. Karl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt alles Ernstes zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehen. Auch gewann er, indem er den Zweck des Krieges nicht als einen religiösen, sondern als einen politischen darstellte, sogar einige protestantische Fürsten; den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Brandenburgischen Markgrafen Johann von Küstrin und Albrecht von Baireuth; die beiden Letzteren nahm er förmlich in seine Dienste und gab ihnen den Auftrag, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen befahl er dem Grafen Maximilian von Büren, der in den Niederlanden commandirte, die dort stehenden Truppen herbei zu führen. Die Protestanten ließen darauf den Kaiser fragen, wohin diese Rüstungen zielten; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, die ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Und einige Tage nachher (am 25. Juni) ließ er den Ständen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten sie in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen; die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die Lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

4. Moritz von Sachsen.

Ehe die Leser auf den Kriegsschauplatz geführt werden, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der eben erwähnte Herzog Moritz von Sachsen, Albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt, und hatte, wie dieser, den Lutherischen Glauben, zu dem er sich bekannte, in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, obwohl der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht auf dem wissenschaftlichen, doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellsten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen Deutschen Höfen umgesehen, bei Albrecht von Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und bei Johann Friedrich die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich schon damals einen Widerwillen gegen diesen seinen Vetter gefaßt. In der That war auch der Kurfürst wohl kein Mann für einen Jüngling von Moritzen's heiterm und leichtem Sinne. Er war ein frommer, rechtlicher, von edlem Glaubenseifer erfüllter Fürst; aber in seinem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen; dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. Bei einer solchen Gemüthsart läßt sich's auch erklären, wie andererseits der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mißtrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete: er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moritz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so bedenkliche Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu Felde, und es wäre auch gleich zur

Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf Philipp in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen. Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brot. Aber wenn auch der Zwist diesmal noch beigelegt ward, so war das im Grunde doch nur eine Handvoll Asche, auf einen glimmenden Brand gestreut.

Um ein Feld für seinen Thatendrang zu finden, führte Moritz 1542 ein treffliches Geschwader nach Ungarn, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande vertreiben sollte, und zeigte sich hier so klug und entschlossen, daß Jeder wünschte, er möchte Feldherr sein; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrachtete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch von ihm kein verstecktes Verständniß mit diesem, da man bisher nur Handlungen, die mit der Ehrliebe bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war. Dennoch ließ Moritz sich jetzt zu einer That fortreißen, die nur um der großen Dienste willen, die er späterhin seinen bedrängten Glaubensgenossen geleistet, ein nachsichtigeres und milderes Urtheil verdient, als es sonst von dem Richterstuhl der Ehre und des Gewissens gefällt werden müßte. Er schloß nämlich, wie bereits angedeutet ist, zu Regensburg ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser (19. Juni 1546), als dieser wider die Schmalkaldischen Genossen rüstete. Moritz versprach darin, sich gegen den Kaiser, den Römischen König und das Reich gehorsam zu verhalten, und insbesondere dem Oesterreichischen und Burgundischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren. Zugleich verpflichtete er sich, den Entscheidungen des allgemeinen Concils sich in so fern zu unterwerfen, als die übrigen Reichsfürsten dies thun würden. Dagegen übertrug ihm der Kaiser das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifter bei der alten Religion bleiben sollten. Ferner sicherte er ihm Schutz und Hülfe, namentlich ein „Provisionsgeld" von 5000 Gulden jährlich zu, für die Dienste, die er gethan und „hinfort zu thun verpflichtet sein solle." Daß Moritz zu diesem Verständniß durch die Aussicht gelockt wurde, mittelst der Theil-

nahme am Kriege sich auf Kosten seines Vetters zu vergrößern, kann keinem Zweifel unterworfen sein. In einem Gespräche am 20. Juni mit Kaiser Karl und König Ferdinand erklärte der Erstere ausdrücklich: „er wolle die schuldigen Personen strafen; sollte es dazu und etwas von den Landen an ihn kommen, so wolle er sich dem Herzog gnädig erweisen*). Moritz mochte sich damals durch Selbsttäuschungen beschwichtigen, wie es bei Seelen seiner Art in dem Kampfe zu geschehen pflegt, den Begierde nach Größe und Ruhm und die Forderungen der strengen Pflicht in ihrem Innern mit einander bestehen. Er mochte sich einerseits seinen Vetter als einen Rebellen vorstellen, gegen den ein Vasall seinem Kaiser beistehen müsse; und andrerseits mochte ihm das Gefühl des eigenen Werthes zuflüstern, daß er an des Kurfürsten Stelle die Sache des Protestantismus künftig ungleich klüger und kräftiger als dieser führen würde. Bei solchen geheimen Absichten konnte seine Haltung nicht anders als zweideutig erscheinen. Während er doch entschlossen war, der Sache des Kaisers zu dienen, sprach er dem Kurfürsten Johann Friedrich gegenüber vielmehr nur von der Absicht „sein Land und was dem Hause Sachsen gehöre zu schützen." Und als er bereits den kaiserlichen Auftrag zur Achtsvollstreckung gegen den Kurfürsten und den Landgrafen (vom 1. August) in seinen Händen hatte, mit der Anweisung, Land und Leute der Geächteten, vorzüglich im eigenen Interesse, in Besitz zu nehmen, stand er mit Beiden noch in lebhaftem Briefwechsel, und erbot sich sogar (unterm 16. August) „obgleich sie ihm nicht, nach altem Gebrauch, während ihrer Abwesenheit Gemahlinnen und Kinder, Land und Leute befohlen hätten, sich dennoch ihrer anzunehmen, so viel er könne." Es war ihm offenbar darum zu thun, so lange zu laviren, bis man sehe, „wem Gott den Sieg gebe"**).

Das Aeußere dieses jedenfalls genialen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, dennoch ihn zu seinem Liebling erkor.

*) Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Th. I. S. 227 f.
**) Langenn, a. a. O., Th. I. S. 254, 261, 263 ff.

5. Der Schmalkaldische Krieg.

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die Protestanten schon von allen Seiten ihre Truppen in Bewegung setzten. Von Ober- und Niederdeutschland her waren bereits zahlreiche Heere gegen ihn in Anmarsch, da er noch weiter keine Macht um sich hatte, wie etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungarn an sich gezogen hatte. Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Landsknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen einzutreffen vermochten, konnte er von den Feinden längst erdrückt sein.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Vertheidigung der alten Religion wider die Ketzer im Reiche 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern, nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr, hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller Spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Jene, den Zweck des Krieges bezeichnenden Worte drückten übrigens weit mehr die Absicht des Papstes, wie die des Kaisers aus. Der Letztere führte den Krieg zunächst hauptsächlich, um das kaiserliche Ansehn gegen diejenigen Stände, die es verachteten, zu retten; aber von dem Papste hätte er zu diesem Ende gewiß nie kräftigen Beistand erhalten. Um nun den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, da er dies von seinem Standpunkt aus in der That höchstens nur in zweiter Linie war, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten, und schrieb an die meisten Städte des Schmalkaldischen Bundes, namentlich an Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, im Sinne der Erklärung auf dem Reichstage; nur Friede und Recht wolle er in Deutschland erhalten und die Störer desselben zu ihrer Pflicht zurückführen; sie möchten daher denen nicht glauben, die ihm andere Absichten andichteten. Diese Versicherungen fanden indeß keinen Eingang und um so weniger, da seines Theils der Papst das Bündniß mit dem Kaiser öffentlich bekannt machte und eine Bulle ausgehen ließ, worin er Allen den reichsten Ablaß versprach, die den Zug zur Ausrottung der verstockten Ketzer durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden.

Die Kriegsmacht der Oberländischen Städte war einem entschlossnen und umsichtigen Führer anvertraut. Er hieß Sebastian Schärtlin, war aus ritterlichem Geschlecht, und besaß ein Familienschloß, Burtenbach,

im Augsburger Gebiet. Gegen Türken und Franzoſen hatte er rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein Deutſcher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia angeführt, und war unter dem Bourbon'ſchen Heere geweſen, als Rom geſtürmt und geplündert ward. Er hatte einen ſo hellen Blick, und wußte ſo ſchnell den rechten Punkt zu treffen, daß er den Oberbefehl am beſten geführt haben würde. Aber zum Unglück für die Proteſtanten war er von den Bundeshäuptern abhängig, und dieſe wiederum ſo uneinig unter einander, daß dadurch in alle Maßregeln eine unſelige Zaghaftigkeit und Verkehrtheit kam.

Schärtlin war mit ſeinem Heer, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerſchaft ſowie anderer Reichsſtädte beſtand, zuerſt im Felde. Damals waren die Sachſen und Heſſen noch nicht angelangt, und der Kaiſer lag mit weniger Mannſchaft zu Regensburg. Schärtlin ſah ſogleich, daß es darauf ankomme, deſſen Vereinigung mit friſchen Truppen zu verhindern, und dann ihn ſelbſt anzugreifen. Zuerſt rückte er alſo auf einen großen Werbeplatz des Kaiſers in Schwaben an der Bairiſchen Gränze los, wo einige tauſend Mann zuſammengebracht worden waren, die in Begriff ſtanden, nach Regensburg zu ziehen. Er erreichte ſie am Abend vorher, lag die Nacht ganz ſtill, und gedachte, ihnen mit Tagesanbrach durch ſeine Sängerinnen — wie er im Scherz ſeine Kanonen nannte — einen guten Morgen zu bieten. Aber beim Anbruch des Tages fand ſich, daß die kaiſerlichen Werbetruppen faſt alle ſchon ins Bairiſche hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicher Weiſe den Tag zuvor ein Befehl von den Bundesräthen zu Ulm angekommen: es ſollten im Gebiet der Herzoge von Baiern keine Feindſeligkeiten ausgeübt werden, damit man ſich dieſe nicht zu Feinden mache. Mißmuthig zog ſich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpſtlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inſpruck und die ſogenannte Ehrenberger Klauſe, ein feſtes Schloß, das dieſen ganzen Paß beherrſchte. Verlegte man ihnen dieſe Straße, ſo konnten ſie nicht zum Kaiſer ſtoßen. Mit ſchnellen Märſchen eilte Schärtlin alſo dorthin, überrumpelte die Klauſe glücklich, und legte einige Mannſchaft hinein. Nun wollte ſich der wackere Kriegsmann das Feſt machen, nach dem benachbarten Trident zu reiten, um die dort zum Concil verſammelten geiſtlichen Herren mit Furcht und Schrecken auseinander zu jagen. Aber ein eilender Bote brachte ihm (20. Juli 1546) den Befehl von den Bundesräthen: er ſolle ſich ſchleunigſt aus Tyrol zurückziehen, um den König Ferdinand, mit dem man nicht im Kriege ſei, nicht zu reizen.

Eitles Bestreben, den zum Freunde erhalten zu wollen, der seiner Gesinnung nach ganz dem Gegner angehört, und durch die Schonung, die man ihm beweis't, weit mehr hemmt und schadet, als wenn man ihn als offenbaren Feind behandelt! Schärtlin zog, dem erhaltnen Befehle gemäß, nach Günzburg, wo die Würtembergischen Schaaren unter dem Hauptmann Hans von Heydeck sich mit ihm vereinigten. Er machte jetzt den Vorschlag, den Kaiser, der noch immer nur achttausend Mann bei sich hatte, in Regensburg zu überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könne. Aber auch dies ward verworfen, obschon man dadurch wahrscheinlich dem Kriege mit Einem Schlage ein Ende gemacht haben würde.

Indeß hatten der Kurfürst und der Landgraf am 4. Juli ein Schreiben an den Kaiser erlassen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten und ihre Maßregeln entschuldigten. Dann folgte ein Manifest, worin sie die Lage der Dinge noch ausführlicher entwickelten. Karl beantwortete diese Schriften am 20. Juli durch einen Erlaß, in welchem er beide Fürsten „als Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen, Aufrührische, Verächter und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät und als Verbrecher des gemeinen Landfriedens," in die Acht erklärte. Damals waren die mit so harter Strafe Belegten schon auf dem Marsche gegen den Kaiser begriffen, und nach der Vereinigung mit Schärtlin bei Donauwerth 60 bis 70,000 Mann stark, so daß Karl es nöthig fand, sich nach Landshut zu ziehen, um sich dort so fest als möglich zu verschanzen. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu, den er nicht annahm, vielmehr durch den Herzog Alba den Ueberbringern sagen ließ, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Schärtlin rieth, den Kaiser in Landshut zu umzingeln; allein der Landgraf meinte, der Weg dahin sei wegen der vielen Sümpfe gefährlich. „Ich sahe wohl," schreibt Schärtlin, „er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furten und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigten sich achtzehn tausend Mann Spanischer und Italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen; dann zog er weiter die Donau hinauf, nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in ein kleines Handgemenge. Die Sache war

unbedeutend; aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß er dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein Beweis von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin war überzeugt, daß bei einer noch immer so überlegenen Macht, als worüber die Bundesgenossen geboten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager und zuletzt ein allgemeiner Sturm nothwendig gelingen müßten. Die Beschießung des Lagers erfolgte wirklich am 30. und 31. August, und die Kanonenkugeln tödteten dem Kaiser ziemlich viele Leute. Als nun aber das Heer am folgenden Morgen ausrückte, eine wichtige Anhöhe gewann, und alle Hauptleute mit freudigem Muthe Schärtlin die Versicherung gaben, daß sie bei dem Angriffe Leib und Leben zu ihm setzen wollten, eilte der Landgraf herbei und rief: Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Haufen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken, sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich — Burtenbach," entgegnete der mit Recht erzürnte Schärtlin. Ob der Landgraf den Sturm auf das Lager überhaupt gewollt oder nicht, ist zweifelhaft*); genug, er erfolgte nicht, es blieb beim Aufmarschiren und Kanoniren; wohl aber erließen die Verbündeten an demselben Tage wiederum eine Herausforderung an den Kaiser, worin sie ihn als Karl, der sich Römischer Kaiser nenne, bezeichneten, eine Sprache, die mit der von ihnen bewiesenen Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in dem seltsamsten Widerspruche stand. Karl, der während der Beschießung des Lagers neuerdings Proben großer Unerschrockenheit und Einsicht gegeben hatte, war jetzt schon überzeugt, daß er von solchen Gegnern nicht viel zu fürchten haben könne.

Indeß erfuhren die Bundesgenossen, daß der aus den Niederlanden herbeiziehende Graf von Büren bei Mainz bereits den Rhein überschritten habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen nach Schwaben. Büren aber wich ihnen aus, zog über Nürnberg, und kam nach mehreren starken Tagemärschen glücklich in Ingolstadt an,

*) Daß es der Landgraf gewesen, der den Angriff verhindert, erzählt Schärtlin in seiner Lebensbeschreibung; dagegen Sleidan und andere Geschichtschreiber mit ihm, der Landgraf habe vielmehr darauf gedrungen, es sei aber wegen abweichender Meinungen anderer Führer unterblieben. Aus dem durch Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. III. S. 139 bekannt gemachten, von Philipp aufgesetzten „Bericht vom Ingolstadter Zug" ersieht man, daß er selbst die Sache so dargestellt hat wie Sleidan.

ohne einem Protestanten begegnet zu sein (15. Sept.), Dadurch bis auf funfzigtausend Mann verstärkt, verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohte die Schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere gute Gelegenheiten, ihn anzugreifen; denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Unwillen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und entgegnete: die Oberländischen Städte und derselben großer Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben." Mehrere angesehene Hauptleute, die Schärtlin's Abgang fürchteten, suchten am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sei am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehen gelassen würde. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung, er habe zu diesem Kriege doch kein Herz mehr fassen können, ihm sei Zeit und Weile dabei lang geworden, da gar kein Ernst zum rechtschaffenen Kampf vorhanden gewesen. Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen, und das Heer der Verbündeten blieb nun unter dem alleinigen Befehl des Kurfürsten und des Landgrafen, die nichts Entscheidendes wagten.

Unterdessen kam der Winter heran, und die Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen; die Soldaten wurden mißmuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern, und da allmählig Geldmangel eintrat, fingen sie schon an, unruhig zu werden und zu entlaufen. Die Schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, dessen Heer durch Proviantmangel, Seuchen und Kälte nicht weniger litt als die Verbündeten, hatte noch die Freude, sie um Frieden bitten zu sehen. Sie richteten (13. Nov.) das Gesuch an den Markgrafen Johann von Brandenburg, den sie baten, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen. Der Kaiser ließ das Schreiben vor dem ganzen Heere ablesen, aber gar nicht beantworten. Erst als zwei Tage nachher ein abermaliges Schreiben einlief, befahl er dem Markgrafen zu erwiedern: er

wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen sie hierauf, den Kriegsschauplatz, der nicht der Schauplatz ihrer Ehre gewesen, zu verlassen. In den letzten Tagen des Novembers brachen sie von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich getrennt nach ihren Ländern zurück; wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

Auf beide Beschlüsse, des Friedensantrags und des Heimziehens, hatten die Nachrichten von dem, was unterdeß in Sachsen vorgegangen, großen Einfluß gehabt. Herzog Moritz hatte sich, wie wir sahen, mit der ihm aufgetragenen Achtsvollstreckung nicht beeilt; unter dem Vorwande, daß man erst dahinter kommen müsse, ob auch des Kaisers Absicht wirklich nicht, wie ihm betheuert worden, gegen die evangelische Lehre selbst gerichtet sei; in Wahrheit aber „damit, wenn sich der Sieg auf die Seite der Verbündeten wende, des Herzogs eigene Lande nicht in Noth geriethen." Endlich, nachdem sich die Dinge entschieden zu Gunsten des Kaisers gewandt, im October 1546, begehrte und erhielt Moritz die Einwilligung seiner Landstände zu einer vorläufigen Besetzung der kurfürstlichen Lande, auf Grund der Vorstellung: daß kein anderer Ausweg bleibe, sie „dem Fürstenstamme Sachsens" zu erhalten; daß ihm selber „die gesammte Lehn" daran zustehe, und daß daher ihr Uebergang in „fremde Hände" oder ihre Eroberung durch fremde Truppen auch ihm wie seinen Unterthanen sehr nachtheilig sein würde*). In der That fielen König Ferdinand's Ungarische Reiter von Böhmen aus in Sachsen ein und hausten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Moritzen's Sächsischen Kriegern war die Wahl leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese Letzteren auf; nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore (Novbr. 1546). Alle Lutherisch gesinnte Deutsche schrieen Zeter über den Verräther Moritz; der Kaiser aber lobte in einem besondern Schreiben ausdrücklich Moritzen's Stände, sintemalen sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten.

*) Langenn, a. a. O. Thl. I. S. 272. 280 ff.

6. Karl straft die Oberländischen Stände.

(Novbr. und Decbr. 1546.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freute sich sehr, ihrer entledigt zu sein. Seine Lage war schwierig in dieser Umgebung von feindlichen Gebieten, die voll von bedeutenden und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst weit frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm; und zitternd unterwarf sich nun Alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl, Rothenburg, Heilbronn und Schwäbisch Hall waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Am letzten Orte flehten die Abgeordneten des mächtigen Ulm den Kaiser kniend um Gnade an, und erhielten seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen. Dorthin kam auch der Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Er hatte nur, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzoge von Würtemberg 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe geschickt; dieser dagegen eine bedeutende Macht zu den Bundestruppen gestellt. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem Sessel, in welchem der gichtkranke Kaiser saß, darum gefleht hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht davon. Er mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm drei Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, ferner den Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und sogar versprechen, demselben in der Vollstreckung der Acht wider den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen beizustehen.

Diesen Vertrag bewilligte Karl dem Herzoge zu Heilbronn, wohin er von Schwäbisch Hall gezogen war, und wo er mit der Einziehung seiner Strafgelder fortfuhr. Frankfurt mußte 80,000 Gulden versprechen, Memmingen 50,000, die kleineren Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich", schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, „daß Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." In der That muß man über Augsburg's Benehmen erstaunen. Diese reiche Stadt hatte unbe-

zwingliche Mauern, einen großen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, zweihundert Stück groben Geschützes, eine zahlreiche Bürgerschaft und einen Hauptmann wie Schärtlin an ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne; er schalt die Ulmer feige Leineweber, die ohne Noth ihren Hals ins Joch gesteckt hätten. Aber die angesehenen Kaufleute, die große Summen zu verlieren fürchteten, wollten von keinem Widerstande hören. Der reichste derselben, Anton Fugger, machte sich selbst auf zum Kaiser (der jetzt nach Ulm gegangen war), um zu hören, welche Bedingungen man wohl bekommen könne. Es hieß, die Augsburger sollten einige Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen, Schärtlin verbannen und eine geringe Geldsumme zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, und verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen, kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Da baten sie ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. Dies Anerbieten ließ er sich gefallen und ging nach Constanz. Nachher fand sich, daß die Strafsumme in 150,000 Gulden, die Besatzung in zwölf Fähnlein bestand.

Der Kurfürst von Köln war schon im April vom Papste für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sah, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission ins Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger schaffte alle von ihm eingeführten Religions-Neuerungen ab.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sichs einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der siegreichen Partei, der Kaiser, während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dicht bewickelten Beinen selbst einmal zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Mühseligkeiten des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte,

machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Moritzen und Ferdinanden näher zu sein, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch er war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar, ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber es fehlte ihnen an Fassung, Muth und Einigkeit.

---

7. Der Krieg in Obersachsen.

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, da er sein ganzes Land bis auf drei Städte von Herzog Moritz erobert fand. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, kam er im December 1546 nach Obersachsen. Zuerst nahm er Halle ein; dann griff er Moritzen's eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moritz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie nicht Jenem zum bequemen Hinterhalte dienen könnten; hierauf berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie zu standhafter Tapferkeit auf; er selbst begab sich mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst belagerte und beschoß Leipzig (vom 5. Januar 1547 an) drei Wochen lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er jedoch wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken halber keinen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder abziehen. Er wandte sich nach Altenburg.

Bald kam, vom Kaiser gesandt, ein Jugendfreund Moritzen's, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Stäbchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März). Nach und nach bekam Johann Friedrich immer mehrere Städte in seinen Besitz; Moritz mußte sich nach

Dresden zurückziehen, und es blieben ihm bald außer dieser Stadt von seinem Lande nur noch Leipzig und Pirna übrig. Die Ursache dieses schlechten Glücks lag zum Theil darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe für seine eigene Herrschaft in Böhmen besorgt sein durfte. Hier regte sich nämlich plötzlich jener alte Widerstandsgeist, der die Hussitischen Unruhen hervorgerufen, und ihnen einen nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat so gefährlichen Charakter gegeben hatte. Die Utraquisten betrachteten sich als den Augsburgischen Confessionsverwandten nahe befreundet, und da sie unter den Ständen die Oberhand hatten, so ward dem Könige Ferdinand die Kriegshülfe wider Johann Friedrich verweigert; ja es entstand auch eine Einigung, die hinter dem Vorwande, das Königreich vor einem Einfalle Moritzen's zu schützen, ihre aufrührerischen Gesinnungen schlecht verbarg. Mit Johann Friedrich traten die Häupter dieser Partei in Verbindung und Unterhandlung. So hätte denn Moritz leicht selbst in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen können, wenn ihm der Kaiser nicht zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing er zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der nicht der Mann war, aus den Böhmischen Bewegungen Vortheil zu ziehen, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten.

Er stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der Böhmischen Grenze geschickt, um Ferdinand zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eile mit seinem ausgeruhten und wohlversorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen. Denn jetzt kam ihm Alles darauf an, den ganzen Krieg mit Einem Schlage und bald zu endigen, da er nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen langte er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Oberdeutschland glaubte. Nicht weit davon stand der Sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für Moritz'sche Schaaren hielt. In Eger fanden sich Ferdinand und Moritz bei Karl ein, Beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt; dann brach er sogleich mit seinem Heere nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, weil er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog

sich längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreiche, zog ihm schnell an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend (23. April), als er hier Halt machte; und die Sachsen hielten es gar nicht für möglich, daß die Feuer, die sie jenseits des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie glaubten, es sei Moritzisches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

8. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. April 1547.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Moritz längs dem Ufer hin, um die Ortsbeschaffenheit zu erkunden, sah aber gar keine Möglichkeit, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen dreihundert Schritte breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, das der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem man so rathschlagte, führte der Herzog von Alba, der weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der, aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furt im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein Pferd hindurch gehen könne. Moritz versprach ihm zwei Pferde und hundert Kronen dazu, und so erwartete man den Morgen.

Unter einem dichten Nebel rückten in der Frühe des 24. April die Kaiserlichen aus; als er sich hob, erblickte man die Elbe. „Die classisch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die (alten) Römer nur nennen gehört und kaum jemals gesehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römischen Imperatoren vor, die am tiefsten in Germanien eingedrungen" *). Das eben war das traurige Geschick Deutschland's, daß es damals, wie so oft in der Kaiserzeit, unter einem Oberhaupte stand, das sich nur als römischer Imperator fühlte, das seine „außerdeutsche Macht undeutsch machte", das für nationale Gesichtspunkte, für den Deutschen Geist und für Deutsche Interessen kein Ver-

*) Ranke, Deutsche Gesch. u. s. w. Bd. IV. S. 400.

ſtändniß hatte (ſ. oben S. 196), ja ſogar die Deutſchen mißachtete (ſ. oben S. 294), und nur — wie eben jetzt — bemüht war, ſie in ihrem ſelbſtändigen Aufſchwunge durch die Soldateska fremder Nationalitäten ebenſo niederzuhalten, wie dieſe wieder durch die Deutſche.

Die Spaniſchen Hakenſchützen verſuchten alsbald, ſich dem jenſeitigen Ufer zu nähern; aber die Sachſen hielten gerade an dieſer Furt das Ufer gut beſetzt, und ſchoſſen tapfer hinüber. Vergebens erwiederten Jene, im Waſſer ſtehend, aus ihren Flinten das Feuer, ſie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeſchafft waren. Da äußerte der Kaiſer, wenn man nur die Nachen des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich ſprang ein Haufe Spanier, ohne Harniſch, den Säbel im Munde, ins Waſſer, ſchwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachſen an. Nach einem mörderiſchen Gefechte eroberten ſie wirklich die Fahrzeuge, und brachten ſie herüber. Sogleich wurden dieſe mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beſchäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Waſſer antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter ſich aufs Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern überſetzte. Nachdem ſchon eine hinreichende Menge von Truppen drüben angelangt war, ſetzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und Alba durch das Waſſer, wobei der mitgenommene Bauer des Kaiſers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Reſt der Reiterei, und zuletzt ſchlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zuſammen, auf welcher auch das Fußvolk und der Schießbedarf nachkam. Den letzteren wartete der Kaiſer gar nicht ab, ſondern eilte, ſein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geſchmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, ſeine reich geſtickte Feldbinde und ſeine karmoiſinrothe Roßdecke ſtrahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er ſein wildes Andaluſiſches Roß. Seine Siegesluſt ſchien aller Krankheit zu ſpotten.

Es war ein Sonntag. Der Kurfürſt, der darauf beſtanden, daß dies nicht das kaiſerliche Heer ſein könne, hatte ſich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind ſei ſchon ganz nahe; er blieb dabei, es ſei der Kaiſer nicht, er müſſe den Gottesdienſt erſt abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts Anderes übrig, als einen Wagen zu beſteigen (da er wegen ſeiner ſchweren Körpermaſſe zu Pferde nicht gut fortkommen konnte), um mit ſeinem Heere Wittenberg ſo ſchnell als möglich zu erreichen.

Alba und Moritz führten die Spanischen und Neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Drei Stunden von dem Uebergangsorte, auf der Lochauer Heide, brachten sie sie zum Stehen. Es war Nachmittag um vier Uhr. Der Kurfürst ordnete seine ungleich schwächeren Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg entkommen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, die der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den Vordersten und warf mehrere Adlige nieder; die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen Sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. Hispania! Hispania! riefen die Kaiserlichen; bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr Krieger, wie fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen getödtet. Die Wahlstatt erstreckte sich von Koßdorf bis Falkenburg und Bayersdorf immer durch die Heide hin, und diese ganze Strecke war mit Leichen bedeckt, wohl dreitausend an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um sich her hatte.

Unter Andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürsten Sohn. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, erschoß aber fallend noch einen seiner Feinde. Da sprengten noch Kurfürstliche zur Hülfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlassen, und einen starken Friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von dieser drängten sich einige Ungarn an ihn, indeß die Anderen sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moritz, in Deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kurfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sei.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesem befahl der Kaiser, den Kurfürsten vor ihn zu führen. Alba suchte es zweimal abzulehnen, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln.

Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!“ Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach Deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser“ — „So?“ fiel ihm dieser in die Rede, „bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Worauf der Kurfürst fortfuhr: „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß.“ — „Wohl,“ war die Antwort, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt.“

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ nach so unerwartet raschem Erfolge den Wahlplatz mit Cäsar's berühmten Worten, nur daß er ändernd sagte: „und Gott siegte.“ In der That war es ein Cäsarsglück, in einigen Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, seine Kräfte leicht hätte erschöpfen können.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, das sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Die Universität hatte sich schon im Winter zerstreut, und Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig umher. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß eine Belagerung die größten Schwierigkeiten in Aussicht stellte. Daher ließ Karl den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich, selbst bei angedrohter Todesstrafe, sich weigerte diesem Ansinnen zu willfahren, ihn förmlich zur Strafe des Schwertes verdammen. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbrett saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu

wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge."

Auf diese Schreckensnachricht kamen alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, der Bruder der Kurfürstin, ins kaiserliche Lager, um sich für den Verurtheilten zu verwenden. Karl, wenn es ihm anders, was höchst unwahrscheinlich ist, mit seinem harten Beschlusse je ernst war, gab den Vorstellungen der Vermittler über das Unnütze, Zweckwidrige, ja Bedenkliche der Ausführung gern Gehör; nur wollte er das Leben des Kurfürsten so theuer als möglich verkaufen. Am 19. Mai kamen die Verhandlungen zum Schluß. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht thun und sie an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, und den Markgrafen Albrecht frei geben, wogegen der Herzog Ernst von Braunschweig seiner Gefangenschaft erledigt sein sollte. Des Kaisers Gefangener sollte er bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder sollten zwar gleichfalls dem Herzoge Moritz überlassen sein; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von funfzigtausend Meißnischen Gulden daraus lassen, und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging also die Kur der Ernestinischen Linie mit dem größten Theile ihrer Besitzungen auf die Albertinische über.

Am 23. Mai stattete die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des Römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun; aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg mit den Seinen zubringen durfte. Er selbst erwiederte den Besuch der Kurfürstin, und sagte ihr so viel Tröstliches, als das unangenehme Verhältniß nur erlaubte. Auch ward Johann Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute." Ueberhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, welche die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit zu Wittenberg den Gottesdienst in der Schloßkirche eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte, wer richtet Uns das an? Ist in

Unserem Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht Uns dies nicht zum Gefallen. Haben Wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten Wir es hier thun?" Hierauf ward wieder Gottesdienst gehalten, und in der Pfarrkirche predigte Bugenhagen während der ganzen Pfingstwoche in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der Lutherischen und der papistischen Religion. Karl selbst besuchte die Schloßkirche und ließ sich Luther's Grab zeigen. Alba und Andere riethen ihm, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen; aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt sein mußte. Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt; dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so treuherzig, nichts weniger als rebellisch; das Alles brachte ihn zu dem Ausrufe: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als Uns gesagt ist."

Bei seinem Abzuge besetzte Moritz die Stadt — nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte den Bürgermeistern und Rathmännern: „Ihr seid Eurem Fürsten, meinem Vetter, treu gewesen; das will ich Euch ewig in Gutem gedenken." Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Milde.

---

9. Der Landgraf von Hessen gefangen.

(Juni 1547.)

Es war nun zu erwarten, daß Karl nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Beispiel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als einen leidlichen Vertrag mit dem Kaiser. Einen solchen suchte er durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moritz, seinen Schwiegersohn, zu erhalten. Schon damals, als das Bundesheer im Winter nach Hause zog, und Karl die Oberländischen Städte unterwarf, war der Landgraf so kleinmüthig geworden, daß er

dem Kaiser sogar Hülfsvölker anbot. Jetzt hatte er durch Moritz andere Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge er nach Leipzig ging, um sich in der Nähe des Kaisers zu befinden, der sich nach Halle gewandt hatte. Der Kaiser heischte gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Aber dies verwarf Philipp, weil er bei unbedingter Unterwerfung das Aergste befürchten zu müssen glaubte. Er ritt von Leipzig weg in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt Christoph von Ebéleben, einer von Moritzen's Räthen. Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen und ihm wenigstens eine Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte Ebeleben schnell zurück, und die Unterhandlungen wurden aufs Neue angesponnen. Karl ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem Schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser hundert und funfzig tausend Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhayn, schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Als die beiden Vermittler dem Landgrafen diese Punkte übersandten, fügten sie das Versprechen hinzu, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle," und verhießen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart und schwer diese Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch, mit Bewilligung seiner Landstände, zur Annahme derselben. So kam er am 18. Juni in Halle an. Moritz und der Kürfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale (in der sogenannten Residenz) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele Deutsche, Spanische und Italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der, schon freigegeben, nach Halle gekommen war, um seines ehemaligen Ueberwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moritz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Mit niedergeschlagenen Blicken knieete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sei, daß er sich dem Kaiser zu Gnade und Ungnade ergebe,

und ihn um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit willen bitte, er wolle ihm das Vergangene allergnädigſt verzeihen; daß er bereit ſei, den Kaiſer als ſeinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm gehorſam zu ſein, u. ſ. w. Nach dem Berichte eines Augenzeugen ſoll der Landgraf während des Vorleſens einige Mal höhniſch gelacht, und der Kaiſer ihm mit drohend aufgehobenem Finger in ſeiner Niederländiſchen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick ſoll di lachen lehren.“

Als der Kanzler fertig war, las der Reichs-Vice-Kanzler Seld die Antwort vor. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er ſelbſt bekenne, die ſchwerſte Strafe verdient hätte, ſo wolle dennoch der Kaiſer, in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten, die Achtserklärung aufheben, ihm die Lebensſtrafe, die er für ſeine Rebellion wohl verdient hätte, erlaſſen und ihn, über die getroffene Abrede, nicht mit ewigem Gefängniß und Confiscation ſeiner Güter heimſuchen. Hierauf las der knieende Heſſiſche Kanzler noch eine kurze Dankſagung her; und nun erwartete der Landgraf des Kaiſers Wink, um aufzuſtehen. Als aber der Kaiſer damit zögerte, ſtand Philipp ungeheißen von ſelbſt auf. Der Kaiſer dagegen pflegte ſonſt den Verſöhnten die Hand zu reichen; dies Mal unterließ er es. So entfernte ſich denn Philipp mit ſeinen beiden Freunden. Mit ihnen aß er auch zu Abend bei dem Herzog von Alba; aber hier ſtand ihm noch das Schrecklichſte bevor. Als er nämlich, da es ſchon ſehr ſpät geworden war, aufbrechen wollte, ließen ihm die beiden Kurfürſten eröffnen: Alba beſtehe darauf, daß er als Gefangener auf dem Schloſſe bleiben müſſe; die Sache ſei ihnen äußerſt verdrießlich; ſie würden am folgenden Tage mit dem Kaiſer ſelbſt ſprechen. Dies geſchah denn auch; aber Karl entgegnete, er habe niemals verſprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, ſondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen; und Philipp ſah ſich genöthigt, dem kaiſerlichen Hoflager als Gefangener zu folgen. So bitter und ſchmerzlich ſahen ſich die beiden Kurfürſten getäuſcht; ob ſie aber, in ihrem Eifer den Frieden herzuſtellen, des Kaiſers Willen nicht genau erforſcht haben, oder, wie Viele behaupten, vorſätzlich und liſtig hintergangen worden ſind, iſt eine ſchwer zu löſende Frage. Iſt das Letztere der Fall, ſo iſt der Betrug wohl nur den Räthen Karl's zuzuſchreiben, nicht dem Kaiſer ſelbſt*).

*) Vgl. K. A. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen, Bd. III. S. 198. Raumer, Geſchichte Europa's, Bd. I. S. 547. Bucholtz, Geſchichte Ferdinand's I., Bd. VI. S. 62 fg. (Briefe Karl's und Ferdinand's über die Haft des Landgrafen).

Gleichviel aber, ob die Kurfürsten sich irrten oder in die Irre geführt wurden: jedenfalls hat der Kaiser gewußt, daß sie im Irrthum waren, daß sie sein Vorhaben nicht ahnten, und es daher möglicherweise übel nehmen könnten*). Und ebenso hat er auf alle Fälle bei dieser Gelegenheit ein höchst ungroßmüthiges Benehmen gezeigt, von dem in der Folge bittere Früchte zu erndten ihm nicht erspart blieb.

Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen nach Spanien abführen zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. So hatte also der Landgraf kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur, daß sein Land seinen Söhnen blieb. Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn begleiten. In ihrer Behandlung fand ein großer Unterschied Statt. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig, und hielt ihn wohl; dagegen mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren.

10. Das Interim.

Indem der Kaiser solche Triumphe über die Häupter der Protestanten feierte, erwartete er die Ausgleichung der langwierigen Religionshändel fortdauernd von der Kirchenversammlung, die seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt, und schon über mehrere bedeutende Punkte der Lehre und Kirchendisciplin Beschlüsse gefaßt hatte. Aber die päpstlichen Legaten hatten wenig Freude daran, sie nach dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges unter dem nahen Waffengeräusche fortzusetzen, und da sie die Verhandlungen auch dem Einflusse des Kaisers, der sich durch die Spanischen Bischöfe merklich spüren ließ, zu entziehen wünschten, trugen sie auf Verlegung an. Diese aber war dem Kaiser so unangenehm, daß er an einen der Legaten, den Cardinal Cervino, die härtesten Drohungen ergehen ließ, und sogar äußerte, er werde ihn in die Etsch werfen lassen. So sehr die Legaten nun auch im Sinne der päpstlichen Staats-

*) Ranke, a. a. O. S. 411, mit Rücksicht auf das Schreiben des Kaisers vom 15. Juni bei Bucholtz, IX. S. 417: les dits electeurs ne se pourront resentir, puisque je ne contreviendray a l'asseurance que j'ay donné parlant de prison avec laddition de perpetuelle.

kunft handelten, wollte Paul III. doch offene Entzweiung mit dem Kaiser vermeiden; als er aber sah, daß dieser nach seinem entscheidenden Siege gar keine Anstalten traf, die Ueberwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, rief er die ihm gestellten Hülfstruppen zurück, und nun wurde ihr Verhältniß gespannter. Die Legaten aber ergriffen den Anlaß einer im März 1547 in Trident ausbrechenden ansteckenden Krankheit, die mehrere Prälaten zur Abreise bewog, mit Freuden, um das Concil mit Zustimmung der Mehrzahl nach Bologna zu verlegen. Da der Papst diesen Schritt öffentlich billigte, blieb seine Mühe vergeblich, den heftig zürnenden Kaiser zu versöhnen, der ihm seit dem neuen Triumphe bei Mühlberg doppelt furchtbar erschien. Karl erklärte seinem Gesandten, der Papst sei ein hartnäckiger, alter Mann, der die Kirche zu Grunde richte. Er hatte die Ueberzeugung, daß die Römische Curie ihn hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Gegen diese Fortsetzung erhoben aber auch die Protestanten unaufhörliche Einwendungen, so daß der Kaiser sich mit seiner darauf gestellten Hoffnung zwischen beiden Parteien in einer seltsamen Lage befand.

Er hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 1. September 1547 eröffnet wurde. Er war jetzt entschlossen, von sich aus eine einstweilige Beilegung der Religionshändel bis zum Schlusse des Concils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags sein. Karl suchte zur Entwerfung einer solchen Interimsvorschrift drei Theologen aus, den Naumburgischen Bischof Julius Pflug, den Mainzischen Weihbischof Michael Heldung und den Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola. Der Letzte, sonst einer der heftigsten Lutheraner, war jetzt zu zweideutiger Schlaffheit übergegangen, weil sein Herr durch Milde und Verträglichkeit den Kirchenfrieden hergestellt zu sehen wünschte. So entstand eine Religionsvorschrift, das Augsburger Interim genannt, deren Inhalt auf eine durch Wendungen und Ausdruck versteckte Billigung der katholischen Lehren über die wesentlichsten Streitpunkte hinauslief. Alles, was den Protestanten bewilligt wurde, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, daß ihren verheiratheten Geistlichen ihre Weiber bis zu der Entscheidung des Concils gelassen, und daß denjenigen, die es verlangen würden, der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstattet wurde.

Unter solchen Umständen mußte das Interim seinen Zweck verfehlen und bei dem allergrößten Theile der Protestanten nothwendig entschiedenen Widerwillen erregen. Sie nahmen es mit Verachtung und Hohn auf,

und machten dieser Stimmung in Flugschriften, Spottgedichten, satirischen Kupferstichen und Holzschnitten, sowie in Volkswitzen Luft, die von Mund zu Munde gingen. Auch die Katholiken erklärten ihre Unzufriedenheit damit, obschon der Kaiser es auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen wollte. Nachdem das Interim am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden war, trat, den Uebrigen unerwartet, der Kurfürst von Mainz auf, und dankte im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer so großen Selbstzufriedenheit auf, daß man glauben konnte, er meine sich am Ziele. Aber schon am folgenden Tage übergab ihm der neue Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen; und der Markgraf Johann von Küstrin, sowie der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken verweigerten die Annahme des Interims auf das bestimmteste. Dasselbe that, mit einer in seiner Lage doppelt ehrenvollen Standhaftigkeit, der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich. Dagegen ließen sich die Augsburger durch Gegenwart des Kaisers zum Gehorsam einschrecken, und in Ulm that die Spanische Besatzung dieselbe Wirkung. Einige Geistliche, die sich in der letztern Stadt widersetzten, wurden in Ketten gelegt. Um seine Maßregeln zu befestigen, schaffte Karl an beiden Orten die Zunftverfassung ab, und gab das Stadtregiment wieder, nach dem Muster der vormaligen Verfassung, in die Hände der Patricier oder vornehmen Geschlechter. Denn bei der zünftigen Bürgerschaft herrschte die größte Vorliebe für die neue Lehre.

Auf demselben Reichstage wurde auch die feierliche Belehnung Moritzen's mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und der abgesetzte Kurfürst sah aus seinem Fenster zu. Ein neuer Versuch Moritzen's und Joachim's II., des Landgrafen Freiheit zu erbitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorhielten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibungen und Geleitsbriefe hin nach Kassel zu begeben, um sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgrafen befehlen, durch seine Familie diese Urkunden zurückstellen zu lassen, was dieser jedoch verweigerte.

Nach geendigtem Reichstage verließ Karl wiederum Deutschland, seiner Gewohnheit gemäß, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu, wo er den Ständen seinen Sohn Philipp vorstellte, und ihrerseits demselben, als seinem künftigen Nachfolger, mit großer Pracht huldigen ließ. Während seiner Abwesenheit war Deutschland voll von Bewegungen wegen des Interims. Die kirchliche Reaction, unter dem

Vortritt der Habsburgiſchen Intereſſen, ſchien im beſten Zuge. Die Reichsſtadt Conſtanz weigerte ſich anfangs ſtandhaft, das Interim anzunehmen; als ſie aber deshalb in die Acht erklärt ward, ergriff die Bürger eine ſolche Verzagtheit, daß ſie ſich dem Könige Ferdinand ergaben, dem Hauſe Oeſterreich für immer unterwarfen, und die alte Lehre und Kirchenordnung wieder vollſtändig bei ſich einführen ließen. Hierauf bequemten ſich auch Lindau, Frankfurt, Regensburg und Straßburg zur Annahme des Interims; und daſſelbe geſchah in den meiſten proteſtantiſchen Gebieten des Rheinlandes, Weſtphalen's und Franken's. Anders ſtand es im Mutterlande der Lutheriſchen Lehre. Moritz wünſchte damals freilich, es mit dem Kaiſer nicht zu verderben; noch weniger aber wollte er die Volksſtimmung in ſeinen neuen Provinzen wider ſich aufbringen. Nach unſäglicher Mühe kam es zu einer neuen Religionsordnung für Kurſachſen, genannt das Leipziger Interim, das aber nichtsdeſtoweniger, obſchon die Wittenberger Theologen ihre Zuſtimmung gaben, den Meiſten immer noch viel zu papiſtiſch ſchien. Ueberhaupt nahm der Widerſtandsgeiſt gegen die kaiſerliche Religionsordnung, ſowie die Schmähungen wider dieſelbe und gegen deren Verfaſſer, beſonders gegen Agricola, immer mehr zu. Faſt überall, wo das Interim eingeführt worden, war es nur zum Schein geſchehen, und ſelbſt im Brandenburgiſchen behielt die Oppoſition die Oberhand. Hauptſitz und Mittelpunkt des Widerſtandes wurde aber die damals reichsfreie, blühende und reiche Stadt Magdeburg; die Bürger derſelben nahmen mit Freuden die wegen ihres Eifers wider das Interim anderwärts vertriebenen Lutheriſchen Prediger auf, und gewährten ihnen nicht nur eine ſichere Zuflucht, ſondern auch alle Freiheit ihre Erbitterung auszuſprechen, ſo daß von hier aus eine Fluth von Streitſchriften wider das Interim verbreitet ward.

In dieſer Stimmung befand ſich das Deutſche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausſchrieb. Dieſer währte vom Julius 1550 bis in den Februar des folgenden Jahres; doch wurde nichts Erhebliches ausgemacht. Die Furcht vor dem Sieger im Schmalkaldiſchen Kriege ſchien ſchon ganz verſchwunden; denn trotz eines ausdrücklichen kaiſerlichen Befehls, daß Jeder in Perſon erſcheinen ſolle, hatten ſich doch von allen weltlichen Fürſten nur zwei eingefunden. Die Execution gegen Magdeburg, das der heftig erzürnte Kaiſer ſchon 1549 von Brüſſel aus in die Acht erklärt hatte, übernahmen die Reichsſtände, und Moritz ward zum Oberbefehlshaber ernannt. Der junge Feldherr machte ſich noch während des Reichstages (Nov. 1550) auf

den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegsschaaren, brachte aber absichtlich ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Uebergabe nöthigte.

Damals beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Philipp, dem er seine Erbstaaten hinterließ, dereinst auch die Römische Kaiserwürde zu verschaffen. Ferdinand weigerte sich aber, seine und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und ließ sich zuletzt nur zu einer Uebereinkunft willig finden, kraft deren Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Karl gehe damit um, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und erregte unter den Fürsten große Besorgnisse. Karl ließ nun zwar die Kurfürsten von dem eigentlichen Stande der Dinge unterrichten und forderte ihre Zustimmung zu der zwischen ihm und Ferdinand getroffenen Verabredung; aber auch darauf gingen sie keineswegs ein. Philipp, den der Vater mit nach Augsburg auf den Reichstag gebracht hatte, machte mit seinem stolzen, zurückhaltenden, finstern Wesen auf die Deutschen ohnehin einen sehr widerlichen Eindruck; und so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen, und schickte seinen Sohn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich im Spätjahre 1551 von Augsburg nach Insbruck. Da nämlich der Papst Julius III. (der Nachfolger des am 10. Nov. 1549 gestorbenen Paul III.) es seinem Vortheil angemessen fand, das gute Verhältniß mit dem Kaiser wieder herzustellen, und demnach das Concil zu Trident am 31. August 1551 wieder eröffnen ließ, wollte Karl in der Nähe desselben sein. Zugleich fand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Daher wählte er zu seinem Aufenthalt diese entlegene Festung, die ihm gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die Glaubensfreiheit gegen ihn siegreich zu begründen.

---

11. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag.

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karl's Gefangener; ja da er in den Niederlanden zu entfliehen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein

noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen; vorzüglich aber kränkte sie den lebhaften Moritz, der seine Ehre und seine eigene Freiheit für die des Erstern verpfändet hatte. Ueberdies hatte Moritz bei seinen Glaubensgenossen den häßlichen Flecken der Beraubung seines eigenen Vetters abzuwaschen; eine That daher, wie die Befreiung des Landgrafen, durfte geeignet scheinen, zugleich seinen Ruhm wieder herzustellen und sein eignes Gewissen zu beruhigen. So entwickelte sich der Gedanke in ihm, da der Weg gütlicher Verhandlungen vergeblich sei, den der Gewalt einzuschlagen, und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren. Auch konnte ja Niemand wissen, wessen die Protestanten nach Beendigung des Concils sich noch vom Kaiser zu versehen hatten.

Als sich dieser Plan in Moritzen's Seele weiter entwickelte, kam ihm die übernommene Belagerung Magdeburg's sehr zu Statten, da sie ihm Gelegenheit gab, Truppen unter den Waffen zu haben und sich in jeder Weise zu rüsten. Das für Deutschland Verderbliche und Gefährliche bei dem Vorhaben war, daß Moritz, um nicht ganz allein der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu müssen, es für nöthig hielt, die Franzosen hineinzuziehen. König Heinrich II., Franzen's Nachfolger, schickte einen Abgeordneten nach Sachsen, und mit diesem schloß Moritz, so heimlich, daß selbst seine Räthe nichts davon erfuhren, am 5. October 1551 einen Vertrag, kraft dessen er dem Könige in seinem und im Namen des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, gestattete, die zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen, freilich nur als Unterpfänder oder als strategische Stützpunkte, und nur in der Eigenschaft eines Reichsvicars, unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte des Reiches; dagegen machte Heinrich sich anheischig, die Fürsten in ihrem Kriege gegen den Kaiser zu unterstützen. Zur Vollziehung dieses Vertrages sandte Moritz nachher den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach nach Frankreich, in dessen und des in Französische Dienste getretenen Schärtlin Gegenwart der König das Bündniß beschwor. Den ehemals Würtembergischen Obersten Hans von Heydeck brauchte Moritz als Unterhändler und Vertrauten bei der Belagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst; darum zog er sie doppelt gern in die

Länge, und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, die ihr zwar den Worten nach völlige Unterwerfung auflegte, der That nach indeß einen sehr guten Frieden gewährte. Es fehlte daher auch nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Moritzen's Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß er nach beendigter Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und das dem Kurfürsten von Mainz gehörige Erfurtische Gebiet plünderten.

Diese Dinge machten die in Trident befindlichen geistlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Ländern drohe. Sie meldeten dies dem Kaiser und schrieben ihm ausführlich über ihren Verdacht. Aber Karl antwortete ihnen (am 3. Juni 1552): sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! Der Kurfürst habe sich durch Schreiben und Gesandte bei ihm gerechtfertigt, und werde nächstens selbst zu ihm nach Insbruck kommen. Ueberhaupt thue ihm Moritz solche Versicherungen, daß der Kaiser, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, sich nur Gutes zu ihm versehen könne. Eine solche Verstellung würde bei einem Deutschen Fürsten unerhört sein, und der Kaiser, selbst Deutschen Stammes und Herkommens, könne unmöglich daran glauben. Jene Unordnungen seien bloß daher entstanden, daß Moritz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sei. Jetzt aber habe der Kaiser Sorge getragen, daß das Geld gezahlt werde. Auf verschiedene unmittelbare Warnungen vor Moritz und Albrecht erwiederte er: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja Beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Inzwischen schickte Moritz Gesandte zu dem Tridentinischen Concil, und ließ auch einige Theologen, die auf demselben erscheinen sollten, dahin abreisen, für die Letzteren aber durch die Gesandten besondere Geleitsbriefe verlangen, über deren Form lange gestritten und unterhandelt wurde. Den Kaiser recht sicher zu machen, stellte er sich, als sei er schon mit den Zurüstungen zur Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er ließ dort schon eine Wohnung für sich miethen. Noch mehr, er trat die Reise zum Scheine mit einigen seiner Räthe wirklich an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um den Kaiser den Unfall zu berichten. Alles dies bestärkte Karl in seiner Verblendung, um so mehr, als zu dem Zutrauen, welches er zu der

Deutschen Treue hegte, bei ihm wie bei seinen Räthen auch die Vorstellung hinzukam, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz seine Truppen rasch zusammen, und rückte mit ihnen in Franken vor. Hier stießen Hessische Völker zu den seinigen; und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Es wird dem Kaiser darin vorgeworfen, daß er unter dem Scheine, die Religionsspaltung heben zu wollen, nach Erhöhung seiner Macht und nach willkürlicher Herrschaft trachte; dabei aber auch „ihre wahre christliche Religion, wie sie dieselbe zu Augsburg bekannt," auszurotten; daß er den Landgrafen fortwährend gefangen halte, „eine Infamie und Unbilligkeit," die sie nicht länger mit Geduld ansehen könnten. Er habe, hieß es ferner, gegen seinen Schwur, fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streitsachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theuren Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Es sei sein Vorhaben, durch diese Dinge Alle zu „einer solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei andern Nationen vor Augen sei," zu bringen. Deshalb hätten sie Herz gefaßt und wollten mit Heereskraft die Erledigung des gefangenen Fürsten suchen, und die alte Freiheit der Deutschen Nation muthig erretten.

Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg, und stellte hier den evangelischen Gottesdienst und den vom Kaiser abgesetzten Stadtrath wieder her. Von da ging er nach Ulm, und forderte Einlaß, Geld und Geschütz. Aber die Ulmer schlugen ihm Alles ab, und vertheidigten sich, als ihre Stadt nun angegriffen und beschossen wurde, so gut, daß es Moritz rathsam fand, die Belagerung nach einigen Tagen wieder aufzuheben. Von seinem Bundesgenossen, Albrecht von Brandenburg, trennte sich Moritz bald, da Jener nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Der Kaiser war in einer übeln Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungarn, theils nach Italien entlassen, und an Geld fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Credit mehr geben,

ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. Uebrigens war mit Moritz zugleich Heinrich II. von Frankreich nach der Verabredung in das zum Reiche gehörige Lothringen eingebrochen; in einem Manifeste stellte er sich als den großmüthigen Schützer und Rächer der Deutschen Freiheit dar, mit der seltsamen Versicherung: „daß er keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als die Freiheit der Deutschen Nation zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien, und hierdurch einen unsterblichen Namen zu erlangen, wie vordem in Griechenland dem Flamininus zu Theil geworden." Sein Befreiungswerk bestand darin, daß er in Lothringen wie ein Gebieter schaltete, die Herzogin-Regentin für abgesetzt erklärte, dann Toul und Verdun besetzte, und endlich der trefflichen Reichsstadt Metz durch Verrath des dortigen Bischofs sich bemächtigte, um nie wieder diese herrlichen Deutschen Städte herauszugeben. Das waren die bösen Früchte einer Verbindung Deutscher Fürsten mit Frankreich, das stets nur auf Gelegenheit gelauert hat, Deutschland zu berauben und sich die westlichen Grenzländer zuzueignen.

In seiner plötzlichen und doppelten Bedrängniß entschloß sich der Kaiser sofort zu Unterhandlungen. Sein Bruder Ferdinand übernahm das Ausgleichungsgeschäft, und lud den Kurfürsten zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moritz erschien und trug seine Forderungen vor, Ferdinand erklärte dagegen, was der Kaiser bewilligen würde; da aber Moritz ohne Einwilligung seiner Bundesgenossen nichts beschließen wollte, so ward eine neue Zusammenkunft in Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz; Ferdinand ging nach Insbruck, Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er am 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, wollte er auf Insbruck los, den Kaiser zu überfallen, während dieser ihn unthätig rastend glaubte. Demgemäß drangen die Verbündeten in Tyrol ein, und zerstreuten am 18. Mai bei Reuten (Reitti) einen kaiserlichen Heerhaufen. Von hier ging's auf die Ehrenberger Klause los, die gleichfalls mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht bestiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr geworden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Moritz stand nur noch zwei Tagereisen von Insbruck, und es ward nun förmlich im Rath der Verbündeten (am 20.) beschlossen „den Fuchs in seiner Spelunke" aufzuheben. Da aber verlangte das Regiment Reifenberg das Geschenk, das

nach alter Sitte den Sturmlaufenden gereicht wurde, und fing, als es nicht gleich sich befriedigt sah, eine Meuterei an, durch deren Beilegung Moritz einen ganzen Tag aufgehalten ward. Als er am 23. in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr; er war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter eiligst nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Uebrigen zu Pferde, Mehrere sogar in der Eil zu Fuß. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident war das Concil schon beim Ausbruche des Krieges auseinander gegangen, und hatte sich auf zwei Jahre vertagt; Karl kam nicht dahin, sondern wandte sich noch unterweges nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Moritz ließ dessen in Insbruck zurückgelassene Habe, so wie die der Spanier plündern, von Ferdinand's Eigenthum aber nichts anrühren. Den Entwurf, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen, mußte er nun aufgeben; auch mochten ihm schon Bedenklichkeiten dagegen aufgestiegen sein; „er habe keinen Käfig für solchen Vogel," soll er einmal geäußert haben *). Er kehrte daher ohne weitere Versuche um, und begab sich nach Passau zur Fürstenversammlung.

Unehre kann dem Kaiser die Flucht vor einem verbündeten, durch ihn groß gemachten Fürsten, der sich plötzlich in einen Feind verkehrt hatte, nicht bringen; aber scharf bezeichnet ist sein Glücksumschlag durch die Vergleichung dieses Auftrittes mit demjenigen, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder mit jenem frühern auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward! Den Letzteren ließ er, noch vor der Entfernung aus Insbruck, seiner Haft entbinden, ihm jedoch das Versprechen abnehmen, daß er bis auf Weiteres dem kaiserlichen Hoflager freiwillig folgen wolle.

In Passau hatten sich außer Ferdinand und Moritz mehrere Fürsten in Person eingefunden, andere hatten Gesandte geschickt. Moritz forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und daß seine Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich durch den Römischen König und die Fürsten untersucht und entschieden werden sollten. Es war dem Kaiser höchst empfindlich, sich solche Dinge mit Gewalt abtrotzen zu lassen. Daher antwortete er den Fürsten, die in ihn drangen, den Frieden abzuschließen: nicht er müsse zum Frieden ermahnt werden, sondern die, welche ihn gebrochen; das läge den Fürsten

*) Böttiger, Geschichte Sachsen's, Bd. I. S. 513.

vermöge ihrer Pflichten gegen ihn und gegen das Reich ob. Hierauf verließ Moritz Passau, ging zum Bundesheere ab, und unternahm die Belagerung von Frankfurt, wo eine starke kaiserliche Besatzung lag. Indeß reis'te auch Ferdinand nach Villach, und es gelang ihm, den Kaiser zur Nachgiebigkeit in den Hauptpunkten zu bewegen; doch so, daß er ihre Erledigung an eine Reichsversammlung verwies. Mit dieser Erklärung kehrte Ferdinand nach Passau zurück (13. Jul.), und sandte von da den Böhmischen Kanzler von Plauen in das Lager bei Frankfurt, um Moritz davon in Kenntniß zu setzen. Moritz sah, daß er sich bei längerer Weigerung auf einen schweren Kampf gefaßt machen müßte, dessen Gefahr er sich nicht verhehlen konnte. Auch war, im Falle die Reihe geächtet zu werden nun ihn treffen sollte, zu besorgen, daß der abgesetzte Kurfürst in Sachsen gefährliche Bewegungen erregen würde. So kam denn endlich der Passauer Vertrag zu Stande. Die Originalurkunde desselben, so wie er zuletzt vom Kaiser angenommen worden, war vom 16. Juli 1552 datirt, und wurde am 29. Juli von Moritz und seinen Verbündeten zu Rüdelheim bei Frankfurt unterzeichnet; die schließliche Ratification des Kaisers erfolgte erst nach dem 20. August, vielleicht am 22. *)

Gemäß dem Vertrage erhielt Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die Hallische Capitulation zu halten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionssache sollte auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden; auf demselben wolle man berathschlagen, durch welche Mittel die Uneinigkeit in Glaubensangelegenheiten gehoben werden könnte; mittlerweile solle keiner den andern deswegen anfechten. Auch die Erledigung der Beschwerden, die Moritz erhoben, sollte auf diesen Reichstag verschoben werden. Das Kammergericht sollte beiden Religionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen; auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können. Allen in den Aufstand gegen Karl verflochtenen Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des Schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen sein. In einer besonderen Stipulation war noch die Bedingung hinzugefügt: „daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch wenn kein Religionsvertrag zu Stande gebracht würde." Das war es, was dem Passauer Vertrage seine große und entscheidende Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensversicherungen von einer künftigen Vereinigung über die Religion ab-

*) Das angebliche und übliche Datum des Vertrages, vom 2. August, ist auf alle Fälle falsch. S. Ranke, a. a. O., Bd. V. S. 216 ff.

hängig gemacht waren, und alſo immer in eine ungewiſſe Zukunft hatten blicken laſſen. Daß die Proteſtanten dieſen ſeit einem Menſchenalter vergeblich geſuchten Punkt erreichten, war Moritzen's Werk; und er hatte es eben ſo ungehofft als ſchnell, wie mit Einem Schlage und mit geringem Blutvergießen vollbracht. Seine Truppen führte er jetzt nach Ungarn gegen die Türken, mit welchen bald nach dem Frieden von 1547 der Krieg wieder ausgebrochen war; ſeine Uneinigkeit mit dem kaiſerlichen Befehlshaber ließ es jedoch zu keiner erheblichen Unternehmung kommen.

Mit dem Landgrafen Philipp hatte zugleich auch Johann Friedrich ſeine volle Freiheit wiedererlangt. Gern gelobte er zuvor, keine Feindſeligkeiten gegen ſeinen Vetter Moritz zu unternehmen, aber die Forderung, ſich in der Religion einem künftigen Concil oder Reichstag zu unterwerfen, wies er ſtandhaft ab: er ſei entſchloſſen, bei der Lehre der Augsburgiſchen Confeſſion bis in ſeine Grube zu verbleiben. Mit warmer Liebe wurde er bei der Rückkehr von ſeinen Staaten wie von ſeinen Söhnen empfangen.

---

12. Karl's letzte Feldzüge und Moritzen's Tod.

(1552 — 1555.)

Karl's ſehnlichſtes Verlangen war, nachdem die inneren Händel vorläufig beigelegt erſchienen, als Kaiſer die Würde des Deutſchen Reiches gegen deſſen äußere Feinde zu ſchützen, die Franzoſen für ihren Einfall zu züchtigen, und ſie wieder aus Lothringen zu vertreiben. So krank er auch war, ſetzte er ſich doch vor, perſönlich zu Felde zu ziehen, ging von Villach nach Insbruck und dann nach Augsburg, und betrieb die Rüſtungen mit Eifer; denn noch in dieſem Jahre ſollte der Kampf beginnen. Mit ſechsundſechzig tauſend Mann drang er in Lothringen ein, aber die beſte Zeit des Jahres war ſchon vorüber, als das Heer vor Metz ankam. Dieſe Stadt war eben von den Franzoſen ſtark befeſtigt und mit allen nöthigen Vorräthen wohl verſehen worden, und hatte an dem Herzog Franz von Guiſe einen ſo tapfern, unternehmenden und einſichtigen Vertheidiger, daß Karl vergeblich ſeine Kräfte gegen ſie aufbot. Mit ſeiner gewöhnlichen Beharrlichkeit ſchwur er zwar, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr ſterben; aber die Angriffe und Gefechte, die Winterkälte und Krankheiten rieben einen ſo großen Theil ſeines Heeres auf, und die Uebrigen zeigten ſo wenig Muth zu fortdauernden Anſtrengungen, daß der Kaiſer, wiewohl ſehr unwillig, am

zweiten Weihnachtstage 1552 die Aufhebung der Belagerung befahl, welche ihn dreißigtausend Mann gekostet hatte. „Ich sehe wohl," rief er aus, „Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold und den alternden kehrt sie den Rücken." Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer beim Rückzuge so in Unordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Der Herzog von Guise war menschenfreundlich genug, daß er sie mit Sorgfalt verpflegen, und die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath gehen ließ. Karl, mißmuthig und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Pläne zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

Deutschland würde jetzt der Ruhe genossen haben, wenn der Markgraf Albrecht von Brandenburg hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Der Passauer Vertrag, meinte er, kümmere ihn nicht, und Moritz habe sehr unrecht gethan, ihn abzuschließen. Daher setzte er den Krieg gegen die katholischen Reichsstände an der Spitze seiner Schaaren keck fort, als Bundesgenosse Frankreich's, aber auch mit wahrhaft Französischer Raubsucht. Die geistlichen Bisthümer am Rheine und in Franken und viele Städte brandschatzte er fürchterlich, ließ Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen und Klöster verwüsten und niederbrennen. Der Kaiser hatte ihn zwar während der Belagerung von Metz vermocht, aus den Diensten des Königs von Frankreich in die seinen zu treten, ihm aber bei dieser Gelegenheit die Gültigkeit der Verträge, die er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgetrotzt hatte, verheißen, wodurch eine neue Verwirrung entstand; denn das Kammergericht entschied zu Gunsten der Bischöfe, während man wegen jenes Vergleiches zwischen Albrecht und dem Kaiser auf den Verdacht gerieth, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung von diesem, der ihn als einen Feind Moritzen's vielleicht in der Folge zu großen Absichten gebrauchen wolle. Es entstanden daher zwei Verbindungen gegen den Ruhestörer, deren eine jedoch ohne Entschlossenheit zum Handeln war, während die zweite sich desto thätiger zeigte, weil Moritz, bedacht dem Vaterlande zu helfen und auch aufgeregt durch jene Gerüchte, zu ihr gehörte. Er griff das Werk sogleich mit Ernst an, und rückte in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Die Verbündeten trafen ihn bei Sieversshausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres (9. Juli 1553); aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und Moritz selbst ward tödtlich verwundet.

Zwei Tage darauf hauchte er seine Seele aus, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Wie man auch über seine Handlungsweise denken mag, dem Geiste und der Wirksamkeit seiner Thaten nach war er einer der ersten Männer seines Jahrhunderts. Granvella gab auf die Nachricht von seinem Tode ein großes Freudenmahl; Karl soll mit David's Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Moritz hinterließ nur eine Tochter; sein Bruder August hatte schon 1548 zu Augsburg die Mitbelehnung erhalten. Zwar trat jetzt Johann Friedrich auf und verlangte die Zurückgabe der verlorenen Würde und Länder. Dennoch wurde, unter Vermittelung des Römischen Königs und des Königs von Dänemark, am 24. Febr. 1554 zwischen den beiden Sächsischen Häusern zu Naumburg ein Vertrag geschlossen, der dem Albertinischen die Erwerbungen und Vortheile der Wittenberger Capitulation von Neuem bestätigte; nur daß Altenburg und einige andere Aemter den Besitzungen der Ernestinischen Linie noch hinzugefügt wurden.

Albrecht hielt sich nach der Schlacht bei Sievershausen noch eine Zeitlang im Braunschweigischen, wurde aber von den verbündeten Truppen nochmals am 12. September 1553 geschlagen und ins Thüringische getrieben. Jetzt wurde die Achtserklärung wider ihn erlassen und vom Kaiser bestätigt; dennoch wies er fortwährend alle Vergleichsvorschläge mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (im Juni 1554). Nach zwei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, und fand bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, Aufnahme auf dem Schlosse zu Pforzheim. Dort starb er (8. Januar 1557), fünfunddreißig Jahre alt, ehe es seinen Verwandten gelungen war, seine Wiedereinsetzung, die sie auf dem Wege der Unterhandlung betrieben, zu bewirken.

Karl ließ zwar in demselben Jahre, da Moritz fiel, ein Heer in das Französische Gebiet einrücken, und die Städte Terouanne und Hesdin, die dasselbe eroberte, schleifen und gänzlich zerstören. Aber weder in diesem noch in den beiden nächsten Jahren, wo der Krieg fortgeführt ward, wurden entscheidende Vortheile erfochten. Endlich ließ Karl in einem am 5. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossenen Waffenstillstand die Franzosen im thatsächlichen Besitz des Eroberten, und vererbte die Fortsetzung des Krieges auf seinen Nachfolger, unter welchem erst ein wirklicher Friede zu Stande kam.

13. Der Religionsfriede zu Augsburg.

Nicht weniger Mißmuth als diese Französischen Händel erweckte dem durch seine zunehmende Krankheit ohnehin völlig verstimmten Kaiser der Gedanke, daß auch ein anderes Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung gearbeitet, zerstört sei, die Wiederherstellung der Religionseinheit in Deutschland. Nach seiner Meinung fiel diese freilich so ziemlich mit der Herrschaft des alten Kirchenthums zusammen; nur daß auch er einige Verbesserungen allerdings für wünschenswerth hielt, sie aber von der Entscheidung des Concils, dem er die höchste Autorität beilegte, abhängig machte. Durch den Drang der Umstände zu unfreiwilliger Nachgiebigkeit genöthigt, wollte er seinem kaiserlichen Ansehen wenigstens nicht so viel vergeben, bei den Verhandlungen darüber den Vorsitz zu führen, und überließ daher Alles seinem Bruder Ferdinand. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religionsstreitigkeiten endlich abzuthun; indeß mußte der deshalb ausgeschriebene Reichstag vier Mal vertagt werden, ehe er endlich am 5. Februar 1555 durch Ferdinand zu Augsburg eröffnet werden konnte. Nur sehr wenige Fürsten waren in Person erschienen, doch hatten die Meisten Abgeordnete geschickt. Daß hier die Sachen einen andern Gang nehmen würden, als auf den vielen Reichsversammlungen, die bisher zur Wiederherstellung der Einigkeit zusammenberufen worden waren, konnte man schon aus dem Vortrage abnehmen, mit welchem Ferdinand die Versammlung eröffnete, da er darin zu erkennen gab, daß man hier nicht sowohl auf Mittel denken müsse, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, als vielmehr darauf, wie der Friede im Reiche auch bei der fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen erhalten werden könne.

So war man denn endlich auf den Gedanken einer gegenseitigen Duldung gekommen, zu dem aber auch die Lage der Dinge gewaltig drängte, weil man nach so vielen fruchtlosen Versuchen wohl belehrt sein mußte, daß ohne Duldung an keine Ruhe zu denken sei. Dennoch stritt man bis zum Abschlusse des Friedens noch über ein halbes Jahr; und das zweier Punkte wegen, die allerdings beiden Parteien wichtig genug erscheinen mußten. Die Protestanten wünschten nämlich die Freistellung der Religion nicht bloß auf die unmittelbaren Reichsstände bezogen zu wissen, sondern auch auf mittelbare protestantische Stände katholischer Landesherren, konnten aber nichts bewirken, als die Bewilligung eines freien Abzuges für Unterthanen, die der Religion wegen auswandern

wollten, und ein allgemeines Versprechen, daß die der evangelischen Lehre schon seit Jahren ergebenen Unterthanen geistlicher Stände der Religion wegen nicht bedrängt werden sollten. Ein deutlicher Beweis, wie weit man noch von dem Grundsatze eigentlicher Gewissensfreiheit entfernt war. Zu nicht weniger hartnäckigen Händeln führte die zweite Frage: ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur Lutherischen Lehre übergingen, ihre Stifter und Pfründen behalten sollten, oder nicht. Die Katholischen verlangten, die geistlichen Stände müßten von der Freistellung der Religion in so fern ausgenommen werden, daß bei ihnen der Uebertritt von der alten Religion zur neuen den Verlust ihres Amtes und Standes unmittelbar nach sich ziehe. Von diesem geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wie es genannt wurde, wollten sie so wenig nachlassen, daß Ferdinand sogar erklärte, er wolle lieber auf der Stelle davon reiten, als den geistlichen Ständen den Uebertritt zum Lutherthum freistellen. Es ist auch nicht befremdend, daß die Katholischen diesen Punkt so eifrig und hitzig vertheidigten. Bei der noch immer wachsenden Neigung der Deutschen, zum Protestantismus überzugehen, konnten sie kaum hoffen, diesem durch irgend ein Mittel einen kräftigern Damm entgegen zu setzen, als wenn die Annahme desselben von Seiten der geistlichen Herren mit dem Verluste ihrer schönen Länder und Güter bedroht würde. Sollte nun das ganze Friedenswerk nicht rückgängig werden, so mußte man sich endlich mit der Uebereinkunft begnügen, sich wegen dieses Punktes — nicht zu vereinigen. Der geistliche Vorbehalt wurde demnach zwar in das Friedensinstrument gerückt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können.

Am 26. September 1555 ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Außer jenen beiden Punkten war der Hauptinhalt desselben, daß sowohl die Stände, die sich zur Augsburgischen Confession, als die, welche sich zur alten Religion bekennten, völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen sollten. Diejenigen aber, welche zu keiner von beiden Religionen gehörten, sollten von diesem Frieden ausgeschlossen sein. Die eingezogenen Kirchengüter, die nicht unmittelbaren Reichsständen zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichen nicht zur Zeit des Passauer Vertrages gewesen, sollten den Protestanten verbleiben. Weder protestantische noch katholische Stände sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen.

So war denn endlich der Zweck erreicht, um deswillen seit einem

Menschenalter so viele wackere Deutsche Gut und Leben eingesetzt, und zwei der angesehensten Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor (3. März 1554) gestorben, mit aller der Ergebung und dem frommen Sinne, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten, und nachdem er noch das erste Erblühen der neuen Universität Jena gesehen, deren Begründung er im J. 1547 statt der ihm entrissenen Wittenbergischen gelobt und seinen Söhnen empfohlen hatte, damit sie ein neuer Hort des Protestantismus, der freien Wissenschaft und der Wahrheit werde. Der andere, Landgraf Philipp, hatte sich seit seiner Befreiung der Regierungsgeschäfte mit der alten Thätigkeit und vieler Einsicht angenommen, und blieb bis an seinen Tod bemüht, Gebrechen zu heilen und Verbesserungen einzuführen; er war namentlich der gewissenhafteste Reformator aller Volks- und staatswirthschaftlichen Einrichtungen seines Landes*).

14. Karl's V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers stiegen indeß Mißmuth, Unbehaglichkeit und Ueberdruß an den Welthändeln immer höher. Die Gicht, mit der er lange behaftet war, hatte seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge an Stärke so gewonnen, daß er den Geschäften nur noch mit der größten Anstrengung obliegen konnte. Er wurde darüber so schwermüthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich, außer von seinen Schwestern, den Königinnen von Ungarn und Frankreich, und seinen vertrautesten Dienern, von Niemandem sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl zu unterschreiben bewogen werden konnte. Alles bestärkte ihn in dem einen Gedanken, den er schon seit einigen Jahren hegte, sich nämlich gleichwie Diokletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Endlich, nach langen Kämpfen, reifte im Herbst 1555 wirklich bei ihm der Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen; ein Entschluß, der, bei einer Lage wie die seinige, gewiß zu den großartigsten Erscheinungen in der Geschichte

*) Rommel, Philipp der Großmüthige, Bd. I. S. 576.

des menſchlichen Herzens gehört. Sofort ließ er ſeinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüſſel herüberkommen, und beſtimmte den 25. October zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, worin die Niederländiſchen Stände und viele Perſonen vom höchſten Adel verſammelt waren, ſaß Karl auf einem Lehnſtuhle; neben ihm ſtand einerſeits ſeine Schweſter Maria, die Statthalterin der Niederlande, andererſeits Philipp, der als Gemahl der Königin Maria damals den Titel eines Königs von England führte, und dem er bei Gelegenheit dieſer Vermählung ſchon das Königreich Neapel überlaſſen hatte. Einer von Karl's Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiſer die Niederlande ſeinem Sohne feierlichſt abtrat; ſodann erhob ſich der kranke Monarch ſelbſt von ſeinem Seſſel und hielt, geſtützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines kleinen Anſſatzes eine Rede, bei deren Anhörung die ganze Verſammlung zu Thränen gerührt ward. Er ſagte darin mit Würde, wie er ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung ſo vieler ihm anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie er noch weit weniger auf ſeine perſönlichen Vergnügungen gewendet habe. Unabläſſig, betheuerte er, habe er überall mit eigenen Augen zu ſehen geſucht; daher ſei ſeine Regierung eine ſtete Pilgerſchaft geweſen. Neun Mal habe er Deutſchland, ſechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, ſieben Mal Italien und zehn Mal die Niederlande beſucht; zwei Mal ſei er in England und eben ſo oft in Afrika geweſen, und überhaupt habe er elf Seereiſen gemacht. Jetzt erinnere ihn ſein hinfälliger Körper, ſich aus dem Gewühl der irdiſchen Geſchäfte zu entfernen und ihre Laſt auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während ſeiner vielen Beſchäftigungen und Anſtrengungen etwas Wichtiges verſäumt oder nicht recht gemacht, ſo bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er ſelber werde ſeiner treuen Niederländer bis an ſein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er ſich an ſeinen Sohn, der auf ein Knie niederſank und ſeine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er ſchon in dem Falle ſeines kindlichſten Dankes ſein müßte, wenn er ihm ſo viele blühende Länder nach ſeinem Tode hinterließe; wie ſehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das Alles ſchon jetzt bei ſeinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Nach den dringendſten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede ſchloß, ſank er zuletzt erſchöpft in den Seſſel zurück.

Am 15. Januar des folgenden Jahres (1556) vollzog er zu Brüſſel

die nicht minder feierliche Abtretung Spanien's an Philipp, mit allen sowohl in der alten als in der neuen Welt davon abhängigen Ländern; und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies er endlich die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von Spanischen, Flandrischen und Englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den Spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Kniee und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. In Burgos entließ er den größten Theil seiner Dienerschaft, und begab sich dann nach Valladolid, wo sich auf sein Geheiß auch seine Schwestern von ihm trennten. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei künstlichen und mechanischen Zusammensetzungen, die er sehr liebte, und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in seinem geschäftigsten Leben so wenig vernachlässigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstigt, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja, er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karl's Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (21. Sept. 1558).

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann von starkem Gliederbau; er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen, und hatte sich so abgehärtet, daß er große Beschwerden ertragen konnte, bis ihn die Gicht übermannte; auch dieser trotzte er so lange als möglich. Nach seinem

Beispiele wurde in Europa der Titel Majestät für Kaiser und Könige allgemein, da man sie bis auf seine Zeiten in der Regel Hoheit oder Gnaden genannt hatte.

Die Urtheile über diesen berühmten, in mehr als einer Hinsicht groß zu nennenden Monarchen sind sehr verschieden ausgefallen; im Ganzen hat der laute Tadel vieler Französischer und protestantischer Geschichtschreiber so das Uebergewicht behalten, daß die Nachwelt in ihm meist einen vom heftigsten Ehrgeiz beherrschten Fürsten erblickt, der das Wohl seiner Völker der Eroberungssucht und Ländergier zum Opfer gebracht, ja wohl gar die Errichtung einer absoluten Universalmonarchie bezweckt habe. Die Franzosen können es ihm nicht vergeben, daß er der beharrliche Gegner eines von ihnen besonders hochgeschätzten Königs blieb; verzeihlicher ist es, wenn die Protestanten einem Fürsten, der ihrer entstehenden Kirche zuwider war, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karl's Begriff vom Kaiserthum war allerdings von Anfang an kein deutsch-nationaler, sondern von universaler Tragweite; sein darauf gebautes Ziel schwebte ihm als ein hohes, umfassendes und glänzendes vor. Er war überzeugt: „dem römischen Kaiser sei von der göttlichen Vorsehung ebenso das höchste Ansehen auf der Erde anvertraut worden, wie der Sonne am Himmel; und wie von dieser alles Licht ausgehe, so habe jener die höchste Gewalt über alle Mächte der irdischen Welt." In seinen Verhandlungen enthüllte er mehr wie einmal seine universalen Ansprüche; über streitige Fragen schrieb er dem Kaiser als solchem das Recht der Entscheidung zu; sein Plan der Zerstückelung Frankreich's, um es in das universale Reich aufgehen zu lassen, war zeitweise ernstlich gemeint; ja er hielt sich zu Ansprüchen auf den Besitz von ganz Frankreich berechtigt, da es von Papst Bonifacius VIII. an Albrecht von Oesterreich gegeben worden sei*). Allein diese Gedanken und Ansprüche hatten sich in der Praxis schon frühzeitig mehr und mehr abgestumpft, so daß sich bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge selbst die Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Ländergier als übertrieben und theilweise als völlig grundlos erweisen. Franzen's Vergrößerungssucht erscheint vielmehr als der eigentliche Grund der Kriege, und Karl, diesem Könige gegenüber, verhältnißmäßig großartig und gerecht.

Am nachtheiligsten ist es dem Ruhme des Kaisers geworden, daß seine Regierung in die Zeit der Reformation fällt, wo sein verstandesmäßiges Abwägen der Verhältnisse, der glühenden Begeisterung eines

*) Monumenta Habsburgica, a. a. O. S. 227. 275 fg.

Luther gegenüber, unmöglich glänzend in die Augen treten kann. Zwar gleichgültig gegen die Religion war er keineswegs; aber der frische und kühne Glaubenseifer, der die Zeit ergriffen hatte, blieb ihm etwas Fremdes, obschon er durchaus nicht geneigt war, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit der sich der Römische Hof gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen. Dem beunruhigten und gespaltenen Deutschland Friede und Einigkeit, und der gänzlich gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehn zu geben, hielt er für seine Pflicht; allein, während Karl dies nach der Ueberzeugung Hutten's und vieler Anderer eben nur als Führer der Reformation vermocht hätte, glaubte er es vielmehr in der Rolle ihres Widersachers zu vermögen. Daher der Krieg wider die protestantischen Fürsten, der den Ungehorsam züchtigen und davon abschrecken sollte, den er dann aber doch wieder nicht in dem Sinne und Maße ausbeutete, daß er die Stände unterdrückt oder nur im Zaume gehalten hätte. Und doch war nach dem Schmalkaldischen Kriege, wo Furcht vor dem Sieger alle Gemüther eingenommen hatte, die Lage der Dinge lockend genug zu einem Versuche, die Deutsche Verfassung im Interesse der Einheit und der Kaisergewalt abzuändern oder umzustürzen, wenn Karl die Absicht und die Neigung zu so durchgreifenden Entwürfen gehabt hätte. Eine Halbheit, die als Mäßigung erscheint, haftet eben all' seinem Wollen und Handeln an. Nur in seinem persönlichen Verhältniß zu den überwundenen Fürsten verließ ihn die Mäßigung. Die Behandlung des Landgrafen zumal blieb ein Flecken in seiner Geschichte; es hat sich aber auch keine That seines Lebens so schwer und bitter an ihm gerächt als diese.

Karl's Mäßigung war auch vielfach eine Wirkung der Scheu — nicht vor den Völkern, sondern vor den Großen. Wo er diese nicht zu fürchten hatte, wie in Spanien, trat er durchgreifender, despotischer auf. In Spanien hatte daher schon der Aufstand der Städte bald nach der Thronbesteigung Karl's die traurige Folge, daß die Regierung die ständischen Rechte zu beschränken suchte, und das politische Leben in Verfall gerieth. Zwar zeigten sich die Stände in den Geldsachen noch sehr hartnäckig gegen den Kaiser, und widersetzten sich mehr als ein Mal den Steuerbewilligungen, die er seiner vielen Kriege wegen zu fordern veranlaßt war, standhaft; die Folge davon war aber, daß seit 1538 in Castilien gar keine allgemeine Ständeversammlung mehr Statt fand. Denn da Karl auf einem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage sah, daß der Adel, der zu den Steuern gar nichts beitrug, seinen Forderungen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, so berief er ihn

nun gar nicht mehr zu den Versammlungen. Nur die Abgeordneten der Städte versammelten sich von drei zu drei Jahren zur Bewilligung der von der Krone vorgelegten Forderungen. Der Gebrauch, daß erst die Beschwerden erledigt wurden, und dann die Geldbewilligung geschah, wurde ebenfalls von Karl aufgehoben. Den Castilischen Cortes blieb kein Recht übrig, als das der Bittschriften; so tief sank ihre Bedeutung herab. Die Granden, die an wirklicher Macht nicht entfernt mit den Territorialfürsten Deutschland's sich messen konnten, zogen sich, dem öffentlichen Leben entsagend, auf ihre Landsitze zurück, um ihrer Reichthümer zu genießen, machten einen königlichen Aufwand, ließen sich mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen bedienen, und vergaßen über der Befriedigung, die ihr Stolz in dieser Lebensweise fand, der kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren. Die schönen Keime einer Verfassung, wie sie in den alten Spanischen Einrichtungen lagen, verdorrten ungenutzt, weil Niemand sie zu einem neuen, den veränderten Zeitumständen gemäßen Leben zu entwickeln verstand.

Durch das Mißverhältniß der Staatseinnahmen zu den Bedürfnissen der Krone geschah es, daß Karl, trotz des Zuflusses an Gold und Silber aus der neuen Welt, beträchtliche Schulden hinterließ, viele Krongüter verpfändet, und viele den Ritterorden gehörige Güter verkauft hatte. Die königlichen Besitzungen waren schon bei seinem Regierungsantritt in allen seinen Staaten sehr herabgekommen. Für alle außerordentlichen Fälle wurden von den Provinzen außerordentliche Beisteuern gefordert, und da diese nicht zureichten, mußten Anleihen geschlossen werden, die, wenn nicht Güter oder öffentliche Einkünfte zum Pfande gesetzt wurden, bei dem damaligen Geldmangel und dem geringen Zutrauen, zuweilen gegen dreißig Procent jährlicher Zinsen kosteten*).

15. Italienische Verhältnisse. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Während der spätern Regierungszeit Karl's V. trugen sich in Italien einige hervorragende Ereignisse zu, die wir noch nicht berührt haben.

Herzog Alexander von Medici, der durch den Kaiser zur Herrschaft in Florenz gelangt war, und eine natürliche Tochter desselben, Marga-

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 220 fg. S. 332 fg.

rethe, zur Gemahlin hatte, war ein den Lüsten ergebener und tyrannischer Fürst. Am 7. Januar 1537 wurde er von seinem Vetter Lorenzino, dem Genossen seiner Ausschweifungen, einem talentvollen, aber durchaus sittenlosen Menschen, ermordet. Seltsamer Weise machte der Mörder weder einen Versuch, sich selbst an die Stelle Alexander's zu setzen, noch die Republik wiederherzustellen, sondern ergriff die Flucht, so daß die Anhänger der Medici einen andern Sprößling dieses Hauses, Cosmo, an die Spitze des Staates stellten. Vergebens suchten ihn die republikanisch gesinnten ausgewanderten und vertriebenen Florentiner zu verdrängen; vom Kaiser als rechtmäßiger Nachfolger Alexander's und als Herzog bestätigt, befestigte er sich in der Herrschaft durch schlaue Staatskünste, in denen er Meister war. Denn „er verstand es vortrefflich, ein Zeitalter, wo alle sittlichen Bande gerissen waren, durch die Macht der Arglist und des feinen Verstandes, die er wie Keiner vor ihm entwickelte, in Fesseln zu legen“ *). Da die Republik Siena, nach deren Besitz er trachtete, sich dem Französischen Interesse anschloß, und 1552 sogar eine Französische Besatzung aufnahm: so benutzte dies Cosmo, sie anzugreifen, indem er im Namen des Kaisers Krieg gegen sie führte. Nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, in welchem das Gebiet der Republik schrecklich verwüstet wurde, mußte sich ihm die Stadt ergeben (1555) und zwei Jahre nachher trat ihm der Spanische Hof Siena mit allen Souverainetätsrechten ab.

In Genua hatte die Verfassung, welche Andreas Doria der Republik gegeben, und der fortdauernde große Einfluß dieses trefflichen Mannes lange Zeit die Ruhe erhalten, aber den Factionsgeist nicht unterdrücken können. Besondere Nahrung fand er in der Gunst und Liebe des alternden Andreas für seinen Großneffen Giannettino Doria, einen stolzen, herrschsüchtigen Jüngling, von dem man fürchtete, es würde mit den Gütern des Oheims auch dessen Gewalt auf ihn übergehen. Am heftigsten gährte der Haß gegen Giannettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen Jüngling den Genuesischen Alcibiades genannt; so sehr erinnerte er durch Schönheit des Körpers, Anmuth der Sitten, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und feurigen Ehrgeiz, an jenen berühmten Athener. Giannettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen, ihn, dem er selbst sich in vieler Hinsicht überlegen fühlte — dieser Gedanke ließ den Fiesco nicht

*) Leo, Gesch. von Italien, Bd. V. S. 451.

schlummern, und führte ihn zu einem kühnen Plane, der kein anderer war als: Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und Umsturz der bisherigen Verfassung, so wie des Spanisch-kaiserlichen Einflusses.

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben; doch konnte er fremde Hülfe nicht entbehren. Er trat daher mit dem Französischen Gesandten in Rom in Unterhandlung; besonders aber wußte er Peter Ludwig Farnese zu gewinnen, dem der Papst Paul III., dessen natürlicher Sohn er war, 1545 die von Julius II. für den Kirchenstaat erworbenen Herzogthümer Parma und Piacenza gegeben hatte. Farnese haßte den Kaiser, weil er ihm die Belehnung verweigerte; und man glaubt, daß sogar dem Papste Fiesco's Unternehmen nicht fremd gewesen sei. Vor allem war Fiesco darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in hohem Grade. Seine eigene Gemahlin fing nicht eher an, etwas von dem Vorhaben zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom brachten zwar dem alten Doria bestimmte Anzeigen; doch in eben dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten ins Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“

Ein Liebling des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst gewesen; aber jetzt legte er es recht darauf an, alle Herzen zu gewinnen. Sein Palast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus denen, die sich ihm bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die Sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Versprechen, im Nothfalle ihm mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte;

und Giannettino, weil er gerade an dem Tage Geſchäfte wegen außerhalb der Stadt ſein mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That ſchon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geſchehen, und die Doria in ihrem Palaſte überfallen werden ſollten. Vor allen Dingen wollte man ſich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, was nicht ſchwer ſchien, da ſie alle abgetakelt und faſt gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdeſſen ſelbſt vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht ſchöpfen ſollte, brachte er ſelber dem Giannettino Doria die erſte Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Beſorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben werde, und als ihn Giannettino darüber zufrieden geſtellt hatte, bat er nur noch, den Lärm nicht übel zu nehmen, den das Einſchiffen ſo vieler Menſchen in der Nacht verurſachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich fröhlich, ſpielte mit den Kindern, und überzeugte ſich beim Weggehen völlig, daß von ſeinem Vorhaben noch nicht das Geringſte ruchbar ſei.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmeſaniſchen ein, und da man ſie in allerlei Kleidungen geſteckt hatte und zu verſchiedenen Thoren einließ, ſo fiel ihre Menge nicht ſo ſehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieschiſchen Palaſtes kam den Verſchworenen gleichfalls ſehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmauſe und Schauſpiele in den Palaſt geladen, wo ſie ſich zu Hunderten einſtellten. Jeder ward herein, Niemand hinaus gelaſſen. Die ſtarken Wachen verhinderten alles Geräuſch. Als die nöthige Anzahl beiſammen war, trat Fiesco unter ſie, und machte ſie in einer ächt republikaniſchen Rede mit ſeiner Abſicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete die Mitternacht. Während den Verſchwornen Speiſe und Wein gereicht ward, ging er zu ſeiner ſchönen Gemahlin, die nun erſt von ſeinem Vorhaben unterrichtet ward, geſellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß ſich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es iſt nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du ſiehſt Alles, was in Genua iſt, zu Deinen Füßen.“

Es war eine ſchöne, mondhelle Nacht. Alles ſchlief, und Todtenſtille war in den Häuſern, als ein Kanonenſchuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud ſich der Fieschiſche Palaſt der Menſchenmenge. Ein Theil beſetzte das Thor, ein anderer über-

rumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze der Stadt. Giannettino Doria, obgleich noch immer in der Meinung, daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn niederzustoßen. Der alte kranke Andreas, dem das gleiche Schicksal zugedacht war, entging demselben durch schnelle Flucht. „Fiesco und Freiheit!" hallte es nun in den Straßen wieder, und die Umwälzung schien schon beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen. Jetzt hatte die Menge keinen Lenker mehr. Die republikanische Behörde, im Regierungspalaste versammelt, war schon auf Unterwerfung gefaßt gewesen; jetzt schrieb sie den bestürzten Verschwornen das Gesetz vor. Am Abend kehrte Andreas Doria zurück. Alle Fieschi wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser confiscirt. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, ins Meer geworfen.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit wurde der neue Herzog von Parma, ein in die schändlichsten Laster versunkener Mensch, der die ärgsten Gewaltthaten verübte, von fünf Verschwornen, die sich und ihr Vaterland von ihm befreien wollten, ermordet (10. Sept. 1547). Sofort besetzte Ferdinand von Gonzaga, der kaiserliche Statthalter von Mailand, Piacenza; in Parma erhielt sich Octavio, der Sohn des Ermordeten, Gemahl der Tochter des Kaisers, Margarethe, der Wittwe Alexander's von Medici, mit Unterstützung seines Großvaters, des Papstes. Bald aber kam dieser auf den Gedanken, den Kaiser, mit dem er damals wegen des Concils ohnehin gespannt war, und der die Herausgabe von Parma verlangte, dadurch zu versöhnen, daß er Parma wieder mit dem Kirchenstaat vereinigte, indem er seinen Enkel durch Camerino entschädigen wollte. Octavio aber, welcher fürchtete, wenn sein alter Großvater stürbe, um alle seine Aussichten zu kommen, unterhandelte seinerseits mit Gonzaga; diese Nachricht betrübte den Papst dergestalt,

daß ſie eine mitwirkende Urſache ſeines Todes wurde. Sein Nachfolger Julius III. befahl die Rückgabe von Parma an Octavio Farneſe, der ſich aber von den Kaiſerlichen ſo bedroht ſah, daß er ſich den Franzoſen in die Arme warf. Es kam darüber zu kriegeriſchen Auftritten zwiſchen kaiſerlichen und franzöſiſchen Truppen in Italien (1551), obgleich die beiden Monarchen einander damals den Krieg noch nicht erklärten. Indeß blieb Octavio im Beſitz von Parma, und nach der Abdankung des Kaiſers hielt es deſſen Sohn Philipp ſeinem Intereſſe angemeſſen, dem Octavio auch Piacenza zurückzugeben, ſo daß dem Hauſe Farneſe die Herrſchaft über dieſe Herzogthümer geſichert blieb.

---

16. Die Jeſuiten, das Tridentiniſche Concil und die Päpſte nach der Mitte des Jahrhunderts.

Um die Zeit, wo Karl V. vom Thron und bald vom Leben Abſchied nahm, hatte der Proteſtantismus ſich nicht nur über Deutſchland, die Schweiz und Preußen verbreitet, ſondern er war auch in den Scandinaviſchen Reichen zur Herrſchaft gelangt, und in England nur für kurze Zeit durch Verfolgungen zurückgedrängt worden, um bald wieder ſich ſiegreich zu erheben; in die Niederlande, Polen und Ungarn war er eingedrungen, und hatte in Frankreich Wurzel gefaßt. In allen dieſen Ländern gab die Reformation zu Kämpfen und Bewegungen Anlaß, die theils ſchon erzählt ſind, theils einen Hauptgegenſtand der folgenden Darſtellung ausmachen werden. Geräuſchloſer trat die Reformation in Italien, Spanien und Portugal auf; dennoch, und wiewohl ſie nach einiger Zeit unterdrückt wurde, war ſie auch hier eine bedeutſame Erſcheinung.

In Italien wurden die Schriften Luther's, Melanchthon's, Zwingli's früh verbreitet, zum Theil in Italieniſchen Ueberſetzungen, und, um der Wachſamkeit der Inquiſition zu entgehen, unter entſtellten oder erdichteten Namen. Sie wurden mit Begierde geleſen, und machten großen Eindruck. Briefwechſel, Reiſende und beſonders die vielen Deutſchen, die in den fortwährenden Kriegen nach Italien kamen, trugen viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei und gewannen ihr zahlreiche Anhänger. Am Hofe von Ferrara bekannte ſich dazu die Gemahlin des Herzogs Herkules II., Renata, eine Tochter Ludwig's XII. Proteſtanten gab es zu Modena, Florenz, Bologna, Piſa, Mantua und an vielen

andern Orten, selbst in Neapel und Sicilien; zumal aber in Venedig in so großer Anzahl, daß sie sich schon über öffentliche Versammlungen beriethen, und bei diesem Vorhaben von Mitgliedern des Senats begünstigt wurden *).

Auch nach Spanien waren mit den Schriften der Deutschen Reformatoren ihre Lehren gekommen, und hatten an vielen Orten Beifall und Bekenner gefunden, namentlich zu Sevilla und in der Umgegend, wo sie in die Klöster eingedrungen waren, zu Valladolid und in den meisten übrigen Städten des Königreichs Leon, in Toledo sowie in Aragonien und in den Provinzen Granada, Murcia und Valencia. Es ist gewiß ein großer und schlagender Beweis für die Stärke des Eindrucks dieser Lehren, daß sie sich dermaßen in einem Lande ausbreiten konnten, wo ein furchtbares Tribunal jede Abweichung von der alten Kirche mit Folterqualen und Flammen rächte. Ja, ein eifrig katholischer Spanischer Schriftsteller legt selbst das überzeugendste Geständniß dafür ab, wenn er sagt: „Hätte nicht die Inquisition bei Zeiten Sorge getragen, diesen Predigern Einhalt zu thun, die protestantische Religion wäre gleich einem Lauffeuer durch ganz Spanien geflogen, da Leute von allen Ständen und Geschlechtern zur Annahme derselben wundersam geneigt waren" **).

So sah sich die Römisch-katholische Kirche in allen Landen gefährlich bedroht und erschüttert. Zu ihrer Erhaltung, zur Bekämpfung und Besiegung eines so mächtigen Feindes setzte sie alle ihre Kräfte und Waffen in Bewegung. Kein Mittel wirkte für diese Zwecke so förderlich, als eine neue aus ihrem Schoße hervorgehende Institution, der berühmte Jesuitenorden.

Der Stifter desselben, Don Inigo oder Ignaz von Loyola, war der, wahrscheinlich 1491 geborne, Sohn eines Edelmanns in der Spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Edelknabe am Hofe Ferdinand's und Isabellen's, dann als Soldat im Dienste des Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Aeußere und durch seinen Anstand auszeichnete. Er ahnte nicht, welchen schlimmen Ausgang seine Kriegsthaten nehmen, und noch weniger, welche merkwürdige Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Italien, deutsch von Friederich, S. 36. 57. 66 fg.

**) Desselben Geschichte der Reformation in Spanien, deutsch von Plieninger, S. 228. 234 fg. 246.

Als die Franzosen 1521 in Navarra einfielen und Pampelona belagerten, befand sich Loyola unter dem kleinen Häuflein, das die Stadt vertheidigen sollte. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Entschlossen, noch das Aeußerste zu wagen, warf er sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben; er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm nieder, ein losbrechendes Stück derselben verwundete ihm das linke Bein, und zugleich quetschte ihm eine zweite Kugel das rechte; seine Gefährten flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt hatte ihm das Bein so falsch eingerichtet, daß bessere, die man zu Rathe zog, erklärten, die Wunde müsse wieder aufgerissen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage; ja er ließ sich mit gleichem Heldenmuth noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte; als trotz der zweiten Heilung das rechte Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen — Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die er während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er auf's Lesen. Aber auf dem Schlosse fanden sich keine anderen Bücher als eine Lebensbeschreibung Christi, und eine Sammlung von Heiligengeschichten. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit und steigender Theilnahme, bis die Vorzüge der Heiligen vor der weltlichen Ritterschaft und ihrem Kriegstreiben ihm so einleuchtend schienen, daß er die letztere aufzugeben, und sein Leben der Nachahmung der ersteren zu widmen beschloß.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war; allein vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, und sobald nur sein Bein geheilt war, beurlaubte er sich bei den Seinen, um eine Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, schenkte er einem Armen, und setzte seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcelona. Unter-

wegs legte er in der Capelle der Mutter Gottes zu Montserrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes die Waffenwache hielt. Darnach hing er Schwert und Dolch in der Kirche auf und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf bis er nach Manresa kam. Hier lebte er eine Zeit lang im Hospital; dazwischen brachte er eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, die ihm Speise reichten, und ihn in das Hospital zurückbrachten. In dem Zustande geistiger Anspannung, in dem er sich befand, glaubte er die seltsamsten Erscheinungen zu sehen, deren er sich als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die Dreieinigkeit war ihm in einem sichtbaren Abbilde erschienen.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese Schwärmerei ununterbrochen. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Aeußeres einem Abgeschiedenen wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; die Frauen nahmen lebhaften Antheil an ihm; sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise, in einem Tuchkleide, und mit Hut und Schuhen bekleidet, fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcelona ein. Der Schiffskapitain nahm ihn frei mit nach Italien, aber den nöthigen Reisevorrath hatte er sich erst zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Gaeta, wanderte er in steter Gefahr zu verhungern (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser) nach Rom, küßte Adrian's VI. Füße, und ging sogleich nach Venedig, unter der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten Alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Ueberall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichsten Anstrengung, langte er in Venedig an, und begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden,

mit einem Eifer, in welchem weder Gelächter noch Drohungen ihn irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Ganz aufgelöst in entzückenden Gefühlen, begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, dem Provincial der Franciscaner zu Jerusalem eröffnet, so erklärte sich dieser dagegen, und als er dennoch auf seinem Vorhaben beharrte, nöthigte ihn der Provincial zur Rückkehr.' So gelangte er wieder nach Italien, und nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcelona wieder an.

Der Bekehrungsplan war verunglückt; aber die Begierde, für Religion und Kirche zu wirken, brannte darum nicht minder lebendig in ihm fort. Da kam er auf den Gedanken, einen Orden zu stiften. Doch hierzu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen sein. Also Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der Lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Als er sich endlich nach zweijähriger Anstrengung fähig glaubte, einen Lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala, begleitet von einigen Schülern, die er in Barcelona an sich gezogen. Sie lebten von Almosen. Ignaz fing bald an, sich in Predigten hören zu lassen, und erklärte mit seinen Schülern den Kindern auf der Gasse die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Darüber ward er von der Inquisition zur Untersuchung gezogen, kam in Verhaft, und wurde nur unter der Bedingung entlassen, sich mit seinen Schülern alles Unterrichts in der Religion zu enthalten, bis sie vier Jahre Theologie studirt haben würden. Darüber ging er nach Salamanca; weil er aber auch dort Lehrer und Gewissensrath sein wollte, so folgte abermals Kerker, Untersuchung und nur bedingte Lossprechung. Unwillig entschloß er sich nun nach Paris zu gehen, um auf der dortigen Universität zu studiren.

Im Februar 1528 kam er in der Hauptstadt Frankreich's an. Sechs Jahre lang kämpfte er hier wieder mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, bis er 1534 die philosophische Magisterwürde

erlangte; in seinen Studien ward er um so weniger gestört, als er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen sein, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem Verehrer. Hier in Paris reifte auch seine lange gehegte Absicht, eine geistliche Gesellschaft zu gründen. War ihm gleich das Ganze seines Vorhabens jetzt noch nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, sowie ein Savoyarde Namens Peter Le Fevre. Er ließ sie am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm nach Palästina zu reisen; wenn sie jedoch dahin nicht kommen sollten, oder dort nicht bleiben könnten, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen und ihn zu bitten, daß er nach seinem Gefallen über sie befehlen möge. Da aber Loyola zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er die Uebrigen im Herbst 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise ging durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, indeß vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier durch seine Predigten und Bußübungen einen Namen gemacht, als seine Freunde im Januar 1537 zu ihm stießen. Sie verweilten bis zum Frühjahr, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigten, und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten. Xaver z. B. sog einem Kranken, dessen Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde aus.

Unterdessen war ein Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausgebrochen, so daß vor der Hand an keine Ueberfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich größtentheils in die Städte Oberitalien's, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Beifall. In Loyola's Kopfe hatte sich mittlerweile der Plan zu der Stiftung eines geistlichen

Ordens völlig ausgebildet. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war er nun zurückgekommen Mit Lainez und Le Fevre machte er sich auf nach Rom. Auf dem Wege erzählte er ihnen, er habe in einer Entzückung den ewigen Vater gesehen, der ihn seinem mit einem Kreuze dabei stehenden Sohne empfohlen habe; der Herr Jesus aber habe ihm mit einem liebreichen Blicke gesagt: „In Rom will ich dir gnädig sein." Paul III. nahm sie wohlwollend auf. Die übrigen Mitglieder kamen auch nach Rom, und dort wurde die Form der neuen Gesellschaft mehr und mehr festgestellt. Den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wurde ein viertes hinzugefügt: sich unweigerlich in jedes Land senden zu lassen, wo es der Papst für gut finden würde, zu Heiden wie zu Ketzern. Dem Papste entgingen die außerordentlichen Vortheile nicht, die dem Römischen Stuhle von einer solchen seinem Dienste sich ganz weihenden Genossenschaft erwachsen würden; daher bestätigte er sie am 27. September 1540 durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae. Allmählig wurden die der Gesellschaft verliehenen Vorrechte außerordentlich erhöht und erweitert, und trotz der Feinde, die sie auch im Schoße der katholischen Kirche fand, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit. Ihr erstes Haupt oder General war Loyola. Er starb am 31. Juli 1556.

Die Einrichtung dieses Ordens, der von Loyola's Erscheinung auf dem Wege nach Rom den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Zwecke waren durchaus praktischer Natur, auf die Welt zu wirken berechnet; diese Richtung erhielt der Orden besonders durch den zweiten General, den scharfsichtigen Lainez. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte, waren die Häupter der Provinzen, die Provinciale unterworfen; und von diesen ging wieder, wie bei einem stehenden Heere, eine Reihe von Stufen bis zum untersten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die stärkste Unterordnung. Ueber das kleinste Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Verhandlungen geführt, und dem General eingesandt. Ueber die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit bestehen, und die Oberen betrachteten während dieser Zeit auf's Sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein Jeder am besten zu gebrauchen sei. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die Gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten versandte man als Heidenbe-

lehrer. Das Gelübde des Gehorsams wurde als ein ganz unbedingtes, dem jedesmaligen Vorgesetzten gegenüber, gefaßt. Wer es übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen. Die außerordentliche Gewalt, die dergestalt in die Hände des Generals gelegt war, wurde nur dadurch beschränkt, daß in gewissen sehr dringenden Fällen einer Generalcongregation des Ordens die Befugniß zustand, die Absetzung des Generals auszusprechen.

Damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen werde, stellte man überdies ein Gesetz auf, das die Mitglieder von allen feststehenden Aemtern und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß; wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind. Dadurch aber, daß man Keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und die Mitglieder zu den gehäuften Buß- und Andachtsübungen anderer Orden nicht verpflichtete, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit den Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat denn auch der Orden ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in mehreren Fächern der Wissenschaften aufzuweisen. Diese Vielseitigkeit erwarb den Jesuiten Achtung; was indeß bei der Menge ihnen den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. Man hielt es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, unentgeltlich zu unterrichten. Auch als Prediger und Beichtväter gefielen sie weit mehr, als die anderen Geistlichen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden rasch anwuchs. Als Loyola 1540 um die Bestätigung des Papstes einkam, hatte er nur zehn Schüler; bei seinem Tode zählte die Gesellschaft bereits mehr als tausend Mitglieder, und in weniger als dreißig Jahren war sie nicht nur über das ganze Römisch-katholische Europa, sondern selbst über die anderen Welttheile verbreitet*). Dabei erwarb sie zugleich unermeßliche Reichthümer, die sie theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der Indischen und Amerikanischen Missionäre verdankte. Länger als zweihundert Jahre haben die Jesuiten als Beichtväter der Könige und Fürsten außerordentlichen politischen Einfluß gehabt, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerika in Paraguay. Auch in Asien und Afrika gab es schon bald nach der Stiftung des Ordens Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein

*) Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele Andere; und so rühren denn auch die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, von Jesuiten her.

Weit wichtiger noch und nützlicher für den Römischen Stuhl und das katholische Kirchenthum wurden sie in Europa. Hier war ihr Hauptbestreben gegen die Reformation und den Protestantismus gerichtet. Der bereits so weit vorgeschrittenen Reformation Gränzen zu setzen, und so viele zu ihr Uebergetretene als nur möglich wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen: das war der Hauptzielpunkt, zu dessen Erreichung sie jede Art von Triebfedern in Bewegung setzten, Ueberredung, List, Ränke, Verhetzungen und Verläumdungen, unaufhörliche Anreizung der Mächtigen, Gewalt zu brauchen. Wie Vieles ihnen auf solchen Wegen gelang, wird der Verfolg der Begebenheiten zeigen. Durch dieses Bestreben zur Unterdrückung des Protestantismus, durch die Beschränkung der Geistesfreiheit, welche ihnen dazu sowie zur festen Begründung ihres Ansehens nöthig schien, vor Allem durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel haben sich die Jesuiten bei allem Rufe der Klugheit, in den sie sich gesetzt, einen bittern Haß zugezogen. Und obschon in den Beschuldigungen, die ihre zahlreichen Gegner wider sie vorbringen, Vieles als übertrieben betrachtet werden muß: so bleibt doch genug Verwerfliches übrig, vor Allem ein, zwar nicht vom Orden selbst, aber doch von Vielen seiner Glieder gelehrtes und in Anwendung gebrachtes moralisches System, welches Vergehungen gegen die Vorschriften der Sittlichkeit und des Rechts in gewissen Fällen als zulässig und erlaubt bezeichnete, und darauf berechnet war, die Großen und die Weltleute zu gewinnen.

Mit der Bestätigung des Jesuitenordens fällt der Beginn der katholischen Reaction in Italien zusammen. Paul III. erließ 1542 eine Bulle, durch die er ein höchstes Tribunal der Inquisition einrichtete, mit dem Auftrage, Alles zu thun, um die hervorgetretenen Irrthümer mit der Wurzel auszurotten. Den Rath dazu hatte der Cardinal Caraffa gegeben, ein Mann, zu dessen Grundsätzen es gehörte, daß man sich Ketzern gegenüber durch keinerlei Toleranz herabwürdigen müsse; und unterstützt wurde der Vorschlag durch Loyola. Nun fingen durch ganz Italien die schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurden die Bekenner der reformatorischen Lehren auf der Halbinsel ausgerottet *). In dieser Zeit wurde auch die noch in unsern

*) M'Crie hat das 5. Capitel seines Werkes über die Reformation in Italien der Schilderung dieser furchtbaren Auftritte gewidmet.

Tagen berühmte Italienische Schrift „von der Wohlthat Christi" verfolgt, die bald dem Aonio Paleario, bald einem Mönche von San Severino und Schüler des Valdez zugeschrieben ward; im Interesse der Reformation auf „einschmeichelnde Weise" verfaßt, hatte sie einen unglaublichen Erfolg und eine „ungemeine Verbreitung" in verschiedenen Ausgaben erlebt; die Verfolgung schien sie völlig vernichtet zu haben, bis sie in neuester Zeit nicht nur in englischer Uebersetzung, sondern auch im Originaltext wieder aufgefunden ward *).

Nachdem der auf Paul III. folgende Julius III. gestorben war, (23. März 1555) und Marcellus II. nur ein und zwanzig Tage den Päpstlichen Stuhl eingenommen hatte, wurde der eben erwähnte, damals schon neun und siebzigjährige Caraffa erhoben. Er nannte sich Paul IV. Dieser heftige, zornmüthige, harte Greis verfolgte theils die Protestanten mit unablässigem Eifer, theils wandte er auch, um den Klagen und Beschuldigungen derselben die Kraft zu nehmen, seine Strenge gegen manche Mißbräuche in der katholischen Kirche und gegen die in Rom herrschende Sittenverderbniß. Dadurch hatte er sich so verhaßt gemacht, daß bei seinem Tode am 18. August 1559, der Pöbel Feuer an das Inquisitionsgebäude legte, und die Bildsäule des Papstes zerschlug.

Dennoch schien es so nöthig, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen, daß der nächste Papst, Pius IV., ihn gleichfalls betrat, obschon er von Natur lebenslustig und weltlich gesinnt, und die mönchische Härte des Inquisitionsverfahrens ihm persönlich zuwider war. Die Reformen wurden fortgesetzt, d. h. entschiedene Mißbräuche abgestellt, welche die Kirche nie gebilligt hatte, ohne daß man sich dadurch den Protestanten genähert oder ihnen nachgegeben hätte.

Derselbe Geist herrschte in dem Tridentinischen Concil, welches dieser Papst, nachdem es zweimal unterbrochen gewesen, von Neuem zusammenrief. Es fing am 18. Januar 1562 seine Sitzungen wieder an, und schloß sie gänzlich am 4. December 1563. Bei einer solchen Richtung konnte jedoch das Ergebniß dieses so eifrig betriebenen und ersehnten, so geräuschvoll angekündigten Concils den Erwartungen, die man für den Kirchenfrieden davon gehegt hatte, nicht entsprechen. Es erließ verschiedene löbliche Verordnungen zur Verbesserung der Sitten und der Kirchenzucht; es suchte in einigen schwierigen Lehrpunkten durch behutsame und

*) Ranke, die Römischen Päpste, 4. Aufl. Bd. I. 1854. S. 139. ff. Der Titel des seitdem entdeckten und wieder herausgegebenen Originaltextes lautet: Trattato utilissimo del beneficio di Gesù Christo crocifisso verso i Christiani. Venetiis apud Bernard. de Bindonis. anno 1543.

kluge Wahl der Ausdrücke einen Mittelweg zwischen den Extremen zu gehen. Die meisten der angefochtenen Satzungen hielt es aber nicht nur in ihrer ganzen Strenge aufrecht, sondern machte auch den ganzen Lehrbegriff noch starrer, indem es theils solche Sätze, die bisher noch Gegenstand abweichender Ansichten sein konnten, durch Hinzufügung neuer Bestimmungen zu festen Glaubenslehren in unabänderlichen Formen erhob, theils auch über geringfügige Punkte zahlreiche Bannflüche gegen Andersdenkende schleuderte. Vergebens hatte Kaiser Ferdinand die Erlaubniß des Kelchs und der Priesterehe, für einige seiner Unterthanen Nachlaß der Fasten, Deutsche Kirchengesänge, Reform der Klöster und Anderes gefordert. Der Papst sandte den staatsklugen Cardinal Morone an ihn ab, und dieser wußte ihn durch geschickte Unterhandlungen umzustimmen. Auch der päpstlichen Macht geschah, vermöge der angewandten Ränke der Italienischen Staatskunst durch die gefaßten Beschlüsse kein Abbruch. Und so hat denn diese Synode, statt die Parteien einander zu nähern und den Weg zur Versöhnung zu eröffnen, die Kluft zwischen ihnen vielmehr vergrößert und befestigt. Die Protestanten, die sich nun auf das feierlichste von der Kirche ausgeschlossen sahen, mußten das Concil gänzlich verwerfen. Es fand aber die Annahme der Beschlüsse desselben auch in mehreren katholischen Staaten große Schwierigkeiten; zwar nicht die wegen der Artikel, die den Glauben betrafen, aber wegen der Disciplinarverfügungen, wodurch die Rechte der Staatsgewalt mehrfach verletzt erschienen. Daher haben sie namentlich in Frankreich niemals Gesetzeskraft erlangt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Jena.

Mit der Fortſetzung

von

Eduard Arnd.

Zehnter Band.

Neuere Geſchichte II.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1862.

Inhalt des zehnten Bandes.

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Erster Abschnitt. Der Abfall der Niederlande bis zum Waffenstillstand 1609, in Verbindung mit der Geschichte von Spanien, Portugal und Italien.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Philipp's II. innere Regierung, Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken	2
3.	Don Carlos, Don Johann von Oesterreich und Antonio Perez	6
4.	Portugal unter Johann III. und Sebastian (1521—1578)	17
5.	Portugal mit Spanien vereinigt; die falschen Sebastiane	19
6.	Die Niederlande unter Karl V. u. im Anfange der Herrschaft Philipp's	21
7.	Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft (1565—1573)	25
8.	Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien (1573—1584)	34
9.	Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang	36
10.	Philipp III. (1598—1621)	42
11.	Vorläufige Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit	44
12.	Italien; die Päpste; Sixtus V.	46
13.	Italienische Kunst und Literatur	59

Zweiter Abschnitt. Die Hugenottenkriege in Frankreich und Heinrich IV. (bis 1610).

1.	Johann Calvin	72
2.	Heinrich II. (1547—1559)	84
3.	Franz II. (1559—1560)	88
4.	Karl IX. (1560—1574)	93
5.	Die drei ersten Bürger- und Religionskriege (1562—1570)	99
6.	Die Bartholomäusnacht (1572)	111
7.	Die letzten Zeiten Karl's IX. (1573—1574)	124
8.	Heinrich III. (1574—1589)	128
9.	Heinrich IV. (1589—1610)	143

Dritter Abschnitt. Die Reformation in England bis zum Tode Elisabeth's (1603).

1.	Heinrich VIII. (1509—1547)	161
2.	Eduard VI. (1547—1553)	174

Seite
3. Maria (1553—1559) 177
4. Elisabeth's Anfang 184
5. Elisabeth und Maria Stuart 187
6. Elisabeth's spätere Regierungszeit 208
7. William Shakspeare (geb. 1564, gest. 23. April 1616) 215

Vierter Abschnitt. Die Reformation und ihre Folgen im Norden und Osten Europa's bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618).

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523) . . 218
2. Dänemark nach der Auflösung der calmarischen Union 223
3. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen 227
4. Polen und Preußen 238
5. Nicolaus Copernicus (geb. 1473, gest. 1543) 243
6. Die Russen 244
7. Die Türken 247

Fünfter Abschnitt. Deutschland und der dreißigjährige Krieg bis zum westphälischen Frieden (1648).

1. Ferdinand I. (1556—1564) 249
2. Maximilian II. (1564—1576) 254
3. Die Grumbachischen Händel 257
4. Rudolf II. (1576—1612) 260
5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I. . . . 280
6. Matthias (1612—1619) 291
7. Die böhmischen Unruhen als Anlaß des dreißigjährigen Krieges (1618) 296
8. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges unter Kaiser Ferdinand II. 300
9. Ausbreitung des Krieges in Deutschland (1621—1624) 312
10. Dänemark's Einmischung und Wallenstein's Auftreten (1625—1627 317
11. Oesterreich's Uebermacht (1627—1630) 328
12. Gustav Adolf u. seine ersten Fortschritte in Deutschland (1630—1631) 346
13. Die Zerstörung Magdeburg's (1631, 20. Mai) 360
14. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen (1631) 364
15. Wallenstein's Wiedererhebung (1631—1632) 372
16. Gustav Adolf in Süddeutschland (1632) 377
17. Gustav Adolf's Tod (1632, 16. Nov.) 387
18. Axel Oxenstierna (geb. 1583, gest. 1654) 395
19. Wallenstein's Ausgang (1633—1634) 399
20. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinand's II. Tod (1634—1637) 427
21. Fortgang und Ende des Kampfes unter Ferdinand III. Schwedisch-dänischer Krieg (1637—1648) 434
22. Der Westphälische Friede (24. Oct. 1648) 445
23. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zustand Deutschland's 452

Neuere Geſchichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abſchluß des Weſtphäliſchen Friedens (1555—1648).

Erſter Abſchnitt.

Der Abfall der Niederlande bis zum Waffenſtillſtand von 1609, in Verbindung mit der Geſchichte von Spanien, Portugal und Italien.

1. Einleitung.

Wir haben im vorigen Zeitraum die Entſtehung und ſchnelle Verbreitung des Proteſtantismus, ſeine erſte Feſtſetzung in Deutſchland und der Schweiz kennen gelernt. Schon war er im Begriff, alle Länder Europa's zu überziehen: als im Schooße des Katholicismus, der im erſten Anlaufe faſt überwunden ſchien, der Proceß einer Ermannung begann. Durch innere Erfriſchung und durch äußeres Zuſammenfaſſen ſeiner Kräfte geſtärkt, erhob ſich derſelbe jetzt, nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, zu einer gewaltigen Reaction. Indem er darnach trachtete, nicht nur das ihm verbliebene Gebiet durch entſchloſſene Vertheidigung ſicher zu ſtellen, ſondern auch das ſchon verlorene dem Proteſtantismus wieder abzuringen, bereitete er den Anhängern des letzteren überall Kämpfe auf Tod und Leben.

Dieſer vorwiegend religiös gewaltthätige oder religiös kriegeriſche Charakter der Ereigniſſe beherrſcht die ganze zweite Hälfte des ſechszehnten, und die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Der Abfall der Niederlande von Spanien, die Hugenottenkriege in Frankreich, die blu-

tigen Wechsel der englischen Reformationsbewegung, die Wirren im nordöstlichen Europa und der dreißigjährige Krieg in Deutschland sind die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Kampfgebiete, oder die wichtigsten Folgen dieses allgemeinen Zusammenstoßes der protestantischen Reformation und der katholischen Reaction. Sie bezeichnen die fünf großen Akte eines hundertjährigen Ringens.

Und so wollen wir uns denn diese religiös kriegerischen Actionen der Reihe nach vergegenwärtigen, in jeder einzelnen das Auf- und Abwogen der Erfolge betrachten, bis endlich in der letzten die durchgreifende Entscheidung erfolgt. Denn in Deutschland, wo er geboren worden, soll auch das Schicksal des Protestantismus entschieden werden: der dreißigjährige Krieg, der Schlußakt des hundertjährigen Ringens, endet mit der Europäischen Anerkennung des protestantischen Geistes.

Indem wir uns dem ersten Akte, dem ergreifenden Geschick der Niederlande zuwenden, fällt unser Blick zunächst auf Spanien, dem sie angehörten, und auf dessen mächtigen Beherrscher, der sie durch äußerste Gewaltthaten zur äußersten Verzweiflung und zum schließlich siegreichen Abfall trieb.

---

2. Philipp's II. innere Regierung; Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken.

Wenn wir am Schlusse des vorigen Bandes nur Päpste und Jesuiten zur Unterdrückung des Protestantismus thätig sahen: so tritt nunmehr ein Fürst auf, der zu demselben Zwecke eine gewaltige Staatsmacht verwendet, und sich dadurch in die Mitte der europäischen Angelegenheiten stellt. Es war König Philipp II., Kaiser Karl's V. Sohn und Nachfolger in dessen Erbländern. Mit seinem Thun und Streben ist die Geschichte der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfüllt.

Philipp, klein und mager, von scheuem und krankhaftem Ansehn, war ein finsterer, mißtrauischer und tyrannischer Fürst. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht; und zwar, wie dies feststeht, bei der Kunde von der Pariser Bartholomäusnacht, die ihn wider alle Gewohnheit auch äußerlich zum lebhaftesten Jubel fortriß. Mit der schroffen Richtung gegen den Protestantismus verband er den Hang, seine Herrschermacht in den verschiedenen von ihm abhängigen

Staaten, in Spanien, den italienischen Provinzen und den Niederlanden möglichst unumschränkt, und den auswärtigen Reichen furchtbar zu machen. Sein Wille sollte überall Gesetz werden, seine weltliche Macht der geistlichen des Papstes ebenbürtig zur Seite stehen, und beide als natürliche Verbündete gemeinsam die Welt beherrschen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere gedachte er diese Zwecke auszuführen; vielmehr vermaß er sich vom Dunkel seines Cabinets aus die Welt in steter Bewegung zu erhalten. Hier zeigte er eine unermüdete Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und erwog ihre Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über Alle, welche Aemter hatten und sich darum bewarben. Die Politik, in kleinen wie in großen, in persönlichen wie in allgemeinen Angelegenheiten, handhabte er nach den Grundsätzen der Verstellungskunst; ihm in der That diente die Sprache mehr zur Verhüllung als zur Offenbarung seiner Gedanken und Absichten. Sein Standpunkt in Spanien gab ihm überdies eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind. Karl V. hatte Spanier, Italiener und Niederländer ziemlich auf gleichem Fuße behandelt. Philipp, in Spanien geboren und erzogen, achtete nur die Spanier, und gestattete ihnen den größten Einfluß auf die übrigen Länder, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Castilien's, als des Hauptlandes, erschienen. Darum und wegen seines großen Eifers für den Katholicismus ward er von den stolzen und frömmelnden Spaniern hoch verehrt. Erzbischöfe, Bischöfe und der ganze Klerus hingen ihm an, und waren seine gehorsamsten Unterthanen*).

Kaum hatte Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Regierung angetreten, so sah er sich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Papst Paul IV., der nicht nur die Protestanten, sondern auch die Spanier und das Haus Oesterreich mit aller Erbitterung seines leidenschaftlichen Gemüthes haßte, hatte den König Heinrich zum Bruche des Waffenstillstandes von Vaucelles gereizt. Da er zugleich Truppen zu einem Einfalle in Neapel warb, fand sich der Herzog von Alba als Statthalter dieses Königreichs bewogen, ihm zuvorzukommen, und (im September 1556) in den Kirchenstaat einzurücken. So hatte es denn die Leidenschaft des Papstes dahin gebracht, gerade den König wider sich in Waffen zu sehen, dem das Interesse der römischen Kirche so vorzugs-

*) Prescott, hist. of the reign of Philip the second, Vol. I. (London 1855) p. 62. 120 f. Motley, the rise of the dutch republic (London 1856), Vol. I. p. 103. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 237.

weise am Herzen lag. Dieser Gesinnung Philipp's, der einen solchen Krieg nur mit Widerwillen und Gewissenszweifeln führen konnte, hatte es Paul auch zu danken, daß er im nächsten Jahre, obschon bedrängt durch Alba, den Frieden unter sehr vortheilhaften, für Spanien sogar erniedrigenden Bedingungen erhielt. Gegen Frankreich erfochten Philipp's spanische und niederländische Truppen zwei große Siege: bei St. Quentin unter der Anführung des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, am 10. August 1557; und bei Gravelingen unter dem Grafen von Egmont, der auch an dem Ausgange des ersteren Treffens schon großen Antheil gehabt, am 13. Juli 1558. Am 2. April des nächsten Jahres kam der Friede zu Cateau Cambresis zu Stande, welchem zufolge beide Reiche sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben.

Noch im Sommer 1559 verließ Philipp die Niederlande und ging nach Spanien. Kurz vorher hatte die Inquisition zu ihrem Schrecken entdeckt, wie große Fortschritte die Lehren der Reformatoren im Stillen in Spanien gemacht hatten, und wie groß die Zahl der heimlichen Protestanten sei. Sofort schritt sie zu Einkerkerungen, Folterqualen und Hinrichtungen. Kaum hatte Philipp den spanischen Boden betreten, so wohnte er zu Valladolid einem Autodafé von Protestanten bei. Einer der Verurtheilten, ein Edelmann (de Roxas oder de Seso), wandte sich, als er zum Scheiterhaufen geführt wurde, an den König mit den Worten: „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen? Rette uns von einem so grausamen Tode." — „Nein, erwiederte Philipp, ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eignen Sohn zu verbrennen, wäre er ein solcher Frevler wie Du." So wurde das furchtbare Ketzergericht durch die Gesinnungen des Königs unterstützt, und es fuhr mit Autos in verschiedenen Städten Spaniens fort, bis, im Jahre 1570 etwa, der Protestantismus in diesem Lande so weit unterdrückt war, daß nur noch von Zeit zu Zeit einzelne Bekenner desselben entdeckt wurden*). Dabei schonte die Inquisition ebenso wenig des spanischen Adels, indem sie Personen aus den ersten Familien hinrichten ließ, als selbst hochgestellter Geistlichen. Ja, der Primas des Reiches, der Erzbischof von Toledo, Bartholomäus Carranza, der Mitglied der Tridentinischen Synode gewesen war, wurde ins Gefängniß geworfen und vor das Ketzergericht gestellt, weil er zu einigen Lehren Luther's hinzuneigen schien. Nach achtjähriger Haft wurde er nach Rom geschickt,

*) M' Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, S. 347. Prescott a. a. O. p. 346 ff.

weil er sich auf den Papst berief. Dort wurde er nach Verlauf von zehn Jahren zur Abschwörung seiner Irrthümer verurtheilt; gleich darauf starb er.

Gern hätte Philipp auch in seinen italienischen Ländern die Inquisition eingeführt; aber es entstanden darüber in Mailand und Neapel so große Unruhen, daß er den Plan aufgab, wodurch jedoch den Verfolgungen in Glaubensangelegenheiten kein Einhalt geschah, indem die spanischen Behörden zugaben, daß die päpstliche Inquisition Ketzer richtete und strafte.

Seit Ferdinand's und Isabellen's Regierung waren die mit Gewalt zum Christenthume bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Moriscos genannt, ein Gegenstand des Argwohns geblieben. Karl V. war anfangs auch hart mit ihnen umgegangen, nachher aber von dieser Behandlungsweise zurückgekommen. Unter Philipp's Regierung wurden die Anklagen gegen sie mit größerer Stärke erneuert. Sie sind, hieß es, nur äußerlich Christen, im Herzen aber fortwährend dem Islam zugethan, und daher eine Pest des rechtgläubigen Landes. Wenn Vorstellungen dieser Art, von den Geistlichen erhoben, Philipp's religiösen Eifer in Bewegung setzten: so erregte der Zusatz, daß sie mit den Mauren in Afrika und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten, seine politischen Besorgnisse nicht minder. Er sandte Truppen, forderte den Moriscos ihre Waffen ab, und erließ 1568 den Befehl, sie sollten fortan ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen. Weil nun die Moriscos entweder wirklich außer Stande waren, den königlichen Vorschriften sofort zu genügen, da eine Sprache sich nicht so leicht mit einer andern vertauscht, oder weil sie, als heimliche Bekenner der väterlichen Religion, ihren Glauben durch Fortdauer der angestammten Sitten und Gebräuche unter den Ihrigen zu erhalten trachteten: machten sie Vorstellungen, und als diese fruchtlos blieben, griffen sie zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich gegen Philipp's Kriegsvölker mit großer Tapferkeit; Ströme von Blut flossen, und erst als Don Johann von Oesterreich, ein natürlicher Bruder des Königs, den Oberbefehl erhielt, wurde die Empörung gedämpft. Nach zahllosen Hinrichtungen wurden die noch übrigen Moriscos aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen des castilischen Reiches versetzt.

Ein Kampf, der sich fast durch die ganze Regierung Philipp's hindurchzog, war der zur See gegen die Türken und die mit ihnen eng verbundenen nordafrikanischen Seeräuber. Diese argen Feinde waren damals

Herren des ganzen Mittelmeeres; sie nahmen alle Schiffe christlicher Mächte weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Hätte Philipp die Bekämpfung derselben mit dem Nachdruck betrieben, den er bei der Verfolgung der Protestanten und der Moriscos zeigte, so würde er zu großen Ergebnissen gelangt sein. Don Johann von Oesterreich erfocht am 7. October 1571 an der Spitze von zweihundertundfunfzig spanischen, venetianischen und päpstlichen Kriegsschiffen bei Lepanto über die noch weit zahlreichere türkische Flotte einen der glänzendsten Seesiege. Statt aber die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu ärndten, und auf Constantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Heerführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Johann vor, welch ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Philipp und sein Staatsrath waren nicht zu bewegen, die gewohnte Bahn zu verlassen. Alle Siege hatten nun keinen Nutzen mehr; ja am Ende verlor Philipp noch Manches an der afrikanischen Küste, was er Anfangs besessen oder erobert hatte.

---

8. Don Carlos, Don Johann von Oesterreich und Antonio Perez.

An die für Europa folgenreichste Begebenheit unter Philipp's Regierung, an den Aufstand der Niederlande, knüpfen sich vorzugsweise die tragischen Geschicke des unglücklichen Prinzen Don Carlos, wie des siegreichen Don Johann von Oesterreich und des einflußreichen Günstlings Antonio Perez an. Ihrer wollen wir gleich hier gedenken.

Don Carlos, ein Sohn Philipp's aus dessen erster Ehe mit Maria, der Tochter König Johann's III. von Portugal, war der muthmaßliche Thronfolger der gesammten spanischen Monarchie, auf den sich die Hoffnungen eines großen Theils von Europa richteten. Ueber sein trauriges Loos sind wir auch heut noch, nach den eingehendsten Forschungen, nicht in jeder Richtung genügend aufgeklärt. Auf die romanhafte Darstellung eines St. Réal, wie sie dem berühmten Drama unsers Schiller zu Grunde liegt, ist eine Kritik gefolgt, die zwar vieles Unhaltbare bei Seite räumte, aber nichtsdestoweniger manche Zweifel bestehen

ließ, und mitunter sogar in Hyperkritik umschlug. Jedenfalls war Carlos weder ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit, wie St. Réal ihn schildert, noch ein so widerwärtiges „Ungeheuer," wie Llorente glauben machen will*). Geboren am 8. Juli 1545, zeigte er schon früh, bei einer schwächlichen, zu Fiebern geneigten Leibesbeschaffenheit, ein eigensinniges, launenhaftes und unbändiges Temperament. Sein Jähzorn riß ihn selbst später noch nicht selten zu Ausbrüchen roher Gewaltthätigkeit fort. Dabei aber offenbarte er nicht nur ein stolzes Selbstgefühl, sondern auch einen außerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit und Freigebigkeit; „wer soll spenden," pflegte er zu sagen, „wenn es die Fürsten nicht thun." Ferner war er beständig in seinen Neigungen, und so wahrheitsliebend und offen, daß man von ihm sagte, er trage „das Herz auf den Lippen." Lust an ritterlichen Waffenthaten schien ihm angeboren; Phrasenhelden waren ihm zuwider. Seine Erziehung war während der langen Abwesenheit seines Vaters in den Niederlanden und in England, wo sich derselbe in zweiter Ehe mit der Königin Maria vermählte, fast ganz seiner Tante Johanna anheimgefallen, die nicht Kraft genug besaß, um seinen Trotz zu brechen oder nur zu zügeln. Seine Unarten wurden indeß immer wieder aufgewogen durch seine guten Einfälle und scharfsinnigen Bemerkungen, oder durch die vielversprechenden Eindrücke seines lebhaften und entschlossenen Wesens. So kam es, daß nicht nur sein ehrwürdiger Lehrer Honorato Juan, dem er mit unwandelbarer Anhänglichkeit zugethan blieb, sondern auch alle seine Verwandten ihn lieb hatten und ihm wohlwollten; nur sein eigener Vater nicht, zu dessen Gegenbild er sich mehr und mehr in seinem ganzen Empfinden, Denken und Trachten entwickelte. Namentlich fand auch sein Großvater, Kaiser Karl V., ein großes Gefallen an ihm, ob er gleich des ungezogenen Betragens halber ihm oftmals schmollte; er glaubte in seinem gleichnamigen Enkel das kriegerische Genie zu erkennen, das er an seinem Sohne Philipp so ungern vermißte. Als er einst nach seiner Abdankung dem elfjährigen Knaben von seinen Schlachten erzählte, horchte dieser mit laut-

*) Llorente, hist. critique de l'Inquisition d'Espagne, T. III. p. 127 sqq. Vgl. Ranke, zur Gesch. des Don Carlos, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1829, Bd. 46. S. 227 ff. Raumer, Briefe aus Paris z. Gesch. des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1831. Thl. I. S. 113 ff. und Gesch. Europa's Bd. III. S. 120 ff. Prescott, a. a. O. Vol. II. p. 460—551. Motley, a. a. O. Vol. II. p. 255—238. Helfferich, Don Carlos von Spanien, in Raumer's hist. Taschenbuch, 1859. S. 3 ff. In dieser letztern Schrift artet die Kritik mehrfach in eine geradezu naïve Hyperkritik aus.

loser Spannung zu; sobald aber der ergraute Held seine Flucht aus Innsbruck berührte, fuhr der junge Prinz heftig auf, erklärte entrüstet: „geflohen wäre er nimmermehr," und blieb trotz aller Erläuterungen des Kaisers beharrlich dabei stehen; dieser aber war ihm fortan nur desto mehr zugethan. Selbst weithin in Deutschland und Frankreich hegte man damals und später von dem Knaben und Jüngling die günstigsten Erwartungen. Melanchthon erklärte sogar öffentlich in seinen Vorlesungen zu Wittenberg: „Von dem Enkel Kaiser Karl's V. höre ich so wunderbare Dinge erzählen, daß ich überzeugt bin, es wird etwas Großes aus ihm; vielleicht wird er die Macht des Türken zum Schwanken bringen oder etwas Aehnliches ins Werk richten." Und hierauf erzählt er von ihm charakteristische Züge großmüthiger Freigebigkeit, oppositioneller Keckheit und stürmischer Entschlossenheit. Brantôme aber, der die spanischen Zustände und Persönlichkeiten aus eigener Anschauung kannte, versicherte nach dem Tode des Prinzen: „Ich glaube, daß sich dieser Prinz, nachdem er einmal die Hörner sich abgelaufen und das ganze Fegefeuer seiner ersten Jugend überstanden hätte, zu einem sehr großen Fürsten, Kriegs- und Staatsmanne gemacht haben würde"*). Nicht also dachte Philipp, oder er war eifersüchtig auf die Zukunft seines Sohnes; sicher ist, daß er besorgen zu müssen glaubte, sie werde sich in einer seinen eigenen Grundsätzen widersprechenden Richtung bewegen. Seit seiner Rückkehr war er grade den besseren Neigungen des Sohnes, seinem Drange nach Selbständigkeit und seinem ehrgeizigen Thatendurst immer barscher entgegengetreten, und hatte ihn mißtrauisch von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ferngehalten. Und da bildete sich denn auch die leidenschaftliche Reizbarkeit und die oppositionelle Natur des Prinzen immer mehr zu einem feindlichen Gegensatze gegen seinen Vater, dessen Regierungsweise und Umgebungen aus. Günstlinge wie der Herzog von Alba und der Minister Ruy Gomez (Fürst von Eboli), und inquisitorische Frömmler wie der Cardinal Espinosa, waren ihm in den Tod zuwider; und er trug diesen Widerwillen nach seiner Art offen zur Schau, in geringschätzigen Worten und selbst in beleidigenden Thätlichkeiten.

Noch hatte Carlos das funfzehnte Jahr nicht ganz vollendet, als Philipp sich (1560) in dritter Ehe mit der schönen funfzehnjährigen Isabella (Elisabeth) vermählte, der Tochter König Heinrich's II. von

*) Brantôme, mémoires, vies des hommes illustres, Leyde 1699. Vol. II. p. 117 sq.

Frankreich, die zuvor ihm selber, dem Sohne, bestimmt gewesen war. Es ist jetzt unzweifelhaft verbürgt*), daß der Prinz, aufgewachsen in der Vorstellung, die Prinzessin gehöre ihm, bei seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit fortan in seinem Vater den Räuber seines Glückes sah; und daß er sich mit desto innigerer Liebe an seine nunmehrige Stiefmutter anschloß, die ihm ihrerseits eine mitleidsvolle Theilnahme und eine zärtliche Fürsorge widmete. Sie suchte ihn zu zerstreuen und zu erheitern; sie war das einzige Weib, für die er eine unbegrenzte und offen bekannte Verehrung empfand, und vor der sich die stürmischen Wellen seines ungebändigten Gemüthes jederzeit brachen und friedlich glätteten. Die Vertraulichkeit Beider artete niemals in ein sträfliches Liebesverhältniß aus; aber sie war doch angethan, das Mißfallen des Königs zu erregen, wenn dieser auch Verstellungskunst genug besaß, um dagegen gleichgültig oder gar davon erbaut zu erscheinen. Drei Wochen nach seiner Vermählung ließ Philipp durch die Cortes förmlich und feierlich seinem Sohne als Thronfolger huldigen; vielleicht sollte dies eine Art von Entschädigung sein; aber eher lag darin ein Stachel bitterer Empfindung. Im April 1562 zog sich Don Carlos auf der Universität Alcalá, wo er mit seinen gleichaltrigen Genossen und Freunden Don Johann von Oesterreich, seinem Oheim, und Alexander Farnese, seinem Vetter, den Studien obliegen sollte, durch einen Sturz von der Treppe eine Verletzung des Schädels zu, so daß er trepanirt werden mußte; er ertrug alle Leiden mit außerordentlicher Gelassenheit und Folgsamkeit. Nach seiner Heilung finden wir ihn wieder in Madrid. Daß er nach jenem Unfall noch reizbarer und erregter sich zeigte, ist unverkennbar; aber die Beweise des Wahnsinns, den man ihm zuzuschreiben seitdem hin und wieder bedacht war, sind weder vollgültig noch stichhaltig. Die Thatsachen, die man dafür ausgiebt, sind Excentricitäten, wie sie ihm von jeher eigen waren, und erklären sich genugsam aus seinem naturgemäß immer mächtiger anschwellenden und doch unnatürlicherweise immer gewaltsamer angefochtenen Selbständigkeitsdrange, oder aus dem ganz verkehrten tyrannischen Bevormundungssystem, wie es sein Vater gegen ihn unter der Leitung von Ruy Gomez in Anwendung brachte; zum Theil aber auch aus einem gewissen Zuge von Menschenverachtung, der bei dem Servilismus und der Heuchelei, wovon er täglich Zeuge war,

*) Zu den bedeutendsten älteren Zeugnissen von Brantôme und De Thou kommen nunmehr Briefe Katharina's von Medici, des Bischofs von Limoges, der Claudia, einer Begleiterin Elisabeth's, u. A.

und die ſeinem eigenen oppoſitionellen und offenen Weſen ſo durchaus widerſtrebten, ſich immer ſtärker und ſchroffer in ihm ausbildete. Dieſe Menſchenverachtung traf zumal auch, mit ſehr wenigen Ausnahmen, das weibliche Geſchlecht. Kannte er es doch faſt ausſchließlich nur in den zweideutigen Frauengeſtalten einer ſittlich verderbten, leichtſinnigen und ränkevollen Hofregion! Und ſo kam es wohl, daß er, der bis in ſein einundzwanzigſtes Jahr ſich der Keuſchheit rühmte, bei jeder Gelegenheit der weiblichen Unkeuſchheit mit verächtlichem Hohne die Maske erheuchelten Anſtandes abriß, und daß ſelbſt die vornehmſten Damen von ihm öffentlich mit ſchonungsloſer Derbheit als das behandelt und bezeichnet wurden, was ſie zum Nachtheil der Sittlichkeit meiſt wirklich waren, als feile Concubinen und Maitreſſen. Daß Philipp ſeinen Sohn nicht für wahnſinnig hielt, geht ſchon daraus hervor, daß er grade damals auf das Eifrigſte deſſen Verlobung mit Anna von Oeſterreich, der Tochter Kaiſer Maximilian's II., der Nichte des Königs, betrieb und zur Reiſe brachte; aber die Vermählung ſelbſt, weil dadurch Carlos eine größere Selbſtändigkeit erlangt haben würde, verſchob er fort und fort in eine unbeſtimmte Ferne; es war, als ob er auch dieſe Braut ſeinem Sohne nicht gönne.

Um den hoch angeſchwollenen Haß zwiſchen Vater und Sohn gewaltſam überſtrömen zu laſſen, bedurfte es bald nur noch eines geringen Anſtoßes. Und dieſen Anſtoß führte der Aufſtand der Niederlande herbei. Nicht nur nach Strada, ſondern auch nach Antonio Perez hätten ſich zwiſchen dem Prinzen und einigen flandriſchen Häuptern Verbindungen angeſponnen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Carlos, der ſtets Partei für die Unterdrückten ergriff, auch Sympathie für die Beſtrebungen eines Volkes hegte, das unter dem Regimente ſeines Vaters den gleichen Druck erlitt, wie er ſelber. Auf alle Fälle hielt er ſich für die geeignetſte Perſon, um die Aufregung der Provinzen zu beſchwichtigen, und ſtellte daher das dringendſte Geſuch, mit dieſer Miſſion betraut zu werden. Als ſie ihm vorenthalten und dem verhaßten Herzog von Alba übertragen ward: da flammte der Zorn in ihm dergeſtalt auf, daß er den Dolch gegen Alba zückte und Drohungen gegen den König ſelber ausſtieß. Endlich faßte er den Plan, ſich der Gewalt des Vaters durch die Flucht zu entziehen; allein Don Johann von Oeſterreich, den er ſich zum Genoſſen derſelben erkor, weigerte ſich, was zu heftigen Scenen Anlaß gab; und der Generalpoſtdirector Ramon de Taſſis (Taxis), bei dem Carlos am 17. Januar 1568 Pferde beſtellte, verſagte dieſe und unterrichtete den König. Hierauf wurde der Prinz am 18. Januar

Abends 11 Uhr unter der persönlichen Leitung seines Vaters im Schlafe überfallen und die strengste Gefangenschaft über ihn verhängt. Es war ein erschütternder Auftritt: Carlos begehrte, lieber getödtet als verhaftet zu werden; er drohte, sich selbst das Leben zu nehmen; er machte seinem Vater die heftigsten Vorwürfe wegen der erlittenen schlimmen Behandlung; er wies die Unterstellung des Wahnsinns mit den Worten zurück: „er sei nicht wahnsinnig, aber er werde zur Verzweiflung gedrängt." Sofort wurde ein Proceß gegen den Gefangenen eingeleitet; nicht durch die Inquisition, wie man früher geglaubt, sondern durch eine Commission von drei Mitgliedern, worunter seine beiden bittersten Gegner: der Fürst von Eboli (Ruy Gomez) und der Cardinal Espinosa. Unter seinen Papieren fand sich ein Verzeichniß seiner „Todfeinde", obenan der König, dann der Fürst und die Fürstin von Eboli, der Cardinal Espinosa, der Herzog von Alba u. A.; daneben eine Liste seiner „Freunde", an ihrer Spitze die Königin, die „stets am liebevollsten gegen ihn gewesen", ferner sein Oheim Don Johann von Oesterreich u. s. w. Die Ergebnisse der Untersuchung blieben geheim; gleichviel indeß, ob man dem Prinzen Mordgedanken gegen seinen Vater, oder aufrührerische Gesinnung, oder Sympathie mit den Ketzern, oder was sonst Schuld gab: gewiß ist, daß Philipp ihn für regierungsunfähig erklärte, indem er überzeugt war, sein eigenes Lebenswerk würde, falls Carlos ihm folge, nicht fortgeführt, sondern zu Schanden gemacht werden. Ohne Zweifel aber sah er es gern, wenn man aus seinen räthselhaften Andeutungen hierüber folgerte: Carlos sei wahnsinnig und sterbenskrank. Unzweideutig gab er dem Kaiser kund: daß Carlos „nie wieder die Freiheit" erlangen, also auch nie den Thron besteigen werde. Und in anderen Briefen äußerte er wiederholt, daß er lieber sein „eigen Fleisch und Blut opfern" wolle, als den „Dienst Gottes" oder die „Wohlfahrt der Christenheit" und seiner „Staaten und Länder" aus den Augen zu setzen. Was er in einem vertraulichen Schreiben an den Papst gesagt, wissen wir nicht; aber der Papst ließ ihn in seinen Entschlüssen durch die Worte bestärken: „das Wohl der Christenheit mache eine möglichst lange Regierung Philipp's und einen Nachfolger wünschenswerth, der in seine Fußtapfen trete."

Eine tyrannische Strenge beherrschte das Reglement, wonach der Gefangene behandelt wurde. Nur von Todfeinden bewacht, durfte keine befreundete Seele sich ihm nahen: nicht seine Großmutter, die Königin von Portugal, die sich erbot, ihn in seinem Kerker mütterlich zu pflegen; nicht seine Tante Johanna, noch seine theure Stiefmutter Isabella, die

bestürzt und tiefbetrübt vergebliche Versuche machten, Zutritt zu ihm zu erlangen. Carlos, rasend vor Zorn und doch ohnmächtig, stürmte verzweiflungsvoll auf seine Gesundheit ein; und der Vater vernahm dies gern und ließ es zu. Vom Fieber ergriffen, überschüttete der Unglückliche den Fußboden mit Wasser und watete stundenlang halbnackt und barfuß auf dem naßkalten Gestein, oder ließ sich Wärmeflaschen mit Schnee und Eis gefüllt zur Nachtzeit ins Bett legen; und bald enthielt er sich mehrere Tage hindurch jeglicher Nahrung, bald wieder verschlang er die Speisen im Uebermaß und in Einem Zuge. So konnte der Tod des Prinzen, wie Philipp es wünschte, in der That als ein natürlicher erscheinen. Am 24. Juli 1568 starb er, einsam, ohne den Anblick eines theilnehmenden Wesens; Isabella und Johanna durften sich ihm selbst in der Scheidestunde nicht nahen. Philipp, der während der ganzen sechs Monate den Gefangenen nicht ein einziges Mal besucht hatte, schlich sich, als derselbe bewußtlos mit dem Tode rang, nur auf einen kurzen Augenblick scheu hinter dem Fürsten von Eboli in das Zimmer herein, machte gegen den Sterbenden das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich sogleich wieder. Isabella war bei der Nachricht von dem Tode des Don Carlos untröstlich; sie weinte ununterbrochen zwei Tage hindurch, bis endlich der König ihr streng befahl, sich jedes ferneren Weinens zu enthalten. Ihre eigene Mutter, Katharina von Medici, erklärte diese „so große Betrübniß" ihrer Tochter dadurch, daß Carlos ihr „stets zu erkennen gegeben habe, welches Wohlwollen er für sie hege." Drei Monate später (3. October) starb plötzlich auch Isabella, in ihrem dritten Wochenbett. Nicht lange darnach führte Philipp die vierte jugendliche Gemahlin heim, und — zum Erstaunen der Welt — wiederum die frühere Braut seines Sohnes, die er demselben so lange vorenthalten: Anna von Oesterreich.

Auf jenen beiden Todesfällen muß noch heut der Verdacht der Ermordung haften bleiben; viel zu leichtfertig hat man in neuester Zeit oftmals den König davon freigesprochen. Bei weitem die meisten Indicien sprechen dafür, nicht dagegen; selbst wenn man gänzlich von der Autorität des Prinzen von Oranien absieht, der den König in der bestimmtesten Weise den Mörder seines Sohnes und seiner Gattin nennt. Daß Carlos vergiftet worden sei, versichert nicht nur Llorente auf Grund der von ihm benutzten geheimen Denkwürdigkeiten von Palastbeamten, sondern auch der damalige Staatssekretär des Königs, Antonio Perez, der Vertraute des Fürsten von Eboli, auf den er sich dabei ausdrücklich

berufft; ebenſo der Venetianer Giuſtiniani bei De Thou; während der franzöſiſche Geſandte, deſſen entſcheidender Bericht fehlt, in ſehr bedenklicher Weiſe über die dem Prinzen verabreichten Kraftbrühen meldet: „dieſe Suppen werden insgeheim in dem Zimmer von Ruy Gomez zubereitet, welches zu dem des Prinzen führt.“ Philipp ſelbſt, indem er verſicherte, daß Carlos „nie wieder“ die Freiheit erlangen werde, mußte der Erfüllung dieſes Wortes, d. h. der Unfehlbarkeit ſeiner Mittel ſehr gewiß ſein; und wie oft hatte er dieſe nicht angedeutet, wenn er ſich ſeiner Bereitwilligkeit rühmte, unter Umſtänden ſein eigen Fleiſch und Blut zu opfern, oder das Holz zum Scheiterhaufen ſeines Sohnes mit eigenen Händen herbeizutragen, oder (bei einer anderen Gelegenheit) ſeinem eigenen Sohne „das Blut abzuzapfen“, falls es ſich als unrein erwieſe. Von den Miniſtern aber geſtand der päpſtliche Nuntius ein: daß ſie, „von Carlos tödtlich gehaßt, wohl wußten, es werde ihr Verderben ſein, wenn er je den Thron beſtiege“. Ueber den Tod Iſabella's berichtete der franzöſiſche Geſandte: daß „die Aerzte den Zuſtand der Königin Anfangs verkannt, und die ihr dargereichten Arzneien einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Geſundheit ausgeübt“ hätten; ferner, daß der König die Sterbende beſucht, dann aber „ſich mit großer Angſt in ſein Zimmer zurückgezogen“ habe. Wenn man bedenkt, wie oft ſich Philipp der Mordbefehle und der Mörderhände bediente, um ſich wirklicher oder eingebildeter Widerſacher und Hemmniſſe zu entledigen: ſo wird man nicht geneigt ſein dürfen, ohne beſſere Gründe als bisher jenen Verdacht ſchwinden zu laſſen. Fragt man, was Philipp bezwecken mochte, ſo iſt die einfache Antwort die: vor allem die Erzielung eines „Nachfolgers, der in ſeine Fußtapfen trete“, und einer erneuten engeren Verbindung mit Oeſterreich, mit dem Habsburgiſchen Kaiſerhauſe.

Kurze Zeit nach dem Tode des Carlos und der Iſabella ſtarb auch auf der Feſtung Simancas der niederländiſche Abgeordnete Herr von Montigny, wie es hieß und wie der König verſicherte, eines „natürlichen Todes“ am „Zehrfieber“. Alle Ausſagen, alle Berichte der Miniſter, der Geſandten und ſelbſt der richterlichen Tribunale, ſtimmten damit überein. Und doch war dies nur eine künſtlich erzeugte Täuſchung, die faſt drei Jahrhunderte vorhielt; heut lehren uns die wiederaufgefundenen geheimen Inſtructionen Philipp's in ſchaudererregender Weiſe, daß auf ſeinen Befehl Montigny vielmehr heimlich zu mitternächtlicher Zeit erdroſſelt ward, und daß alle die Thatſachen, wodurch das Gerücht von

einem natürlichen Tode desselben Anstoß, Nahrung und Verbreitung fand, nur durch die dämonische Verstellungssucht und Verstellungskunst des Königs in Scene gesetzt wurden.

Gleich nach der Gefangennehmung des Prinzen Carlos war Don Johann von Oesterreich in Trauerkleidern am Hofe erschienen, um seinen tiefen Schmerz zu bezeugen; beinahe hätte er sich dadurch die dauernde Ungnade des Königs zugezogen, der es ihm streng verwies und ihm gebot, sofort den Anzug mit dem gewöhnlichen zu vertauschen. Don Johann, der Sohn Karl's V. von Barbara Blomberg, einer Bürgertochter zu Regensburg, war durch dessen Haushofmeister Quexada erzogen und von Philipp 1559 anerkannt worden. Schon als Knabe lebhaft, aufgeweckt und großherzig, fühlte er sich alsbald zu dem ähnlich gearteten Neffen Don Carlos hingezogen. Sein Vater hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt; seine Neigungen drängten aber auch ihn zu ritterlichen Waffenthaten hin; und da er sich nicht nur höchst talentvoll, sondern auch gegen Philipp sehr ergeben und treu bewies: so beschloß dieser nach dem Tode des Don Carlos, obwohl nicht ohne Bangen und Mißtrauen, ihn für den Krieg und die Staatsgeschäfte zu verwenden. Und nunmehr erwarb er sich durch jene Kämpfe gegen die Moriscos und die Türken in wenigen Jahren einen seltenen Feldherrnruhm. Auch er ließ sich einmal, ähnlich wie Carlos, einen Fluchtversuch zu Schulden kommen. Auf die Kunde von der Landung der Türken auf Maltha wollte er insgeheim nach einem spanischen Hafen entfliehen und sich nach Maltha einschiffen; unterwegs eingeholt, angehalten und zum König zurückgeführt, mußte er des Aeußersten gewärtig sein; und in der That gelang es ihm nur, im Gegensatz zu dem Benehmen des Don Carlos, durch völligen Verzicht auf seine Selbständigkeit, durch demüthiges Flehen und blinde Unterwürfigkeit, die Verzeihung des gewaltig aufgebrachten Bruders zu erlangen. Sicher war auch dieser Fluchtversuch eine Folge vorangegangener Weigerungen Philipp's, der, hochherziger Entschlüsse selber unfähig, sie an Anderen schonungslos verdammte, und namentlich alle begabteren Glieder seines Hauses jederzeit und überall mit Argwohn, Neid und Eifersucht verfolgte. Als Don Johann nach seinem großen Siege über die Türken Tunis eroberte und daran dachte, sich hier ein eigenes Königreich zu gründen, war Philipp höchlichst darüber erschrocken, daß der Prinz nach Selbständigkeit strebe. Nicht nur versagte er ihm die dazu nachgesuchte Erlaubniß, sondern war um so ängstlicher bedacht, ihn anderwärts zu beschäftigen. Deshalb entschloß er sich auch im Jahre 1576 ihm die erledigte Statthalterschaft der empörten Nieder-

lande zu übertragen. Während hier Don Johann alle Hülfsquellen seines Genies im Interesse Philipp's erschöpfte, witterte dieser aus, daß der Prinz wiederum allerlei Pläne verfolge, die auf Erwerbung einer eigenen großen Herrschaft zielten; namentlich sollte er an Erwerbung Schottland's und selbst England's denken; und es war in der That etwas Wahres daran. Da nun Philipp in dem Geheimschreiber Don Johann's, einem feinen Kopfe, Namens Escobedo, den Urheber dieser Entwürfe sah und fürchtete: so gab er seinem Staatssecretair, Antonio Perez, den geheimen Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Perez war ein verschlagener Höfling, voll spanischen Stolzes; um das Glück des Günstlings zu genießen, scheute er auch ein Verbrechen nicht. Nach vielen mißlungenen Versuchen, Escobedo zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder auf offener Straße an, und ermordeten ihn (31. März 1578). Sechs Monate später starb plötzlich auch Don Johann im Lager zu Namür, mitten in seiner jugendlichen Heldenlaufbahn. Ob auch er dem Gifte erlag oder am „gebrochenen Herzen" starb, blieb unentschieden; das ausgedörrte Herz und die brandig schwarze Haut schien auf Ersteres zu deuten. Gewiß ist, daß er seit dem Schicksale Escobedo's sich selbst für verloren hielt, und daß er voll Kummer war über die Vereitelungen seines Thatendranges, voll Unwillen über den neidischen Haß und Argwohn seines Bruders, bei dem er namentlich im Verdachte stand, sich zum König der Niederlande aufwerfen zu wollen.

Nun brach aber auch über den königlichen Günstling Antonio Perez das Verhängniß herein. Dieser war 1564, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, auf die Empfehlung des Fürsten von Eboli zum Staatssecretär erhoben worden, und hatte mehr und mehr Philipp's höchstes Vertrauen erworben. Seine Macht, sein Hochmuth und seine Prunksucht erweckten ihm viele Gegner; nicht minder die Hof- und Liebesintriguen, in die er sich dergestalt einließ, daß er sogar der Nebenbuhler des Königs bei der Fürstin von Eboli ward. Nach der Ermordung Escobedo's klagten ihn dessen Wittwe und Söhne öffentlich der That an. Philipp, der wohl fühlte, daß, wenn er schützend vortrete, der Verdacht auf ihn selber zurückfallen würde, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ dem Processe freien Lauf (1579), vertröstete jedoch den Perez, er möge seiner Gnade vertrauen. Als Perez, nach halben Geständnissen, zur Verweisung und zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt ward, drang Philipp darauf, daß er die Papiere, die er von ihm in Händen hatte, und die für des Königs Mitwissenschaft zeugten, ausliefere. Um seine Befreiung zu erlangen, entschloß sich Perez, sie wenigstens zum Theil herauszu-

geben, wogegen Philipp die Zahlung einer Entschädigungssumme an Escobedo's Erben übernahm. Damit schien denn die Sache erledigt. Allein später nahm ein Verwandter Escobedo's den Proceß von Neuem auf, um der Sache auf den Grund zu kommen; und nun (1591), dreizehn Jahre nach der That, wurde Perez eingezogen und schrecklich gefoltert. Indeß er entkam und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande, wo damals die alte Verfassung des Landes noch in Kraft war. Hier verlangte er, dem Herkommen gemäß, von dem Justicia gerichtet zu werden, ohne wie bisher des Königs zu schonen, der ihm vergeblich den Rest jener Ausweispapiere abverlangt hatte. In Madrid zum Tode verurtheilt, wurde Perez in Saragossa geschützt. Doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, bemächtigte sich seiner Person. Darüber stand die Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, und Perez, vom Volke gewaltsam befreit, entfloh aus Spanien, während Philipp castilische Truppen nach Aragonien sandte, den Aufruhr zu dämpfen. Der Justicia protestirte gegen diesen Eingriff in die Verfassung — denn fremde Truppen durften in Aragonien nicht verwandt werden — und ließ die Waffen ergreifen. Aber die Castilier siegten, der Justicia ward öffentlich enthauptet, dann noch vierhundert andere Personen hingerichtet; Mehrere kamen im Gefängniß um. Und von der Zeit an blieben die wichtigsten Freiheiten der Aragonier zerstört, das Gericht dem Könige unterworfen, die Reichsversammlung unter seinem Einfluß, das Land seinen Soldaten geöffnet, die Macht der Inquisition erweitert*). So ertödtete der Despotismus die Lebenskraft eines der herrlichsten Völker. Jahrhunderte lang sollten die verkümmerten Zustände Spaniens Zeugniß ablegen von den traurigen Folgen so verkehrter Eingriffe unweiser Fürsten, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben. Perez verbrachte den Rest seines Lebens im Exil, theils in England, theils in Frankreich, wo er seine Denkwürdigkeiten niederschrieb, während von Spanien her ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ward; er starb 1611 zu Paris.

Ehe wir zu den schweren Verwickelungen übergehen, in die Philipp mit seinen niederländischen Unterthanen gerieth wird es angemessen sein, um ihren Verlauf ohne Unterbrechung betrachten zu können, auch vorweg noch seine Erwerbung Portugal's zu erzählen, und zu dem Ende die wichtigsten Schicksale dieses Reiches seit den Zeiten Emanuel's des Großen nachzuholen.

*) Ranke, Fürsten und Völker, Bd. I. S. 252.

4. Portugal unter Johann III. und Sebastian.

(1521—1578.)

Unter Emanuel's Sohn, Johann III., währten, wie wir sahen, die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort. Die Begeisterung, die sich der ganzen Nation für diese Thaten bemächtigt hatte, strömte damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Geistes aus. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten, und sein Leben hindurch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, besang in seinem berühmten Heldengedicht, der Lusiade, die Entdeckung Indien's durch Gama und die dortigen Großthaten der Portugiesen mit einer solchen Fülle von poetischer Kraft und Phantasie, mit einer so feurigen Vaterlandsliebe, daß er im vollsten Sinne des Wortes ein nationaler Dichter geworden ist, und, nach der Bemerkung eines geistreichen Kunstrichters, seinem Volke und uns mit Recht statt vieler anderen Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann*).

Schon während Emanuel's Regierung hatte der kühne Magelhan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln, kraft der päpstlichen Theilung zu dem Bereich der spanischen, und nicht der portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander, bis Johann dem Kaiser Karl seine Ansprüche ein- für allemal mit 350,000 Ducaten abkaufte. Johann that während seiner langen Regierung Manches zur Verbesserung der Staatseinrichtungen. Er führte Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf immer mit der Krone. Aber er that auch zwei Schritte, die seinem Lande großen Schaden brachten. Er führte nämlich die Inquisition und die Jesuiten ein: diese, um sie zu Bekehrern der afrikanischen und asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen; jene, aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten, und vielleicht auch, um sich des allgefürchteten Tribunals nöthigen Falls in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen zu bedienen. Beide, Jesuiten und Inquisition, legten dem Volke geistige Fesseln an, und lähmten dadurch seine Kraft. Daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne

*) Fr. Schlegel's Werke, Bd. II. S. 97.

Blüthe, die Portugal unter Emanuel's Scepter trieb, keine Frucht hinterlassen hat. Doch lag es auch in der Art dieser Blüthe, daß sie schon unter Johann's Regierung zu welken anfing. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn der ihm zuströmende Geldreichthum den Erwerb durch Ackerbau und Gewerbfleiß überwiegt; denn der Reichthum bleibt alsdann in den Händen Weniger, die Masse des Volkes hat keinen Antheil daran. Und eben die Leichtigkeit oder doch die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, welche zu zahlreichen Auswanderungen reizte, entzog dem Landbau und den Gewerben die nützlichsten Hände, und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust daran. Die Bevölkerung nahm ab, und mit ihr die Kräfte drs Staats.

Zu allem Unglück starb Johann III. (11. Juni 1557), ohne einen andern Nachfolger zu hinterlassen, als einen dreijährigen Enkel. Noch schlimmer war es, daß dieser, der junge Sebastian, den Jesuiten zur Erziehung anvertraut ward, und daß diese auf die Verwaltung des Reiches bis zu seiner Großjährigkeit den größten Einfluß behielten. Sebastian wuchs durch sie mit der Vorstellung auf, daß seine höchsten Pflichten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl und Kampf wider die Ungläubigen seien. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Er wollte den Muley Mahomet, der aus dem Besitze der Reiche von Fez und Marocco von einem seiner Verwandten, Muley Moluch, verdrängt worden war, wieder auf den Thron setzen. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien, das Mißliche dieses Zuges vor; denn Muley Moluch war tapfer und klug und hatte eine weit größere Macht, als Sebastian hinüberführen konnte. Das Unglück, wie es nachher wirklich erfolgte, ward ihm vorausgesagt; aber der feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. Aug. 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alcassar in Afrika mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht, in welcher zwölftausend Portugiesen erschlagen worden sein sollen. Vom Könige konnte Niemand sichere Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige Gefangene wollten indeß seine Leiche erkennen, die denn auch zu Alcassar begraben worden sein soll. Auch wird erzählt, der König sei schon gefangen gewesen, aber als sich ein blutiger Streit über den Besitz erheben wollte, von einem mauriſchen Officier niedergehauen worden.

5. Portugal mit Spanien vereinigt; die falschen Sebastiane.

König Emanuel's dritter Sohn, der alte siebenundsechzigjährige Cardinal Heinrich, bestieg jetzt den Thron. Ihn und die Nation beschäftigte vor allen andern Dingen die verwickelte Frage, wer unter den verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses das nächste Recht zur Herrschaft habe; allein noch ehe sie entschieden war, starb er (31. Jan. 1580). Die vorzüglichsten Thronbewerber waren: Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuel's; Antonio, Prior zu Crato, Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuel's zweiter Sohn gewesen; Ranuccio Farnese, Erbprinz von Parma, und Katharina, vermählte Herzogin von Braganza, welche von Emanuel's jüngstem Sohne, dem Herzoge von Guimaranez, abstammten. Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß sie ein Weib, gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erst ein Urenkel Emanuel's, und gegen den Prior Antonio, daß er ein Bastard sei. Ob Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, sich seiner Mutter heimlich habe antrauen lassen, war wenigstens zweifelhaft. Indeß erklärte sich das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier, für Antonio, und rief ihn zum König aus; der Adel aber mißgönnte ihm diese Würde, und war auch zum Theil von den Unterhändlern Philipp's bestochen, der übrigens die beste Ausführung seines Rechts von einem vierundzwanzigtausend Mann starken Heere unter einem der ersten Feldherren seiner Zeit, dem Herzog von Alba, erwartete. Wirklich entschied die Gewalt, und Antonio's ungeübter Haufe wurde von Philipp's wohlgeübten Truppen leicht besiegt (25. Aug. 1580). Gleich nach der Schlacht unterwarf sich Lissabon den Spaniern. Auf den Kopf des Antonio wurden 90,000 Ducaten gesetzt. Dennoch entrann er, fast durch ein Wunder, den eifrigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffscapitain auf, der ihn nach Calais brachte. Er suchte Frankreich und England in sein Interesse zu ziehen. Beide Mächte sandten ihm auch Flotten zu Hülfe; aber die französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die englische sah sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzuge genöthigt (1589). So mußte Antonio zuletzt seine Hoffnung aufgeben. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und in steter Furcht vor Meuchelmördern, welche von Philipp's ausgesetzter Belohnung gelockt werden könnten.

Inzwischen besaß nun zwar Spanien's Beherrscher das reiche Portugal, aber keineswegs die Herzen der Portugiesen. So freundlich und

mild auch Philipp II., als er 1581 in das Land kam, zu erscheinen sich bemühte, so zeigten sich doch seine wahren Gesinnungen schon darin deutlich, daß er von der verkündeten allgemeinen Amnestie zweiundfunfzig Personen ausnahm, welche hingerichtet wurden, und alle Uebrigen, die dem Antonio einen Dienst geleistet, für unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden. Um so stärker schwoll der Nationalhaß gegen ihn an. Auch wurde seine Regierung immer willkürlicher und raubsüchtiger; und dieser Druck, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und geringe Nation wurden, als sie unter Emanuel's Scepter eine große und glückliche zu werden versprochen hatten. Dazu kam, daß sie, in den Kampf Spanien's mit den Niederlanden hineingezogen, den besten Theil ihres Handels und fast alle ihre ostindischen Besitzungen verloren.

Die Sehnsucht der Portugiesen, das spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte in der Zeit von 1585 bis 1598 mehrere seltsame Befreiungsversuche, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebaut wurden. Man stellte nach einander drei Personen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich sahen, und durch ihr Aeußeres, so wie durch Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Den Ersten dieser falschen Sebastiane ließ die spanische Regierung an eine Galeere schmieden; der zweite wurde gehängt, dann gevierttheilt. Der dritte Betrüger, dem seine Rolle von einem klugen Augustinermönche eingeübt war, täuschte durch sein künstliches Spiel sogar eine natürliche Tochter Don Johann's von Oesterreich, die ihn mit ihren Juwelen unterstützte. Nachher zeigte es sich, daß er ein Pastetenbäcker war. Er erlitt dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger.

Nicht so entschieden und allgemein ist der vierte dieser Sebastiane von den Geschichtschreibern für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere dort anwesende Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkennen wollten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog den Mann ein, und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sei wirklich, wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sei er auf dem

Schlachtfelde bei Alcassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bettlers seinem Volke wieder zu zeigen; und so habe er, nach einer kümmerlichen Wallfahrt, mehreve Jahre in Georgien als Klausner gelebt. Zuletzt sei die Begierde in ihm erwacht, Freunde und Landsleute noch einmal wiederzusehen; und darum sei er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen; der Doge meinte aber, sie wären im Stande, selbst einen Neger für den König Sebastian zu erklären, wenn sie sich um diesen Preis von dem spanischen Joche befreien könnten*). Indeß ließ auch König Heinrich IV. von Frankreich den Rath von Venedig ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu erhalten. Die Folge davon war, daß man ihn los ließ, ihm aber befahl, in acht Tagen die Republik zu verlassen. Er nahm nun den Weg nach Portugal über Florenz, doch der Großherzog lieferte ihn nach Neapel aus. Die Untersuchungen fingen von Neuem an; der Vicekönig erklärte ihn für einen Betrüger, und schickte ihn nach Spanien. Als das Schiff sich der Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn sogleich auf das spanische Schloß S. Lucar setzte. Hier ist er auch gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende ist von Manchen als ein Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage angesehen worden.

---

6. Die Niederlande unter Karl V. und im Anfange der Herrschaft Philipp's.

Aus der Geschichte des Mittelalters wissen wir, daß der größte Theil der niederländischen Provinzen im funfzehnten Jahrhundert an das neuburgundische Haus gekommen war, und daß die berühmte Macht des letzten Herzogs aus diesem Hause, Karl's des Kühnen, in dem blühenden Zustande dieser Provinzen ihre vorzüglichste Grundlage hatte.

*) Daru, histoire de Venise, T. IV. p. 147.

Die Lage derſelben an der Nordſee und mehreren großen Flüſſen, recht in der Mitte zwiſchen England, Frankreich und Deutſchland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, hatten große Städte, blühende Manufacturen und einen höchſt ausgebreiteten Handel erzeugt. In manchen großen Manufacturſtädten war die Betriebſamkeit ſo außerordentlich, daß man Abends um ſechs Uhr, wenn die Arbeiter nach Hauſe gingen, mit der Glocke den Aeltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit ſie nicht von dem ſtürmenden Gedränge zertreten würden. Alle engliſche Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden die Schiffe dieſes Volkes den Weg in ferne Meere.

Durch die Vermählung Maria's, der Tochter Karl's des Kühnen, mit dem nachmaligen Kaiſer Maximilian gingen die Niederlande an das Haus Oeſterreich über. Nachdem Karl V., Marien's Enkel, König von Spanien und römiſcher Kaiſer geworden war, konnten ſie in den politiſchen Intereſſen dieſes ihres Herrſchers vollends nur eine Nebenrolle ſpielen. Ihre Reichthümer kamen dem Kaiſer indeß wohl zu Statten; er erhob viele Millionen von ihnen, die in ſeinen unaufhörlichen Kriegen ſchnell zerrannen. So drückend dieſe Steuern auch waren, ſo wurden ſie doch aufgebracht; die Genter Empörung, von der wir im vorigen Theil Kunde gaben, iſt das einzige Beiſpiel offnen Widerſtandes, welchen Niederländer gegen den Kaiſer erhoben. Dagegen wachten ſie mit großer Eiferſucht über die Erhaltung ihrer Privilegien, und waren unzufrieden, daß Karl ein ſtehendes Heer unter ihnen hielt, welches leicht als Werkzeug der Willkür gebraucht werden konnte. Noch härter fiel ihnen der Gewiſſenszwang, den er gegen ſie übte.

Schon früh nämlich hatte die Reformation auch in den Niederlanden Eingang gefunden, wo ſie noch beſonders durch religiöſe Schauſpiele, die auf die Verſpottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Perſonen, welche dieſe Schauſpiele aufführten, nannte man Redenryker (Rhetoriker). Ein ſolcher war eine Zeitlang jener berüchtigte Johann von Leyden geweſen. Der Kaiſer erließ Befehle, wodurch die ſchwerſten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängt wurden, jedoch ohne daß die blutigen Verfolgungen der Ausbreitung der reformirten Lehre Einhalt thun konnten. Als in einem Edicte des Jahres 1550, welches das Verfahren gegen die Proteſtanten ſchärfte, die Glaubensrichter Inquiſitoren genannt wurden, erregte dies in Antwerpen einen ſolchen Schrecken, daß Handel und Gewerbe faſt ſtillſtanden. Die Obrigkeit dieſer Stadt weigerte ſich, den Befehl förmlich bekannt zu machen, und

that so nachdrückliche Vorstellungen über den Schaden, der dem Lande daraus erwüchse, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz solcher Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl und seinen niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er liebte das Volk und dessen Sitten; er entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit, während der Ernst und die stolze Zurückhaltung der Spanier abschreckend und beleidigend wirkten. Karl zog die Niederländer überall hervor, er vertraute ihnen die wichtigsten Stellen, wie Adrian VI, Chievres und Lannoy beweisen; und auch darum liebte ihn das Volk.

Ganz anders als Karl dachte und verfuhr sein Sohn Philipp. Er zeigte den Niederländern keine von allen den Eigenschaften, die sie an seinen Vater gefesselt hatten. Sein spanischer Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte sie zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie Alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen; und besonders fühlte sich der Adel dadurch verletzt, daß mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp in seiner Unduldsamkeit noch ungleich weiter, da er die Ausrottung der Ketzerei für eine Regierungspflicht hielt, die mit rücksichtsloser Strenge durchgesetzt werden müsse. Vor seiner Abreise aus den Niederlanden im Jahre 1559 setzte er seine schon erwähnte Halbschwester, Margarete von Parma, eine Frau von männlichem Geiste, zur Statthalterin ein. Ihr zugeordnet war ein Staatsrath, worin die ausgezeichnetsten Männer des niederländischen Adels saßen. Aber das einflußreichste und mächtigste Mitglied desselben war ein Ausländer, der Bischof von Arras, Granvella, dessen Vater Kanzler des Kaisers Karl gewesen, und der selbst bei diesem in Gunst gestanden hatte. Dieser Gunst genoß er auch bei Philipp, der ihn als einen gewandten, ganz in seine Ideen eingehenden Staatsmann, seiner Schwester als ihren vorzüglichsten Rathgeber an die Seite setzte. Zur Unterstützung dieses Regiments blieben drei bis viertausend Mann spanischer Truppen in den Niederlanden, obschon deren Anwesenheit verfassungswidrig war, und schon zu lauten Beschwerden Anlaß gegeben hatte; und zur Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den vier in den Provinzen bestehenden Bisthümern noch vierzehn neue errichtet, über welche alle Granvella, als Erzbischof von Mecheln, das Primat sammt dem Cardinalshut vom Papste erhielt. Diese neue Einrichtung erregte die allgemeinste Unzufriedenheit, bei Geist-

lichen und Weltlichen, bei Katholiken und Protestanten; besonders fürchtete man, ihr würden förmliche Inquisitions-Tribunale folgen, da in der päpstlichen Bulle, welche die Errichtung der neuen Bisthümer befahl, für jedes derselben zwei Inquisitoren angeordnet waren.

Da sich indeß der allgemeine Unwille zunächst gegen die spanischen Truppen richtete, glaubte man diese nicht länger im Lande behalten zu können, und schickte sie fort, sei es, daß Philipp dazu seine Einwilligung gegeben, oder daß Margarete dies auf ihre Verantwortung that*). Damit war aber der Streit über die Bisthümer nicht geschlichtet, die Furcht vor der Inquisition und anderer Willkür Philipp's nicht beseitigt. Granvella wurde als der Urheber aller dem Lande verderblichen Rathschläge betrachtet und gehaßt, wogegen das Volk als Vertreter seiner Interessen den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn liebte und ehrte. Der Prinz Wilhelm war seiner außerordentlichen Gaben wegen schon als Jüngling vom Kaiser Karl hervorgezogen und mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden; jetzt bekleidete er die Stelle eines Statthalters von Holland, Seeland und Utrecht. Er war ein Mann von tiefschauendem Scharfsinn, von ungemeiner Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung der Zwecke, die er als heilsam erkannt; von Philipp wurde er als sein gefährlichster Gegner betrachtet. Der Graf Egmont, Statthalter von Flandern, war ein tapferer Feldherr, wohlgesinnt für das Land, aber ohne Oranien's durchdringenden Blick.

Diese beiden Männer und der Admiral Graf Hoorn sahen sich in ihren Absichten und Bestrebungen für die Erhaltung der niederländischen Freiheiten, an deren ungeschmälerte Fortdauer sie die Wohlfahrt des Landes mit Recht fest geknüpft glaubten, durch Granvella stets so gehemmt, daß sie nicht mehr in den Staatsrath kamen. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentin, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete, theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn eifersüchtig, bat den König, ihn zu entfernen; nach manchem Widerspruch ertheilte Philipp ihm wirklich unter der Hand die Entlassung, und am 13. März 1564 verließ Granvella die Niederlande**). Aber seine Ansichten verschwanden aus dem Rathe der Regentin nicht; sie blie-

*) Leo, niederländische Geschichte, Thl. II. S. 410 Anm. Motley, the rise of the dutch republic Vol. I. p. 277 f.

**) Die geheime Entlassungsnote ist erst neuerlich durch Gachard aufgefunden. Vgl. Motley, a. a. O. p. 407 f.

ben in einer Partei zurück, der man deswegen den Namen der Cardinalisten gab. Die Ketzerverfolgungen blieben nach wie vor im Zuge, und der König verlangte die Einführung der Schlüsse des eben damals geendigten Tridentinischen Conciliums. Auch wurde über einreißende Unordnung in den Geschäften, mangelnde Rechtspflege, Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Behörden, Begünstigung des Adels, Mißbräuche, an welchen Granvella's Gegner allerdings nicht schuldlos waren, geklagt*). Wegen aller dieser Uebelstände sandte die Regentin, auf den Rath des Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont nach Spanien; besonders aber sollte er beim Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle gegen die Ketzer bewirken. Philipp's Antwort war: er wolle lieber tausend Mal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Tridentinischen Schlüsse einzuführen, und die Gesetze gegen die Ketzer in aller Strenge zu vollziehen, sowie die sich immer mehr häufenden Hinrichtungen, brachten das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

---

7. Ausbruch der Unruhen. Alba's Statthalterschaft. (1565—1573.)

Im November 1565 verbanden sich die entschlossensten Glieder des niederländischen Adels mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen, und bei Verfolgungen wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, ein Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift wegen einstweiliger Aufhebung der Ketzergesetze, und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war betroffen; aber der Herr von Barlaimont,

*) van Kampen, Geschichte der Niederlande, Bd. I. S. 350. Motley, a. a. O. p. 439 ff.

einer ihrer Räthe, sagte ihr auf Französisch, sie brauche sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) nicht zu fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Eifer für Religionsduldung und für die Freiheiten ihres Vaterlandes trieb diese Männer; doch waren allerdings auch Manche unter den verbündeten Edelleuten, welche, durch Verschwendung verschuldet, bei einer Staatsveränderung zu gewinnen hofften*).

Die Reformation griff unterdeß immer mächtiger um sich. Die fremden Prediger versammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde, einen großen Kreis von Zuhörern um sich, und lehrten mit Eifer und Begeisterung die Gleichheit der Menschen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpstlichen Gesetze. Jede solcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger. Besonders war Antwerpen in einem unruhigen, bedenklichen Zustande. Und wie die aufgeregte Volksmenge keine Mäßigung kennt, so schritt sie denn auch sogleich zu den ausschweifendsten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Aexten bewaffnet zog sie da und dort aus, dem katholischen Gottesdienst ein Ende zu machen. Zuerst fiel man über die Kreuze und Bilder an der Landstraße her; dann drang der Tumult in die Dörfer und zuletzt in die Städte. Kapellen, Klöster und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildsäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeschleppt. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüstete Kirchen.

Die höchlich erschreckte Statthalterin verstand sich zu einem Vertrage mit dem verbündeten Adel, worin sie das Verfahren gegen die Ketzer zu mildern versprach, und eine Amnestie bewilligte. Aber bald genug schlug diese sogenannte „Milderung (Moderation)" in blutige Strenge aus, so daß spottweise das Volk sie die „Mörderung (Moorderation)" nannte. Denn der heftig zürnende König wies vielmehr die Statthalterin an, Truppen zu werben, um mit Gewalt Gehorsam zu erzwingen. Mit diesen Truppen wurden einige rebellische Städte schnell überfallen und zur Unterwerfung gebracht; und die Adelsverbindung ging auseinander, da der Bilderſturm Uneinigkeit unter sie gebracht und die Katholiken von den Protestanten getrennt hatte. Auch Oranien und Egmont waren in ihren Absichten und Plänen nicht mehr einig. Der

*) van Kampen a. a. O. S. 351.

Letztere blieb in den Niederlanden, während der Erstere nach Deutschland ging. Die Statthalterin fuhr fort, gegen den eingegangenen Vertrag zu handeln; aber der Widerstand hatte aufgehört. Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und Niemand regte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden.

Obschon nun die sehr richtige Ansicht, daß jetzt, wo die Niederländer ruhig und gehorsam seien, es der Waffen nicht bedürfe, sondern der Güte, selbst am Hofe Philipp's Vertreter fand: so gab dennoch der König dem als Feldherrn gefürchteten und durch seine Grausamkeit wie durch seinen Ketzerhaß berüchtigten Herzog von Alba den Auftrag, ein Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker — mehr als 100,000 Menschen — die Provinzen und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen. Dazu kamen viele geheime Instructionen und Vollmachten, die ihm eine solche Gewalt einräumten, daß die Statthalterin sich durch ihn ganz in den Hintergrund geschoben sah, und unwillig ihre Entlassung begehrte. Nach dem Empfang derselben rückte Alba völlig in ihre Stelle ein. Ihr Andenken blieb in den Niederlanden in Ehren.

Von Alba's Ankunft an hörte und sah man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Egmont und Hoorn mußten das Vertrauen, welches sie auf des Königs Billigkeit und Mäßigung gesetzt, schwer büßen. Unter dem Scheine, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, lockte sie Alba zu sich und ließ sie ins Gefängniß werfen. Um dieselbe Zeit nahm auch in Spanien die Sendung der beiden niederländischen Edelleute van Bergen und Montigny, die den Grafen Egmont daselbst abgelöst hatten, ihren unglücklichen Ausgang; der erkrankte Bergen starb im Mai 1567, weil der König ihm das einzige Mittel der Wiedergenesung, die Erlaubniß zur Rückkehr, vorenthielt; Montigny aber, der Bruder des Grafen Hoorn, wurde gegen Ende desselben Jahres eingekerkert und später, wie schon erwähnt, auf Philipp's Befehl heimlich im Kerker hingerichtet (October 1570). In Brüssel ward ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen gebildet, daher der „Rath der Unruhen", vom Volke aber der „Blutrath" genannt; an dessen Spitze stand Alba selber, und dessen Beisitzer waren ihm möglichst ähnlich. Einer derselben, der Spanier Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den

Ausspruch: daß die Niederländer sämmtlich den Galgen verdient hätten; denn entweder seien sie an den Bilderstürmereien betheiligt gewesen, oder sie hätten nichts dagegen gethan. Und in diesem Sinne erklärte denn auch der Blutrath alles und jedes, sogar die Einreichung von Bittschriften gegen die Inquisition, für Hochverrath. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang, und wurden immer massenhafter; wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt; Egmont und Hoorn, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (5. Juni 1568). Die Trauer der Bürger war unermeßlich, selbst die spanischen Soldaten konnten sich der Thränen bei diesem Schauspiele nicht enthalten. So wüthete Philipp gegen Männer, die sich keiner Empörung wider ihn schuldig gemacht; gegen einen Feldherrn, dem er zwei Siege verdankte. Und der französische Gesandte konnte seinem Könige schreiben: ich habe das Haupt desjenigen fallen sehen, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal gezittert hat. Diese Abscheulichkeiten bewirkten, daß die Auswanderung immer mehr zunahm. Indeß machte der Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen von Oranien, einen Einfall in Friesland und Gröningen, wurde aber von Alba wieder hinausgeschlagen. Dann kam Wilhelm selbst mit einem Heere nach Brabant, konnte jedoch Alba zu keiner Schlacht bringen, und mußte gegen den Winter bis nach Straßburg zurückgehen, wo er seine Truppen abdankte. Die Niederländer seufzten; Alba aber erhielt als Vertheidiger der römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, veranstaltete rauschende Triumphfeste, und ließ sich ein kolossales Standbild von Erz aus dem eroberten Geschütz errichten, ihn darstellend wie er eine zweiköpfige und vierarmige Gestalt unter seinem Fuße bannt, und mit der prahlerischen Inschrift: „Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Statthalter der Niederlande unter Philipp II., als dem Vertilger des Aufruhrs, dem Züchtiger der Empörung, dem Wiederhersteller der Religion, dem Wahrer der Gerechtigkeit, dem Stifter des Friedens, dem treuesten Diener des Königs, ist dieses Denkmal errichtet". Die zweiköpfige Gestalt wurde bald auf Egmont und Hoorn, bald auf Wilhelm und Ludwig von Nassau, bald sinnbildlich auf Adel und Volk gedeutet. Das Werk, nicht ohne beträchtlichen Kunstwerth, war von Jacob Jongeling ausgeführt. Es war ebenso sehr angethan, den Herrscherstolz des Königs wie das Ehrgefühl der Niederländer zu beleidigen;

und wenn es daher einerseits, nach Thuanus, zu dem Entschlusse Philipp's beitrug, dem anmaßlichen Stifter des Denkmals einen Nachfolger zu setzen: so sah sich andererseits dieser Nachfolger, Requesens, veranlaßt, das Denkmal selbst zu beseitigen und zu vernichten. Als Standort für dasselbe hatte übrigens Alba die sehr feste und sichere Citadelle zu Antwerpen erwählt, die er erbauen ließ, um die Stadt im Zaume zu halten, und zu deren Ausführung die Bürger selbst vier Tonnen Goldes hatten aufbringen müssen *).

Philipp's unaufhörliche Kriege kosteten unermeßliche Summen; er konnte Alba nicht mit so vielem Gelde unterstützen, als dieser bedurfte; deshalb ward beschlossen, es von den Niederländern selbst zu erheben. Alba verlangte, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen für einmal, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern so oft sie verkauft würden. Eine höchst drückende Steuer, nach Art der in Spanien eingeführten Alcavala, die ihrer Natur nach auf Handel und Wandel überaus nachtheilig und zerstörend wirken mußte. Und diese sollte jetzt von einem Volke gezahlt werden, dessen Flor vom freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entsprang, und das nie gewohnt gewesen war, andere Steuern aufzubringen, als die es selbst bewilligt hatte. Alba's Forderungen erregten daher den größten und allgemeinsten Unwillen. Was so viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernsten Widerstande aufzurufen, das geschah durch einen Angriff auf das Privateigenthum. Denn dieser bewirkte eine viel größere Einmüthigkeit, weil er Alle traf **), und ohne Unterschied der Religion; während die Blutgerichte immer nur Einzelne, und immer nur angeblich Ketzer oder ketzerisch Gesinnte vernichteten. Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl im Frühjahr 1572 dem Stadtrath zu Brüssel, den zehnten Pfennig heben zu lassen. Sogleich schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohte, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon alle Anstalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte.

Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Al-

---

*) Vgl. Motley, a. a. O. Vol. II. p. 265 ff.

**) Jam ira oppressis armorum libidinem suggerens documento erat, nullam esse tam firmam concordiam, quam quae privatae rei vinculo continetur. Grotius, Annal. II. p. 47. Ed. 1658.

ba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen die Königin Elisabeth von England endlich ihre Häfen verschlossen; durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich nun der Stadt Briel (Anfangs April 1572), auf welcher sie sich festsetzten. Sie wurde die Wiege der niederländischen Freiheit, der Grundstein der niederländischen Republik. Denn vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Genfen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als ihr Haupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten; in Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Ludwig von Nassau beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau; und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu sein, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freiern Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit Wilhelm hielten, kamen nun am 15. August in Dordrecht zusammen; und hier ward der erste Grund zur Constituirung des Staates der Vereinigten Niederlande gelegt, der Prinz von Oranien für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt.

Manche von den übergetretenen Städten gingen indeß wieder an die Spanier verloren, wobei die Letzteren schreckliche Grausamkeiten verübten. Der furchtbarste dieser Auftritte ereignete sich zu Naarden. Diese Stadt öffnete, auf erhaltene Gnadenversicherung ihre Thore; kaum aber waren die Spanier eingezogen, so wurden bis auf sechzig alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ermordet, und das mit einer kannibalischen Lust an Martern und Bestialitäten aller Art*). Freilich fehlte es auch nicht an Grausamkeiten, welche die Reformirten während dieses Krieges aus Religionshaß an Katholiken begingen. Bei den Angriffen auf andere Städte erlebte man dagegen Beispiele bewundernswürdigen Muthes von Seiten der vertheidigenden Niederländer, welche durch Metzeleien wie die zu Naarden von dem bittersten Hasse

*) Selbst der ganz im katholischen und spanischen Sinne schreibende Jesuit Strada sagt davon: non poena sed flagitium fuit. I. 7. p. 422. Ed. 1643.

gegen die Spanier und dem Muthe der Verzweiflung erfüllt werden mußten.

Das Kriegsglück der spanischen Waffen benutzte Alba, um noch mit Ruhm von dem Schauplatze abzutreten, indem er selbst seine Entlassung nachsuchte; denn er wußte, daß Philipp, der endlich eingesehen, wie die rücksichtslose Härte und der stolze Dünkel des Herzogs die Niederlande der spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet hatten, ihn sonst von sich aus, und vielleicht unter ungünstigeren Umständen, abberufen würde. Im Jahr 1573 verließ er die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft an achtzehntausend Ketzer und Aufständische durch Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte.

---

8. Fortgang des Kampfes bis zum Tode Wilhelm's von Oranien.

(1573—1584.)

Alba's Nachfolger war der bisherige mailändische Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, der für einen geschickten Feldherrn und Staatsmann galt. Er, der die Verfahrungsart Alba's immer laut getadelt, versuchte nun seinerseits durch gütliche Unterhandlungen zum Ziel zu kommen; aber, da der Bruch schon zu weit gediehen war, gleichfalls ohne Erfolg. So mußte man denn bei der Entscheidung durch die Waffen verharren. Die Spanier gewannen zwar am 14. April 1574 eine Schlacht auf der Mookerheide, wo zwei Brüder des Prinzen Wilhelm, Ludwig und Heinrich, den Heldentod starben; indeß ohne sonderliche Folgen. Da die Geusen kein Landheer hatten, um die damals belagerte und hart bedrängte Stadt Leyden zu entsetzen: so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öffnen, die Dämme zu durchstechen und dergestalt die Spanier wegzuschwemmen. Es geschah. Die seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier eiligst die Flucht ergriffen, um nicht zu ertrinken. Die brave Stadt hatte selbst durch den Tod von sechstausend Bürgern, an Hunger und Pest, nicht zur Uebergabe bewogen werden können. Als Entgelt für ihre Leiden wurde ihr von Seiten des Prinzen und der Stände, des Adels und der Städte, eine zollfreie zehntägige Jahresmesse, und als Zeichen der Anerkennung

für ihren Heldenmuth eine Universität verliehen*). Im Februar 1575 wurde diese feierlich eingeweiht, und gedieh seitdem durch treffliche Gelehrte zu einer hochberühmten Anstalt. Noch immer glaubte man in Holland so wenig an eine immerwährende Trennung von Spanien, oder gab sich doch die Miene nicht daran zu glauben, daß der Stiftungsbrief der Universität im Namen des Königs Philipp ausgefertigt ward. Bald nachher aber übertrugen die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen förmlich die Obergewalt in Bezug auf alle Angelegenheiten der Landesvertheidigung. Und noch im Herbst des Jahres 1575, da Requesens den Krieg mit Eifer und Kraft fortsetzte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der spanischen Herrschaft ganz zu entziehen und die Souveränetät einer andern Macht zu übertragen. Indeß sowohl England als Frankreich weigerten sich aus leicht begreiflicher Scheu sie anzunehmen.

In dieser gefährlichen Lage war der Tod des Statthalters Requesens (5. März 1576) ein Glück für die aufgestandenen Niederländer. Denn in dem Staatsrath, der vorläufig die Angelegenheiten leitete, fehlte die Einheit. Der Geldmangel löste überdies die Zucht der spanischen Soldaten auf, die nun raubend und brandschatzend durch das Land zogen, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten. Sie überfielen reiche Städte; wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche (4. Nov. 1576); die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen; mehrere tausend Einwohner wurden erschlagen. Diese schreckliche Begebenheit beförderte einen schon betriebenen Friedensschluß zwischen Holland und Seeland auf der einen und den meisten übrigen Provinzen auf der andern Seite. Er führt den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten verpflichteten sich darin, gemeinschaftlich die spanischen Truppen aus dem Lande zu vertreiben, und bis zu einer allgemeinen Uebereinkunft die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen. Die spanische Herrschaft in den Niederlanden wankte mehr denn je.

Am Tage der Plünderung von Antwerpen zog der neue Statthalter Don Johann von Oesterreich in Luxemburg ein. Beschränkt durch

*) Motley, a. a. O. Vol. II. p. 579. Daß der Bürgerschaft die Wahl gelassen worden zwischen einer zeitweisen Zollfreiheit und einer Universität, und daß sie daraufhin für die letztere sich entschieden, bezweifelte schon Kampen, Bd. I. S. 406.

das Mißtrauen des Königs, und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er mit den Provinzen unterhandeln und durch einen Vergleich, der den seiner Dauer wenig entsprechenden Namen des ewigen Edicts führt, die Genter Pacification bestätigen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt, die auch das ewige Edict nicht annahmen. Sie argwohnten, daß Don Johann geheime Absichten habe; und nur zu bald bestätigte sich diese Furcht, indem er sich plötzlich des Schlosses von Namur und der Feste Charlemont bemächtigte. Die Folge davon war, daß alle Provinzen mit Ausnahme von Namur und Luxemburg sich wider Don Johann erklärten und bewaffneten, und daß Brabant den Prinzen von Oranien zu seinem Ruwaard oder Regenten erklärte. Darüber wurde ein Theil des brabantischen Adels eifersüchtig, und rief den österreichischen Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolf's II., herbei, um ihm die Regierung zu übergeben, in der That aber um in dessen Namen selbst zu herrschen. Matthias kam ohne Vorwissen des Kaisers und trat die ihm von den Ständen übertragene Regierung an (20. Januar 1578); jene Partei hatte aber keinen Vortheil davon, denn Oranien wurde dem Erzherzog als Stellvertreter an die Seite gesetzt. Mit Don Johann brach der Krieg wieder aus. Gefährlicher aber als dessen Waffen war der Mangel an Einigkeit unter den verschiednen Provinzen. In Gent waren demagogische Bewegungen, und die eifrig katholische Bevölkerung der südlichen französisch redenden oder wallonischen Provinzen war unzufrieden, daß in einem am 22. Juli 1578 unter Oranien's Einfluß gegebenen Gesetze den Reformirten überall freie Uebung ihres Gottesdienstes zugestanden ward, um so mehr, da diese an mehreren Orten, besonders in Gent, sich Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken erlaubten. Auf Betrieb dieser katholischen Partei kam im August der Herzog Franz Hercules von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, mit einem kleinen Heere den Staaten zu Hülfe. Er sollte den protestantischen Hülfstruppen, welche ihrerseits die Königin Elisabeth nach den Niederlanden geschickt hatte, die Wage halten. So verwickelt waren die Verhältnisse, als Don Johann starb (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farnese von Parma, ein Sohn Octavio's und Margareten's, sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Fürst, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den

Abfall der sämmtlichen Niederlande verhindern. Er bediente sich dabei mit großer Klugheit der vielfachen Zwistigkeiten unter den Niederländern, der Eifersucht der verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber gegen einander, und der Abneigung der verschiedenen Religionsparteien. Daher wäre es noch jetzt dem Könige möglich gewesen, die Abgefallnen wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er wahre Milde zeigen und die Verfolgungen der Protestanten einstellen wollen. Der Herzog Alexander suchte theils den Religionseifer der Wallonen zu erhalten und zu erhöhen, theils das Mißvergnügen des Adels über Oranien's großen Einfluß. Da nun die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai am 5. Januar 1579 einen Bund schlossen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion: so beförderte dies andererseits die Absicht Oranien's, die nördlichen, durch manche innere Uebereinstimmung, besonders aber durch die Befestigung der Reformation einander am nächsten stehenden Provinzen fest an einander zu knüpfen. Am 23. Januar wurde die berühmte Verbindung der nachher so genannten Vereinigten Niederlande zu Utrecht geschlossen. Sie bestand anfangs aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen) und der gröningischen Landschaft; nachher traten Friesland und Oberyssel, sowie die Stadt Gröningen bei. Daß die Gewissensfreiheit nirgends durch Glaubensuntersuchungen gestört werden sollte, war ein Artikel des Bundesvertrages. Erst zwei Jahre nachher ward dem Könige von Spanien der Gehorsam ein für allemal förmlich aufgekündigt.

Der Herzog von Parma führte indessen den Krieg mit Nachdruck fort. Er eroberte am 29. Juni das blühende Mastricht, wobei die Soldaten gegen die Bevölkerung so wütheten, daß sie zuletzt fast allein als Bewohner übrig blieben. Dieser Erfolg bestimmte die Wallonen, sich mit dem Könige ganz auszusöhnen. Darüber schlossen sich die nördlichen Provinzen näher an Anjou an, indem sie ihm, um Frankreich's Hülfe zu erlangen, die Oberherrschaft übertrugen, aber unter großen Beschränkungen (im Sept. 1580). Der Erzherzog Matthias verließ im nächsten Jahre die Niederlande, wo er eine so nichtige Rolle gespielt hatte, daß man ihn spottweise den Waibel Oranien's nannte. Der Herzog von Anjou leistete im Kriege gegen den gefährlich vordringenden Alexander von Parma wenig; wohl aber trachtete er nach Vermehrung seiner Macht, da ihm die aufgelegten Beschränkungen ebenso lästig waren, als die Gewalt Oranien's in Holland und Seeland. Zu diesem Zwecke

wollte er sich mehrerer der wichtigsten Städte bemächtigen, und fast war er schon im Besitze Antwerpen's, als sich dort alle Parteien vereinigten, und die ganze Bevölkerung mit solcher Wuth über die Franzosen herfiel, daß sie die Stadt verlassen mußten, nachdem sie an zweitausend Mann eingebüßt hatten (17. Jan. 1583). Anjou hatte sich dadurch so verhaßt gemacht, daß er bald darauf die Niederlande verließ, während sich Farnese die durch den französischen Anschlag entstandene Verwirrung und Spannung bestens zu Nutze machte, und eine Reihe von Städten in Flandern unterwarf.

Um die Abgefallenen ihres wahren Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, hatte Philipp denselben schon 1580 geächtet, und einen Preis von zwanzigtausend Goldkronen und den Adel darauf gesetzt, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erste, der den Versuch wagte, war ein Franzose, Johann Jauregui, den sein Herr, ein biscayischer Kaufmann zu Antwerpen, Namens Anastro, dessen Vermögen durch Unglück im Handel zerrüttet war, dazu ermunterte. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierauf ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß ging durch den Kopf und verursachte dem Prinzen eine zwar gefährliche, aber doch nicht tödtliche Wunde, so daß er wieder hergestellt wurde. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Mensch, der sich Franz Guion nannte, mit besserm Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit sowie durch seinen Eifer für die reformirte Religion, und ward von ihm zu einem geheimen Geschäfte gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte (10. Juli 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaales (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihm, eben da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er niederfiel und gleich darauf den Geist aufgab. Der Ermordete war zweiundfunfzig Jahre alt geworden. Der Mörder, auf der Flucht ergriffen,

gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Franche Comté gebürtig sei und eigentlich Balthasar Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt und bloß deswegen nach Holland gekommen sei, daß er von einem Franciscaner zu Tournay und einem Jesuiten zu Trier — von dem Letztern durch die Versicherung, er werde sich damit die Märtyrerkrone verdienen — in seinem Vorsatze bestärkt worden sei, und daß der Herzog von Parma demselben gleichfalls seinen Beifall geschenkt habe. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Bösewichter in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

---

9. Die unüberwindliche Flotte. Philipp's II. Ausgang.

Der Fall des Begründers der niederländischen Freiheit führte gleichwohl nicht ihren Verlust herbei. Außer einem, in spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ der treffliche Wilhelm noch zwei andere, rechtmäßige, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der ältere von diesen, Moritz, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum siebzehn Jahre alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß sieben Provinzen ihn an die Spitze eines Staatsraths stellten, dem sie die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Indessen dauerte das Glück des Herzogs von Parma im Kriege und durch Unterhandlungen fort. Er brachte Brügge zu einem Vertrage, wodurch es sich dem Könige unterwarf, dann Gent und Brüssel durch Hunger zur Uebergabe. Da er billige Bedingungen gewährte, so wuchs selbst durch diese Milde für die Staaten der Union die Gefahr. Deshalb trugen sie abermals dem Könige von Frankreich, Heinrich III., die Oberherrschaft an; dieser schlug sie aber wiederum aus. Die Unterhandlungen, die vom Juli 1584 bis zum März 1585 währten, offenbarten zwar ein starkes Annexionsgelüste des französischen Hofes und der französischen Diplomatie; allein einerseits forderte man eine volle und unbedingte Souveränetät über alle Staaten, die nicht zu erlangen war; und andererseits scheute man den Krieg mit Spanien, der nicht umgangen werden konnte. So siegten die geheimen Gegenwirkungen, und unter dem Bedauern Heinrich's, unter

den Thränen Katharina's von Medici, erfolgte die definitive Ablehnung*).

Farneſe hatte ſich inzwiſchen auch gegen das höchſt wichtige Antwerpen gewandt. Die Belagerten vertheidigten ſich muthig, bis der Herzog durch eine Schiffbrücke ihnen die Zufuhr ſperrte. Ein italieniſcher Baumeiſter, Gianibelli, ließ zwar zwei mit beſonderer Kunſt verfertigte Brander auf die Brücke losgehen, von denen der eine auch einen Theil derſelben zerſtörte und achthundert Spanier tödtete; aber von dieſer Wirkung kam keine Kunde in die Stadt, ſo daß man dort nicht ſo ſchnelle Vorkehrungen traf, als nöthig geweſen wären, die Brücke vollends zu zerſtören. Antwerpen mußte ſich einige Monate nachher (17. Aug. 1585) ergeben. Da die Niederländer die drohende Gefahr nun immer näher rücken ſahen, ſo wandten ſie ſich an Eliſabeth von England, die zwar die angebotene Souveränetät ebenfalls ablehnte, aber gegen Verpfändung dreier Feſtungen Hülfstruppen ſchickte (Dec. 1585), unter Anführung ihres Günſtlings, des Grafen von Leiceſter. Dieſer wurde anfangs mit großem Jubel wie ein rettender Schutzengel empfangen, und mit großer Macht als Generalſtatthalter bekleidet. Aber Holland und Seeland, welche einen Mißbrauch dieſer Gewalt fürchteten, ernannten den Prinzen Moritz zum beſondern Statthalter und Oberanführer ihrer Land- und Seemacht, und gaben ihm dadurch eine Gewalt, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte. Dieſe Maßregel kam aus dem Kopfe eines der feinſten Staatsmänner, des ſogenannten Penſionairs von Rotterdam, Johann's von Oldenbarneveld, nachherigen Advocaten (d. h. Landſyndicus) von Holland. Bald wurden über Leiceſter's Willkür und Unfähigkeit große Klagen geführt, während für die Vertheidigung im Felde ſo wenig geſchah, daß der Herzog Alexander Meiſter des ganzen Laufes der Maas bis an die holländiſchen Gränzen wurde. Leiceſter verließ vor dem Ende des Jahres 1587 die Niederlande, und legte die Statthalterſchaft nieder. Sein Abgang bewirkte zunächſt innere Zwiſtigkeiten; von außen drängte der mächtige Feind; der neue Staat war am Rande des Abgrundes.

Doch zum Glück für ihn ordnete Philipp jetzt ſeine Wiedereroberung einem andern Plane unter. Er wollte nämlich England erobern, und ließ ſich dieſes Geſchäft vom Papſt Sixtus V., da Eliſabeth wegen

*) Motley, history of the united Netherlands from the death of William the silent to the synod of Dort (London 1860), Vol. I. p. 55 ff. 71 ff. 94 ff.

ihres Abfalls von Rom in den Bann gethan war, förmlich übertragen. Philipp war von Elisabeth, schon dreißig Jahre vorher, durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt; späterhin hatte sie dadurch, daß sie den Niederländern Hülfe geschickt, ihm in der That Anlaß zum Kriege gegeben. Sein religiöser Eifer gegen die protestantische Königin und das zum größten Theile protestantische Land, stellte ihm das Unternehmen, England zu erobern, zugleich als einen rühmlichen Kreuzzug vor; er erklärte, daß er die Bezwingung dieser Ketzer als eine Gewissenssache betrachte. Die 1587 erfolgte Hinrichtung der Königin Maria Stuart setzte ihn vollends in großen Zorn, und bestimmte ihn, den Angriff nun ohne Verzug auszuführen. War England erobert, so war dem Protestantismus in Europa ein Hauptsitz und einer seiner wichtigsten Stützpunkte entrissen, die niederländischen Provinzen mußten dann von selbst fallen. Die Eroberung Portugal's hatte die spanische Seemacht ungemein verstärkt, und so wurde eine Flotte, an deren Ausrüstung schon einige Jahre gearbeitet war, segelfertig gemacht, die aus 130 Kriegsschiffen bestand, 3165 Stück Geschütz, und mehr als 20,000 Mann auserlesener Truppen führte; der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen. Philipp selber nannte sie die unüberwindliche; die Kosten ihrer Ausrüstung berechnete man auf sechzig Millionen Thaler, die ihrer Unterhaltung auf 12,000 Ducaten für den Tag, und die täglichen Gesammtkosten für die vereinigte Schiffs- und Militärmacht unter Farnese und Medina Sidonia auf 30,000 Ducaten*). Denn auch der Herzog von Parma sollte in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen ein zahlreiches Heer einschiffen, und sich mit der großen Flotte vereinigen, um in England zu landen. Doch die berechnetsten Pläne zeigen sich oft als die nichtigsten. Fast von den Tagen an, da die „unüberwindliche Armada" aus dem Hafen von Lissabon auslief (28, 29 u. 30. Mai 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Geschwindsegler empfangen, daß die großen spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Die Niederländer, welche die Gefahr als eine gemeinsame betrachteten, hatten auf Elisabeth's Ansuchen zwanzig Schiffe zu den englischen stoßen lassen; durch andere ließen sie den

*) Vgl Motley, united Netherlands, Vol. II. p. 465 ff.

Herzog von Parma beobachten, um ihn am Auslaufen zu verhindern. Medina Sidonia befand sich in einer so übeln Lage, daß er sich nicht getraute, den Rückweg durch den Canal zu machen, sondern um Schottland herum segelte, wobei ein furchtbarer Sturm die Flotte zerstreute, und viele Schiffe versenkte. Nur ein geringer Theil kam Anfangs October nach Hause, und in einem elenden Zustande. So viele Millionen waren also umsonst verschleudert, und der so furchtbar drohende Angreifer vor ganz Europa zu Schanden geworden. Philipp blieb lange in dem Wahne, daß er Sieger sei; ja er sah sich als den Beherrscher von England zu der Zeit an, wo die Armada schon hoffnungslos zerstreut worden. Falsche Gerüchte waren im August über Frankreich nach Madrid gedrungen; die Spanier, hieß es, seien ohne Widerstand in England gelandet und hätten die Insel ohne Schwertstreich in Besitz genommen, Elisabeth sei als Gefangene auf dem Wege nach Rom, um vor dem Papste barfuß Buße zu thun. Selbst die Kunde von Unfällen wurde noch im September immer wieder durch hoffnungsreiche und siegathmende Berichte der Agenten aufgewogen. Als aber endlich im October durch Medina Sidonia's Rückkehr jeder Wahn zerstob, zeigte Philipp unerwartet einen wunderbaren Gleichmuth. Er hörte die Unglückspost mit großer Ruhe an, und sagte: „Ich habe die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt. Dank dem allmächtigen Gott, durch dessen gnädige Hand ich mit solcher Gewalt ausgestattet bin, daß ich leicht, wofern es mir gefiele, eine andere Flotte auf die See bringen könnte! Auch ist es nicht von so großer Wichtigkeit, wenn ein rinnender Strom einige Zeit unterbrochen würde, sobald nur die Quelle, aus der er fließt, unerschöpflich bleibt." Kurz darauf ordnete er in ganz Spanien feierliche Dankgebete an, für die Errettung desjenigen Theiles der Armada, die es dem Allmächtigen gefallen habe zu erhalten; während gleichzeitig in England und Holland überall das Glockengeläute der Kirchen im entgegengesetzten Sinne, ob der überstandenen Gefahren, zum Dankgebete rief*).

*) Motley, united Netherlands, Vol. II. p. 529 ff. Züge eines auffallenden Gleichmuths treten übrigens in der Geschichte Philipp's öfters hervor. Einmal z. B., als er mit seinem Secretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich aufs schnellste auszufertigen, verdarb der Secretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß darüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken; aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und nichts dabei zu sagen als: „dies ist das Tintenfaß, und dies ist das Sandfaß."

So endete das Trauerspiel der unüberwindlichen Armada. Es war, trotz der Selbstvertröstung Philipp's unzweifelhaft ein gewaltiger Schlag, nicht nur für seine eigene Macht, sondern für Spanien's Ansehen und Bedeutung überhaupt, die von da an zu sinken begannen. Die Niederländer athmeten wieder auf. Für den spanischen Handel hatte die gereizte Rachsucht der Engländer die übelsten Folgen. Philipp konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den amerikanischen Gewässern rastlos umherkreuzenden englischen Seehelden ihm reiche Schiffe wegkaperten, und die Verbindung mit den Colonien hinderten. Sechszehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnlichen entgegensetzen konnten, bis endlich unter Philipp's Nachfolger ein Friede im Jahre 1604 die Mißhelligkeiten ausglich.

Ein zweiter glücklicher Umstand für die Niederlande war Philipp's nicht minder erfolglose Einmischung in die französischen Staatshändel, von welcher an einem anderen Orte noch die Rede sein wird. Während der Herzog Alexander wider seinen Wunsch und Rath 1590 und 1591 Feldzüge nach Frankreich machen mußte, erhoben sich die Niederländer unter Moritzen's Führung, der ein ausnehmendes Feldherrntalent entwickelte, mit einem kleinen aber versuchten Heere den spanischen Eroberungen Einhalt that, und ihnen eine Reihe von wichtigen Städten wieder entriß. Moritz war nicht mehr Haupt des Staatsraths, aber Statthalter und Generalcapitain in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel. Als Inhaber der höchsten Gewalt wurde die Versammlung der Deputirten aus allen sieben Provinzen der Union, Generalstaaten genannt, betrachtet.

Der Herzog von Parma starb im Unmuthe, die großen Hoffnungen nicht erfüllt zu sehen, wozu ihn sieben Jahre vorher seine Siege berechtigt hatten, am 2. December 1592. Was ihm nicht gelungen war, vermochten seine talentlosen Nachfolger vollends nicht. Zuletzt kam König Philipp auf den Gedanken, den großen Streit dadurch beizulegen, daß er die Niederlande mit der Franche Comté seiner Tochter Clara Isabella Eugenia abtrat (6. Mai 1598). Sie sollte den damaligen Statthalter der Niederlande, den österreichischen Erzherzog Albrecht, einen Bruder des Matthias, heirathen, und die Niederlande als ein Lehen von Spanien besitzen, an welches sie im Falle der Kinderlosigkeit ihrer Ehe zurückfallen sollten. Philipp schmeichelte sich, die vereinigten Provinzen würden unter dieser Bedingung ihren Widerstand aufgeben. Allein sie trauten nicht, selbst als ihnen die Aussicht auf Glaubensfreiheit eröffnet ward.

Philipp war am Ende seiner Laufbahn. Nichts war nach seinen Wünschen ausgeschlagen; und nach zweiundvierzigjährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zuletzt von seinen auswärtigen Feinden verachtet und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, Castilien ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Ducaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen ins Ausland geschickt werden, daß die Einkünfte aus den mexicanischen und peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um anderen Nationen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipp's steter Argwohn den Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Colonien so beschränkte, daß die letzteren gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus diesen Besitzungen den Fremden zufiel.

Philipp hatte übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spanien's nach Madrid verlegt, während Ferdinand und Isabella sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge*), ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden; es sollte zugleich als Mausoleum der Könige dienen, und ein glänzendes Zeugniß von der hervorragenden Frömmigkeit seines Stifters sein. Die sämmtlichen Kosten des Baues betrugen, nach der geringsten Angabe, acht Millionen Ducaten.

Hier im Escorial ist Philipp auch am 13. September 1598 im einundsiebzigsten Jahre seines Alters an einer furchtbaren Krankheit gestorben. Er hatte schon seit Jahren an heftigen Gichtanfällen gelitten; zuletzt aber brachen an mehreren Theilen seines Körpers böse Geschwüre aus, in denen sich Schwärme von Läusen erzeugten, die durch keine Kunst noch Sorgfalt der Aerzte zu vertilgen waren. Auch in dieser schrecklichen Lage, wo er noch über funfzig Tage lebte, verließ den König seine hero-

*) Wie jetzt auf Grund der Documentos Inéditos, T. XXVIII. p. 567 kaum mehr zu bezweifeln ist. S. Prescott, Philip the second, Vol. III. (London 1859). p. 367 ff.

sche Standhaftigkeit nicht, indem er die furchtbaren Schmerzen mit unerschütterlicher Ergebung trug. Sein gleichnamiger Nachfolger stammte aus seiner vierten Ehe mit Anna von Oesterreich.

---

10. Philipp III.

(1598 — 1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein guter, frommer Fürst, aber auch einer der schwächsten und willenlosesten. Von seines Vaters Geschäftsthätigkeit war nichts auf ihn übergegangen. Nicht um sich ungestört den Vergnügungen zu überlassen, zu denen er eben so wenig Hang hatte, sondern im Gefühl seiner Schwäche überließ er die ganze Regierung einem Günstling, dem Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob. Von diesem war er so abhängig, daß ihn Furcht und Zittern befiel, wenn er ihm einmal zu widersprechen wagte. Lerma leitete Alles nach persönlichen Interessen. Sein Geschlecht erhob er in einer Weise, daß die wichtigsten Aemter des Reiches an dasselbe wie ein Familienbesitz vertheilt schienen. Um den König zu fesseln und unter beständiger Obhut zu halten, bediente er sich des Rodrigo Calderon, der, eines armen Soldaten Sohn, es vom herzoglich Lermaischen Pagen zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias brachte, und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog, während in allen Kassen des Reichs der äußerste Mangel war. Lerma fand den Zustand der Finanzen so schlecht, wie er früher geschildert ist. Er mußte nothwendig immer schlimmer werden, und doch verschleuderte der Minister weit mehr, als unter der frühern Regierung geschehen war. Man erhöhte den Werth der Kupfermünze, was natürlich keinen andern Erfolg haben konnte, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Und als nun im Jahre 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für die Moriscos längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Moriscos ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, so sehr auch die Edelleute der Provinzen, die es betraf, das höchst Verderbliche dieser Maßregel ins Licht setzten: da verlor Spanien an 800,000 seiner fleißigsten Bewohner, Ackerbauer und Gewerbtreibende. Der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit

Wehmuth: so sei Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sei das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand baue deren; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seien im tiefsten Verfall. In der That nahmen Bevölkerung und Wohlstand so schnell ab, daß unter andern im Bisthum Salamanca von 1600 bis 1619 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, und die ihres Rindviehs auf ein Drittheil herabkam. Handel und Gewerbthätigkeit befanden sich gänzlich in den Händen der Fremden, welche fünf Sechstheile des innern und neun Zehntheile des indischen Verkehrs an sich gebracht hatten*). Die Regsamkeit des catalonischen Seehandels war dahin. Dagegen war Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, unter den Mönchen waren allein 32,000 Dominicaner und Franciscaner, und die Cortes klagten, daß, wenn dies so fortgehe, die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen werde. Auch als der Herzog von Lerma 1618 von seinem eigenen Sohne, dem Herzoge von Uzeda, verdrängt ward, und dieser an seiner Statt zum obersten Minister erhoben, wurde es in Spanien nicht besser. Im scharfen Gegensatz mit diesem Verfall stand am Hofe und bei den Granden eine seltsame Mischung von Ceremoniell und Luxus, die auch auf andere Länder übergegangen ist, nirgends aber so schroff dasteht, als in Spanien.

Doch indem wir den beginnenden Verfall der spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung der letzten Mauren auf der Halbinsel, der Ruhm der spanischen Waffen durch ganz Europa, und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volks in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen: alle diese Erfolge, in welchen das rege Ehrgefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterten sie zu einem Schwunge, der auch auf dem Felde der Literatur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte: so wirkte sie dadurch doch nicht unmittelbar hemmend auf die spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja, es schmolzen die verschiedenen Bestandtheile des

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 406.

nationalen Lebens ſo zuſammen, daß die berühmteſten ſpaniſchen Dichter durch ihre Thaten eben ſo ſehr an der politiſchen Wirkſamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als ſie den Ruhm derſelben durch ihre Werke verewigten. Garcilaſſo de la Vega verlor ſein Leben in dem Sturm vor einer Feſtung (1536), und fand ſeinen Ruhm in der poetiſchen Darſtellung eines romantiſchen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla (geſt. nach 1590) focht gegen die Araucaner in Südamerika, und beſang dieſen Krieg in ſeiner Araucana; Miguel de Cervantes Saavedra (geſt. 1616) — der berühmte Verfaſſer des Don Quixote, dieſes größten, unerreichten Romans —, in deſſen Werken die ſpaniſche Proſa ihre höchſte Vollendung erreichte, verlor ſeinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega (geſt. 1635), ein Dichter von unerſchöpflicher Fülle, diente auf Philipp's unüberwindlicher Flotte. Der Letzte iſt als der eigentliche Begründer des ſpaniſchen Dramas zu betrachten, und ſoll an zweitauſend Stücke geſchrieben haben. Ihre Vollendung und ſchönſte Blüthe erreichte indeß die ſpaniſche Bühne erſt durch Lope's Nachfolger in der nächſten Periode.

---

11. Vorläufige Anerkennung der niederländiſchen Unabhängigkeit.

Da die Provinzen der Utrechter Union die Anträge des Erzherzogs Albrecht verworfen hatten, ſo ſetzte dieſer, welcher mit ſeiner Gemahlin die Regierung der ſüdlichen, nicht abgefallenen Provinzen wirklich angetreten hatte, den Krieg wider jene fort. Lerma glaubte eine vorzügliche Quelle ihrer Macht zu verſtopfen, indem er ihnen den bisher trotz des Krieges erlaubt geweſenen Handel mit Spanien verbot. Dagegen rüſteten die Niederländer eine große Flotte aus, und verboten ihrerſeits allen neutralen Völkern den Handel nach Spanien, wenn ſie nicht als Feinde behandelt ſein wollten. Schon unter Philipp's II. Regierung war den abgefallenen Landſchaften unterſagt worden, aus dem ihm damals unterworfenen Liſſabon oſtindiſche Waaren zu holen. Nun waren aber die Niederländer faſt die einzigen Zwiſchenhändler, welche dieſe Waaren, die von den Portugieſen nur bis nach Liſſabon gebracht wurden, in das übrige Europa weiter verführten; ein Verkehr, der höchſt gewinnreich war, und ihnen durch ſeine Ausbreitung eine große Anzahl trefflicher Seeleute verſchaffte. Dennoch hatte ſich die ſpaniſche Regierung verrechnet, wenn ſie durch jene Verbote den Nerv der niederländiſchen Macht

zu lähmen glaubte. Denn da die Niederländer einsahen, daß sie den indischen Handel nicht entbehren konnten, suchten sie nun selbst den Weg nach Ostindien, und mit so gutem Erfolge, daß sie bald Niederlassungen daselbst anlegten und den Portugiesen einzelne Besitzungen entrissen. Die verschiedenen Handelsgesellschaften, die zum Betriebe dieser Unternehmungen an mehreren Orten entstanden waren, wurde 1602 zu einer allgemeinen ostindischen Compagnie vereinigt, welche die ausschließliche Erlaubniß zum Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung erhielt.

Indeß ruhte auch der Landkrieg nicht. Am merkwürdigsten ist in seinem Verlaufe die berühmte Belagerung von Ostende, das den Vereinigten Provinzen, die es noch inne hatten, als ein offenes Thor nach Flandern diente, und dessen Besitz eben darum den Spaniern äußerst wichtig war. Sie betrieben daher den Angriff mit ebenso vielem Eifer, als die Eingeschlossenen sich hartnäckig vertheidigten. Erzherzog Albrecht begann die Belagerung im Juli 1601, und erst im September 1604 ward Ostende durch den Genueser Ambrosio Spinola, einen ausgezeichneten Feldherrn, eingenommen. Als der Erzherzog seinen Einzug hielt, fand er nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Gräben. Die Einwohner selbst begaben sich nach Sluis; und es währte lange, ehe sich Leute fanden, die den mit faulenden Leichnamen und Todtengebeinen angefüllten Ort bewohnen wollten.

Am entscheidendsten wirkte das Glück der Holländer zur See, indem es den Geldmangel der Spanier immer drückender machte. Die amerikanischen Flotten waren stets in Gefahr, aufgefangen zu werden, und der portugiesische Handel ward immer mehr zerstört. Aus diesen Gründen, und weil eine Vereinigung der Provinzen mit Frankreich noch bedenklicher schien als ihre Selbständigkeit, wünschten der spanische Hof und der Erzherzog die Beendigung des Kampfes, und Spinola war nicht minder dafür. Doch stellten sich dem Abschlusse eines Definitiv-Friedens noch große Schwierigkeiten entgegen; daher wurde an einem Waffenstillstande gearbeitet. Gegen einen solchen erklärte sich zwar Moritz; aber die friedliebende Partei, an deren Spitze Oldenbarneveld stand, behielt die Oberhand, um so mehr, da auch auswärtige Vermittler, besonders Frankreich und England, dringend dazu riethen. So wurde denn zwischen Spanien, dem Erzherzoge und seiner Gemahlin auf der einen Seite, und den Vereinigten Niederlanden, die als freie Provinzen anerkannt wurden, auf der andern am 9. April 1609 ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre unterzeichnet, welchem zufolge jeder Theil im Besitz

deſſen blieb, was er im Augenblicke des Abſchluſſes inne hatte. Holland (nach dieſem einzelnen Staate wurde häufig die ganze Republik benannt) behauptete die mitten im Kriege erworbenen Handelsverbindungen in Oſtindien; es ſah ſich in die Reihe ſelbſtändiger Staaten verſetzt, und genoß eines ſolchen Anſehens, daß ſeine Freundſchaft von den anderen Mächten Europa's geſucht ward.

12. Italien; die Päpſte; Sixtus V.

Der Ausgang der durch den Frieden von Cateau Cambreſis für eine geraume Zeit geſchloſſenen Kämpfe zwiſchen Spanien und Frankreich hatte das Principat der erſtern Macht in Italien feſt begründet. Die ihrem Scepter unterworfenen Landſchaften, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien, wurden in dauerndem Gehorſam gehalten; und die übrigen Staaten der Halbinſel wagten nicht, einer dem ſpaniſchen Intereſſe entgegengeſetzten Politik zu folgen. Italien wurde von keinen Kriegsſtürmen mehr erſchüttert, es genoß des Friedens und der Ruhe, aber einer Ruhe, in welcher ſeine Bewohner erſchlafften und von der Blüthe, der Höhe des Wohlſtandes, dem ſchon die vielen Kriege ſeit dem Einfalle Karl's VIII. tiefe Wunden geſchlagen hatten, immer tiefer herabſanken.

Venedig, deſſen Handelsblüthe durch die neuen Wege nach Indien ſchon geknickt war, ſah ſich von den Türken auch im Mittelmeere immer läſtiger beſchränkt, und verlor viele Beſitzungen an ſie. In einem 1540 geſchloſſenen Frieden mußte es ihnen einige Plätze in Morea und mehrere Inſeln abtreten. Dreißig Jahre nachher griffen die Türken mit großer Macht Cypern an, eine 1489 gemachte Erwerbung der Republik. Damals kam ein Bündniß zwiſchen ihr, Spanien und dem Papſte gegen den allgemeinen Feind der Chriſtenheit zu Stande, und der große Sieg von Lepanto (oben S. 6) wurde erfochten. Die Fruchtloſigkeit deſſelben erfuhren beſonders die Venetianer; denn trotzdem ſahen ſie ſich genöthigt, am 15. März 1573 einen verluſtvollen Frieden einzugehen, in welchem ſie Cypern abtraten. Der Friedensſtand, der jetzt folgte, dauerte ſehr lange; die Venetianer verweichlichten und verloren die Tugenden, welche zum Kriege und zur Behauptung einer Achtung gebietenden Stellung unerläßlich ſind.

Nächst Venedig und Mailand war die bedeutendste Macht in Oberitalien die der Herzoge von Savoyen, da ihnen auch Piemont gehörte. Die Kriege Karl's V. und Franz I. waren ein harter Sturm für diese Länder. Herzog Karl III. (1504—1553) sah sich gänzlich in der kämpfenden Feinde Gewalt. Derselbe gerieth in einen Streit mit Genf und Bern, in welchem er an die erstere Republik die Hoheitsrechte, die sein Haus dort geübt, verlor, und an die letztere das Waadtland. Sein Sohn und Nachfolger Emanuel Philibert (1553—1580) wurde durch den Frieden von Cateau Cambresis in den von den Spaniern eingenommenen Theil seiner Länder wieder eingesetzt, und erhielt das Versprechen der gleichen Restitution von Seiten Frankreich's, die auch nachher erfolgte.

Cosmo von Medici, den wir als Herrn von Florenz und Siena kennen gelernt haben, wurde 1569 durch Pius V. zum Großherzog der nun unter dem Namen von Toscana vereinigten Gebiete erhoben. Doch wurde dieser Titel von den übrigen Staaten erst nach seinem Tode (1574), unter der Regierung seines Sohnes Franz anerkannt, als der kaiserliche Hof ihn 1576 bestätigte. Getreu dem alten Gewerbe ihrer Vorältern, fuhren die Großherzoge noch lange fort, Handel aller Art zu treiben; ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer in Amerika, und bei den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier; und nur dadurch wurde es ihnen möglich, bei den kostspieligsten Unternehmungen zu Pracht und Nutzen, und bei der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa zu bleiben.

Auf den päpstlichen Stuhl wurde nach dem Tode Pius IV. (9. December 1565) der Cardinal Ghislieri, der sich Pius V. nannte, erhoben. Als Dominicanermönch und als Inquisitor hatte er eine große Strenge des Lebens und der Gesinnung, und einen ungemeinen Eifer gegen den Protestantismus gezeigt. Diesem Systeme, welches er aus inniger Ueberzeugung für nothwendig und allein heilbringend hielt, folgte er jetzt noch entschiedener, und strebte, es mit unermüdlicher Thätigkeit, aber auch mit der Hartnäckigkeit, Heftigkeit und unerbittlichen Strenge, die in seinem Charakter lagen, durchzuführen. Das Volk, sagt ein berühmter Geschichtschreiber unserer Tage, war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch nie-

mals gegeben; ſie erzählten ſich, ſein bloßer Anblick habe Proteſtanten bekehrt*). Wie er überhaupt ein peinliches Urtheil nie milderte, ſo verfolgte er beſonders die Proteſtanten mit Unbeugſamkeit und bitterm Haß. Von der Inquiſition verlangte er, daß ſie auch längſt begangenen Verbrechen nachforſche. Eine ſchon früher vorhandene päpſtliche Bulle, genannt In coena domini, welche nicht allein alle Ketzer, ſondern auch alle Beſchützer derſelben verflucht, befahl er an jedem grünen Donnerstage in allen katholiſchen Ländern feierlich abzukündigen; wogegen ſich ſogar Philipp II. ſetzte, weil auch diejenigen Fürſten darin mit dem Banne bedroht werden, die ihre Geiſtlichkeit beſteuern. So vielen Anſtoß der Papſt aber auch gab, ſo war doch die Wirkung einer ſolchen Verfahrungsweiſe auf die katholiſche Kirche und ihre Entwicklung ungemein groß. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geſchärft.

Pius V. ſtarb am 1. Mai 1572. Sein Nachfolger, Gregor XIII., war von einer viel milderen perſönlichen Geſinnung; aber das Syſtem ſeiner Regierung blieb ein ſtrenges. Um dem Proteſtantismus entgegenzuwirken, begünſtigte er die Jeſuiten und ſtiftete Lehranſtalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Bei der Nachwelt iſt ſein Name vorzüglich im Andenken geblieben durch die Verbeſſerung, welche er mit dem Kalender vornehmen ließ. Bei der Feſtſtellung des Julianiſchen Kalenders war nämlich das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen und auf der nikäiſchen Synode verordnet worden, daß das Oſterfeſt auf den Sonntag fallen ſolle, der auf den erſten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgt. Damals, im J. 325, war dies Aequinoctium auf den 21. März gefallen; nach Jahrhunderten bemerkten die Aſtronomen aber, daß es ſich von dem 21. März entfernt, und dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieſer Erſcheinung fand man jetzt darin: daß das tropiſche Sonnenjahr, oder die Zeit, in welcher ſich die Erde um die Sonne bewegt, weniger betrage als $365\frac{1}{4}$ Tage, nämlich nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Secunden; alſo habe man 11 Minuten und 12 Secunden zu viel angenommen. Dieſe Unrichtigkeit machte im Jahre 1582 ſchon einen Irrthum von 10 Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Aſtronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es mithin unmöglich bleiben, weil ſonſt die Jahreszeiten allmählig in andere Monate gerückt ſein würden. Unter den verſchiedenen Vorſchlägen nun, welche dem Papſte zur Verbeſſerung des Kalenders gemacht

*) Ranke, die römiſchen Päpſte, Bd. I. S. 354.

wurden, genehmigte er den des Calabresen Aloysius Cilius; und nachdem noch andere einsichtsvolle Astronomen zu Rathe gezogen worden, wurde festgesetzt: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4. October 1582 den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Geleise zu kommen; und 2) daß man, um in dem Geleise zu bleiben, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlingsäquinoctium auf den 21. März fixirt werden. Gregor verordnete also, daß das Schlußjahr jedes Jahrhunderts nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr sein sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr sein. Bei dieser Einrichtung häuft sich der Unterschied von der Wahrheit erst nach 3600 Jahren zu einem Tage an. Durch eine Bulle vom 24. Februar 1582 ordnete Gregor die Einführung des neuen Kalenders an, und die ganze katholische Christenheit leistete Folge; aber die Protestanten verwarfen diese neue Einrichtung, theils weil sie sich dadurch einem päpstlichen Befehle zu fügen geschienen hätten, theils weil man auch den neuen Kalender nicht für fehlerfrei hielt. Erst im Jahr 1700 nahmen die Protestanten in Deutschland die verbesserte Zeitrechnung an, so daß in dem Kalender dieses Jahres auf den 18. Februar gleich der 1. März folgte*).

Zu den Zeiten Gregor's trat eine der schlimmsten Plagen Italien's hervor, das Unwesen nämlich der Räuber und Banditen, in welche sich bei dem dauernden Friedensstande die alten Söldnerschaaren verwandelten. Im Kirchenstaate vermehrten sich die Frevel dadurch, daß Gregor, um seine Einnahme zu vergrößern, viele Lehnsgüter einzog, wodurch mancher vertriebene Edelmann bewogen ward, sich an die Spitze bewaffneter Schaaren zu stellen, die raubend und mordend im Lande umherzogen. Auch die alten Parteien standen wieder auf, und bekämpften einander; die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt.

*) Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt. Uebrigens hatten die deutschen Protestanten die vom Papste vorgeschriebene Berechnung des Osterfestes damals nicht mit angenommen; vielmehr bestimmten sie es noch lange nach einer besondern Methode, und entschlossen sich erst 1775, dem Gregorianischen Kalender auch hierin beizutreten.

Gregor starb am 10. April 1585 in einem Alter von dreiundachtzig Jahren.

Sein Nachfolger Sixtus V. hat einen so berühmten Namen erworben, daß wir sein Leben ausführlicher erzählen wollen. Er war geboren am 13. December 1521 zu Grotte a Mare, einem zu dem Flecken Montalto gehörigen Orte in der Mark Ancona. Sein Vater, Namens Peretti, gehörte einem slavischen Geschlechte an, welches, vor den Türken flüchtend, in das päpstliche Gebiet gekommen und gänzlich verarmt war, so daß Sixtus späterhin selbst scherzend zu sagen pflegte, er stamme insofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hause, als sein väterliches Dach durchlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Da seine Eltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter in Dienst, dessen Schweine er hüten mußte. Einst zeigte er einem vorbeireisenden Franciscaner, der nach Ascoli gehen wollte und sich verirrt hatte, den rechten Weg, und entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und ihm Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Der Franciscaner nahm ihn hierauf mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem dreizehnten Jahre (nach einer andern Erzählung sogar schon im elften) völlig als Mönch eingekleidet wurde und, als ahnte er gleichsam das Ziel, das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnamen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Eifrig legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch seltenen Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünctlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er mußte aber oft die Klöster und Städte wechseln; denn eben dieser Eigensinn und ein Streben, Andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Streitsucht, indem er jeden herausforderte, und vermöge seiner großen Geistesgewandtheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägeren und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bei den Oberen, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschiedene schrift-

ſtelleriſche Verſuche machten ihn von nun an immer bekannter, ſo daß er bald hierhin, bald dorthin als Lehrer geſandt ward. Auch nach Rom kam er, und erwarb ſich dort durch ſeine Predigten die Freundſchaft des Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen geſcheuten und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter; und faſt immer war der Haß ſeiner Vorgeſetzten die Urſache, warum er jeden Ort ſo bald wieder verließ. Seine bekannte Gemüthsart verſchaffte ihm 1557 den Poſten eines Ketzerrichters im venetianiſchen Gebiete. Hier kam er mit dem Senat bald ſo hart zuſammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er ſich nach zwei Jahren ſchon wieder entfernen mußte. Er traf in Rom ein, als Papſt Paul IV. eben geſtorben war, und der Pöbel, erbittert auf die Inquiſition, alle Gefängniſſe derſelben öffnete, die herrliche Bildſäule des Papſtes zerſchlug und beſchimpfte, und ſich gewiß auch an ſeinem Leichnam vergriffen hätte, wenn die Wache nicht ſo ſtark geweſen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, ſagte der Pater Felix zu ſeinen Freunden, ſo könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papſte widerfährt.“

Dennoch ſandte der neue Papſt, Pius IV., 1560 ihn noch einmal dorthin, und er ließ in nichts von ſeinem Eifer nach. Bald forderte er Einen zur Verantwortung vor ſich, bald ſprach er gegen einen Andern den Bann aus; und als ihn der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquiſitor den Proceß mache, doch nach den Landesgeſetzen von der weltlichen Obrigkeit beſtraft werden müſſe, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Marcuskirche heften. Aber darauf folgte ſchnell ein Befehl, ihn für dieſe Verwegenheit ins Gefängniß zu ſetzen. Er entkam eben noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entſchädigte ihn der Papſt bald durch andere Aemter und einzelne ehrenvolle Aufträge. Im Jahre 1565 begleitete er als Geſandtſchaftstheologe den Cardinal Buoncompagno (den nachmaligen Papſt Gregor XIII.), der als Legat nach Spanien ging. Hier erwarb er ſich bald ein großes Anſehn, und König Philipp II., vor dem er predigte, wollte ihn zu ſeinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch dieſe Ehre ab, und kehrte mit großen Geſchenken nach Rom zurück.

Noch in demſelben Jahre war Pius IV. geſtorben, und ſein Nachfolger Pius V. war ein alter Freund Peretti's, der die Wirkungen der neuen Macht ſeines Freundes ſchon unterwegs empfand; er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franciscanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchſte

Gunst, die der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde, welcher ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi hinzugefügt war. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte Cardinal Montalto. Nachher ertheilte ihm Pius V. noch das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaat.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen. Auch unter Gregor XIII. nahm er den Schein der Bescheidenheit und der Genügsamkeit an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er Allen die Hoffnung, als werde er es Denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machten; ja als sein Neffe Franz Peretti um seiner schönen Frau willen (wie man allgemein glaubte, auf Anstiften eines Herzogs von Orsini) auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm dieserhalb ihr Beileid bezeigten, schien er sehr gefaßt darüber zu sein, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke suchte er so sehr das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauscapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Begierde zu herrschen nichts mehr sehen. Auch soll er sich weit älter gestellt haben, als er wirklich war, mit der Miene eines kranken, hinfälligen Greises hustend einhergegangen sein, und viel von seinem nahen Tode gesprochen haben. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Nach dem Tode Gregor's XIII. waren im Conclave die Parteien sehr getheilt, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in

der Capelle, auf dem sogenannten Wege der Adoration, laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, heißt es, sah man den gebückten keichenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehn eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wollte er führen), als wir noch Cardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich Viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent sein zu wollen*). Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Palaste anordneten, und gab sogleich selbst Befehle, die von großer Klugheit zeugten. Seine Neigung zum Herrschen trat alsbald so entschieden und lebhaft hervor, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt ein Zeitgenosse von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus jenen Mord seines Neffen ganz leise, und fügte dann hinzu: „So wie wir euch Alles verzeihen, was ihr dem Hause Peretti Böses zugefügt habt, so werden wir euch das doch nie vergeben, was ihr gegen den Sixtus begehen solltet. Geht sogleich, und entlaßt aus eurem Gebiete alle Banditen, denen

*) Viele dieser und ähnlicher Züge beruhen auf der Annahme, daß Sixtus nur durch listige Verstellung Papst geworden sei, indem die Cardinäle ihn in der Erwartung, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe und sich bei seiner großen Schwächlichkeit mit leichter Mühe leiten lassen werde, gewählt haben sollen. Aber die ganze hierauf bezügliche Erzählung ist höchst zweifelhaft. S. Ranke a. a. O. Bd. I. S. 443 u. Bd. III. 317 fg. Ueberhaupt schreiben sich in dem Leben dieses Papstes viele Anekdoten aus einer sehr trüben Quelle, seiner Biographie von Leti, her; doch können sie schon deshalb nicht füglich alle weggelassen werden, weil manche davon so gäng' und gebe sind, daß oftmals darauf angespielt wird.

ihr bisher Aufnahme und Schutz zugestanden habt. Geht und gehorcht!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden Viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit entgangen, pflegten sich noch rechtzeitig von selbst einzustellen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung erledigt zu sein. „Wie?" rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte, „ist es euch noch nicht genug, daß die Richter dreizehn Jahre hindurch (während Gregor's XIII. Regierung) geruht haben? Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist Noth; und damit Jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peter's Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen, so wollen wir schlechterdings, daß gleich an unserm Krönungstage vier der Strafbarsten hingerichtet werden sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sei nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschützen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden. In der That that Strenge Noth. Außer den unter der vorigen Regierung so sehr überhand genommenen Banditenfreveln gewahrte man in Rom eine außerordentliche Sittenlosigkeit, Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern und Weibern; und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch die Staaten zerstreut, ja noch achthundert fremde Soldaten aus Corsica kommen lassen. Allein sie hatten sämmtlich nicht die mindesten Dienste geleistet. Kaum war Six-

tus Papſt geworden, als er alle dieſe unnützen Waffenknechte abſchaffte, ja ſogar die Zahl der Häſcher um die Hälfte herunterſetzte. Er wollte zeigen, daß er ſich ſelbſt genug ſei. Nicht viel Geſetze geben, aber die gegebenen auf das ſtrengſte vollziehen, war ſein weiſer Grundſatz. Ein junger Menſch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltſam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, da er dem Papſte ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, ſeine Losſprechung leicht erhalten zu können; allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich deiner Freundſchaft mit Vergnügen; doch dieſes geht deinen Neffen nichts an. Willſt du ſein Fürſprecher ſein, ſo ſei es bei Gott für ſeine Seele.“ Wirklich wurde der junge Menſch in Kurzem vor dem Hauſe aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte; und als Sixtus erfuhr, daß ein paar Richter bei der Unterſuchung der That eine unſchuldige Wendung hatten geben wollen, ließ er einen derſelben auspeitſchen, und den andern jagte er fort. Allen Baronen und Gemeinden ward ſcharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachſames Auge zu haben, und ihre Gebiete von ihnen zu reinigen. Sobald die Sturmglocke geläutet würde, ſollte Jedermann ſich bewaffnet einfinden, um gemeinſchaftlich ſo viele todtzuſchlagen oder zu fangen, als man erreichen könne. Für den Schaden, den entwiſchte Räuber anrichten würden, ſollten die Barone und Gemeinden haften, und noch außerdem den gleichen Betrag an die päpſtliche Kammer zahlen. Alle Großen, welche die Banditen auf irgend eine Art beſchützen würden, ſollten ſammt ihrer Familie auf immer aus dem Kirchenſtaate verbannt, ihre Häuſer und Schlöſſer geſchleift und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preiſe auf die Köpfe der Banditen geſetzt, und alle eingeſandte Köpfe wurden über den Stadtthoren zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgeſteckt. Einſt ging der Papſt durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäſcher. „Wer biſt du?“ fragte er ihn haſtig. Zitternd ſagte es jener. „Du Lügner!“ fuhr ihn der Papſt mit fürchterlicher Stimme an, „wie kannſt du der Anführer der Landhäſcher ſein, da du in der Stadt umherſpazierſt? Werft ihn in Ketten!“ Am Abend ließ er ihn zu ſich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in acht Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchſtrich der Häſcherhauptmann mit ſeinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der beſtimmten Zeit vier lebendige Banditen nebſt den Köpfen von drei umgebrachten, wofür ihn der Papſt mit einer goldenen Kette beſchenkte.

Viele hatten geglaubt, das ſei nur das erſte Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde; aber dieſe irrten ſich. Bis

zu seinem letzten Athemzuge beseelte ihn der gleiche Eifer für die Ruhe seiner Staaten und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewundernswürdig schnell. Was Niemand für möglich gehalten hatte, sah man jetzt durch des Papstes, freilich mit Grausamkeit und Willkür gepaarte Strenge verwirklicht. Sicherheit war an die Stelle der außerordentlichen Verwilderung getreten, und noch war Sixtus kein Jahr Papst, als die Banditen beinahe vertilgt waren. Auf die Klagen benachbarter Fürsten, daß die aus dem Kirchenstaate verscheuchten Räuber nun ihre Gebiete überschwemmten, soll Sixtus geantwortet haben: „Sie mögen nur meinem Beispiele folgen, oder mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon hinausbringen.“ Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden den Hut ins Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und nun hatten die Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel, Namens Tasca, der in Rom lebte, hatte eine seiner Beischläferinnen seinem Verwalter zur Frau gegeben, und lebte mit ihr in fortdauerndem Ehebruche. Als er deswegen eingezogen wurde, behauptete er, die römischen Gesetze seien für ihn als Ausländer nicht vorhanden. „Gut,“ sagte Sixtus, „sie können alle drei an einem neapolitanischen Strick gehängt werden.“ Wirklich wurden der Verwalter und die Frau gehängt, und Tasca kam auf die Galeeren. Zaudern war dem Papste in allen Dingen so verhaßt, daß er die Richter dringend ermahnte, alle peinlichen Processe schleunigst zu Ende zu führen, indem er weit lieber die Galgen und Galeeren als die Gefängnisse angefüllt sähe.

Durch diese schnelle Gerechtigkeitspflege hatte er sich bald so furchtbar gemacht, daß man sogar im Scherze, wenn Jemand etwas Verfängliches sagte, die drohende Erinnerung machte, daß „Sixtus regiere!“ Ja Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!“ ihre ungezogenen Kinder zum Schweigen. Solche Furcht unterhielt er selbst sehr sorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wohl Kundschafter besoldete, die ihm Alles anzeigen mußten. Ließ er doch sogar Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren; was einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Bildsäule des Apostels Petrus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Paulus einen Zettel, mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen,“ lautete die Antwort, „ehe er mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Proceß macht.“

Indessen war Sixtus nicht bloß der strenge Richter, sondern auch der weise Versorger seines Volks, und thätiger Beschützer der Gewerbe und Künste. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher. Den vielen Müßiggängern gab er Beschäftigung, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herstellte; heruntergekommene Arbeiter unterstützte er mit baaren Vorschüssen; und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen nähmen und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie schnell liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen! Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle Diejenigen, die ihm einst im niedern Stande Dienste erwiesen hatten, einen guten Namen. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Palast auf dem Monte Cavallo sowie den Vaticanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von viertausend Arbeitern in drei Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von zwanzig italienischen Meilen, in unterirdischen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300,000 Gold-Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den vierzig ägyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Rom gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten; allein er stand hinter der Sacristei der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben und an einen Ort bringen lassen, wo er besser ins Auge fiele; jedoch die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt; denn der bloße Schaft dieser ungeheuren Granitsäule wog gegen 992,000 Pfund. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte das Meisterstück der damaligen Maschinenkunst, indem er diese außerordentliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde hob, und dann in zweiundfunfzig abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinschaffte. Achthundert Menschen und hundertundvierzig Pferde wur-

den dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen; der Baumeister befand sich auf einem erhöhten Sitze, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich. Am 30. April 1586 begann die Arbeit, in den heißen Sommermonaten ruhte sie, im September wurde sie vollendet. In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Mehrerer gemeinnütziger Anlagen und Gebäude zu geschweigen, vollendete er namentlich auch die berühmte Kuppel der neuen Peterskirche. Den Bau dieser letztern hatte Julius II. unter Leitung des berühmten Baumeisters Bramante begonnen; Leo X., Paul III. und Gregor XIII. hatten ihn fortgeführt. Sixtus trieb auch bei diesem Anlasse nach seiner Weise den Baumeister so sehr an, daß mit Hülfe von sechshundert Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, das ganze Werk in zweiundzwanzig Monaten zu Stande kam.

So viel that ein Mann, der in seinem vierundsechzigsten Jahre zur Regierung kam und in seinem neunundsechzigsten schon die Welt verließ! Und trotz so kostspieliger Unternehmungen legte er, der völlig erschöpfte Cassen vorfand, in den drei ersten Jahren drei Millionen Scudi (fünf Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um Ersparungen zu machen, vernachlässigte er sich selbst sehr; er soll sogar geflickte Hemden getragen haben. Aber die haushälterischen Einrichtungen allein genügten bei weitem nicht; daher ging Sixtus, um so große Summen herbeizuschaffen, auf dem von seinen Vorgängern eingeschlagenen Wege fort, welcher der Staatswirthschaft zuletzt verderblich werden mußte. Zwei Dinge waren Hauptquellen der päpstlichen Einkünfte: der Verkauf von Aemtern, die Sporteln trugen, aus welchen die Käufer sich bezahlt machten; und Anleihen. Sixtus schöpfte aus beiden in noch größerem Maße als die früheren Päpste, er erhöhte die Preise der schon bestehenden Aemter und schuf neue. Die Zinsen der Anleihen wurden durch drückende Auflagen und Lasten bestritten *).

Als geistliches Kirchenoberhaupt bemühte sich Sixtus ernstlich für die Erhöhung seines Ansehns, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Darum unterstützte er Philipp II. eifrig in

*) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 401 ff. und S. 463 ff.

dessen Kriege gegen Elisabeth von England; andererseits aber fürchtete er, daß der päpstliche Stuhl von der spanischen Macht zuletzt als ein willenloses, ganz abhängiges Werkzeug behandelt werden könnte, und arbeitete daher heimlich daran, sie zu schwächen. Ja er soll ernstlich daran gedacht haben, die alten päpstlichen Ansprüche auf das Königreich Neapel, sobald Philipp II. gestorben sein würde, mit Waffengewalt geltend zu machen. Obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften oder Satiren auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasian's gedacht: ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte (27. August 1590). Der Pöbel, aufgebracht über die schweren Abgaben, jubelte laut, und riß im wilden Taumel die Bildsäule eines seiner größten Regenten nieder.

---

13. Italienische Kunst und Literatur.

Während der Zustand der italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend, und alle Kräfte in Bewegung waren, gediehen die geistigen Bestrebungen weit besser als nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Zeit vom Ausgange des funfzehnten bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts glänzt als das goldene Zeitalter der italienischen Kunst und Literatur; und diese haben so folgenreich auf die höhere Cultur von ganz Europa gewirkt, daß wir hier nothwendig einen Blick darauf werfen müssen, indem wir zugleich bei der Geschichte einiger der berühmtesten Künstler etwas länger verweilen.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lernten die Maler in Toscana durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspective, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrem Kunstelemente immer freier bewegen. Von denen, welche in Florenz auf diese Weise die höchste Blüthe der Malerei vorbereitet haben, nennen wir hier nur drei der berühmtesten: Benozzo Gozzoli, Domenico

Ghirlandajo und Andrea Verocchio. Auch in anderen Gegenden Italien's gelangte diese Kunst nunmehr zu höherer Ausbildung und Eigenthümlichkeit des Charakters; im Kirchenstaat zeichnete sich Pietro Vannucci aus, von seinem Aufenthaltsorte gewöhnlich Pietro Perugino genannt; zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellino, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Männer. Der Charakter der verschiedenen Richtungen, welche sich hergestalt allmählig heranbildeten, wird sich am deutlichsten bei der nähern Betrachtung der größten Meister ergeben, in deren Werken sich jede von ihnen am vollständigsten ausgeprägt hat; wir meinen: Leonardo da Vinci, Michael Angelo, Raphael, Correggio und Titian.

Leonardo da Vinci, so genannt von dem Flecken Vinci im Arnothale unweit Florenz, wo er 1452 geboren ward, fühlte schon als Knabe eine außerordentliche Begierde, etwas Herrliches zu schaffen und damit vor Anderen hervorzuleuchten. Da er sich zuerst auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn bei dem schon erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unabläßiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die Werkstätte gefesselt, und endlich brachte er es dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemalt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein paar Stunden auf der Geige und dichtete artige Lieder. Dabei focht er auch trefflich, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an; denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Sein Gespräch aber war geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er dachte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere, ihrem Bau nach, gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studirte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen; auch hat er mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen

Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas Tüchtiges hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drei Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik; wie er denn auch in der Folge vom Herzoge von Mailand dazu gebraucht wurde, Canäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt redende Beweise seiner Kenntnisse auf diesen Gebieten. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände u. dgl., um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem beharrlichen Fleiße, daß auch das Allerkleinste vollendet sein mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Einbildungskraft gern an allerlei wunderlichen und seltsamen Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, und gefiel sich darin, durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradiese vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße getreu nach der Natur gebildet waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kenntnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz' I. in Mailand; denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der sich von selbst einige Schritte fortbewegte, und sich dann die Brust öffnete, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch dergleichen gehörte nur zu seinem Zeitvertreib. Als Maler schuf er große Werke im edelsten Stile, worunter ein Wandgemälde, im Refectorium der Dominicaner in Mailand, von welchem jetzt leider nur noch unscheinbare Spuren zu sehen sind, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apostel mit dem Heiland in einer Reihe zu Tische sitzen. Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Man erzählt, daß er den Judaskopf lange unausgeführt gelassen, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, habe diesen Grund nicht begreifen können, und die Schuld auf des Malers Trägheit geschoben; dieser habe sich zuletzt beim Herzoge darüber

beschwert, und endlich, mit Bewilligung desselben, aus Rache dem Judas, nur mit einiger Caricatur, das leibhaftige Gesicht des Priors gegeben.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonardo, der seit 1482 in seinen Diensten war, eines ehrenvollen Jahrgehalts, und ward Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler; wie er denn auch in der Capelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner zwei Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1499 ward er mit dem berühmten Michael Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die als Meisterstücke beider Maler angesehen wurden. Jetzt sind sie nicht mehr vorhanden. Seit dieser Zeit entstand zwischen ihm und jenem Künstler Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michael Angelo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm, schon sehr bejahrt, die oft wiederholte Einladung Franz' I. an, und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der Monarch oft in Fontainebleau, woselbst auch Leonardo 1519 starb.

So wie Florenz die Wiege der neueren Malerei gewesen, so sollte sie auch daselbst zuerst zum reifen Mannesalter erstarken, und dies geschah durch Leonardo da Vinci. Während man bisher Licht und Schatten, wodurch die auf einer Fläche vorgestellten Körper rund erscheinen, lediglich nach einem mehr oder minder richtigen Gefühle angebracht hatte, war es ein Hauptziel der genauesten Beobachtungen und anhaltenden Studien des Leonardo, über die Art, wie dieselben auf einen Körper wirken, bestimmte Gesetze aufzufinden. Da ihm das endlich gelungen, so wußte er durch die Anwendung derselben auf seine Gemälde diesen einen Grad der Modellirung zu geben, dergleichen man vor ihm noch nicht gekannt hatte. Und da er damit eine treffliche Zeichnung, Freiheit und edlen Stil in der Composition, eine hohe Idealität in Charakter und Ausdruck, endlich die sorgfältigste Ausführung vereinigte, mußten seine Werke, für alle Zeiten bewundernswürdig, für die seinige zugleich höchst lehrreich sein.

Michael Angelo Buonarotti stammte von vornehmen Aeltern, und ward 1474 auf einem Landschlosse im florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines

Vaters Schlosse ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und der Vater schickte ihn zu einem Maler in Florenz. Einige Copien, die er hier verfertigte, zogen die Bewunderung des Lorenzo von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Malerakademie aufnahm, an seine Tafel zog und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Politian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschaute, und seine Entwicklung befördern half.

Michael Angelo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unabläßiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten halfen seinem großen Geiste diese Wunder hervorbringen. Er war achtzehn Jahre alt, als sein Gönner Lorenzo starb. Jetzt bereiste er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Hier bildete er einen schlafenden Liebesgott von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike auffinden zu lassen. Er that es, und als der Fund gemacht worden, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, zweihundert Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, bewies durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms, daß das Werk das seine sei, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Fortan war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Geld und Ehren überschüttet. Als er bei den Unruhen, welche die Verjagung der Mediceer zur Folge hatte, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von zwölftausend Thalern mit. Er starb zu Rom 1564.

Michael Angelo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk), und hielt die Oelmalerei für eine Weiberbeschäftigung. Eine Kunstart reichte zur Beschäftigung dieses Riesengeistes nicht aus; er umfaßte vielmehr mit gleicher Energie Sculptur, Malerei und Baukunst. In allen dreien gehen seine Ideen häufig ins Colossale; so die Statue seines Moses, für das Grabdenkmal des Papstes Julius II.; so seine Propheten und Sibyllen an der gewölbten Decke, sein jüngstes Gericht an der einen Seitenwand der Sixtinischen Capelle zu Rom; so auch seine Kuppel der

Peterskirche; alles Werke, durch die er sich vorzüglich verewigt hat. Der Zeichnung war er in einem Grade Meister, daß es ihm, wie keinem Andern, gelungen ist, den Menschen in den schwierigsten Lagen und Stellungen darzustellen. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, zumal jener Propheten und Sibyllen, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Nur in der spätern Zeit ließ er sich von der Lebendigkeit seiner Phantasie und seiner großen Meisterschaft zuweilen verleiten, das richtige Maaß in Stellung und Bewegung seiner Figuren um etwas zu überschreiten.

Raphael Sanzio, der Luther der Malerei, von seinen Landsleuten der Göttliche genannt, ward 1483 am Charfreitage, etwa zwei Monate später als Luther, zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter, aber armer Maler, bei dem der Knabe sich schon in zarten Jahren übte; da er ihn aber früh verlor, so ward er nach Perugia zu dem schon genannten Pietro Perugino gebracht. Nach dem Verlaufe einiger Jahre konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Cabinette auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino; als er aber von den herrlichen Cartons des Leonardo da Vinci und des Michael Angelo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines trefflichen Malers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich jetzt zugleich mit dem größten Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective. Endlich öffnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche und Raphael's Verwandter, rief ihn nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatican ausschmücken lassen wollte. So entstand denn jene Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnimmt, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen; das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homer's, Virgil's und Dante's angebracht

hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur die Gemälde von einer Decke, welche sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten gemalt hatte. Nach Julius' II. Tode ward Leo X. sein Beschützer. Alles sollte Er malen; und da er sich doch immer nur Einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde (Logen) in einer Galerie im ersten Hofe des Vatican entstanden, die größtentheils von seinen Schülern ausgeführt wurden.

Raphael ist nicht bloß als ein Enkel der florentinischen Schule zu betrachten, insofern sein Lehrer Pietro Perugino, wie Leonardo da Vinci, bei Andrea Verocchio gelernt hatte, sondern ihr vorzüglich deshalb sehr innig verwandt, weil er die Richtung derselben, die vorzugsweise auf Ausbildung der Composition und Form, sowie der Idealität in Charakter und Ausdruck geht, in ihrer höchsten Vollendung dargestellt hat. Ihm ist es vergönnt gewesen, die durch zweihundertjährige Anstrengung ausgezeichneter Geister allmählig zu völliger Reife gediehene Frucht zu brechen. In der eigenthümlichen Sprache seiner in allen ihren Theilen mündig und frei gewordenen Kunst drückt er alle menschlichen Zustände, von der höchsten Ruhe durch alle Mittelstufen bis zur gewaltsamsten Leidenschaft, in den verschiedensten Charakteren und den mannichfaltigsten Verbindungen, mit der größten Leichtigkeit so durchaus erschöpfend aus, daß es schwer wird, sich darüber auf eine dieses Genius erster Art würdige Weise auszusprechen.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Lentseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte Niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, so daß er seine eigene Größe nicht zu kennen schien. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb am 7. April 1520 in der Blüthe seines Lebens, im siebenunddreißigsten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes hochberühmtes Gemälde, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Rom's, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles,

was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist — ruft ein begeisterter Darsteller seines Lebens aus —, von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert! Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen; denn da Er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend in wohlverdientem Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen."

Antonio Allegri, von seinem Geburtsort gewöhnlich Correggio genannt (geb. 1494, gest. 1534), entfaltete sein wunderbares Talent zu Parma. Wenn man von irgend einem Künstler sagen kann, daß er der Liebling der Grazien gewesen, so ist es gewiß dieser, da bei keinem andern alle Theile der Kunst so von den Gaben derselben durchdrungen sind. In den Compositionen wie in den einzelnen Figuren gewahrt man nichts Gewaltsames oder Eiliges, sondern alle Stellungen sind gemäßigt und die Umrisse wunderbar fließend, so daß das Auge nicht müde wird, den sanften Schwingungen der Linien zu folgen. Seine Köpfe athmen eine so anmuthige, selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Um solche Wirkung zu vollenden, spielt in seinen Bildern das hellste Licht mit den blühendsten, frischesten Farben. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln, und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Widerscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vortheil daraus zu ziehen verstanden. Zugleich war er der größte Meister für Verkürzungen, wie dieses zwei Kuppeln zu Parma, die er in Fresco ausgemalt hat, beweisen. Vier große Altarblätter in Dresden, worunter die berühmte Nacht, d. i. eine Anbetung der Hirten, auf welcher das Licht vom Kinde ausgeht, und ein fünftes zu Parma, sind das Vorzüglichste, was wir an Oelgemälden von ihm besitzen.

Titiano Vecellio (geb. 1477 zu Cadore im Friaul, gest. 1576) war der Meister, in dem die Bestrebungen der venetianischen Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung erreichten. Ohne sich zum Idealischen zu erheben, sind Titian's beste Werke von einer unübertrefflichen Lebendigkeit und Naturwahrheit; und die Farben feiern darin durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung unter einander ihren höchsten

Triumph. Für die Abstufung der Töne im Fleische hatte er ein so feines Gefühl, daß ohne tiefe Schatten zu suchen, dennoch Alles gehörig gerundet erscheint. Zu den berühmtesten unter seinen zahlreichen Werken gehören zwei große Kirchenbilder zu Venedig, der Tod des heiligen Petrus Marthr und eine Himmelfahrt Mariä; eine Venus zu Florenz, eine Danae zu Neapel u. a. m.

Gleichzeitig oder nur wenig später lebten an den genannten Orten mit diesen größten Meistern andere, die ihnen würdig zur Seite stehen; als zu Florenz Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo, in Rom Giulio Romano und Perin del Vaga, in Venedig Giorgione da Castelfranco und Pordenone, u. a. m. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts sank indeß die Malerei in Italien, mit Ausnahme von Venedig, wo sie sich auf einer gewissen Höhe erhielt, sehr herab. Hauptsächlich war hieran eine mißverstandene Nachahmung jener großen Meister schuld, und der verkehrte Begriff von Meisterschaft, die man besonders in der Schnelligkeit, womit ein Werk vollendet wurde, suchte. Vor Allen wurde Michael Angelo kleineren Geistern verderblich, welche durch Uebertreibung ihren Werken seinen Geist einzuhauchen glaubten. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erfuhr die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci (geb. 1555, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, eine Art von Reform, indem diese wieder ein sehr gründliches Studium der Antike und der Natur aufbrachten, und so ausgerüstet dahin strebten, das Vorzügliche eines jeden der oben genannten großen Meister in ihren Werken zu vereinigen. Auch gelang ihnen dies wenigstens insoweit, daß durch eine Anzahl ihrer Schüler, von denen wir nur Guido Reni und Domenichino als die vorzüglichsten nennen wollen, die Malerei bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung gewann.

Die Bildhauerkunst sank in Florenz nach dem Tode Ghiberti's, dessen wir im Mittelalter gedachten, und wurde erst durch Michael Angelo wieder gehoben, der auch in dieser Kunst Erstaunliches leistete. Sein Einfluß auf die Späteren war hier ein ähnlicher, wie in der Malerei, wenn er gleich nicht in demselben Grade schädlich war. Mehr als andere Künstler befreite sich davon Johann von Bologna, der durch zahlreiche Werke in Bronze die Sculptur während des sechszehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt, von welcher sie jedoch bald nach ihm gänzlich herabsank.

In der Baukunst richtete man seit Brunelleschi die Augen immer

mehr auf die antiken Denkmale, und bildete ſie nach dem Muſter derſelben auf eine den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Weiſe aus. Der berühmte Bramante, deſſen ſchon oben gelegentlich erwähnt iſt, hat ſich durch zahlreiche Gebäude in Rom als einen der größten Baumeiſter der neueren Zeit erwieſen. Michael Angelo, der ihm folgte, übertraf ihn an Kühnheit, ſtand ihm aber an Reinheit des Stils etwas nach. Wir nennen hier nur noch den Palladio (geb. 1518, geſt. 1580), der in vielen Paläſten zu Venedig und ſeiner Vaterſtadt Vicenza, noch mehr aber in einer großen Zahl von Landhäuſern, einen edlen und einfachen Geſchmack mit großer Bequemlichkeit zu verbinden wußte. In Rom gerieth die Architektur nach Michael Angelo allmählig in Verfall.

Auch in den redenden Künſten traten in dieſer Periode unter den Italienern herrliche Geiſter auf. Das mit ſo vieler Begeiſterung, ja Leidenſchaft, ergriffene Studium der Alten zeigte ſeinen großen Einfluß nicht nur bei Denen, die Lateiniſch ſchrieben und dichteten, ſondern auch in der Nationalliteratur. Vor Allen iſt hier der berühmte Nicolo Macchiavelli zu nennen (geb. zu Florenz 1469, geſt. 1527). Er war Staatsſecretair der florentiniſchen Republik, diente ihr in den wichtigſten Geſchäften, und wurde unter andern zwanzig Mal als Geſandter an auswärtige Höfe geſchickt. Seine republikaniſche Geſinnung ſtürzte ihn ins Verderben. Als die Mediceer 1512 wieder die Oberhand gewannen, wurde er beſchuldigt, an einer Verſchwörung gegen ſie Theil genommen zu haben, und mußte deswegen ſogar die Folter erdulden. Doch hatte das Unglück nicht vermocht, ſeinen Geiſt niederzudrücken. Als er wieder in Freiheit geſetzt war, wandte er ſeine Muße auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten, die an Kraft und Schönheit der Darſtellung den Werken der Alten an die Seite geſetzt zu werden verdienen, aber auch der Geſinnung nach einen mehr heidniſchen als chriſtlichen Geiſt athmen. Nächſt ſeiner florentiniſchen Geſchichte ſind beſonders ſeine Betrachtungen über Livius und ſein Buch vom Fürſten berühmt. Ueberhaupt erzeugte in der jetzt von uns beſchriebenen Periode kein Land für die Bearbeitung der Geſchichte in der Mutterſprache ſo claſſiſche Schriftſteller als Italien. Wir erinnern nur noch an Francesco Guicciardini, der die Geſchichte Italien's von 1494 bis 1532, an Paolo Sarpi, der das Tridentiniſche Concilium, und an Arrigo Caterino Davila, der die bürgerlichen und religiöſen Unruhen in Frankreich während der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts beſchrieben hat.

Unter den Dichtern dieſer Zeit ſtrahlen vor Allen Lodovico Arioſto (geb. 1474, geſt. 1533) und Torquato Taſſo (geb. 1544, geſt. 1595)

hervor. Jener ſtellt uns in ſeinem raſenden Roland ein großes, mannichfach bewegtes, mit üppigem Pinſel entworfenes Bild einer reich geſchmückten Wunderwelt vor Augen, das in den anmuthigſten Farben glänzt, in dem Ernſt und Scherz kühn und großartig gemiſcht ſind; in dem befreiten Jeruſalem des zweiten tönt uns aus dem Zauber der wohllautendſten Sprache ein ſtarkes Gefühl und eine fromme Begeiſterung entgegen. Beide Werke wurden Gegenſtand der höchſten Bewunderung und Liebe der Nation durch alle Stände. Neben dieſen Dichtern iſt der gedanken- und ſchwungreiche Guarini (geb. 1537, geſt. 1612) zu nennen, deſſen Paſtor fido in ganz Europa geleſen und bewundert wurde. Mit ihm war die ächte poetiſche Kraft in Italien erſchöpft; er ſelbſt ſteht ſchon an der Gränze, und iſt nicht ganz frei von Uebertreibungen. Etwa ein Menſchenalter nach ihm trat Giambattiſta Marini auf, ein Dichter voll Weichlichkeit, Ueppigkeit, Schwulſt und gekünſtelter Witzesſpiele. Der geſunkene Geſchmack nahm dies für Schönheiten, und fand ſo großes Wohlgefallen daran, daß faſt alle italieniſche Dichter fortan im Stil Marini's ſchrieben, und dadurch den völligen Verfall des poetiſchen Sinnes bekundeten.

In den ſtrengen Wiſſenſchaften blieben die Italiener gleichfalls nicht zurück; ja es ſtand unter ihnen ein Mann auf, Galileo Galilei (geb. 1564, geſt. 1642), der ſich durch ſeine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Phyſik erworben hat. Schon in ſeinem neunzehnten Jahre führte ihn das Hin- und Herſchweben einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Geſetze des Pendels, deren Entdeckung und erſte Benutzung zur Abmeſſung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Der Ruf ſeiner Kenntniſſe verſchaffte ihm ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre (1589) eine Profeſſur der Mathematik zu Piſa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche ſehr intereſſante Verſuche, aus denen er die Geſetze der Geſchwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weiteren Unterſuchungen zeigte ſich ihm die Unhaltbarkeit vieler Meinungen des Ariſtoteles in Hinſicht auf Naturerſcheinungen; aber dieſer Philoſoph galt damals noch in jeder Rückſicht für ſo untrüglich, daß von ſeinen Sätzen abzuweichen als der größte Frevel, jeder Reformverſuch als Ketzerei erſchien. Die Wuth der Gegner war ſo groß, daß der junge Profeſſor ſchon nach zwei Jahren ſeine Stelle niederlegen und Piſa verlaſſen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem venetianiſchen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua

berufen; und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, kam er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines holländischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er alsbald seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihren Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sieben Sterne unterscheidet, sechsunddreißig. Jetzt ahnte er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Von diesem Jahre an setzte er seine Entdeckungen in Florenz fort, wohin ihn Cosmo II. von Medici, als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war gering gegen die Last des Neides, die den großen Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die Copernicanische und Ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einen gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des Erstern das Uebergewicht hatten. Nun war das Ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem; ja das Copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua X., 12. 13.) streite. Die Mönche predigten daher öffentlich gegen Galilei, wobei einer gar witziglich den biblischen Spruch (Ap. Geschichte I., 11.) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahm; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sei er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congre-

gation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinde, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweise lebte sein Gönner Cosmo nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahreszeit, mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er, zur ewigen Schande des römischen Hofes, von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knien liegend und die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Juni 1633). Die Formel lautete: „Mit aufrichtigem Herzen und ungeheuchelter Ueberzeugung schwöre ich ab, verdamme und verabscheue die vorbezeichneten Irrthümer und Ketzereien" (Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses). Im Aufstehen stampfte er angeblich mit dem Fuße und brummte in den Bart: „und dennoch bewegt sie sich!" Hierauf wurde ihm sein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, durch welches er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen David's zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert hat*).

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er blind und taub; aber trotzdem hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß," schreibt er 1637 an einen Freund, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ichs auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf." Endlich starb er, im fünfundsiebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatze „letzter Schüler des Galilei" zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz, neben dem Grabmal des Michael Angelo, beigesetzt.

*) Vgl. Libri, Galileo Galilei. Aus dem Französ. mit Anmerkungen von Carové, S. 73 ff.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Zweiter Abschnitt.

Die Hugenottenkriege in Frankreich und Heinrich IV. (bis 1610).

1. Johann Calvin.

Der Geschichte Frankreich's in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die von religiösen Kämpfen erfüllt ist, müssen wir das Leben des jüngsten der berühmten Reformatoren voranschicken, dessen Lehren auf diese Bewegungen den größten und entschiedensten Einfluß übten.

Jean Chauvin*), latinisirt Calvinus, war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie, wo sein Vater königlicher Procurator war, geboren. Der Knabe ward mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen und mit diesen auch nach Paris geschickt, um dort das Collegium de la Marche zu besuchen, dessen Vorsteher, Mathurin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame, fleißige und außerordentlich begabte Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler. Eine lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsam-

*) Andere schreiben Cauvin oder Caulvin.

keit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschaffte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen; so sinnlos verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er dieser Laufbahn nicht lange treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems heftig an zu wanken; und als diese Zweifel die Stärke der Ueberzeugung erhalten hatten, wurde es ihm unmöglich, länger der Kirche zu dienen. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," drückte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren; worein auch sein Vater, der ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in Kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer, indem er es sost übel nahm, wenn ihn Jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, weiter ausbilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments ganz gewonnen. Auf alle Art suchte man ihn in Bourges zu fesseln; aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann ging er nach Paris, wo er sich völlig für die Lehren der deutschen Reformatoren entschied und, von einem heftigen Verlangen entzündet, als Verbreiter derselben aufzutreten, der Rechtswissenschaft ganz entsagte. In Paris wie in ganz Frankreich hatte die Reformation schon seit längerer Zeit begeisterte Anhänger. Ihnen schloß sich Calvin an, und erbaute sie in den geheimen Zusammenkünften durch Reden. Schon damals (in seinem vierundzwanzigsten Jahre) hielten sie ihn für einen

Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Margarete von Navarra, Franz' I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Doch gegen die Verfolgungen, welche, wie in der Regierungsgeschichte Franzen's erwähnt ist, die Protestanten in Frankreich erduldeten, konnte ihre Freundschaft ihn nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reiste eine Zeitlang zu seinen Freunden umher, bei denen er predigte und Bücher schrieb. Im Jahre 1534 wagte er es zwar noch einmal, nach der Hauptstadt zu kommen; allein er mußte sie, wegen der immer zunehmenden Verfolgungen, eben so bald wieder fliehen. Nur ungern entschloß er sich, sein Vaterland überhaupt zu verlassen. „Aber," schrieb er unter andern, „es mag sein; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger; gern will ich das Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge; auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. B. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und trieb es mit seinem gewöhnlichen Eifer. Damals (1535) schrieb er seinen berühmten „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis), und widmete ihn dem Könige Franz I., dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen. Es enthält dieses Werk ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe, und übertrifft die meisten anderen Schriften ähnlichen Inhalts an Tiefe, Scharfsinn, philosophischer Entwickelung und Kraft, sowie an Schönheit der Darstellung. Calvin ließ seine Institutionen in einer Reihe von Ausgaben immer erweiterter und verbesserter erscheinen; aber schon in jener ersten, die als ein Entwurf im Verhältniß zu den folgenden zu betrachten ist, sehen wir seine dogmatischen Lehren in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie er sie später unverändert festhielt*). Als Veranlassung der Ausarbeitung giebt er selbst an, daß man lügenhaft behauptete, die Hinrichtungen in Frankreich hätten nur Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die nicht bloß die Religion, sondern alle politische Ordnung umstürzen wollen, getroffen; darum habe er durch dieses Werk seine Brüder von einer ungerechten Schmach befreien, und für die Unglücklichen, welchen dieselben Scheiterhaufen drohten, bei anderen Nationen wenigstens einigen Schmerz und

*) Henry, Leben Calvin's. Hamb. 1835. Bd. I. S. 133.

Mitleiden erregen wollen. So enthält auch die mit Recht bewunderte Dedication an den König eine Vertheidigung der Reformirten gegen die wider sie vorgebrachten Verläumdungen.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der oben schon erwähnten Neigung der Herzogin von Ferrara zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Doch war in Italien für ihn kein Boden. Er mußte schnell entfliehen, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder ein wenig in Frankreich hinein; aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformirten errichteten Scheiterhaufen bald, an seine Sicherheit zu denken. So kam er im August 1536 nach Genf, wo die neue Lehre seit einigen Jahren durch zwei reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, verbreitet worden war. Beide hatten schon vorher im Waadtlande gewirkt; in Genf traten ihnen die Domherren und ein Theil des Raths mit großer Heftigkeit entgegen, aber ihre Beharrlichkeit und Begeistetung verschafften ihnen den Sieg, und 1535 ward die Reformation durch obrigkeitlichen Befehl eingeführt. Aus dieser Quelle floß auch die politische Unabhängigkeit Genf's; denn es wurde von dem reformirten Bern, aus religiösen und politischen Absichten, gegen den Herzog von Savoyen unterstützt. Die Partei in Genf, die es in beiden Beziehungen mit der schweizerischen Eidgenossenschaft hielt, nannte sich eben deshalb schon früh Eidgenots (Eignots, Aignos, Ignos); woraus nachher in Frankreich, durch Verstümmelung und Umdeutung, der Name Hugenotten hervorging *).

Als Farel von Calvin's Ankunft hörte, bat er ihn dringend in Genf zu verweilen. Calvin weigerte sich anfangs; da drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, wenn er dieses Werk nicht unterstütze, und dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, zu bleiben. Er predigte gleich das erstemal mit so großem Beifall, daß nachher das Volk in Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte versprechen, gleich am folgenden Tage wieder zu

*) Vgl. Ranke, Französ. Gesch. Bd. I. S. 170, 210 fg. Martin, hist. de France (4. éd.), T. IX. p. 28. Die Form auf J, die sich aus der deutschschweizerischen Aussprache des Doppelvokals ei erklärt, können wir unsererseits auf Grund von französischen Manuscripten des sechszehnten Jahrhunderts verbürgen.

predigen. Nun wurde er als Prediger und Lehrer der Theologie angeſtellt, und ſeine Amtsthätigkeit war ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reiſen, um die benachbarten reformirten Gemeinden in ihrer erſten Einrichtung zu unterſtützen, Lehrer zu beſtellen und Streitigkeiten zu ſchlichten; daneben ließ er auch Manches drucken; unter andern nach Luther's Beiſpiel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, in denen er ſeine Meinung mit der Hartnäckigkeit verfocht, die Männern ſeiner Art eigen iſt, weil ſie aus der Energie und Tiefe entſpringt, mit welchen ihr Geiſt in die Wahrheit einzudringen ſtrebt.

Bald indeß entſtanden äußerſt heftige Streitigkeiten unter den Reformirten in der Schweiz. Die Genfer wichen von den Bernern in einigen äußeren Kirchengebräuchen ab; eine zu Lauſanne gehaltene Synode ſprach für die Berner, und nun wollte der Genfer Rath, daß ihre Kirche ſich nach denſelben Einrichtungen fügte. Calvin, Farel und noch ein dritter Prediger, Corauld, widerſetzten ſich aber dieſen Beſchlüſſen, und gingen ſogar ſo weit zu erklären, daß ſie in einer ſolchen Stadt das Abendmahl des Herrn nicht austheilen könnten. Da ſie ſich nun ohnehin in dem damals äußerſt genußſüchtigen und üppigen Genf durch ihre Sittenſtrenge viele Feinde gemacht hatten: ſo wurden ſie verurtheilt, die Stadt zu verlaſſen (1538). Calvin begab ſich nach Baſel und von da nach Straßburg, deſſen Rath ihn zum Prediger der dortigen Franzöſiſchen Gemeinde ernannte und aufforderte, an der Univerſität theologiſche Vorleſungen zu halten. So wirkte er auch hier thätig für Erkenntniß des Chriſtenthums und eine ſtrengere Kirchenzucht, und erwarb ſich eine Achtung, die faſt an Furcht gränzte. Er wohnte von da aus den Religionsgeſprächen zu Worms und Regensburg bei, und kam dadurch mit Melanchthon in nahe Verbindung.

In Straßburg dachte auch Calvin darauf, ſich zu verheirathen. Ein Freund ſchlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bure, vor. Charakteriſtiſch iſt, was er demſelben zur Antwort ſchrieb: „Ich gehöre nicht zu dem Haufen verliebter Thoren, die auch das Laſter küſſen können, wenn es nur ſchön iſt. Schamhaftigkeit, Sanftmuth, Sparſamkeit, Geduld, Sorge für meine Geſundheit, das iſt die Schönheit, die mich reizen kann. Glaubſt Du mir dies von dieſer Perſon verſichern zu können, gut, ſo will ich drein willigen. Wo nicht, ſo mag es ja unterbleiben.“ Er fand, was er gewünſcht hatte, und führte mit ihr — jedoch nur neun Jahre lang — eine glückliche Ehe, in welcher er einen Sohn zeugte, der ebenfalls bald ſtarb.

Unterdeſſen hatte ſich in Genf Vieles verändert. Die Calviniſche Partei hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk ſehnte ſich ungeſtüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward Calvin erſucht, wieder zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen laſſen; bis er ſich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerſchaft losmachte, und im September 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man empfing ihn wie im Triumph, Jeder mißbilligte ſeine Verbannung und wollte ſich von dem Antheil daran losſagen, ſo daß Calvin im Scherze an einen Freund ſchrieb: „Wenn ich den Verſicherungen der Genfer glauben ſoll, ſo hat Keiner um meine Verweiſung gewußt, ſo müſſen mich die Häuſer, und nicht die Menſchen dieſer Stadt vertrieben haben.“

Von dieſer Zeit an behielt Calvin den größten und entſchiedenſten Einfluß auf Genf's Kirchen- und Staatsregierung. Wie er in Bezug auf die letztere die gemäßigte Demokratie, d. h. diejenige, wo die Regierung in den Händen eines von den Bürgern zu wählenden Ausſchuſſes ihrer vorzüglichſten Glieder iſt, für die beſte Verfaſſung hielt: ſo richtete er ſie auch in der Kirche ein. Die geſammte Gemeinde wählte Vorſteher oder Aelteſte, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und zu leiten; daher dieſe von Calvin der reformirten Kirche gegebene Verfaſſung die Presbyterialverfaſſung genannt wird. Außerdem beſtand in Genf ein aus zwölf weltlichen und ſechs geiſtlichen Mitgliedern zuſammengeſetztes Conſiſtorium, deſſen Präſident faſt immer Calvin war. Dieſe Behörde war ein Sittengericht; denn Verbeſſerung der Sitten, nicht bloß der Geiſtlichen, ſondern des ganzen Volkes, war für Calvin eines der weſentlichſten Stücke der Reformation. Seine Grundſätze hierüber waren ungemein ſtreng; ſein moraliſches Gefühl ward ſchon dadurch empört, daß Jemand Zinſen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er ſie ſelbſt gekauft hatte, wenn ſie nicht von ihm verbeſſert worden war. Er entwarf kirchliche Geſetze, nach denen jede Unſittlichkeit, die vor dem Conſiſtorium angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde; die höchſte Strafe war der Bann, worunter die Ausſchließung vom Abendmahl auf eine beſtimmte Zeit verſtanden wurde. Jährlich veranſtalteten die Prediger förmliche Unterſuchungen über die Lebensweiſe der Familien in ihren Häuſern, ob ſie mit ihren Nachbarn in Frieden lebten, nüchtern ſeien, und nicht läſſig im Kirchenbeſuch. Es gab eine Partei in Genf, die der Libertinen genannt, welche in dieſen Anſtalten und Beſchränkungen ein unerträgliches Joch ſah, und dem Reformator auch darum entgegenarbeitete, weil er aus kirch-

lichen und religiösen Rücksichten Maßregeln empfahl und durchsetzte, die sie für empfindliche Verletzungen ihrer politischen Rechte halten mußten. Dahin gehörte besonders die Aufnahme vieler flüchtigen französischen Protestanten in das Bürgerrecht und den Rath von Genf*).

Was aber die Abneigung, die Calvin's Strenge ihm bei Vielen zuzog, auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Calvin war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Anderen haben will, sondern den man von mir haben soll." Ja, als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun werde. Und doch belief sich sein Gehalt nur auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwei Tonnen Weins und freie Wohnung. Ja er gab sogar einmal bei einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe," schreibt er einmal, „nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können; und wenn das so fortgeht, so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht."

In seinem Eifer für Sittenreinheit galt ihm kein Ansehn der Person. Ami Perrin, Senator und Generalcapitain, ein Haupt der Libertinenpartei, stand in dem Rufe der Unsittlichkeit. Einst erschien er als Pathe bei einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl der Täuflinge würden sorgen wollen. Trotz des dadurch entstandenen Aufsehens setzte Calvin seinen Willen standhaft durch; und da sich Perrin bei dieser Gelegenheit persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe auch von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal war ein Gerichtsschreiber, Namens Bertelier, der gleichfalls zu den angesehensten Gliedern der Libertinenpartei gehörte, wegen Ausschweifungen angeklagt, und deswegen in den Bann gethan worden. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach

*) Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich, S. 19.

einem halben Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Vergebens stellte Calvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sei; der Rath wollte bei der Gelegenheit einmal durchgreifen, um sein Ansehen über den kirchlichen Vorstand zu behaupten. Aber Calvin ließ sich einen solchen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit keineswegs gefallen. An dem Sonntage, wo Bertelier das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine kraftvolle Predigt gegen die Verächter der Sacramente, und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll!" Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Bertelier's Freunde riethen ihm selber, fortzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern nöthigte den Rath zu dem Versprechen, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Gericht gehörten.

So handelte Calvin seiner innigen Ueberzeugung gemäß, daß den Dienern des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht gelten dürfe, wo es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Schlimmen zu wehren. „Wenn wir Alle," schreibt er einmal darüber, „unsere Meinung verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren, die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten, was Er that; aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen."

Schon war Genf dergestalt die „Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie" geworden, als sich ein ganz anders Gesinnter, Michael Servetus (Servede), in sie hineinwagte. Dieser, ein Spanier und sehr lebhafter Kopf, ebenfalls 1509 geboren, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung über die auch ihm früh verdächtig gemachte herrschende Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, die Schriften der Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde behielten theologische Untersuchungen ein großes Interesse

für ihn. Eine Stelle als Schreiber bei dem Beichtvater Kaiser Karl's V. gab ihm zugleich einen hellen Blick in die menschlichen Verhältnisse. Späterhin zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen; dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der französischen Aerzte mit scharfer Feder an. Mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern und neue, eigene Ideen hinzuzuthun. In der Theologie hatte er sich ein System gebildet, worin er besonders die Lehre von der Gottheit Christi, so wie sie von der Kirche allgemein angenommen und auch von den Reformatoren nicht angefochten ward, offen bestritt; daher wird er auch zu den Antitrinitariern gerechnet, obwohl er im Grunde die Trinität und die Gottheit Christi nicht aufhob, sondern nur abweichend von der herrschenden Vorstellung deutete.

Seine Streitlust verwickelte ihn in mancherlei Händel, und brachte ihn endlich dahin, Paris zu verlassen. Er ging auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er die Arzneikunst ausübte und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter anderen auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser konnte sich unmöglich mit einem Manne verständigen, der in einer der wichtigsten Grundlehren bei einer abweichenden Meinung verharrte; und so legte der Briefwechsel nur den Grund zu einer heftigen Erbitterung zwischen Beiden.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als dem Christenthum die Gestalt zu geben, die es nach seiner Meinung ursprünglich gehabt hatte. Seinen Angriff auf die herrschende Lehre von der Dreieinigkeit hatte er schon 1531 (in seinem zweiundzwanzigsten Jahre) unter dem Titel De trinitatis erroribus herausgegeben, und sich dadurch bei den Protestanten wie bei den Katholiken so verhaßt gemacht, daß er sich auf den Titeln späterer Bücher einen andern Namen gab. Nachher hatte er sich zur Ausführung jenes Planes lange und anhaltend mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art verbreitet werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1553 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums," heimlich druckte. Servet war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sei; es erfolgte eine Untersuchung wider ihn, und

er wurde ins Gefängniß geworfen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die gemachte Entdeckung durch die Briefe Servet's, welche er in Händen hatte, zu bestätigen; ob auch die Anklage desselben, wie Einige behaupten, durch ihn angestiftet sei, ist zweifelhaft. Indeß entsprang Servet noch aus dem Gefängnisse, und irrte, indem er Neapel zu erreichen suchte, an verschiedenen Orten umher. So kam er auch durch Genf. Hier hielt er sich einige Wochen verborgen, bis er eine Gelegenheit zum weitern Fortkommen erhalten würde. Aber als er eben im Begriff war, wieder abzureisen, ließ ihn die Obrigkeit, auf Calvin's Antrieb, ins Gefängniß bringen. Was Calvin zu diesem Verfahren bewog, giebt er selbst an. „Ich gestehe frei," schreibt er, „es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter; überall quellen neue Irrthümer hervor; und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen sein, seines Namens Ehre zu befördern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen." — Calvin hatte die feste Ueberzeugung, daß von der Erkenntniß dieser „Wahrheiten" das Heil der Seele abhinge; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; als aber Alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtigt anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch, und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sei. Gerade so urtheilte auch Theodor Beza, einer der größten reformirten Theologen, Calvin's Freund und Biograph, über den Verfolgten. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe. Ueberhaupt wurden die Ansichten Servet's, die „in die Meinungsgegensätze der spätern Zeit weit hinübergreifen," damals von allen schweizerischen, deutschen und englischen Theologen einmüthig, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit, verworfen. „Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß sich Grenzen zu setzen, damit man sehe, wo sie aufhört; sie selbst will es wissen"*).

Calvin war bei allen Verhören gegenwärtig, um den Gegner von seinen Irrthümern zu überzeugen; was aber nur zu hitzigen und erbit-

*) Ranke, a. a. O. S. 179 fg.

terten Wortkämpfen führte. Denn Servet, scheint es, war von trügerischen Siegeshoffnungen erfüllt; „der geistvolle Mann, sagt Ranke, ließ sich so weit bringen, den Kampf mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja sogar dessen Besitzthümer für sich zu seiner Entschädigung zu fordern.“ Nachdem schließlich das Gutachten der übrigen reformirten Kirchen in der Schweiz über Servet's irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurtheilte ihn der Rath zu Genf wegen seiner Ketzereien, besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Calvin und seine Amtsgenossen, welche die Strenge und die Todesstrafe heraufbeschworen hatten, bemühten sich jetzt vergebens, eine Milderung der grausamen Todesart zu bewirken. Servet wollte es mit Recht zuerst gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt gegen einen Andersdenkenden mit so abscheulichem Fanatismus verfahren könne; und als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich nochmals auf die Gerechtigkeit seiner Sache; endlich aber ließ er sich sogar herbei, um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen; doch alles umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und bat ihn beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihung, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu Denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode; aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest! Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich.“

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urtheils gethan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln; ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, und meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sei auch die Art desselben, welche sie wolle.“ Alles blieb vergebens; er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man überdies unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend

auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. October 1553).

Calvin betrieb Servet's Hinrichtung ohne Zweifel aus an sich reinen Absichten; aber der schwere Vorwurf bleibt auf ihm lasten, daß er hier die reformirte Kirche selbst nach dem traurigen Wahne handeln ließ, welcher angebliche Irrlehrer mit Feuer und Schwert bekämpfen zu müssen glaubte. Auch waren nicht wenige Reformirte mit diesem Verfahren unzufrieden; sie besorgten mit Recht, die Katholiken würden nun behaupten, daß sie bei ihren Verfolgungen der Protestanten nur deren eigene Grundsätze wider sie geltend machten. Luther hatte über diesen Punkt trotz seiner Unduldsamkeit menschlicher gedacht; es sei genug, sagte er, wenn falsche Lehrer von der Obrigkeit des Landes verwiesen würden. Ueber Servet war man indeß wegen seiner Schmähungen gegen die Lehren der Reformatoren so aufgebracht, daß selbst der sonst so milde Melanchthon, von dem Wahne angesteckt, an Calvin schrieb: er trete seinem Urtheile über Servet völlig bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer habe hinrichten lassen. Er bedachte nicht, daß Servet die Reformatoren weit weniger geschmäht, wie diese den Papst; daß seine eigenen Ansichten, z. B. über die Messe, in den Augen der Katholiken ebenfalls als Gotteslästerung galten; daß dergestalt auch über ihn der Stab gebrochen werden durfte; und daß in Wahrheit nichts gotteslästerlicher ist, als eben die religiöse Verfolgungssucht selbst. Als Entschuldigung für Calvin, wie für Melanchthon, hat man wohl angeführt, daß die Reformatoren neue Spaltungen durch neue Meinungen nicht minder fürchten mußten, wie Siege des Papstthums. Zur Entschuldigung, soweit sie möglich, gereicht indeß allein die Thatsache, daß nun einmal in der Geschichte der Menschheit Wahn und Wahrheit unzertrennliche Gefährten sind. Doch nur der Wahn als solcher findet damit eine Entschuldigung, nicht jegliches Mittel oder jeglicher Akt seiner Bethätigung. Und ebenso wenig vermag die Wahrheit, auch wenn sie die zweifelloseste wäre, alle Thaten in ihrem Dienste zu rechtfertigen, selbst wenn es Unthaten sind; denn der Zweck heiligt eben nicht die Mittel. Verdammt die Geschichte mit Recht die fanatischen Hinrich-

tungen unter Philipp II. und anderen katholiſchen Herrſchern: ſo muß ſie auch mit gleichem Nachdruck die Verbrennung Servet's verdammen, und darf dabei weder das Thun Calvin's noch das Urtheil Melanchthon's beſchönigen wollen.

Calvin's Ruf hatte eine Menge Studirender nach Genf gelockt; viele Religionslehrer der reformirten Kirche waren ſchon von ihm gebildet worden. Im Jahre 1558 brachte er es dahin, daß ein Gymnaſium errichtet wurde, aus dem bald eine Univerſität hervorging. Beza erhielt das Rectorat, er ſelbſt blieb Profeſſor der Theologie. Auch in der Folge lehrten hier Männer, die zu den Zierden der Gelehrſamkeit gehören. Am wichtigſten aber wurde dieſe Univerſität für die reformirte Kirche; denn von ihr gingen kühne und geiſtvolle Prediger aus, die ſie in anderen Ländern verbreiteten; und wiederum kamen wißbegierige Jünglinge aus der Ferne nach Genf, um hier an der Quelle zu ſchöpfen. Auch hatte Calvin ſchon 1549 eine Uebereinkunft mit den Zürcher Theologen zu Stande gebracht, welcher zufolge ſeine und Zwingli's Anhänger ſich ſo weit vereinigten, daß ſie keine getrennte Kirchen bildeten. Daher verſtand man in der Folge beide als zuſammengehörig, unter dem Namen der Reformirten, die den Lutheranern gegenüber den zweiten großen Haupttheil der Proteſtanten ausmachten. So groß war Calvin's Thätigkeit in Genf nach allen Richtungen hin. Aber er ſorgte auch für eine Menge auswärtiger Gemeinden durch ſchriftliche Rathſchläge nicht minder eifrig, wie für die ſeinige, und ſein Briefwechſel erſtreckte ſich durch halb Europa. In dieſer immerwährenden Geſchäftigkeit fand er ſogar das erprobteſte Mittel gegen ſeine immer zunehmende Kränklichkeit, und ſelbſt als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er ſtarb am 27. Mai 1564 im fünfundfunfzigſten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmſten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von ſeinen Mitbürgern betrauert, als achtzehn Jahre vorher Luther von den ſeinigen.

---

2. Heinrich II.

(1547 — 1559.)

Die Geſchichte des franzöſiſchen Reichs in dieſer Zeit iſt nichts Anderes und Beſſeres als die Geſchichte der Hof-Factionen, welche her-

vortraten, seitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beste Reiter in seinem Königreiche war, die Regierung aber so wenig verstand und zu übernehmen Lust hatte, daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten*). An solchen fehlte es natürlich nicht, und die Königin, Katharina von Medici, eine ränkevolle Italienerin, war herrschsüchtig genug, um selbst nach der Lenkung der Staatsangelegenheiten zu streben. Aber sie konnte diese Begierde erst unter der Regierung ihrer Söhne befriedigen; denn das Vertrauen ihres Gemahls besaß ein anderes nicht minder schlaues Weib, Heinrich's Geliebte Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, eine Schönheit seltener Art, die, fast zwanzig Jahre älter als der König, doch denselben bis an sein Ende wie in einer beständigen Bezauberung erhielt.

Heinrich II. veränderte bei seinem Regierungsantritte nicht nur viele von den Einrichtungen seines Vaters, setzte dessen erste Staatsdiener ab u. s. w., sondern befolgte auch keinen von den Rathschlägen, die ihm derselbe noch auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Unter diesen war einer der besten der gewesen, die Guisen nicht zu mächtig werden zu lassen. Claudius, Herzog von Guise, der Stammvater dieses Hauses, war ein nachgeborner Sohn jenes Herzogs Renatus von Lothringen, gegen den Karl der Kühne gekämpft hatte. Zwei seiner Söhne haben auf Frankreich's Schicksal den entschiedensten Einfluß gehabt: der älteste, Franz, nach dem Tode des Vaters Herzog von Guise; und der zweite, Karl, Erzbischof von Rheims und Cardinal, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt. König Franz I. hatte ganz recht gesehen, daß in diesen Brüdern ein Ehrgeiz lodere, dessen Flamme man nicht sorgfältig genug unterdrücken könne, wenn nicht das königliche Haus selbst darüber in Gefahr kommen sollte. Beide besaßen Talente zum Herrschen, der ältere als Feldherr, der jüngere als Staatsmann; und beide wußten sich der Königin und der Alles geltenden Buhlerin so nothwendig zu machen, daß sie die nächsten am Throne waren. Auch der Connetable von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, erhielt eine vorzügliche Stelle im Vertrauen des neuen Herrschers. Die Verwaltung und besonders die der Finanzen war elend; man machte Anleihen zu hohen Zinsen, trieb den Aemterverkauf immer weiter, und befand sich doch fortwährend in Geldnoth; denn durch „unsinnige und skandalöse

*) Non tam ut regeret, quam ut regeretur, natus videbatur, et pauca ex se, omnia fere ex intimorum familiarium sensu gerebat. Belcarius, Rer. Gallic. Commentar. XXV. p. 793.

Ausgaben und Geschenke" wuchs unter diesem wie unter den folgenden Herrschern die Verschleuderung ins Unglaubliche*).

Wie begierig sich Heinrich in die Händel mischte, welche zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen ausbrachen, um dem deutschen Reiche treffliche Städte zu entreißen; wie dieser Krieg unter Karl V. nur durch einen Waffenstillstand beendet und unter Philipp II. wieder aufgenommen wurde, ist in früheren Abschnitten erzählt. In dem erneuerten Kampfe entriß der Herzog von Guise den Engländern, deren Königin Maria als Verbündete ihres Gemahls Philipp daran Theil nahm, Calais, nachdem sie es zweihundertundzehn Jahre besessen hatten. Dem Frieden von Cateau Cambresis zufolge sollte England die Stadt nach acht Jahren wieder erhalten, was indeß nie geschehen ist. Mit diesem Frieden schlossen für eine geraume Zeit die durch Spanien's und Frankreich's Eifersucht angefachten Kriege; sie hatten unnützerweise viel Menschenblut gekostet, und sehr viel Geld, das ungleich besser hätte verwendet werden können. Bei der unüberlegten Verschwendung des Königs war der Mangel an dem letztern einmal (1552) so groß gewesen, daß der Hof, um die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Karl V. bestreiten zu können, sein ganzes Silbergeschirr in die Münze schicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, dasselbe zu thun.

Der Protestantismus fand indeß in Frankreich immer mehr Anhänger. Früher hatte es ihnen an Zusammenhang und völliger Uebereinstimmung in Lehre und Kirchenzucht gefehlt. Nun wurde das System ihres Landsmanns Calvin der Vereinigungspunkt für sie, seine Einrichtung der reformirten Kirche in Genf ihr Vorbild. Während Heinrich II. den Protestanten in Deutschland Hülfe sandte, verfolgte er, wie sein Vater, die französischen mit der größten Grausamkeit. Zu den Urhebern dieser Verfolgungen gehörten vor Allen die Guisen, und Diana von Poitiers, die den Ketzern besonders abhold war. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauspiel gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Procession in der Kathedrale begab sich der Hof auf den Greveplatz, und sah hier eine Art der Hinrichtung, die auch schon unter Franz I. vorgekommen war. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks machte

*) Raumer, Briefe aus Paris, Thl. I. S. 274.

einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte.

Doch dies war nur eine vorübergehende Stimmung. Seiner Ueberzeugung nach war die barbarischste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maßregel, und ihr Glaube das abscheulichste Verbrechen. Die Gesetze gegen sie wurden immer mehr geschärft; ein zu Chateaubriand 1551 erlassenes Edict machte es den weltlichen Richtern zur Pflicht, ihnen überall nachzuforschen, um sie zur Strafe zu ziehen. Hierbei fand auch der politische Haß neue Mittel der Befriedigung. Die Guisen, die den tapfern d'Andelot, Generaloberſten des Fußvolks, der sich zur reformirten Kirche bekannte, gern wegschaffen wollten, da er ihnen im Wege stand, stellten dem Könige vor, daß derselbe als Calvinist durch sein Beispiel noch Viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig und gegen diesen d'Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm Lobeserhebungen über seine Verdienste, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böse Gerüchte, in Ansehung der Religion; er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. D'Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit: er sei von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen; auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten; nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sei, welche Verachtung verdiene. Ueber diese Antwort gerieth der sonst sanfte König so in Hitze, daß er aufsprang, einen Teller über die Tafel warf, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigener Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen. D'Andelot wurde verhaftet und seiner Stelle beraubt. Seine Freiheit erhielt er erst wieder, als er zugestand, daß man in seinem Zimmer Messe las. Dies war Alles, wohin man ihn bringen konnte.

König Heinrich II. starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem

Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitternde des Schaftes ihm gerade ins rechte Auge fuhr und bis ins Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod, im Juli 1559.

---

8. Franz II.

(1559—1560.)

Der Dauphin Franz war sechszehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geist schwach, bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er Andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlin gegeben, die Tochter Königs Jakob's V. von Schottland, die nachmals so berühmt gewordene Maria Stuart. Da diese eine Nichte der Guisen war, so wurde deren Einfluß dadurch noch weit bedeutender. Den Connetable von Montmorency entfernten sie auf höfliche Weise. Dagegen verbanden sie sich mit Katharina von Medici, der königlichen Wittwe, die selbst das größte Interesse dabei hatte, mit den beiden mächtigen Brüdern gut zu stehen, und opferten ihrem Hasse Diana von Poitiers, die ihnen unter der vorigen Regierung eifrig gedient und der sie dafür geschmeichelt hatten. Sie mußte sich jetzt vom Hofe entfernen. So wurde denn der Herzog Franz von Guise sogleich zum obersten Befehlshaber über die Heere, und der Cardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt.

Aber je größer der Einfluß der Guisen zu werden schien, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine andere Familie aufgeregt, die wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, das von einem nachgebornen Sohne Ludwig's des Heiligen abstammte, und jetzt das einzige, den Söhnen Heinrich's II. in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen: Anton, durch seine Gemahlin Johanna d'Albret, König von Navarra; Karl, Cardinal und Erzbischof von Rouen; und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr jüngster Bruder, Prinz Ludwig von Condé, nicht gewesen wäre. Die Guisen fürchteten ihn und hatten Ur-

ſache dazu; denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein guter Soldat. Um ſicherer zu gehen, ſuchte er noch andere tüchtige Männer an ſich zu ziehen, die, wie er, Urſache hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu ſein. Zu dieſen gehörten beſonders der geiſtvolle und tapfere Admiral Coligny, aus dem Hauſe Chatillon; deſſen Bruder, der ſchon erwähnte d'Andelot; und der alte verdiente Connetable von Montmorency, der nun gleichfalls ſeit der neuen Herrſchaft kränkend zurückgeſetzt worden war.

Die Häupter der Bourboniſchen Partei hielten zu Verdun eine Zuſammenkunft, und berathſchlagten, was zu thun ſei. Darin kamen Alle überein, daß der Platz, den die Guiſen ſo unrechtmäßig einnahmen, ihnen entriſſen werden müſſe. Nur war man nicht einig, ob dies mit Gewalt und durch die Waffen oder durch Unterhandlungen mit dem Hofe geſchehen ſolle. Coligny rieth zur Mäßigung, und meinte, man müſſe die Königin Mutter zu gewinnen ſuchen. In dieſer Abſicht ward nun wirklich der König Anton von Navarra nach St. Germain en Laye abgeſchickt, wo der Hof ſich damals aufhielt. Er ward aber daſelbſt ſo kalt empfangen, daß man ihm nicht einmal eine Wohnung im Schloſſe anbot; er mußte ſich von dem Marſchall von St. André einen Theil der ſeinigen abtreten laſſen. Den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiſein der Guiſen ſprechen, und die Königin Mutter wußte ihm Furcht vor gewagteren Schritten einzuflößen. Dieſe neue Beleidigung erbitterte den Prinzen von Condé noch mehr. Coligny machte den Vorſchlag, ſich mit den Proteſtanten zu verbinden, und die Sache der Religion mit dem Staatsvortheil der Bourbons zu vereinigen. Dies fand Beifall. Die Reformirten waren ein unverächtlicher Beiſtand; denn trotz der Verbote und Hinrichtungen vermehrte ſich ihre Zahl ſo ſehr, daß ſie im Jahre 1562 in Frankreich 2150 Kirchen bildeten. Um ſo heftiger entbrannte der Verfolgungseifer gegen ſie. Man ſtellte dem ſchwachen Könige vor: er könne den letzten Willen ſeines Vaters gar nicht beſſer erfüllen, als wenn er dieſe Ketzer rein ausrotte. So erſchien denn (14. Nov. 1559) ein Edict, in welchem den Reformirten ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen bei Lebensſtrafe unterſagt wurden. Die dazu benutzten Gebäude ſollten niedergeriſſen und nie wieder aufgebaut werden. Bei jedem Parlament wurde eine beſondere Kammer eingerichtet, die ſich bloß mit der Aufſuchung und Beſtrafung der Proteſtanten beſchäftigte. Man nannte dieſe Kammern Feuerkammern (chambres ardentes), weil ſie die jenem königlichen Befehl Ungehorſamen ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdamm-

ten. Ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi warb ganze Banden von Kundschaftern, die nach ihm Mouchards genannt wurden. Diese durchsuchten die abgelegensten Oerter, und sagten, um den Haß des Volkes zu entflammen, die schändlichsten Dinge von den Reformirten aus*), die dann einen schmählichen Tod leiden mußten. Unter den Schlachtopfern dieser Zeit verdient der Parlamentsrath Annas du Bourg genannt zu werden, einer der redlichsten Männer, der seines Glaubens wegen, den er muthig bekannte, am 23. December auf dem Blutgerüste enden mußte.

Seitdem stieg die Erbitterung der Hugenotten, wie man jetzt die Reformirten zu nennen anfing, ungemein**). Es wurden Schriften ausgestreut, in welchen die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, Alle für Einen zu stehen. Zunächst trat ein Edelmann aus Perigord, La Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, an die Spitze einer Verschwörung, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und den König zu nöthigen, künftig den Rathschlägen der Bourbons zu folgen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht, aber ein in das Geheimniß gezogener Parlamentsadvocat verrieth es der Königin Mutter und dem Herzoge von Guise, und eben als La Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maßregeln zur Abwehrung eines Ueberfalls, benutzte aber zu-

*) Non solum nocturnos conventus haberi, sed etiam in iis promiscuos concubitus extinctis lucernis exerceri aiebant. Thuanus, XXIII. p. 462. A. Ed. 1625.

**) Vgl. oben S. 75. Nach Thuanus, XXIV. p. 494 C., kam dieser Name zuerst in Tours auf. Die Verstümmelung des Wortes Eignots oder Ignots (des Namens der Reformirten in Genf) in Huguenots (für die Reformirten in Frankreich) knüpfte sich nämlich an die dortige Sage vom König Hugo's nächtlicher wilder Jagd; und der Ausdruck sollte nunmehr spöttisch Nachtgespenster, Hugo's nächtliche Bande bezeichnen, da die Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts abzuhalten pflegten, und gleichsam im Dunkeln umher spukten. Den von den Katholiken aufgebrachten Spottnamen deuteten ihrerseits die Protestanten um in „Vertheidiger Hugo's", d. i. der Capetinger gegen die Anmaßer, gegen die Guisen oder Lothringer.

gleich die Gelegenheit, sich mit einer großen Macht bekleiden zu lassen. Er stellte dem bestürzten Könige absichtlich die Verschwörung bedeutender vor, als sie war, und brachte ihn so dahin, daß er ihn zum Generalstatthalter des Reichs ernannte. Die Königin Mutter, obwohl sie es nicht wünschte, gab es doch zu, da sie keine andere Rettung gegen das Unternehmen der Verschwornen sah.

Diese, die nicht ahnten, daß ihr Vorhaben entdeckt war, rückten auf Amboise los. Ihr Plan hatte darin bestanden, daß eine Anzahl von ihnen unbewaffnet zu dem König gehen und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nachdem sie, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort erhalten haben würden, sollten sie sich zurückziehen, und dann die Bewaffneten, die aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und versteckt aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein dieser Plan war nun vereitelt. Jene Unbewaffneten wurden ergriffen, gefoltert und hingerichtet; dann überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Haufen, schlugen und zerstreuten sie. Der kühne La Renaudie fiel in einem solchen Gefechte (18. März 1560). Die meisten Gefangenen wurden gerädert, ersäuft oder gehängt.

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die Bourbonische Partei an dieser so vollkommen gescheiterten Unternehmung gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt gegen sie zu brauchen, schien nicht zweckmäßig; auch waren, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, alle übrige bedeutende Glieder dieser Partei entfernt. Um sich von den wider ihn vorgebrachten Anklagen zu reinigen, erbot sich der Prinz zu einem Zweikampfe, und als dies keine Folge hatte, ging er auf seine Güter. Indeß wurde eine Versammlung der ausgezeichnetsten Männer des Reiches (Notablen) nach Fontainebleau ausgeschrieben. Es hieß, der Hof wolle ihre Meinung über die Heilung der mancherlei Gebrechen, an denen der Staat leide, vernehmen. Daß die Guisen sich dieser Versammlung bedienen wollten, alle ihre Feinde in einer Schlinge zu fangen, ist sehr unwahrscheinlich, und vielmehr glaublich, daß sie ihre Verwaltung von derselben gebilligt und gutgeheißen sehen wollten*). Aber der Prinz von Condé fürchtete schlimmere Absichten, und kam nicht; auch der König von Navarra war nicht zugegen. Dagegen erschien der Admiral Coligny aus der Normandie, übergab eine Bittschrift der dortigen Hugenotten, welche

*) Sismondi, Histoire des Français, T. XVIII. p. 169. Martin, Hist. de France (4. éd.), T. IX. p. 49 ff. (vgl. p. 24). Ranke, Französische Geschichte. Bd. V. S. 214 ff.

freie Religionsübung forderte, und setzte hinzu, daß in dieser Provinz allein mehr als funfzigtausend Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben (23. August 1560). Zwar erreichte er dadurch weder seine Absicht, bei dem Herzog von Guise Besorgnisse zu erregen, noch bewirkte er mildere Gesinnungen für die Reformirten. Indeß wurde doch der Beschluß gefaßt, im Januar des folgenden Jahres ein Nationalconcil, und schon im December des laufenden die Reichsstände zu versammeln. Für die Berufung der letzteren hatte sich schon 1559 die geheime Presse erhoben; jetzt war sie von Männern wie der Bischof von Valence und der Erzbischof von Vienne laut und öffentlich verlangt worden, weil eine ständische Verfassung für Frankreich „unentbehrlich" sei, und weil „ohne ständische Bewilligung der Auflagen" die Zahlung derselben leicht vom Volke verweigert werden dürfte. So hatten denn auch, trotz der Stimmen, welche die Aufrechthaltung der absolutistischen Grundsätze Franz I. empfahlen, die Guisen der Forderung sich gefügt; jedoch nicht ohne Hintergedanken. Sie wollten die Versammlung der Reichsstände, die nach Orleans berufen ward, benutzen, um einen Hauptstreich gegen die Bourbons auszuführen; zumal da man Briefe aufgefangen hatte, durch welche sowohl die Pläne dieser Partei gegen die Guisen, als ein Entwurf Condé's, sich Lyons zu bemächtigen, verrathen worden waren. Ueberdies soll es Absicht gewesen sein, einen feierlichen Verdammungs- und Vernichtungsbeschluß gegen die Protestanten hervorzurufen. Die Bourbons trugen in der That anfangs Bedenken, nach Orleans zu kommen; aber der Hof, dessen Anschläge durch dieses Ausbleiben vereitelt worden wären, wandte Alles an, sie dazu zu bewegen. Auf einer Versammlung der Stände, hieß es, könnten die nächsten Prinzen des königlichen Hauses unmöglich fehlen, ohne sich ihre Rechte zu vergeben. Dazu kamen die Versicherungen des gutmüthigen und leichtgläubigen Cardinals von Bourbon von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter, durch die sich zuerst der König von Navarra überreden ließ, dann auch der Prinz von Condé, der den Rest seines Mißtrauens durch die Voraussetzung beschwichtigte, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. So begaben sich denn die Prinzen nach Orleans; auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam später hin. Schon bei ihrer Ankunft aber (29. October 1560) wurden die Prinzen nicht wenig überrascht, als sie die Stadt voll von kriegerischen Zurüstungen fanden; und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige Franz sah sich der Prinz von Condé plötzlich verhaftet.

Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Katharina von Medici wollte für schuldlos gelten und schob Alles auf die Guisen, deren Herrschsucht und Willkür ihr in der That nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als das Streben der Bourbons und der Reformirten wider den Hof.

Das Rechtsverfahren gegen Condé wurde indeß so eingeleitet, daß eine besondere Commission bestellt ward, ihn zu richten, obgleich der Prinz nachdrücklich widersprach und behauptete, er könne nur von den Pairs mit Zuziehung des Parlaments von Paris gerichtet werden. Dennoch sprach die Commission über ihn als einen Majestätsverbrecher das Todesurtheil aus. Die Guisen, die das Urtheil herbeigeführt und versichert hatten, daß man mit diesem Einen Streiche den Ketzern und Rebellen das Haupt abschlagen werde, wollten nun auch noch gern den König von Navarra, dem man indeß nichts so Strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schicksal verwickeln: als unerwartet der Tod des erst achtzehnjährigen Königs (5. Dec. 1560) der ganzen Lage der Dinge noch kurz vor Eröffnung der Reichsstände eine andere Wendung gab. Die Königin Mutter und die Guisen waren so bestürzt, daß sie nicht einmal für ein ordentliches Leichenbegängniß sorgten. Nur zwei Hofleute und der blinde Bischof von Senlis begleiteten den Leichnam nach St. Denis, dem Begräbnißort der Könige; und so wenig man auch den Verstorbenen geachtet hatte, so übel deutete man doch den Guisen diese unanständige Vernachlässigung.

Franz II. hinterließ keine Kinder; sein nächster Bruder Karl, der Thronfolger, war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung der herrschenden Spannungen war nicht zu denken; die Minderjährigkeit des Königs rief alle Ansprüche in verstärktem Maße zum Kampfe auf.

---

4. Karl IX.

(Reg. 1560—1574.)

Die Guisen hatten bei der Königin Mutter vergeblich darauf gedrungen, in der Verwirrung, die des vorigen Königs Erkrankung herbeiführte, den Prinzen Condé hinrichten zu lassen; Katharina hielt es für rathsam, die ohnehin schon so große Macht der Guisen nicht noch höher steigen zu lassen, damit sie ihr am Ende nicht selbst unterliege; sie

suchte daher dem Prinzen das Leben zu erhalten, um sich seiner als ein Gegengewicht bedienen zu können, und dergestalt in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien die Zügel der Regierung desto sicherer selbst zu führen. Nur war es eine schwere Aufgabe, die Bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freundschaft sie doch nicht aufgeben durfte. Indeß gelang es ihr, nachdem der Cardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König von Navarra, dem als erstem Prinzen von Geblüt gesetzlich die erste Rolle in der Führung der Geschäfte zustand, verlangte zwar Entfernung der Guisen und Gestattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten; aber Katharina brachte es dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach Beides erfüllen, obschon es ihr damit keineswegs Ernst war, weil sie sonst ihren eignen Zwecken entgegengewirkt, und die Bourbons zu mächtig gemacht haben würde.

Noch eine andere bedeutende Persönlichkeit trat jetzt mehr in den Vordergrund: der treffliche und mild gesinnte Kanzler Michel de l'Hospital, ein Mann von ebenso großer Gelehrsamkeit als Klugheit und Würde, der von Katharina zur Zeit der Verschwörung von Amboise ins Ministerium erhoben worden war. Er hatte eine Stellung über den politischen und kirchlichen Parteien eingenommen, kämpfte mit heldenmüthiger Ausdauer den Freveln und Leidenschaften aller Factionen entgegen, und hatte auch schon manches Uebel, wie die von den Guisen beabsichtigte Einführung der spanischen Inquisition, von Frankreich abgewandt. Sein patriotisches Hauptziel, dem er im Stillen nachrang, und das er nunmehr immer offener zu verfolgen begann, war die Herstellung des Friedens zwischen den beiden Religionsparteien *).

Gleich bei Eröffnung der Reichsstände am 13. December sprach l'Hospital im gemäßigten, versöhnlichen Sinne, konnte aber damit die Leidenschaftlichen auf beiden Seiten nicht befriedigen; man wollte weder dulden noch bloß geduldet sein, sondern siegen. Es tauchten durchgreifende Reformideen auf. Der dritte Stand forderte eine völlige Umgestaltung der geistlichen Verfassung; namentlich sollten die Pfarrer von der Gemeinde gewählt werden, die Bischöfe von Pfarrern und Laien. Ein großer Theil des Adels verlangte, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes reformirt werde. Zu Entscheidungen kam es noch nicht.

*) Raumer, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 202. Martin, a. a. O. p. 43 ff.

Ein Hauptübel, dessen Abhülfe die Regierung von den Ständen erwartete, war der klägliche Zustand der Finanzen. Man verlangte, daß sie die Schulden abtrügen, die sich auf 43 Millionen Livres beliefen; worauf sie jedoch erklärten, sie seien hierüber nicht mit Vollmachten versehen.

Da zu den Bedingungen der Aussöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Lossprechung des Prinzen von Condé gehörte, so geschah diese, indem das Urtheil vom Parlamente feierlich für nichtig erklärt wurde. Der König von Navarra ward nun dem Abkommen gemäß zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, der Cardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Connetable von Montmorency, der auf den Wunsch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre schlauen Künste ganz für sich gewann; er versprach zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben, und nur dem jungen Könige zu dienen. Condé und der Admiral Coligny erhielten Sitz und Stimme im Conseil. Die Stände wurden, nachdem sie die Regentschaft Katharina's anerkannt, vorläufig entlassen.

Wer konnte aber wohl von jener Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Rache; das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemühten sich um den Connetable von Montmorency; die Bourbonische rechnete auf die Verwandtschaft, die andere auf seine feste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Königin Mutter befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen Artikel drang. Die Guisen fingen schon an, mißtrauisch gegen sie zu werden; sie versteckten aber ihre Leidenschaften hinter dem Eifer für den katholischen Glauben, und nahmen den Schein an, bloß für diesen zu kämpfen. Dadurch lockten sie wirklich den Connetable von Montmorency auf ihre Seite und es entstand ein Bündniß zwischen diesem, dem Herzog Franz von Guise, und dem reichen und tapfern Marschall von St. André, welches man das Triumvirat nannte. Desto lauter glaubte sich jetzt die Gegenpartei erklären zu müssen, und der König Anton überreichte auf Anstiften des Admirals Coligny eine Bittschrift der Protestanten, die dem Staatsrath vorgelegt wurde. Dieser Schritt hatte nach Vernehmung des Pariser Parlamentes ein Edict zur Folge (Juli 1561), worin zwar die Strafe für das Verbrechen der Ketzerei auf Landesverweisung gemildert, aber auch den Reformirten die religiösen Zusammenkünfte untersagt wurden. Doch sollten keine Nachfor-

schungen über das, was im Innern der Häuser vorging, Statt finden. Um den Admiral, der mit diesem Ergebniß sehr unzufrieden war, zu besänftigen, schlug Katharina ein Religionsgespräch vor. Es kam wirklich zu Stande, im September 1561 zu Poissi, in Gegenwart des Hofes und einer glänzenden Versammlung von Großen, weltlichen und geistlichen Standes. Hauptredner von Seiten der Reformirten war der berühmte Beza, Calvin's Amtsgenosse. Durch seine Aeußerung: „daß Christi Leib vom Brot und Wein im Abendmahl so weit entfernt wäre, als der höchste Himmel von der Erde," brachte er die Gegner in den äußersten Zorn. Im Laufe des Gesprächs kam ein päpstlicher Legat, und in seiner Begleitung der Jesuitengeneral Lainez nach Poissi. Der Letztere nannte die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe, und meinte, es sei genug, sie an das Tridentinische Concilium zu verweisen. Er erklärte, daß es Verwegenheit gegen Gott sei, den Ketzern freie Religionsübung zu verstatten, und höchst unvorsichtig, solche Gespräche in Gegenwart von Personen halten zu lassen, die leicht verführt werden könnten. Auf diesen Wink ließ Katharina den jungen König nicht wieder bei der Disputation erscheinen. Nach mehreren Sitzungen wurde die Versammlung aufgehoben, und, wie alle ähnlichen Versuche, blieb auch dieses Religionsgespräch ohne Erfolg, führte keine Versöhnung herbei.

Mittlerweile hatten sich die Stände in der Form von Ausschüssen nach den dreizehn Gouvernements, zur Verringerung der Kosten, aber auf Grund neuer Wahlen, wieder versammelt. Adel und dritter Stand forderten diesmal einmüthig: daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen allein nach der Lehre des Evangeliums durch ein freies Nationalconcil erfolge, worin Niemand stimme, der ein persönliches Interesse dabei habe; daß bis zu dieser Entscheidung keinerlei Verfolgung stattfinde; und daß, wie der dritte Stand hinzufügte, den Neugläubigen in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt oder zu bauen erlaubt würde, damit Jeder selbst sehen und hören könnte, was sie lehrten und thäten. Zugleich forderte man einschneidende Reformen in der Justiz, Verwaltung und Verfassung: alle Richter und Parlamentsräthe sowie die Gouverneurs sollten immer nur auf drei Jahre gewählt und angestellt, die Ständeversammlungen regelmäßig in jedem zweiten Jahre berufen und ohne ihre Bewilligung keine neue Auflage ausgeschrieben werden. Endlich empfahl man sogar, die Geistlichkeit auf eine bestimmte Einnahme von vier Millionen Livres zu beschränken, ihre Güter aber in Masse zu verkaufen und den Erlös zum Nutzen der Krone und des Landes zu ver-

wenden. Der politische Theil dieser Forderungen machte die Vertreter der königlichen Machtvollkommenheit bedenklich; der kirchliche regte den Klerus auf. So kam es zu einem besondern Ablommen zwischen beiden, wonach sich die Geistlichkeit zu einer jährlichen Beisteuer von gegen zwei Millionen auf sechs Jahre verpflichtete, und damit für sich und ihren Besitz des Schutzes der Krone sich versicherte *).

Indeß neigte sich doch, in Folge des entschlossenen Auftretens der Stände, Katharina jetzt mehr auf die Seite der Protestanten; und l'Hospital machte in einer Versammlung des Staatsraths, zu der auch Mitglieder aller Parlamente gezogen wurden, die Grundsätze der Mäßigung von Neuem nachdrücklich geltend. „Wenn der König," sagte er, „sich ganz auf die eine oder die andere Seite stellt, so ist der Bürgerkrieg unausbleiblich. Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, welche Religion die beste, sondern ob Gefahr vorhanden ist, wenn sich die Reformirten versammeln. Nicht von der Anordnung der Religion, sondern von der Erhaltung des Staats ist die Rede." Obschon nun die eifrigen Katholiken heftig widersprachen, kam doch ein am 17. Januar 1562 erlassenes Edict zu Stande, das zwar den Hugenotten die Herausgabe der Kirchen und Kirchengüter befahl, deren sie sich bemächtigt hatten, zugleich aber ihnen förmlich erlaubte, außerhalb der Städte sich zu versammeln und Gottesdienst zu halten. So hatte denn endlich der Protestantismus, freilich bei Weitem nicht alles was er wünschte, aber doch den festen Boden und die gesicherte Existenz gewonnen; in der Freiheit und im Frieden, so hoffte er, werde die Macht der Ueberzeugung bald das Uebrige thun und den Sieg über das Papstthum vollenden. Allein er hoffte zu viel.

Mit Eifer hatten schon lange die Guisen daran gearbeitet, die Verbindung zwischen Katharina und dem Könige von Navarra aufzulösen, indem sie, während jene sich von ihnen abwandte, diesem sich näherten. Mit Hülfe des spanischen Gesandten, der ihr Vertrauter war, da Philipp II. ihre Ansichten und Wünsche theilte, sowie mit Hülfe des schlauen päpstlichen Legaten, des Cardinals von Ferrara, war ihnen ihr Vorhaben endlich in der That gelungen. Die beiden Letzteren hatten den schwachen Fürsten durch die Aussicht gelockt, daß, wenn er die Reformirten nicht mehr begünstigen wolle, Philipp ihm für seine Ansprüche

*) Ranke, a. a. O. S. 230 ff. Martin, a. a. O. S. 89 ff. Ebeling, Sieben Bücher französischer Geschichte, nach gedruckten und handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen. Bd. II. (Tübingen 1860). S. 46 ff.

auf Navarra Sardinien abtreten würde. So ging er denn zum Triumvirate über, und nach der Erſcheinung des Edicts vom Januar erklärte er ſich offen und unzweideutig für die Katholiken. Durch dieſen Wechſel der Stellung wurde wiederum Katharina veranlaßt, ſich näher an Condé und Coligny anzuſchließen. Der Guiſiſchen Partei war daran gelegen, die Spannung zwiſchen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den Haß, der Beide befeuerte, bevor die Hitze ſich abkühle, zum Ausbruch kommen zu laſſen. Dazu gab eine Reiſe, welche der Herzog Franz von Guiſe nach Paris machen wollte, um daſelbſt mit dem Könige von Navarra gemeinſchaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé zu wirken, die Gelegenheit. Auf dem Wege kam er an einem Sonntage (1. März 1562) mit einem zahlreichen Gefolge durch Waſſi, eine kleine Stadt in Champagne, als eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienſt hielten. Einige von ſeinen Leuten, die in die Verſammlung gegangen waren, fingen mit den Hugenotten Händel an und wurden hinausgeworfen; darauf kamen die Uebrigen, fanden die Thüren verrammelt, ſtießen ſie ein und fielen nun mit ihren Waffen über die Verſammelten her, die ſich mit Steinwürfen zu wehren ſuchten. Dem Herzog, der auch herbeigeeilt war, flog ein Stein ins Geſicht, und dies erbitterte ſeine Leute ſo, daß ſie an ſechzig Menſchen, Männer, Weiber und Kinder tödteten, und noch weit mehrere verwundeten, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward Alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerriſſen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor ſich kommen ließ, und ihm einen ſcharfen Verweis gab, daß er dieſe Zuſammenkünfte erlaubt habe, und der Richter ſich auf das Edict vom Januar berief, legte Guiſe zornig die Hand an den Degen, und ſagte: „Dieſer ſoll das verfluchte Edict zerhauen!“ *)

Die heftigen Katholiken jauchzten über die That zu Waſſi, und prieſen den Herzog als den wahren Helden ihres Glaubens. Durch ſolche Huldigungen noch mehr aufgeregt und zuverſichtlicher gemacht, wollte ſich nun Guiſe mit einem Streiche von ſeinen Nebenbuhlern befreien, und die Königin Mutter vom Könige trennen. Am 16. März zog er unter dem Jubel der katholiſchen Bevölkerung an der Spitze von

*) Ebeling (S. 124 ff.) ſucht den Herzog von jeder Abſicht und Schuld zu reinigen; die Beweisführung iſt indeß, zumal im Vergleich mit Darſtellungen wie die von Michelet (Guerres de Religion) und Martin (S. 112 ff.), keineswegs überzeugend; um ſo weniger iſt die ausfallende Polemik gegen Ranke zu billigen, die auch ſonſt das Buch entſtellt (z. B. S. 5 und 15).

2000 Reitern in Paris ein. Katharina erkannte die Gefahr, und floh mit dem jungen Könige nach Fontainebleau; Condé verließ Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kam, eilte Guise mit seinen Verbündeten und einer Schaar bewaffneter Reiter dem Hofe nach; auf seinen Betrieb sagte der König von Navarra Katharinen: er wolle den König nach Paris führen, ihr stelle er frei, ob sie mit gehen wolle oder nicht. Zugleich wurde Befehl zur Abreise nach Melun gegeben; Katharina folgte. Der junge König weinte vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig, als ob er ins Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kam von Melun nach Vincennes, und dann nach Paris. Die Triumvirn machten bekannt, daß Alles geschehen sei für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Der König war in der That vollständig in ihrer Gewalt. Der Connetable von Montmorency ließ jetzt in Paris seinem Hasse gegen die Reformirten freien Lauf; an der Spitze von Soldaten brach er in ihre Versammlungshäuser ein, jagte die Prediger fort, und ließ die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen, eine Heldenthat, die ihm den Spottnamen Hauptmann Bankbrenner zuzog. Katharina aber entschuldigte sich heimlich gegen Condé, und forderte ihn auf, den Muth nicht sinken zu lassen. So wenig sie auch den Protestanten geneigt war, so konnte sie doch nicht wünschen, daß sie erliegen möchten; denn nur wenn beide Parteien einander zu fürchten Ursache hatten, war ihr ein überwiegender Einfluß gesichert.

---

5. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege.

(1562—1570.)

Die glänzenden Vortheile, in deren Besitz sich die Guisen jetzt befanden, hatten sie nur durch ihre Schnelligkeit dem Prinzen von Condé aus den Händen gewunden. Mit dreitausend Reitern war dieser schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sei, nachdem die Sachen so weit gediehen. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ertrinken müssen.“ Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin

ein. In öffentlichen Rechtfertigungsschriften erklärte er, seine Absicht sei bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumwirn zu reißen, und die Verordnungen des Königs, besonders die vom Januar, zur Vollziehung zu bringen. Die Guisen ließen dagegen den König die Erklärung geben, daß er nicht gefangen, sondern frei sei; und um dies anscheinend zu erhärten, sowie auch um die Gegenpartei zu verwirren und zu spalten, ließen sie in schlauer Berechnung die Aufrechterhaltung des Januaredictes verkündigen (11. April); nur Paris mit seiner Bannmeile sollte ausgenommen sein.

Während dieses Schriftwechsels wurde eifrig gerüstet. Beide Parteien warben Truppen, und suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen. Viele derselben kamen in die Hände der Reformirten; für sie erklärte sich fast die ganze Normandie und der beste Theil des französischen Adels. An allen Orten brach alsbald unaufhaltsam der Kampf aus, und die Parteien griffen einander mit jener unmenschlichen Wuth an, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht und in ihnen kaum noch die Menschheit erkennen läßt. Die Protestanten beraubten und schändeten die katholischen Kirchen und die Klöster, zerstörten die Bilder darin, vertrieben und tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken hausten noch weit schlimmer. Die Jahrbücher einzelner französischer Städte sind voll von den abscheulichen Grausamkeiten, die in dieser Periode verübt worden sind. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche barbarisch gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wuth geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die Kinder auf die Erde, oder warf sie den Hunden vor. Zu Castres, erzählt man, schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden Fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinah eben so viele. Zu Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufhängen; ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts, als die schandbarsten Mordgeschichten und teuflische Grausamkeiten. Ueber funfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Triumphe, da außer der Befriedigung rachsüchtiger Wuth noch die Ueberzeugung mitwirkte, daß Alles zur Ehre

Gottes geschehe. Ja das Pariser Parlament erklärte alle Reformirten für vogelfrei, und ermahnte die Katholiken sich zu bewaffnen und über sie herzufallen. Diesen Beschluß lasen die Pfarrer jeden Sonntag in der Kirche ab. Eine königliche Verordnung sprach allen denen, welche zu Orleans die Waffen ergriffen hatten, als Rebellen das Leben ab; nur den Prinzen von Condé nahm man aus, unter dem Vorgeben, er wäre ein Gefangener in den Händen der Aufrührer.

Von beiden Seiten bemühte man sich um fremde Hülfe. Die Guisen ließen in Deutschland und den katholischen Cantonen der Schweiz werben; Philipp II., die Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua schickten ihnen Soldaten. Dagegen erhielt Condé von deutschen protestantischen Fürsten Hülfstruppen, und mit Elisabeth von England schloß er am 20. September einen Vertrag, wonach diese ihn mit Geld und sechstausend Mann unterstützte. Dafür wurde ihr Havre de Grace eingeräumt, welches sie künftig gegen die verheißene aber nicht erfolgte Abtretung von Calais wieder herauszugeben versprach.

Indeß hatten neben dem gegenseitigen regellosen Hinwürgen die geordneten Feindseligkeiten zwischen den Heeren der beiden Parteien begonnen. Nachdem ein Plan Condé's, die Königlichen zu überfallen, mißglückt war, rückten diese, durch schweizerisches Fußvolk und durch deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach auf Orleans los, wandten sich aber dann sogleich auf Blois und Tours, und bemächtigten sich beider Städte. Ebenso nahm der Marschall St. André Poitiers, ohne vielen Widerstand zu finden. Auch Bourges ward von den Königlichen eingenommen, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abschnitten. Nun sollte diese Stadt belagert werden; doch die Königin Katharina, die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, daß man sich zuerst gegen Rouen wenden müsse, in welche Stadt die Engländer eine Verstärkung zu werfen im Begriffe waren. Die Belagerung Rouen's wurde auch mit Ende September wirklich begonnen, und während derselben der König Anton von Navarra so verwundet, daß er nach einigen Wochen (17. November) starb, ungefähr eben so wie er gelebt hatte; denn in seinen Fieberträumen sprach er nur von den Citronenwäldern Sardinien's, die ihm nun bald zufallen sollten. Am 26. October war Rouen, vor Ankunft der erwarteten englischen Truppen, mit Sturm genommen, und acht Tage lang entsetzlich geplündert worden. Dann wurden viele protestantische Bürger und die Prediger hingerichtet. Zur Vergeltung ließ man in Orleans einen geistlichen Parlamentsrath und einen Abt aufhängen.

Condé, durch einen Heerhaufen deutscher Truppen verstärkt, die ihm

d'Andelot zugeführt hatte, wollte jetzt Paris überfallen; allein, da er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, waren ihm die Königlichen zuvorgekommen und hatten sich schon in die Stadt geworfen. Der Admiral rieth nun, lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu ziehen, um dort mit dem englischen Hülfscorps sich zu vereinigen, und erst dann etwas gegen die Königlichen zu wagen. Es geschah; aber bei Dreux wurde das Heer des Prinzen von dem durch spanische Truppen verstärkten katholischen eingeholt, und es kam sofort zur Schlacht (19. December). Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Reiterei schon in die Flucht geschlagen; allein das schweizerische und spanische Fußvolk in dem Heere der Katholiken focht so tapfer, daß Condé dennoch die Schlacht verlor, und sogar selbst gefangen ward. Als man ihn vor den Herzog von Guise brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speiste auch mit ihm an einer Tafel und bot ihm, da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier vorfand, die Theilung desselben an. Und wirklich schliefen die beiden feindlichen Häupter, nach dem heißen Schlachttage, auf dem gleichen Lager friedlich beisammen. Der Marschall St. André war in dem wilden Kampfgewühl getödtet worden, und der Connetable von Montmorency den Hugenotten in die Hände gefallen.

Guise wandte sich nun gegen Orleans, den Hauptort der Hugenotten, der von d'Andelot tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung wurde mit Eifer betrieben, und schon waren die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hoffnungen der Guise'schen Partei niederschlug. Ein junger Calvinischer Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, ein Verwandter von La Renaudie, war von einem so blinden und fieberhaften Religionseifer ergriffen, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sei, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Februar 1563 Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurückritt, und schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte den verbrecherischen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen zu werden; allein durch diese Strafe, die den barbarischen Geist der Zeit bezeichnet, konnten die Empfindungen der katholischen Partei über den Fall ihres ersten Führers nicht gemildert werden. Sie fühlte die ganze Stärke ihres Verlustes, und ließ sich, nun der Mehrzahl ihrer Häupter beraubt, wenn auch widerwillig auf Friedensunterhandlungen ein; diese

empfahlen ſich um ſo mehr, als der Bürgerkrieg nicht nur einen großen Koſtenaufwand forderte, ſondern zugleich die Einkünfte verminderte. Auch wünſchte die Königin ihrerſeits nichts ſo ſehr, als die Engländer wieder vertrieben zu ſehen. Condé und Montmorency aber, die an den Verhandlungen vorzugsweiſe betheiligt wurden, erſehnten das Ende ihrer Gefangenſchaft. So ward denn am 12. März zu Orleans ein Vergleich geſchloſſen, und am 19. zu Amboiſe in der Form eines Edicts bekannt gemacht, wonach allen hohen Lehnbeſitzern auf ihren Gütern die freie Uebung des reformirten Gottesdienſtes für ſich und ihre Unterthanen geſtattet ward, den übrigen Edelleuten nur in ihren Häuſern, den Bürgern nur in einer von der Regierung zu bezeichnenden Stadt in jedem Landgerichtsbezirk, und in allen den Städten, wo er beim Ausbruche der Unruhen bereits Statt gefunden. Paris und ſein Gebiet blieben von dieſer Freiheit ganz ausgenommen. Condé erhielt auch von Katharinen das Verſprechen, an ſeines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden; hierin hielt ſie ihm jedoch nachher nicht Wort, als ſie ihn nicht mehr brauchte. Coligny, der dieſe Wortbrüchigkeit vorausſah, hatte von dem ganzen Vergleiche nichts wiſſen wollen, ſondern vielmehr behauptet: man müſſe nach dem Tode des Herzogs von Guiſe die für die Hugenotten günſtige Lage der Dinge mit den Waffen in der Hand benutzen; aber ſeine Meinung war nicht durchgedrungen. Der Königin Eliſabeth wurde jetzt gegen die Räumung von Havre die Erſtattung der von ihr dem Prinzen Condé vorgeſchoſſenen Summe angeboten; als ſie den Vorſchlag zurückwies, griff Montmorency die Stadt an, und eroberte ſie. In einem, im folgenden Jahre zu Troyes geſchloſſenen Frieden wurde Calais gar nicht erwähnt.

Der Herzog Franz von Guiſe hatte drei Söhne hinterlaſſen, von denen jedoch ſelbſt der älteſte noch zu jung war, als daß man ihn hätte fürchten dürfen. Aber der Bruder des Ermordeten, der Cardinal von Lothringen, und Montmorency ſtanden als Häupter der eifrig katholiſchen Partei noch wirkſam da. Der Letztere billigte ſogar eine geheime Verſchwörung, der zufolge dreihundert Proteſtanten in Paris in ihren Wohnungen plötzlich ermordet werden ſollten. Zum Glück bekam Katharina davon Nachricht; ſie eilte noch zu rechter Zeit mit dem jungen Könige nach Paris, ließ die vornehmſten Verſchwornen des Nachts im Stillen verhaften und vor ihren Häuſern aufknüpfen, und ſo unterblieb für diesmal noch der Mordplan. Aus Verdruß verließ der Connetable den Hof. Außer der Königin, dem Kanzler l'Hoſpital und Condé hatte der Friede auf beiden Seiten wenige aufrichtige Freunde, und von allen Seiten liefen Nachrichten ein, die deutlich zeigten, daß er nicht von langer Dauer ſein werde.

Katharina hatte übrigens jetzt, da Franz von Guise nicht mehr war, nach Wunsch die Hände frei; und um die Ansprüche der Prinzen von Geblüt ein für allemal abzuweisen, ließ sie den König, als er in sein vierzehntes Jahr trat, von den Parlamenten für mündig erklären. Karl IX. zeigte Verstand, Urtheil und Gewandtheit in Reden, zugleich aber auch sehr schlimme Eigenschaften, die von seiner Selbstregierung kein Glück für Frankreich hoffen ließen. Er war übereilt, zornig, heftig, der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß er Tag und Nacht in den Wäldern umherirrte, und fand ein so blutdürstiges Wohlgefallen daran, Thiere zu tödten, daß er Eseln, denen er begegnete, den Kopf herunterschlug, und in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete, um wie ein Fleischerknecht in den Eingeweiden zu wühlen*). Später lernte er Meineid, Treubruch und Verstellungskünste üben.

Während der beiden nächsten Jahre (1564 und 1565) machte Katharina mit ihrem Sohne eine lange Reise durch das Reich, um, wie sie sagte, ihn seinen Unterthanen zu zeigen und Vertrauen zu ihm zu erwecken; oder, wie die Protestanten meinten, damit sie deren Stärke und Einrichtungen auskundschafte. In Bayonne traf sie verabredetermaßen mit ihrer ältesten Tochter, der Königin Isabella (Elisabeth) von Spanien zusammen, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin kam (Juni 1565). Daß hier großartige Mordpläne gegen die Hugenotten *beschlossen* worden seien, ist eine Fabel; zu *Verständigungen* kam es überhaupt in keiner Beziehung; man schied vielmehr kalt und mißtrauisch von einander. Katharina wies die Zumuthung Alba's und Isabella's, l'Hospital als den „Begünstiger und die Stütze der Bösen" zu entlassen, entschieden zurück; sie wollte auf keine Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Hugenotten eingehen; sie sprach sogar von der Berufung eines Nationalconcils, um die Decrete der Tridentiner Versammlung und ihre Annehmbarkeit einer Prüfung zu unterwerfen. Der junge König drückte ebenfalls, und mit Lebhaftigkeit, seine Abneigung aus, durch Erneuerung von Gewalt und Krieg sein Reich zu verderben. Alba sah indeß darin nur eine „eingelernte Lection." Und in der That dürfte es schwer fallen, in Katharina's Verhalten die Grenze zwischen Offenheit und Verstellung zu finden. Auf alle Fälle aber, und trotz ihrer persönlichen Zurückhaltung oder Abwehr, wurden doch allerdings die brutalsten Gewaltakte und die scheußlichsten Mordpläne wenigstens in Anregung gebracht. Der Cardinal von Guise, der Herzog von Montpensier und Andere wollten das Heil nur darin erkennen, daß man sämmt-

*) v. *Raumer*, Briefe aus Paris, Thl. I. S. 283 f.

liche hugenottische Prediger verjage, ihre Anhänger zwinge als gute Katholiken zu leben, und die fünf oder sechs Häupter der Partei ergreife und umbringe oder allermindestens durch den engsten Gewahrsam auf immer unschädlich mache. Daß Abba, der unbarmherzige Ketzerfeind, zu den äußersten Gewaltthaten anspornte, ist zweifellos. Dem jungen Könige sagte er geradezu: „Gott habe ihm ein großes Werk vorbehalten, nämlich die Beleidigungen zu bestrafen, die man tagtäglich in Frankreich gegen die göttliche Majestät begehe.“ Und durchaus wahrscheinlich ist es, daß er Katharinen rieth: keines Hugenotten zu schonen, und am wenigsten ihrer Häupter; „zehntausend Froschköpfe seien nicht so viel werth, als ein einziger Lachskopf (Coligny's Wappen).“*) Katharina und Karl IX., obwohl sie im Augenblicke von solchen Rathschlägen nichts wissen wollten, blieben ihrer doch eingedenk, und handelten in der Folge danach.

Die Guisische Partei behauptete noch fortwährend, der Admiral sei Mitwisser und Theilnehmer der Ermordung des Herzogs Franz. Um dem ein Ende zu machen, betheuerte er am 29. Januar 1566; auf einer zu Moulins gehaltenen Versammlung, unter Anrufung Gottes seine Unschuld; worauf der Cardinal von Lothringen sich anscheinend mit ihm aussöhnte. Indeß war diese Versöhnung weder eine innerliche noch eine dauernde; und im Reiche ward die Spannung täglich größer. Die Reformirten klagten über Druck und Beeinträchtigung, verwahrten sich wie in Feindes Land, versorgten sich mit Waffen und Vorräthen, und machten sich täglich auf einen Ueberfall gefaßt. Dagegen behaupteten die Katholiken, daß Jene, über die ihnen gemachten Bewilligungen hinaus, nach völliger Gleichstellung mit ihnen strebten. Nur die Königin suchte noch so viel als möglich gewaltsame Ausbrüche zu vermeiden und das Gleichgewicht zu erhalten, in der Hoffnung, die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten unbemerkt und heimlich zu untergraben; wogegen der König immer offener zu strengen Maßregeln sich hinneigte, trotz der Abmahnungen l'Hospital's. Endlich, im Jahre 1567, wurde auch die Haltung Katharina's wieder zweideutig. Der Hof warb wieder Truppen in der Schweiz, und verstärkte die Ordonnanzcompagnien; den Vorwand dazu gaben die damals in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen. Aber der eigentliche Grund blieb dem Prinzen

*) Diese Worte soll der mitanwesende zwölfjährige Heinrich von Bearn, der nachherige Heinrich IV., aufgefaßt und seiner Mutter, der Königin von Navarra, zugetragen haben. Alles Uebrige ist durch die Correspondenz Alba's selbst beglaubigt. Vgl. Martin, a. a. O. S. 191 ff. Ranke, a. a. O. S. 270 f.

von Condé nicht verborgen; er bekam Kunde von einem geheimen Anschlage, wie man ihn in immerwährender Gefangenschaft halten, den Admiral ermorden, in die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Fast gleichzeitig vernahm er, wie ein warnendes Beispiel, die Verhaftung Egmont's und Hoorn's durch Alba, mit dem Katharina in geheimer Verbindung stand. Da beschloß er den Gegnern zuvorzukommen, ließ durch seine Anhänger in der Stille Mannschaft zusammenziehen, und verabredete mit Coligny eine allgemeine Erhebung auf den 29. September. Alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich zu Monceaux aufhielt, etwas erfuhr. Ja, als sich endlich doch ein Gerücht davon erhob, und der König einen Kundschafter zum Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge im Hauskleide mitten unter dem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Allein zwei bis drei Tage später, um den 24. September, erfolgten unter seiner Leitung die ersten Bewegungen, und schon am 27. stand der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz mit dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern stand an der Spitze einer zahlreichen Reiterei zu Rozoy, vier Meilen von Meaux, wohin sich der Hof geflüchtet hatte.

Jetzt bemächtigte sich der Schrecken aller Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß die Hugenotten sich nach dem Rathe des Admirals durch einen plötzlichen Ueberfall des Königs und der Königin Mutter bemächtigen wollten, zog schnell die sechstausend gemietheten Schweizer an sich, und eilte unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condé'sche Heer sie stets zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte von außen Condé die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrannte die Mühlen, und legte es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich nahmen die Hugenotten Orleans und andere feste Städte, und aus den nahe gelegenen Provinzen zog dem Heere des Prinzen Verstärkung zu. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen; doch hatte sich auch das Heer der Katholiken inzwischen so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten bald weit überlegen war. Condé mußte endlich aus Geldmangel einen großen Theil seiner Truppen auseinander gehen lassen, und sich hierauf nach St. Denis zurückziehn. Jetzt rückte ihm der Connetable mit seiner weit überlegenen Macht entgegen. Es kam zur Schlacht (10. Nov.); auf beiden Seiten fielen schwere Opfer, und selbst der vierundsiebzigjährige Montmorency ward tödtlich verwundet. Die Hugenotten mußten weichen;

aber sie hatten leuchtende Tapferkeit, und ihre Anführer großes Feldherrntalent gezeigt.

Der Connetable, ein Mann, der bei aller Klugheit und Erfahrung im Kriege nie Glück gehabt hatte*), starb am 12. November mit großer Fassung. Als ein Geistlicher sich seinem Lager nahete, ihn zu trösten, wies er ihn zurück, und sagte: es wäre doch schlimm, wenn er, der gegen achtzig Jahre zu leben gewußt, nicht wissen sollte, eine Viertelstunde zu sterben. Der Königin kam sein Tod sehr gelegen; sie sagte bei der Nachricht von der Schlacht: Ich bin dem Himmel zwiefachen Dank schuldig, insofern der Connetable den König an seinen Feinden gerächt, und weil die Feinde des Königs ihn von dem Connetable befreit haben. Und um sich nicht wieder auf ähnliche Art, als es durch ihn geschehen, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern machte dafür ihren Lieblingssohn Heinrich, Herzog von Anjou, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Generalstatthalter des Reichs. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten, nach Lothringen, und erwarteten daselbst sehnlich die Ankunft des pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der mit zehntausend Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Er kam wirklich an; aber nun verlangten die Reiter hunderttausend Thaler, und in Condé's Kriegskasse befanden sich kaum zweitausend. Doch so uneigennützig zeigten sich Officiere und Gemeine, daß sie Alles hergaben, was sie bei sich hatten; und so brachte man denn gegen achtzigtausend Livres zusammen, womit die Deutschen vor der Hand zufrieden gestellt wurden. Dagegen schickte der Papst durch den Herzog von Gonzaga der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger erschien, als der Krieg nicht bloß von dem Prinzen von Condé geführt ward, sondern fast in allen Provinzen entbrannt war. Condé zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Die Einschließung dieses nur achtzehn Stunden von Paris entfernten Ortes setzte den Hof in große Verlegenheit. Die Königin nahm daher zu den alten Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an, und am 23. März 1568 wurde zu Longjumeau ein neuer Vertrag unterzeichnet. Die Reformirten versprachen, die genom-

*) Fu huomo di esquisita solertia, e di matura prudenza accompagnato da una lunghissima esperienza degli accidenti del mondo .... mà ne commandi militari fù accompagnato sempre da così cattiva fortuna che in tutte le guerre, delle quali hebbe il governo, restò sempre ò perdente ò gravemente ferito o prigione, le quali disgratie furono anco cagiose che molte volte fusse revocata in dubbio la candidezza della sua fede. Davila, Delle guerre civili di Francia, IV. p. 124. Ed. 1646.

menen Plätze wieder zu räumen; dagegen wurde das Edict von Amboise zu ihren Gunsten bestätigt.

Man nannte diesen Frieden nachher den kleinen, wegen seiner kurzen Dauer. Coligny war sehr unzufrieden mit dem Abschluß desselben, weil er in den Worten des Hofes keine Sicherheit sah; und der Erfolg bestätigte seine Meinung. Da der Friede das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Partei mit Pünktlichkeit erfüllt, indem keine alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten entließen zwar die deutschen Truppen, nachdem der rückständige Sold, den sie zu bezahlen außer Stande waren, vom Hofe hergeschossen worden; dieser aber behielt die italienischen Truppen unter dem Vorwande, daß von den Reformirten nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären. Auch war man weit entfernt, den Hugenotten die Ruhe zu gönnen, die ihnen der Vertrag versprochen hatte; vielmehr wurden mitten im Frieden empörende Gräuel an ihnen verübt, und viele ermordet*). Zu Ligny in Barrois riß der Pöbel einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Abgesehen von diesen Gewaltthätigkeiten, wurden die Häupter der Reformirten noch persönlich durch eine besondere Treulosigkeit des Hofes gereizt. Man erfuhr aus einem aufgefangenen Briefe, daß alle Anstalten gemacht seien, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, als der letztere den erstern eben zu Noyers in der Bourgogne besuchte. Sogleich eilten beide nach La Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra dahin, die dem reformirten Cultus längst ergeben war und, wie aus jenem Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren Kindern hatte aufgehoben werden sollen.

Bei solchen Entwürfen wurden die Grundsätze und Ermahnungen l'Hospital's der Königin immer widerwärtiger. Sie schloß ihn von ihrem Rathe aus, und als er sich darauf vom Hofe entfernte, nahm man ihm unter dem Vorwande, daß sein Alter der Ruhe bedürfe, das Reichssiegel ab. So war denn die eine Mahnung Alba's erfüllt; und der „letzte tugendhafte Mann verließ den ausgearteten Hof," sich später selbst wundernd „wie er es so lange mit so verächtlichen, nichtswürdigen Men-

*) Die Protestanten geben die Zahl der in drei Monaten Ermordeten sogar auf 10,000 an, ohne Zweifel sehr übertrieben. Thuanus XLIV. p. 895 A.

ſchen habe aushalten können“*). An ſeine Stelle trat der Biſchof von Orleans, der ein Freund der Guiſen und daher für die Zukunft mit größerer Sicherheit zu gebrauchen war. Denn fortan hielt man alle Mäßigung und Verſtellung für überflüſſig. Ein königliches Edict vom 28. September widerrief die bisher den Reformirten bewilligte Freiheit des Gottesdienſtes, und verbot bei Todesſtrafe jeden andern als den katholiſchen. Dieſem Edicte ſollte mit den Waffen Nachdruck gegeben werden; die Reformirten waren nicht minder entſchloſſen, ſich ihm mit den Waffen zu widerſetzen. Es ward von beiden Seiten geworben; hie und da brachen die Feindſeligkeiten ſchon aus. Die Reformirten ſtrömten ſchaarenweiſe nach La Rochelle und anderen Sammelplätzen. Wo ſie ſtark genug waren, verübten ſie an den Katholiken auch ihrerſeits empörende Grauſamkeiten, beſonders an den Geiſtlichen, deren viele getödtet wurden. Ein Anführer der Hugenotten machte ſich ſogar ein Halsband von abgeſchnittenen Mönchsohren.

Der Krieg begann mit vortheilhaften Ausſichten für die Proteſtanten. Ihr Heer war zahlreich, der Adel voll Eifer, ein großer Theil des Königreichs, faſt der ganze Süden, war in ihrer Gewalt. Aber ein unglückliches Treffen veränderte Alles. Die Königlichen, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dem tapfern Tavannes geführt, überraſchten die Reformirten am 13. März 1569 bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Gränze von Limouſin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerſtreut waren. Condé und Coligny rafften die nächſten zuſammen, konnten ſie aber doch nicht alle ſogleich herbeibringen; dieſe Verwirrung benutzte Tavannes, griff den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geſchlagen worden war, und die Reformirten wichen. Condé, der ſie zuſammenhalten wollte, ſtürzte vom Pferde; ſein Schmerz am Schenkel hinderte ihn am raſchen Aufſtehen, und in dem Augenblick ſprangen die Feinde auf ihn zu. Noch knieend vertheidigte er ſich, aber zuletzt mußte er dem Herrn von Argence ſich ergeben. Man wollte ihn in das Hauptquartier führen, als der Baron von Montesquiou, Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, herzutrat, und ihm eine Kugel durch den Kopf ſchoß. So ſtarb einer der tapferſten, geiſtvollſten und liebenswürdigſten Männer ſeiner Zeit, in der Blüthe ſeines Lebens; denn er war noch nicht neununddreißig Jahre alt. Der Herzog von Anjou, weit entfernt den nichtswürdigen Meuchelmörder zu beſtra-

*) Raumer, Geſch. Europa's, Bd. II. S. 244.

sen, bezeigte vielmehr die unanständigste Freude über den Tod des gefürchteten Gegners.

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so erschienen sie doch nicht ganz verlassen. Noch lebte der treffliche Coligny, der mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte und die Häupter der Partei in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königin von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn, Heinrich von Bearn, einen lebhaften hoffnungsvollen Jüngling von sechszehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eigenen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird." Die Reformirten erkannten den Prinzen als ihr Haupt an, dergestalt daß der Admiral, obwohl er Befehlshaber blieb, doch seine Befehle nur in dessen Namen gab. Coligny zeigte sich fortwährend thätig, klug und tapfer; aber das Glück war seiner Partei nicht günstig. Sein tapferer Bruder d'Andelot starb an einem pestartigen Fieber, und gleich darauf auch der Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ihm fünftausend deutsche Landsknechte und sechstausend Reiter zugeführt hatte. Wie Philipp II. in Wilhelm von Oranien, so sah der französische Hof jetzt entschieden in Coligny die Seele der Reformirten; deshalb erging denn auch gegen ihn am 13. September ein Urtheilsspruch des Pariser Parlaments, der ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte, sein Bild an den Galgen zu hängen befahl, und Demjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefern würde, funfzigtausend Thaler verhieß.

Indeß wurde der Krieg im Westen lebhaft fortgeführt. Coligny rückte auf das Lager der Königlichen bei La Roche-Abeille im Limousinschen los, und schlug sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen; und die Belagerung von Poitiers, welche die Reformirten unternahmen, mußte nach einem empfindlichen Verluste wieder aufgehoben werden. Der Herzog von Anjou zog bedeutende Verstärkungen an sich, und da er dem Admiral nun bedeutend überlegen war, wünschte er eine Schlacht eben so sehr, als dieser sie — wiewohl vergeblich — zu vermeiden suchte; denn er wurde von den Edelleuten in seinem Heere und besonders von den Deutschen, die entweder zu schlagen oder entlassen zu werden begehrten, dazu genöthigt. Am 3. October wurde sie bei Moncontour in Poitou geliefert, und zum großen Nachtheil der Reformirten, die darin

mehr als fünftausend Mann verloren. Vorzüglich waren die deutschen Landsknechte von den im königlichen Heere dienenden Schweizern fast aufgerieben worden.

Jetzt, ohne Geld, ohne Vorräthe, in einen Winkel des Reichs gedrängt, verlor Coligny doch den Muth nicht. Vielmehr zeigte er sich durch die Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, die ihm sein Geist und der Eifer der Reformirten darboten, den Katholiken bald wieder furchtbar. Diese hatten die günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, wenig benutzt, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé; aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man sogar glaubte, er begünstige sie heimlich. Da der Hof überdies so erschöpft war, daß er den Krieg nicht weiter fortführen konnte, und der König ihn beendet wünschte, damit sein Bruder als Führer der Heere nicht zu einem immer höhern Ansehn gelange, wurden Vergleichsvorschläge gemacht. Coligny wollte sich diesmal aber nicht mit bloßen Versprechungen begnügen, er verlangte Gewähr für ihre Erfüllung. Auch hierin wurde nachgegeben, wie sehr der spanische Gesandte es auch zu hintertreiben suchte; und so kam der dritte Religionsfriede zu St. Germain en Laye (8. August 1570) zu Stande, worin den Reformirten Zurücknahme der gegen sie ergangenen Rechtssprüche und freie Religionsübung auf der Grundlage des Edicts von Amboise zugestanden wurde, sowie zu ihrer Sicherheit die Besetzung von vier Plätzen, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, auf zwei Jahre.

---

6. Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Nach dem Abschlusse dieses Friedens äußerte der Hof so günstige Gesinnungen für die Protestanten, daß die Wohlgesinnten sich der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubten, Eintracht und Duldung würden nunmehr in das ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Der von seinen Umgebungen leicht gelenkte, aber sich stets nach Selbständigkeit sehnende König wünschte vor Allem der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden, und scheint deswegen Versöhnung der Parteien damals aufrichtig gewünscht zu haben; Katharina hingegen wollte zunächst sich einmal wieder erholen und orientiren, dann aber auch die

Häupter der Protestanten einschläfern, um sie, falls sie ihr wieder lästig werden sollten, desto leichter ins Verderben stürzen zu können; einen bestimmten Plan hatte sie nicht. Während der junge König mit einer österreichischen Prinzessin, Kaiser Maximilian's II. Tochter, Elisabeth, vermählt ward (26. Nov. 1570), bot Katharina dem Hugenottenhaupte Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter Margarete von Valois an, wahrscheinlich in der Absicht, den jungen Fürsten an sich zu ziehen und, wenn sein muthiger Sinn durch das Hofleben und steten Sinnengenuß gebrochen sein würde, auch ihn nach Gefallen zu lenken. Heinrich's Mutter, die kluge Königin von Navarra, zauderte zwar anfangs aus Mißtrauen, ging aber doch im Interesse ihres Hauses und ihrer Partei auf die Heirathsverhandlungen ein; nur wagte sie nicht, La Rochelle zu verlassen und an den Hof zu gehen, der seine Residenz der größeren Nähe halber zu Blois aufschlug. Der Admiral wurde brieflich mit Freundschaftsbezeigungen überhäuft, und auf das dringendste zu einer Zusammenkunft mit dem Könige eingeladen. Auch er traute anfangs nicht; da ihm aber gesagt wurde, daß der König auf einen Krieg gegen Spanien sinne, zur Unterstützung der im Aufstande begriffenen Niederländer, und dies einer seiner Lieblingsgedanken war, so ging er dennoch nach Blois. Der König empfing ihn (18. Sept. 1571) auf das Freundlichste, umarmte ihn wiederholt, nannte ihn „Vater", und sagte zu ihm lächelnd, indem er ihm die Hand drückte: „Jetzt halten wir Sie fest; Sie werden uns nicht mehr entrinnen." Auch erklärte er ihm: er sei so willkommen, wie nur irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe es gewesen sei. Und endlich soll er geäußert haben: er selbst schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Bei solchen Höflichkeitsbezeigungen blieb es nicht; der Admiral erhielt zugleich seine Stelle im Staatsrath wieder, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der König ein Geschenk von hunderttausend Livres und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte seitdem zum Hofton, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können; denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder Heinrich von Anjou, sowie sein Streben selbst zu herrschen, und hierauf baute er einen Plan, der ihm künftig einen großen Einfluß auf den König sichern sollte.

Zunächst betrieb er nun selbst mit Eifer die Heirathsangelegenheit, indem er endlich auch die Königin von Navarra bestimmte, sich an den Hof zu begeben. Sie traf am 4. März 1572 in Blois ein, und wurde auch ihrerseits mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen. Karl IX. nannte sie „seine Großtante, sein Alles, seine Bestgeliebte.“ Dennoch mißfiel sich Johanna, und schrieb ihrem Sohne nur Klagebriefe. Von der Natur Katharina's fühlte sie sich abgestoßen; ihre Subtilitäten und Nadelstiche peinigten sie; das Sittenverderbniß des Hofes, wo „nicht etwa die Männer die Frauen, sondern die Frauen die Männer verlocken,“ flößte ihr Schrecken ein. Doch wurde der Heirathsvertrag am 11. April unterzeichnet. Nur nach langem Widerstreben fügte sich Johanna darein, daß die Hochzeitfeier in Paris stattfinde; in Bezug auf die kirchliche Ceremonie setzte sie wenigstens eine Art von Vermittlung beider Culte durch; zumal da Karl IX. sich höchst aufgebracht über die Hartnäckigkeit zeigte, womit der Papst den Dispens verweigere. „Ich verehre Sie mehr als den Papst,“ sagte er zur Königin von Navarra; „und macht der Herr Papst zu sehr den Dummkopf (la bête), so werde ich selbst Margot an die Hand nehmen und zur Trauung in voller Predigt führen.“

Alles schien in erwünschtem Zuge. Da trat plötzlich ein großer Trauerfall ein. Mitten unter den Zubereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich, der immer noch in Bearn verweilte, wurde in Paris seine treffliche Mutter plötzlich am 9. Juni 1572, nach fünftägiger Krankheit, vom Tode dahingerafft. Es lief ein Gerücht umher, daß sie durch ein Paar Handschuhe, die ihr von einem als Bösewicht bekannten Mailänder verkauft worden, auf Anstiften Katharinen's von Medici vergiftet sei; und obschon die Leichenöffnung, die keine Spur von Gift, wohl aber ein Lungengeschwür nachwies, die Sage hinlänglich widerlegte; so fand sie doch, bei der großen Spannung der Gemüther, vielen Glauben. Die Hochzeitfeier erlitt in Folge dieses Ereignisses einen mehrwöchentlichen Aufschub. In den ersten Tagen des August trafen die Bourbonischen Prinzen — der nunmehrige König Heinrich von Navarra und der Prinz Heinrich von Condé, Ludwig's Sohn — trotz aller Warnungen und düsteren Prophezeiungen in Paris ein, mit einem äußerst zahlreichen Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden. Auch der Admiral kam, obschon er von seinen Freunden mit Bitten bestürmt worden war, nicht nach Paris zu gehen; ein festes Gemüth, wie das seine, war vollends in der einmal gefaßten Meinung und Absicht nicht so leicht durch angebliche Gefahren zu erschüttern. Er

kannte Katharinen's und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit; aber er traute auf seine Klugheit und Geschicklichkeit, auch auf des Königs Wort. Der spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffte, in demselben als Befehlshaber des französischen Heeres aufzutreten, und durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden sich und seiner Partei in Frankreich für die Folge mächtige Freunde zu erwerben. In der That schien der König durch Coligny's Vorstellungen, daß es Zeit für ihn wäre, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, ganz für ihn eingenommen zu sein, und ihm volles Zutrauen zu schenken. Als dies Katharina gewahrte, die aus Scheu vor den spanischen Waffen und vor dem Siege des Protestantismus in den Niederlanden mehr und mehr an die Spitze der Friedenspartei getreten war, erschrak sie und fürchtete, der Admiral möchte ihr allen Einfluß rauben. Blutgedanken, die sie längst beschäftigt hatten, erwachten da mit neuer Stärke in ihrer Seele und sie beschloß des Verhaßten Verderben. Die Ausführung des Mordes übertrug sie den Guisen, um die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Sie zweifelte nicht, daß darüber ein Rachekampf der Hugenotten gegen die Guisen entbrennen und die Pariser Bevölkerung für die Letzteren Partei ergreifen würde; aber das gegenseitige Würgen, so hoffte sie, werde die vollständige Besiegung der Hugenotten, die äußerste Erschöpfung der Guisen, und dergestalt desto sicherer die Erhebung und Stärkung des Königthums zur Folge haben. Ein schon erprobter Meuchelmörder, Maurevert, wurde nun gedungen, um dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Nachdem am 18. August die Hochzeit des Königs von Navarra mit Margarete wirklich vollzogen worden, und der Hof bis zum 21. in den ausgelassensten Festlichkeiten sich ergangen hatte, geschah Freitag den 22. Vormittags der verrätherische Schuß Maurevert's. Die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern den Fenstervorhang, hinter welchem der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall machte das größte Aufsehen, die beiden Bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum Könige. Dieser, durch die Nachricht auf das Tiefste aufgeregt, versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selber schmerze, und daß er die strengste Vergeltung üben

werde. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er selbst um zwei Uhr Nachmittags besuchte. Das Vertrauen auf diese Versicherungen des Königs machte, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Protestanten Diejenigen überstimmt wurden, die zu einer schnellen Flucht riethen, um dem hereinbrechenden Verderben zu entgehen; auch die wahrgenommenen Bewegungen unter dem Pöbel wurden bloß den Aufhetzungen der Guisen zugeschrieben, deren Haß gegen Coligny bekannt sei. Dieser, der bei seiner Verwundung sich nicht auf den Weg hätte machen können, war gleichfalls der Meinung, daß kein Grund zur Flucht vorhanden sei. Aber um dieselbe Zeit, wo die Mehrzahl der Reformirten die vernehmlichsten Warnungsstimmen verachtete, und sich selbst in sorglosen Schlummer einwiegte, ward ihre Vernichtung von Katharinen und dem von ihr beherrschten Heinrich von Anjou beschlossen. Karl hatte seiner Mutter noch am 22. auf die Frage, was der Admiral mit ihm bei dem Besuche verhandelt habe, nach einigem Zögern zornig geantwortet: er habe ihn mit Recht vor ihrer Vormundschaft gewarnt und ihn ermahnt, selbst zu regieren und die Geschäfte nach eigener Ueberzeugung zu leiten. Hiernach glaubten sie, es sei keine Zeit zu verlieren. Auch fürchteten sie die Rache der Protestanten, mit der Einige derselben unverhohlen und in starken Ausdrücken gedroht hatten. Während sie, Anfangs selber ziemlich rathlos, zu complottiren begannen, blieb der König noch fest; ihre ersten indirecten Versuche, den König auf ihre Seite zu bringen, scheiterten; noch am 23. Vormittags bezeigte sich Karl den Guisen gegenüber äußerst ungnädig, argwöhnisch und drohend.

Aber am Nachmittag desselben Tages fand bei Katharinen die entscheidende Berathung statt. Sie, die rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin, zeigte sich zum Aeußersten entschlossen. Und auch außer ihr waren es besonders Italiener, die das Wort führten: der Siegelbewahrer Birago (Biragun), ein Mailänder; der Herzog von Nevers, Lodovico Gonzaga; und der Graf von Retz, Albert Gondi. Sie sämmtlich waren der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs heische die Ermordung der Hugenottenführer. Der Herzog von Anjou, sowie der Graf von Angoulême, ein natürlicher Bruder des Königs, und der Marschall Tavannes stimmten zu. Nachdem der ganze Plan festgestellt worden, begab sich Katharina mit allen genannten Rathgebern zum Könige. Es war eine unheilschwangere Stunde, voll der gegensätzlichsten Gemüthsbewegungen. Denn Alles drang auf den jungen und schwachen König mit Einem Male ein. Man enthüllte ihm jetzt, daß das Attentat gegen Coligny von seiner Mutter ausgegangen, daß sein Bruder

darum gewußt; man bestürmte und erfüllte seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Anschlägen der Hugenotten. Dennoch widerstrebte er Anfangs. Das Vorhaben erschien ihm allzu grausam; aber Katharina entgegnete, daß zuweilen vielmehr die Milde Grausamkeit und die Grausamkeit Milde sei. Karl schreckte vor dem üblen Eindruck auf die Welt zurück; aber man wußte ihn zu vertrösten, daß sich alles mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen entschuldigen lasse. Er konnte sich nicht darein finden, Freunde wie Coligny zu opfern; aber Katharina erklärte ihm: dann opfere er Mutter und Bruder; denn nimmermehr würden sie ferner am Hofe verweilen, um einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abzuhelfen sei. Mehr und mehr begann der König zu schwanken; und als man ihm endlich Mangel an Muth vorwarf, fiel der letzte Widerstand. Aufbrausend und in seiner Heftigkeit leicht beweglich, gab er nicht nur seine Einwilligung zu der verruchten That, sondern ergriff sogar plötzlich den Gedanken mit der ganzen angeborenen Hitze seines Temperamentes. Er bekheuerte mit einem heftigen Fluche, daß er nunmehr aber auch nicht etwa bloß die Ermordung des Admirals wolle, sondern den Tod aller Hugenotten in Frankreich, damit nicht ein Einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könne*).

Sofort wurden noch Abends alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel getroffen. Der Plan war nämlich der, gleich in der bevorstehenden Nacht vom 23. zum 24. (dem Bartholomäustage) die Häupter der

*) Manche Geschichtschreiber haben behauptet, daß die Bartholomäusnacht das Ergebniß eines längst überdachten und ausgesponnenen Planes gewesen, daß der König schon früh ins Geheimniß gezogen worden, und daß sein ganzes Benehmen seit dem letzten Frieden als ein zusammenhängendes System von Betrug und Heucheleien, um die Reformirten ins Netz zu locken, zu betrachten sei. Aber diese Meinung, schon an sich sehr unwahrscheinlich, ermangelt nicht nur aller Beweise, sondern darf jetzt als hinlänglich widerlegt gelten. Dagegen ist es sehr glaublich, daß Katharina, obschon auch bei ihr der Entschluß zur bestimmten That und ihrer raschen Ausführung ein plötzlicher, aus den nächsten Umständen hervorgegangener war, doch in der Tiefe ihrer Seele schon lange an derartige Eventualitäten gedacht hatte. Das Beispiel der Königin Blanca, der Ketzer- und Rebellen-Vertilgerin, schwebte ihr oft so lockend vor Augen, daß sie ihre Kenntniß der Geschichte dieser Fürstin sorgfältig vor den Hugenotten zu verheimlichen bedacht war. Auch konnte sie die Rathschläge Alba's in Bayonne sowenig je vergessen haben, wie die Pariser Verschwörung vom Jahre 1563, die sie selbst vereitelt hatte. Siehe Wachler, die Pariser Bluthochzeit, 2. Ausg. S. 90 ff. Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 590 ff. Derselbe, französ. Gesch. Bd. I. S. 322 — 330. Martin, a. a. O. p. 271 — 318.

Hugenotten sämmtlich zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger zu unterrichten; dem jungen Herzog von Guise, für die Ermordung Coligny's und seiner zunächst wohnenden Freunde zu sorgen; dem Herzog von Montpensier, im Louvre selbst die Edelleute des Bourbonischen Gefolges umzubringen. Anfangs war man unschlüssig, ob man nicht auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé, sowie die beiden Marschälle Montmorency und Damville, mit auf die Liste setzen solle; zuletzt aber wurden sie (die beiden ersten aus Scheu, königliches Blut zu vergießen) von dem Todesurtheil ausgeschlossen. Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgercompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen, im Namen desselben, die Compagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter davon etwas erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von La Rochefoucauld, war noch bis spät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte und gern gerettet hätte, sich aber doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben; da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewohl mit innigem Bedauern, überlassen. Dagegen ließ Katharina die eigene Tochter Margarete nicht nur ungewarnt, sondern schickte sie mit unbarmherzigem Eifer in die Gemächer ihres Gemahls, und damit in die äußersten Schreckniſse und Gefahren, um auch nicht den leisesten Verdacht aufkommen zu lassen.

Die Nacht rückte vor, und unter bangem Herzklopfen erwartete

Karl die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Gegen Mitternacht trat er in der höchsten Unruhe eines Missethäters aus seinen Zimmern in die Vorhalle des Louvre hinaus, der Kirche von St. Germain-l'Auxerrois gegenüber, von Mutter und Bruder begleitet, und zitternd der Dinge harrend, die da kommen sollten. Noch im letzten Augenblicke mußte man, wie es scheint, den Befehl zum Läuten der Glocke ihm abnöthigen. Doch auch Katharina und Anjou bangten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt der angebliche Bericht Anjou's, wünschten sie Alle den heillosen Befehl zurück, und schickten einen Offizier an den Herzog von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Dies klingt nicht sehr glaublich. Geschah es aber, so geschah es zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angoulême hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und einige verwegene Bösewichter hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppen hinan, riefen: „Mord und Tod!" und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hineinstürzten. Einer derselben — ein Deutsch-Slave, Dianowitz genannt — rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es, antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, nun von den Helfershelfern wetteifernd unterstützt, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Gleich darnach rief Guise hinauf: „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht." Man warf also den Leichnam, oder den Sterbenden, zum Fenster hinab. Angoulême wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sei, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße. Ein Gleiches, sagt man, that auch Guise. Dann schnitt ein Italiener ihm den Kopf ab.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich alsbald auf den Klang der Signalglocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Coligny's Wohnung zuliefen,

wurden von Guisen's Geharnischten, die dem Louvre zueilten, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Es war gegen drei Uhr; das Läuten der Sturmglocke erstickte jede Regung des Mitleids. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln; und da sah man denn die Spuren der ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Selbst die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden auf das Roheste hingeschlachtet. Man schleppte sie auf den Hofraum und ermordete sie vor den Augen des Königs, den Katharina, um seine Mitschuld zu constatiren, an das Fenster gedrängt hatte. Fliehende wurden schonungslos bis in die fürstlichen Gemächer verfolgt. Einer derselben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königin Margarete von Navarra, umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen; es geschah. Bald darauf, da sie bebend vor Furcht in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drei Schritte vor sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sei in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit aufgeregter Miene empfangen, und heftig zu ihnen gesagt: daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartei auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von Anderen dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe; doch sei die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. „Ich will," erklärte er, „fortan nur Eine Religion in meinem Reich! Die Messe oder den Tod! So wählet denn!" Navarra wagte im ersten Schrecken keinen Widerspruch; Condé aber erinnerte den König

an sein den Protestanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

Karl, so sehr er auch vor dem Anfange des Blutbades gezittert hatte, gerieth nachher selbst in Wuth. Von dem Fenster seines Cabinettes aus, der Seine gegenüber, wo sich ein Kampf mit den Hugenotten des jenseitigen Ufers entspann, soll er mehrmals anspornend und fluchend hinausgerufen haben: „Schießt! schießt sie nieder! sie fliehen!" Ja man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch die Straßen, es sei des Königs Wille, daß die ganze Natternbrut vertilgt werde; und Tavannes rief ein Mal übers andere mit teuflischem Scherze: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai!" Das Alles munterte denn viele katholische Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, auf Anstiften seines Todfeindes Charpentier, eines Anhängers des Aristoteles, ermordet. Büssi d'Amboise tödtete seinen Vetter um eines streitigen Erbes willen; La Pataudière einen hohen Finanzbeamten, um dessen Stelle zu erhalten; der Besitzer eines prächtigen Landgutes ward durch Todesdrohung genöthigt, es dem Grafen von Retz abzutreten, und dann doch getödtet.

Der einmal so furchtbar entfesselten thierischen Wuth machte es noch Freude, sich an der Betrachtung ihrer Werke zu weiden. Am folgenden Tage sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Blut gefärbten Straßen gehen, und bei den vielen herausgeschleppten Leichnamen verweilen. Die Königin Mutter und ihre Hofdamen (unter welchen Ausschweifungen und freche Sittenlosigkeit sehr gewöhnlich waren) blieben bei dem Leichnam eines Edelmanns stehen, und enthlödeten sich nicht, unter lautem Gelächter zuchtlose Bemerkungen zu machen. Auch der König ging in Begleitung seines Hofes durch die

Hauptstraßen, und sodann nach dem Dorfe Montfaucon, nahe bei der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einem das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle möglichen Mißhandlungen entstellt worden war; denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen, hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann ins Feuer geworfen und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gedient, ließ ihn Montmorency heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens hin und wieder noch drei Tage fort. Im Ganzen verschlang die Bartholomäusnacht etwa 2000 Opfer. Die Gräuel derselben nannte man, in Erinnerung an die Sicilianische Vesper, die „Pariser Mette" (matines de Paris); und die Hochzeit des Königs von Navarra, im Hinblick auf diese blutigen Folgen, die „Pariser Bluthochzeit." Aber nicht nur in der Hauptstadt wurden Protestanten niedergemetzelt, sondern auch in den meisten Provinzen des Reichs, wo man entweder dem gegebenen Beispiele von freien Stücken folgte, oder königliche deshalb erlassene Befehle vollzog. Zu Orleans wurden sogar an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, ebenso viele zu Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Alles in Allem berechnet man die Zahl der Ermordeten, nach der mäßigsten Angabe, auf 30,000; Andere geben weit mehr, sogar 100,000 an. Die Chroniken der französischen Städte sind voll von Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Ja selbst wilde und grausame Naturen wandelten sich plötzlich bei diesem Anlaß um, und ergriffen die Partei der Menschlichkeit. So der Graf von Tende, Gouverneur der Provence, der offen den Gehorsam verweigerte und den empfangenen Brief auf der Stelle vernichtete. So ferner der Vicomte von Orte, Befehlshaber von Bayonne, der ebenfalls jegliche Gewaltthätigkeit verhinderte statt sie hervorzurufen, und an den König zurückgeschrieben haben soll: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch so verwegen als sie wollen,

anzuwenden geruhen." Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sei ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den übereifrigen und fanatischen Katholiken im Reiche durch diese „Sündfluth," wie man das allgemeine Blutbad nannte, ein wahres Genüge geleistet war: so wußte doch der König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Daher schrieb er, früheren Lehren seiner Mutter folgend, am 25. August den Statthaltern in den Provinzen und seinen Gesandten an den protestantischen Höfen: er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seien bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons (Coligny's Familie), es solle für die Beachtung der Friedensedicte möglichst Sorge getragen werden. Allein hiergegen protestirten die Guisen, und nahmen eine so bedenkliche Haltung an, daß Katharina es für gerathen erachtete, dem Könige andere Weisungen zu geben. Sie stellte ihm vor: daß es höchst unvorsichtig sei, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei sich nun von Rache entflammt, abermals erheben könnte; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sei von Anderen gezwungen worden, vor seinen Augen und wider seinen Willen dergleichen geschehen zu lassen; daß es weniger gefährlich sei, das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als Schwäche und Kraftlosigkeit zu gestehen. Dies letztere war vorzüglich auf Karl's Charakter berechnet. Und so ergingen nunmehr die schon erwähnten, ganz entgegengesetzten Befehle an die Statthalter. Um den Staatsstreich zu rechtfertigen, klagte man jetzt dessen Opfer, unter schamlosen Lügen, der albernsten Projecte an. Ja der König begab sich selbst am 26. August ins Parlament, wo er in feierlicher Sitzung erklärte: daß Coligny, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königin Mutter, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, um so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er, der König, sei also gezwungen worden, einem Uebel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld schon bestraft worden, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Coligny's Papieren fand man zwar nur Beweise seiner Treue gegen den König; das Parlament aber, aus Haß oder Feigheit oder beiden Ursachen zugleich, gab sich dazu her, den schändlich Ermordeten für einen

Hochverräther zu erklären. Eine Strohpuppe, die ihn vorstellen sollte, wurde zum Richtplatze geführt und aufgehängt, und Alles, was ersonnen werden kann, das Andenken eines Mannes zu beschimpfen, geschah. Zugleich erfolgte die wirkliche Hinrichtung zweier würdiger Reformirten, als Theilnehmer der angeblichen Verschwörung.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden nun durch Geistliche im katholischen Glauben unterrichtet, weigerten sich aber, den ihrigen abzuschwören. Karl gerieth hierüber in solchen Zorn, daß er selbst den Henker zu spielen gedachte und am 9. September befahl, ihm seine Waffen zu bringen, die Leibwache um ihn her zu stellen und die beiden Prinzen vorzuführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlin Elisabeth konnte ihn zur Zurücknahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Messe, Tod oder Bastille!" rief er ihnen drohend entgegen; sie möchten wählen. Der König von Navarra besaß weder die Charakterstärke noch die Ueberzeugungstreue eines Märtyrers; er erwies sich fügsam. Der Prinz von Condé, der sich stets als der kühnere und standhaftere zeigte, berief sich wieder auf die feierlichen Zusagen, die den Protestanten gegeben worden, und stellte vor, daß die Religion eine Gewissenssache sei, über die sich nichts befehlen lasse; er wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht. Und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Ueberredung auf die Prinzen wirkte. Am 3. October erbaten die beiden Prinzen vom Papste die Aufnahme in den Schooß der katholischen Kirche; und Gregor XIII. beeilte sich, auf das Verbindlichste zu antworten, indem er zugleich die Ehe Heinrich's von Navarra nunmehr ratificirte. Der Letztere ging jetzt so weit, daß er sogar in seinem Stammlande die reformirte Gottesverehrung wieder aufhob.

In den verschiedenen Ländern Europa's machte die Nachricht von den furchtbaren Mordscenen einen sehr verschiedenen Eindruck. In Madrid und in Rom erhob sich ein wahrer Jubel. Philipp II. triumphirte; der Papst Gregor hielt eine kirchliche Dankfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die „Niedermetzelung der Hugenotten," sowie ein Gemälde zur Verherrlichung der „Ermordung Coligny's" fertigen; jene trug die Umschrift Hugonotorum strages, dieses die Inschrift Pontifex Colignii necem probat. In England dagegen und in Deutschland äußerte sich lebhaft der gerechte Abscheu über die schnöde und fluchwürdige That. „Wollte Gott, schrieb Kaiser Maximilian II.,

mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte."

---

7. Die letzten Zeiten Karl's IX.

(1573—1574.)

Durch das ganze Königreich sah man jetzt die Landstraßen bedeckt mit Schaaren flüchtiger Reformirten, die kaum das Nothwendigste in der Eile gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie flohen theils zu ihren Glaubensbrüdern in der Fremde, nach der Schweiz, der Pfalz, England, theils nach ihren Sicherheitsplätzen La Rochelle und Montauban, auch nach Nismes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou mit einer starken Macht ab, den schon begonnenen Angriff auf La Rochelle weiter zu führen. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei dem belagernden Heere sein, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen entgegen zu halten; und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, hatte man ihm die berühmtesten und erfahrensten Hauptleute zugesellt. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet; und man fand ihn auch. Die Einwohner von La Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal schlugen sie die stürmenden Feinde zurück; auf die Wälle und Mauern ihrer Stadt wurden mehr als dreißigtausend Kanonenkugeln abgeschossen. Der Mühseligkeiten einer solchen Belagerung überdrüssig, wurden die Königlichen zu einem Vertrage geneigt; den Herzog von Anjou und einen Theil seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand zu dem Wunsche, den Krieg so bald als möglich geendigt zu sehen.

Dies war nämlich die Aussicht des Herzogs auf den polnischen Thron. Katharina liebte diesen jüngern Sohn vorzüglich, und da sie von den Sterndeutern — denn der Astrologie vertraute sie, wie so viele Andere in ihrer Zeit, sehr — gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch nicht wünschte, daß die Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte: so hatte sie sich anderwärts nach einem Königreiche für ihn umgesehen, und bald wegen einer Heirath mit Elisabeth von England, bald sogar wegen der Nordküste von Afrika, zu der Sardinien und Corsika ge-

ſchlagen werden ſollten, unterhandelt, bis ſich endlich in Polen, unter Umſtänden, die weiter unten noch erwähnt werden ſollen, eine ernſte Ausſicht zeigte, deren Erfüllung ſich jetzt näherte. Man kam alſo nach fünfmonatlicher Belagerung zu einer Unterhandlung mit La Rochelle und am 24. Juni 1573 zu einer Friedensübereinkunft, die, im Juli als Edict vom König veröffentlicht, ſämmtlichen Reformirten Gewiſſensfreiheit, doch nur den drei Städten La Rochelle, Montauban und Nismes öffentliche Uebung ihres Gottesdienſtes gewährte. So ergab ſich für die Reformirten die bedeutſame Lehre, daß Widerſtand weiter führe als Unterwerfung.

Dem gleichfalls belagerten Sancerre erging es indeß nicht ſo glücklich. Es war nicht mit in den Vertrag eingeſchloſſen worden; aber die von aller Hülfe verlaſſenen Einwohner verloren doch den Muth nicht, ſondern widerſtanden von da an noch zwei Monate allen Drangſalen — nicht des Feindes, ſondern der entſetzlichſten Hungersnoth. Nachdem alles Vieh verzehrt war, kamen Katzen und Hunde, ja Ratten und Mäuſe an die Reihe. Als auch dieſe Nahrung auszugehen anfing, ſuchte man die Häute hervor, weichte ſie ein, machte ſie durch Eſſig mürbe, zerſchnitt ſie in kleine Stücke, und aß ſie gekocht. Ja altes, beſchriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sattelzeug und lederne Beutel wurden auf ähnliche Weiſe zubereitet, auch wohl mit Lichttalg fett gemacht, und dann begierig verſchlungen. Weiber und Kinder ſah man auf den Miſthaufen umherkriechen, um alte Knochen und Thierhufe herauszuſuchen, die man zerſtampfte und kochte, um ſie gleichfalls zu eſſen. Andere ſchätzten ſich ſchon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können. Ja endlich — es iſt von einem gewiſſenhaften Erzähler aufgezeichnet — trieb der nagende Hunger die Unglücklichen dahin, auf den Straßen nach dem Koth der Thiere zu ſuchen, um ihn zu verzehren. Und daß ſich zu dem Allerekelhafteſten das Entſetzliche geſelle, ließen ſich ein armer Winzer und ſeine Frau von einem alten Weibe bereden, von dem Leichnam ihres vor Hunger geſtorbenen dreijährigen Kindes zu eſſen; eine That, für die ſie von der Obrigkeit zum Feuertode verdammt wurden. Kurz, es fehlte in den Nöthen dieſer kleinen Stadt nichts von dem, was die Geſchichten hochberühmter Belagerungen als Beiſpiele unermeßlichen Elends aufgezeichnet haben. Endlich, nachdem die Einſchließung ſchon acht Monate gedauert hatte, wurde den Einwohnern am 19. Auguſt ein Vertrag bewilligt, der ihnen Gewiſſensfreiheit zugeſtand; doch mußten ſie die Plünderung ihrer Häuſer durch eine beträchtliche Summe abkaufen.

Heinrich von Anjou, der nunmehrige König von Polen, verließ im Grunde das Reich ebenſo ungern, als Katharina ihn ſo weit von ſich ent-

fernt ſah; und Karl, der ſeinerſeits gern einen Nebenbuhler verlor, mußte die Zaudernden ſogar mit Heftigkeit an die Beſchleunigung der Abreiſe erinnern. Man ſetzte ſie endlich ins Werk, und da Karl plötzlich krank ward, ſo begleiteten nur Katharina und ihr jüngſter Sohn, der Herzog Franz von Alençon, den abreiſenden Heinrich bis nach Nancy, wo die Mutter nach einem langen heimlichen Geſpräch unter vielen Thränen den Sohn entließ, der ſeine Reiſe nach Polen durch Deutſchland weiter fortſetzte. Als er durch Heidelberg kam, ſtellte ihn Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz mit ſtarken und ungeſchminkten Worten über die an den Reformirten in Frankreich begangenen furchtbaren Gräuel zur Rede. Heinrich, fügte der Kurfürſt mit Deutſcher Gradheit hinzu, ſei ſo verhaßt, daß es viele ſeiner Freunde ſchon ungern ſähen, daß er nur ſo viel Gemeinſchaft mit ihm habe.

In Katharinen wurde nach ihres geliebten Heinrich Abreiſe die Furcht rege, es möchte der ehrgeizige und unruhige Herzog von Alençon die Zurückſetzung, die er bis jetzt erfahren, rächen und an die Proteſtanten, gegen die er bisher ſchon gemäßigtere Geſinnungen gezeigt hatte, ſich anſchließen. Schon herrſchten unter dieſen neue Bewegungen; und die Forderungen, die ſie an den König machten, zeigten, daß ſie nach dem Falle ſo vieler Tapferen aus ihrer Mitte nur eine noch kühnere Sprache führen zu dürfen glaubten. Sie verlangten, daß ihnen in den Städten, die ſie inne hätten, Beſatzungen auf königliche Koſten zu halten erlaubt würde, daß man ihnen noch zwei Städte in jeder Provinz überlaſſe, die freie Uebung ihrer Religion öffentlich und an allen Orten geſtatte, und einige Richterſtühle mit Reformirten beſetze. Solche Forderungen, meinte Katharina, würde Ludwig von Condé an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben. Für die Sache der Proteſtanten aber war es ſehr günſtig, daß ſich jetzt in der That eine dritte Partei im Reiche mächtig erhob, die der Politiker nämlich, ſo genannt, weil ſie das Staatsintereſſe dem religiöſen voranſtellte. An ihrer Spitze ſtand eben der Herzog von Alençon; die Familie Montmorency, der junge König von Navarra, Condé, nebſt vielen anderen angeſehenen Leuten, waren Glieder derſelben.

Die abſchlägige Antwort, die auf Betrieb Katharinen's der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalſtatthalters, die ſein Bruder der König von Polen bisher beſeſſen hatte, bat, brachte auch dieſe Partei zu einer förmlichen Unternehmung gegen den Hof, welche ſie in Gemeinſchaft mit den Reformirten auszuführen gedachte. Es war ihr Plan, nach dem Tode des Königs, den man mit Grund für ſehr nahe halten konnte, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen

mäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den indeß weder Kraft des Willens noch des Verstandes zur Herrschaft vorzüglich fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende wollte man sich der Provinz Languedoc heimlich versichern, die beiden Bourbonischen Prinzen sollten in der Stille den Hof verlassen und sich nach den Sicherheitsplätzen der Hugenotten begeben. Diese Anschläge waren noch nicht reif, als die Reformirten, voll Begierde loszubrechen, plötzlich zweihundert Bewaffnete in die Nähe von St. Germain sandten, wo der Hof sich damals aufhielt*). Aber der Herzog von Alençon und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, obgleich dies verabredet worden war, sei es nun, weil ihnen die Anzahl der Reformirten zu klein schien, oder weil sie im entscheidenden Augenblick unentschlossen wurden. Vielmehr folgten sie der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharina, welcher darauf die als Theilhaber der Verschwörung Angegebenen gefangen nehmen ließ; Condé hatte sich durch die Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden Einige in die Bastille geworfen, Andere sogar enthauptet. Unter diesen waren zwei Edelleute, La Mole und Cocvnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königin Margarete von Navarra und der Herzogin von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung baten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königin Mutter zur Rede gestellt. Der Letztere schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber und behauptete, daß die Erscheinung der Reformirten bei St. Germain gegen seinen Willen geschehen sei. Heinrich hingegen gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mißtrauen, das am Hofe gegen ihn herrsche, und erklärte, daß dieses ihn zu dem Versuche bewogen habe, sich zu entfernen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehegt zu haben.

Der König war, schon als sein Bruder Heinrich Frankreich verließ, von einer entnervenden Krankheit befallen worden, die mit jedem Tage an Stärke zunahm. Gewissensqualen mochten an diesem Zustande, den das Mißtrauen der Zeit einer Vergiftung zuschrieb, Antheil haben; seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574.

*) Weil diese Unternehmung um die Fastnachtszeit gemacht ward, nannte man sie l'entreprise des jours gras.

Er war nicht volle vierundzwanzig Jahre alt geworden. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, weil er es an sich selbst erfahren, wie sehr in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk zu beklagen seien. Vor seinem Verscheiden beredete ihn seine Mutter noch zu einer Verordnung, kraft deren sie bis zur Ankunft seines Nachfolgers Regentin des Reiches sein solle.

---

8. Heinrich III.

(1574—1589.)

Der König von Polen erfuhr durch die Eilboten seiner Mutter nicht so bald die Nachricht von dem Todesfalle, der ihn auf den Thron Frankreich's berief, als er sich ganz heimlich, in der Stille einer finstern Nacht, mit wenigen Begleitern von Krakau aufmachte und den Polen förmlich entfloh, wie ein Verbrecher, der aus seinem Kerker entschlüpft. Und in der That war es nur die Furcht, wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, nicht die Begierde, so bald als möglich wieder in Frankreich zu sein, die ihn zu dieser stürmischen Eile bewog; denn kaum hatte er die polnische Grenze überschritten, so ließ er sich in Wien, Venedig und an anderen Orten so viele Lustbarkeiten gefallen, daß sich seine Ankunft in Frankreich sehr verzögerte, während seine Mutter sich bemühte, den Haß und die Kampflust der Parteien von einem Ausbruche zurückzuhalten.

Heinrich III. war ein schöner, wohlgebildeter Mann. Er war ein Freund von königlichem Prunk, und zeigte bei feierlichen Gelegenheiten eine Würde, die einen ganz andern Mann in ihm vermuthen ließ, als er wirklich war. Auch wenn er die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreife beantwortete, so geschah dies mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, welche die Fremden bewunderten. Ueberdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Allein die Verderbtheit des damaligen französischen Hofes machte, daß die Jugend beider Geschlechter nur in Liederlichkeit und unnatürlichen Lüsten ihre Ehre suchte; und so gingen denn auch bei Heinrich III. in der Geisteserschlaffung, die frühe Ausschweifungen nothwendig zur Folge haben, viele edlere Triebe und Neigungen zu Grunde. Wie mußte es um die Gemüthsart eines Mannes stehen, der schon in seinem einundzwanzigsten

Jahre, wenn auch in zweiter Linie ein Miturheber der Bartholomäusnacht war! Als König zeigte er sich, wie man es von dem Mitschuldigen einer solchen Gräuelthat erwarten konnte, meist unedel, heuchlerisch, treulos und feige, dabei ohne Kraft des Willens und des Charakters, ohne Rath und Entschluß, und ganz in Ausschweifungen versunken.

Ungeachtet die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, so lebte doch der Hof in einer Weise, als ob er über unerschöpfliche Schätze zu gebieten habe. Eine rasende Spiellust verschlang beträchtliche Summen. Der König war von einer Menge von Günstlingen, Dienern seiner Ausschweifungen, umgeben, die in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkür schalteten, Steuern erhoben und Niemandem Rechenschaft ablegten. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, ließen den König einmal in Einem Monate zweiundzwanzig neue Steueredicte machen, und der Widerspruch des Parlaments blieb vergeblich. Das Wenigste davon floß in die Schatzkammer. Und während das Land fast ausgesogen ward, warf der gedankenlose König das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Cabinetssecretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien von Großmuth und Feinheit, die der überraschte Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wiedergeben ließ, um noch eine Null hinzuzufügen.

Um die Zeit zu tödten, ward der Palast fast in ein Gasthaus verwandelt, in welchem täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben wurden. Die Mignons sannen auf neue Spiele und Wollüste; und an einem Hofe, an welchem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben waren, ward auch das Allerunanständigste nicht verschmäht. Katharina selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne Vergnügen machen konnte, und gab ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal auf den Einfall kam, sich von halbnackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gern mit kleinen Hunden, von denen er eine ganze Menagerie unterhielt, die ihm jährlich bedeutende Summen kostete. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande

einen runden Korb, der mit diesen Thieren angefüllt war. Auch Affen und Papageien hielt er in beträchtlicher Zahl, und konnte mit ihnen Stunden lang tändeln. Eine seiner Lieblingsvergnügungen bestand darin, sich mit seinen Mignons in Weiberkleidern sehen zu lassen, ja während der Fasten in allerhand seltsamen Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und Jedermann zu beschimpfen. Mit allen diesen unwürdigen Thorheiten wechselten Andachts- und Bußübungen, zu welchen ihn abergläubische Vorstellungen und Gewissensangst trieben, auf das seltsamste ab.

Da sich Heinrich's schlimme Neigungen erst im Laufe seiner Regierung recht entwickelten und offenbarten, da er erst auf dem Throne in eine Erschlaffung versank, die sein früheres Leben nicht vermuthen ließ, so waren Viele, die bei seiner Rückkehr aus Polen gute Hoffnungen von ihm hegten. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht hatten. So wie der Einfluß der Lieblinge begann, legten mehrere treue Räthe und Staatsdiener ihre Stellen nieder, welches Heinrichen ganz recht war, weil er dieselben nun mit seinen elenden Günstlingen besetzen konnte. Da die Mißhelligkeiten mit den Reformirten noch nicht beigelegt worden, so war die wichtigste Frage, wie man gegen sie sich verhalten solle. Einige Männer von Erfahrung und Weisheit, die noch um den König geblieben waren, riethen ihm zur Gelindigkeit; allein Katharina und der Cardinal von Lothringen bestanden darauf, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten, und ihre Meinung behielt schließlich die Oberhand. Der Cardinal erlebte die schlimmen Folgen seines Raths nicht mehr; er starb am 26. December 1574.

Der Krieg entzündete sich nun wieder mit größerer Stärke. Der Prinz von Condé, der sich in Deutschland aufhielt, warb dort, in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, ein Heer, und näherte sich den französischen Gränzen, während der Herzog von Alençon vom Hofe entfloh (15. Sept. 1575), und sich zu den Reformirten begab, die ihn mit Freuden an ihrer Spitze sahen. Katharina mußte einen, für die königliche Regierung sehr schimpflichen Waffenstillstand eingehen. Bald darauf (im Februar 1576) entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Reformirten. Diese hatten jetzt, da Condé und der Pfalzgraf mit ihren Truppen herbeigekommen waren, eine ansehnliche Macht zu ihrer Verfügung. Von Moulins aus, wo sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt hatten, erging eine Bittschrift an den Hof, in welcher

theils die ſämmtlichen Beſchwerden vorgebracht, theils Friedensbedingungen vorgeſchlagen wurden. In der Verlegenheit, in welcher ſich der Hof befand, ward ihnen (Mai 1576) ein Vertrag bewilligt, vortheilhafter als alle bisherigen. Im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris, erhielten ſie freie Religionsübung, in jedem Parlamente Kammern, die zur Hälfte mit ihren Glaubensgenoſſen beſetzt waren, gleiche Anſprüche mit den Katholiken auf Aemter und Würden, und außer La Rochelle, Nismes und Montauban noch acht Sicherheitsplätze. Dem Herzoge von Alençon, jetzt von Anjou genannt, wurde die Statthalterſchaft von Berry, Touraine und Anjou zugeſichert. Katharina ſorgte beſonders dafür, dieſen ihren Sohn zu befriedigen, da es ihr vor Allem darauf ankam, ihn von den Reformirten zu trennen.

So viele Zugeſtändniſſe für die Proteſtanten waren den eifrigen Katholiken ein Gegenſtand des Aergers und großen Mißvergnügens. Es fehlte dieſen Geſinnungen auch nicht an einem Mittelpunkt. Die Guiſen und ihr Ehrgeiz waren noch nicht ausgeſtorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Franz, und ſelbſt ſchon bei ſeiner Partei als Held der Bartholomäusnacht berühmt, war jetzt ſechsundzwanzig Jahre alt, und an äußeren und inneren Vorzügen, aber auch an Herrſchſucht, Verfolgungsgeiſt, Liſt und Verſtellung das vollkommene Abbild ſeines Vaters. Auf ihn richteten jene unzufriedenen Katholiken ihre Augen; denn von ſeinem Unternehmungsgeiſt und ſeinem Ehrgeiz erwarteten ſie das Kühnſte. Der Befehlshaber von Peronne, Jakob von Humieres, gründete 1576 in der Picardie einen Verein, dem faſt alle Edelleute und höhere Beamte dieſer Provinz beitraten, und der ſich dann ſchnell über das Königreich verbreitete. In Paris fand man alle durch Liederlichkeit zu Grunde Gerichteten, alle die durch Unruhen zu ſteigen und ſich zu bereichern hofften, zum Beitritt bereit*). Der Bund hieß, weil er für den katholiſchen Glauben geſchloſſen war, die heilige Ligue. Die Theilnehmer verpflichteten ſich durch einen Eid, in der Ligue zu leben und zu ſterben für die Ehre und Erhaltung des durch die römiſche Kirche vorgeſchriebenen Gottesdienſtes. Jeder ſolle Güter und Leben daran ſetzen, den Feinden des Bundes zu widerſtreben. Es werde ein Haupt gewählt werden, dem Alle pünktlichen und unbedingten Gehorſam zu leiſten hät-

*) Huic foederi certatim plerique qui vita per infamiam in alea et lustris acta decoxerant, nomen dederunt, quibus omnibus aut ad ambitionem et inexplebilem avaritiam satiandam aut ad ruinas domesticas sarciendas bello civili opus erat. Thuanus LXIII. p. 173. D.

ten. Dieses Haupt war nicht genannt, aber Alle wußten, daß es der Herzog von Guise sei. Für den König war der Bund den Worten nach zwar ebenfalls geschlossen, in der That aber war er eine Auflehnung gegen dessen Ansehn; und die geheimen, entfernteren Pläne waren völlig gegen ihn und sein Haus gerichtet. Sie gingen dahin, wenn die Hugenotten ausgerottet sein würden, und Alles unter der Gewalt der Ligue sich beuge, den Herzog Franz von Anjou als einen Begünstiger der Ketzer zu richten, den König selbst in ein Kloster zu sperren, und dem Herzog von Guise, als dem wahren Nachkommen Karl's des Großen, die Krone aufzusetzen. Das Haus Lothringen hatte sich schon früher eine Genealogie schmieden lassen, die seinen Stamm von den Karolingern herleitete; jetzt wurden Flugschriften verbreitet, in welchen von dieser Abstammung gesprochen, und die Usurpation, durch welche die Capetinger die Karolinger einst verdrängt hätten, beklagt ward *).

Die Protestanten hatten dem Könige die erste Nachricht von diesem Bunde gegeben, die Heinrich nicht glauben wollte, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Eine solche Vereinigung, die sich vornahm, an seiner Statt zu regieren, und ohne ihn zu fragen, konnte unmöglich ihn ruhig lassen; er ergriff eine Maßregel dagegen, die Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so weniger vereiteln konnte, da er sie vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen durfte: der König trat selber der Ligue bei, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Unterdessen waren die Stände zu Blois seit dem 6. December 1576 versammelt, und rathschlagten besonders über die Finanzen und die Religionsspaltungen. Die ersteren waren durch die Kriege und die sinnlose Verschwendung des Hofes so zerrüttet, daß man fast noch einmal so viel ausgab, als man einnahm. Aber die Anträge, neue Steuern aufzubringen, wurden von den Ständen zurückgewiesen, und so blieb es zuletzt bei ganz unbedeutenden Bewilligungen. In Betreff der Religion war der dritte Stand für Erhaltung des Friedens, während der Hof und die Geistlichkeit gewaltsame Unterwerfung der Reformirten wollten. Es wurde beschlossen, Abgeordnete an die Häupter derselben zu senden, die sie auffordern sollten, die Autorität der Versammlung anzuerkennen, und ihnen die Nothwendigkeit vorstellen, daß nur eine Religion im Reiche geduldet werde. Der König von Navarra, der, nachdem er den

*) Capefigue Histoire de la réforme, de la ligue etc. Ed. de Bruxelles. T. IV. p. 42. Martin, a. a. O. p. 431 ff. Ranke, a. a. O. S. 397 ff.

Hof verlassen, wieder zum reformirten Glauben übergetreten war, antwortete den Gesandten: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabei; wo nicht, so öffne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit sein, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerei anzuwenden." Es brach daher wieder ein Krieg aus, der für die Reformirten unglücklich war, besonders weil ihre Verbündeten, die Politiker, sich von ihnen trennten und auf die Seite des Hofes traten. Da aber der König den Guisen und der Ligue kein Uebergewicht geben wollte, so kam es wieder zu Unterhandlungen und zu dem Frieden von Bergerac (17. Sept. 1577). Der König bestätigte das Ergebniß desselben in einem am 5. October zu Poitiers erlassenen Edicte, welches den Protestanten ungefähr das bewilligte, was ihnen der Vertrag von 1570 eingeräumt hatte. Der König nannte diesen Frieden den seinigen; es war ihm Ernst damit, ihn aufrecht zu erhalten.

Acht Jahre vergingen nun in einem Zustande von Ruhe, die nur 1580 durch einen kurzen Krieg unterbrochen ward; aber auch die Ruhe war nur eine scheinbare, und das Feuer glimmte unter der Asche fort. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdrucklosen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen schalteten wie unumschränkte Herren. Die Ligue blieb in heimlicher Verbindung mit Philipp II., der sie begünstigte und unterstützte, während Gregor XIII. sie nicht bestätigen wollte; doch zeigte sie keine Thätigkeit, erst mit dem Jahre 1584 bekam sie neues Leben. Am 10. Juni dieses Jahres starb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou, dreißig Jahre alt; und da Heinrich selbst noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Dann waren die Bourbon's die nächsten am Throne; aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und die Ligue, obschon in verschiedene Meinungen über den künftigen König gespalten, war doch darin einig, daß sie den „Bearner" verabscheute. Sie erklärte sich vorläufig für dessen Oheim, den einundsechszigjährigen, schwachen und willenlosen Cardinal Karl von Bourbon. Dieser ließ sich überreden, selbst für die Ausschließung seines Neffen zu wirken, und sich an die Spitze der Ligue zu stellen, obschon ihr wahres Haupt fortwährend Guise blieb.

Die Ligue entwickelte nun wieder große Thätigkeit, und Philipp II. schloß am 31. December 1584 einen förmlichen Vertrag mit ihr, der

von allen Theilen am 16. Januar 1585 zu Joinville unterzeichnet ward, und worin man den Cardinal von Bourbon als den rechtmäßigen Thronerben Frankreich's anerkannte. Hierauf erfolgten weitere Schritte gegen den König. Der Cardinal machte ein förmliches Manifest bekannt, welches erklärte, daß wegen der üblen Lage des Reiches ein Bund geschlossen sei, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, zum Schutze der Rechte des Adels und der Parlamente, und zur Erleichterung der Lasten des Volkes. Zugleich ergriff die Ligue die Waffen, und bemächtigte sich einer Reihe wichtiger Städte. Der König gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung, und nach einigem Schwanken beauftragte er seine Mutter, Unterhandlungen mit Guise und den Ligisten zu beginnen. Sie forderten, daß der König jeden andern Gottesdienst als den katholischen verbiete, und den Protestanten alle Aemter und ihre Sicherheitsplätze nehme. Indem Heinrich in seiner Rathlosigkeit ihnen diese Forderungen, so wie eine Anzahl von Sicherheitsplätzen in einem am 7. Juli 1585 zu Nemours geschlossenen Vertrage gewährte, und alle zum Besten der Reformirten erlassenen Edicte widerrief, hatte er diesen den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Er war mitten im Gewirre und mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte. Vier Heere wurden katholischer Seits zu diesem achten Religionskriege ausgerüstet, den man nach dem Namen der beiden Könige und des Herzogs von Guise den Krieg der drei Heinriche nennt. Die Ligue veranlaßte den König am 17. October noch ein Edict zu unterschreiben, kraft dessen alle Reformirte im Reiche innerhalb vierzehn Tagen katholisch werden sollten, statt der ihnen früher zugestandenen Frist von sechs Monaten. Im Weigerungsfalle sollten ihre Güter eingezogen und verkauft werden. Heinrich von Navarra gab hierauf ein ähnliches Edict gegen die Katholiken in seinem Lande. Dadurch wurden auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Im Felde geschah nichts Entscheidendes noch Bedeutendes. Der König war 1586 in Lyon, und vertrieb sich hier mit Hunden, Affen und Papageien die Zeit, während die Ligue den Krieg nach Belieben führte, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Paris wurde immer mehr der Mittelpunkt eines fanatischen Eifers und Volkshasses gegen die Protestanten, und auch der König wurde immer verhaßter, weil er als zu lau und unkräftig für die Vernichtung der Ketzer erschien. Die Guisen unterließen nicht, diesen Eifer zu nähren und zu erhöhen. Es wurde ein neuer Bund gestiftet, der Bund der Sechszehn genannt, weil für jedes der sechszehn Stadtviertel von Paris einer der Führer der Verbindung bestimmt war, in seinem Bezirke

ihre Zwecke zu fördern und so viele neue Glieder zu werben als möglich. Schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt von St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er aber, und ging nicht hin.

Der bürgerliche Krieg dauerte unterdeß fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Heinrich von Navarra, der jetzt seine strategische Fähigkeit zu entwickeln begann, eroberte nicht nur viele Plätze, sondern erfocht auch am 20. October einen herrlichen Sieg über die ligistischen Truppen bei Coutras, an der Gränze von Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth- und Siegeslust funkelten, rief der junge Held beim Anfange der Schlacht den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von Bourbonischem Geblüte seid! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!" Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condés zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhmes würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; selbst der Anführer, der Herzog von Joyeuse, war unter den Todten. Heinrich von Navarra, der damals nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit Tausenden von Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend; man eroberte nur einige feste Plätze. Ueber das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth, über die Loire zu setzen und sich mit den deutschen Soldtruppen zu verbinden; Andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, wenigstens einen Theil desselben. Heinrich von Navarra ging nach Bearn, und legte dort einer Gräfin von Grammont, mit der er in einem Liebesverhältniß stand, die in der Schlacht von Coutras eroberten Fahnen zu Füßen. Viele glaubten auch, die schöne Gräfin sei die eigentliche Ursache gewesen, warum Heinrich seinen Sieg nicht besser benutzt habe; gewiß ist es, daß eine nicht genug bekämpfte Sinnlichkeit seinen edleren Bestrebungen oft Eintrag that. Die Hülfstruppen, welche die deutschen Protestanten den Hugenotten gesandt hatten, wurden noch in demselben Jahre vom Herzoge von Guise entscheidend geschlagen. Nur Wenige derselben sahen ihre Heimath wieder.

Die Hugenottische Partei erlitt bald nachher einen andern Verlust,

durch den Tod des Prinzen von Condé (5. März 1588). Die Aerzte, die seinen Leichnam untersuchten, erklärten, daß Gift seinem Leben ein so frühes Ende gemacht habe. Das Verbrechen schien nicht aus politischer oder kirchlicher Leidenschaft hervorgegangen zu sein; vielmehr blieb der Verdacht auf seinen Hausgenossen und auf seiner eigenen Gemahlin ruhen. Condé zählte erst fünfunddreißig Jahre als er starb; er war ein Mann, bei dem man, nach dem Ausspruche eines großen Geschichtschreibers, nichts vermißte als das Glück*).

Die Sechszehn in Paris riefen indeß Heinrich von Guise in ihre Stadt. Der König, davon unterrichtet, suchte es zwar zu verhindern; nichts desto weniger aber kam Guise (9. Mai 1588), zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei seinem Eintritt von Tausenden umringt, um deren Gunst er buhlte, und die ihn vergötterten**). Er besuchte den König, eben da dieser mit seinen Lieblingen rathschlagte, ob er ihn tödten lassen solle. Dies widerriethen jedoch Einige dringend, und stellten vor, die Aufregung sei so groß, daß der König selbst Gefahr laufen könne. Als Guise den Hof des Louvre durchschritt, die vielen Bewaffneten sah, und wie ihr Anführer Crillon seinen Gruß kaum erwiederte, erblaßte er. Das Gespräch mit dem Könige war natürlich nicht das freundlichste; Guise, welcher bemerkte, wie dieser zwischen verschiedenen Entschlüssen schwankte, entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, von der Reise ermüdet zu sein, und umgab sich in seiner Wohnung selber mit Bewaffneten. Auch der König war in banger Unruhe, und ließ die Wachen im Louvre verdoppeln. Am folgenden Tage fand eine zweite Unterredung Statt, in welcher sich der König sehr schwach, und der Herzog, der von vierhundert Edelleuten begleitet erschienen war, sehr stolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ sogar zu seiner Sicherheit viertausend Schweizer nach Paris kommen. Dies erhöhte das Mißtrauen der Sechszehn; und Guise selbst verbreitete geflissentlich ein Gerücht, der König wolle die Ligisten überfallen und hundert und zwanzig der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem Ende schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären.

---

*) In quo nihil merito desiderares nisi fortunam, quam importune adversam a prima infantia ad ultimum vitae brevis spiritum expertus est. Thuanus, XC p. 183. D. Vgl. Martin, a. a. O. Tome X. p. 53 f.

**) Egli all' incontro, con viso popolare e con faccia ridente, altri accarezava con le parole, altri risalutava con i gesti, altri rallegrava con l'occhio, e traversando le caterve del popolo con la testa scoperta, non pretermetteva cosa alcuna, che fosse a proposito per finire di conciliarsi la benevolenza e l'applauso popolare. Davila IX. p. 351.

Diese Nachricht und die Vertheilung der Schweizer in den Straßen brachte viele Bürger in Aufruhr; sie stürzten aus den Häusern, versperrten die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster. Das geschah am 12. Mai, welcher Tag deshalb der „Barrikadentag" genannt wurde. Die Schweizer standen nun zwar in mehreren Straßen vertheilt; allein der König ließ ihnen befehlen, nicht zu schießen. Die Folge war, daß die Bürger sie verspotteten und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß los. Sofort aber antworteten die Bürger mit einem Hagel von Steinen und mit Schüssen, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!" einzustimmen, und das Gewehr abzulegen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich den Schweizern die Waffen wiedergeben ließ und ihnen, so wie allen königlichen Truppen, freien Abzug aus der Stadt zusicherte.

Hierauf begab sich die Königin-Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte, er habe diese Unruhen nicht erregt, sondern der König sei allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Bewilligung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Am folgenden Morgen wiederholte Katharine ihren Besuch; auf dem Wege flüsterte ihr ein Bürger zu, es seien an funfzehntausend Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu stürmen. Sogleich ließ sie dies dem Könige melden, der ohne Verzug mit wenigen Begleitern davon ritt, und wie ein Flüchtling seine Hauptstadt verließ. Zornig, daß er ihm entgangen sei, nahm Guise in Paris nun ganz das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (barricades) bei Seite geschafft, die Läden geöffnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftigkeit ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf- und niedergehend. Er redete ihn verbindlich an; aber der Präsident, ohne sich in seinem Spazier-

gange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Uebrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisen's Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger beharrlich.

Katharina von Medici, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge fortwährend; und der schon so tief erniedrigte König mußte schließlich fast alle Forderungen desselben bewilligen, um nur noch einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten. Die Beschlüsse des Königs waren enthalten in einem von den Parlamenten im Juli registrirten Edikte, das Unionsedikt genannt. Er forderte darin alle seine treuen Unterthanen auf, sich durch einen Eidschwur gegen die Ketzer zu verbinden, wie er selbst schwur, die Ketzerei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Reiche auszurotten. Die geheimen Artikel betrafen Sicherheitsplätze und andere Vortheile für die Ligue. Durch einen bald darauf erlassenen Befehl wurde Guise zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt; er war nunmehr, wie ein Zeitgenosse bemerkt, mit der Machtfülle bekleidet, wie sie die Majordomen unter den Merovingern geübt hatten.*)

Am 16. Oktober wurde zu Blois ein Reichstag eröffnet, dessen vorbereitende Sitzungen schon am 16. September begonnen hatten, und dessen Beschlüsse ganz von Guise, der die Mehrheit in seiner Hand hatte, geleitet wurden. Den König ließ er die erniedrigendste Rolle spielen. Doch war es sein öffentliches Benehmen nicht allein, was diesen endlich zu einem verzweiflungsvollen Entschluß bestimmte. Heinrich III. hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten; man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und neue Entwürfe, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In dieser Lage glaubte er, um seine Krone, seine Freiheit, und sein Leben zu schützen, kein anderes Mittel zu sehen, als Meuchelmord. Er meinte in Guise die gesammte Ligue zu treffen, wie einst seine Mutter in Coligny die ganze Reformation zu vernichten gewähnt hatte. Unter den fünf und vierzig Gliedern seiner adlichen Leibwache wurden Acht erwählt, die That zu vollziehen. Der König theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabei: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zuweisen;

*) Davila IX. p. 369.

und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit, Kraft meiner königlichen Befugniß, volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen." Der Tag der Ausführung ward auf den 23. December festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Staatsrathssitzung einfinden würde. Er ward gewarnt; aber er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Der König will Sie umbringen." Er schrieb darunter: „Das wagt er nicht", und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs in Ordnung gestellt hatten, während der Staatsrath schon beisammen war, erhielt Guise in der Sitzung den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, schritt durch das Vorzimmer, und eben, da er die Hand nach dem Thürvorhang des königlichen Cabinets ausstrecken wollte, stürzten die Verschwornen von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montserris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!" Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Sainte Maline versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und Loignac einen andern in den Leib. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog, da er das Schwert zu ziehen außer Stande war, wehrte sich verzweifelt mit den Händen und Zähnen, und rief nach seinen Freunden; gleich darauf, da ihm Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete aber noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder, vermöge seiner gewaltigen Stärke, bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank. So starb er im noch nicht vollendeten neun und dreißigsten Jahre seines Lebens. Mehrere seiner Freunde wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel einen Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, der sich zu Lyon befand, entfloh, als er hörte, daß der König Anstalten mache, auch ihn in seine Gewalt zu bekommen.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter geeilt, die damals auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie, die um den Plan nicht gewußt, erschrak, und ermahnte ihren Sohn, behutsam zu sein. Zwei Dinge, sagte sie, sind jetzt Noth, Schnelligkeit und Entschlossenheit. Bangend um ihren Sohn, raffte sie sich einige Tage später auf, den ebenfalls in Gewahrsam

gehaltenen Cardinal von Bourbon zu besuchen. Dieser legte ihr alle Schuld bei; sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Seine Worte machten einen solchen Eindruck auf die alte, nun fast siebzigjährige Königin, daß sich ihr Zustand von diesem Augenblick an verschlimmerte; bald darauf, am 5. Januar 1589, endete ihr ränkevolles und verbrecherisches Leben.

So war nun der schwache König ganz verlassen. Nur zu bald zeigte sich, mit welchem Rechte seine Mutter befürchtet hatte, er würde die Früchte seiner blutigen That nicht zu erndten wissen. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wohl gelungen sein, sie in Furcht zu setzen und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Ausschweifungen, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, in welchen sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Den getödteten Guisen, dem Herzog und dem Cardinal, wurden prächtige Leichenbegängnisse gehalten; viele Kupferstiche erschienen, die ihren Tod so schrecklich als möglich darstellten, und wurden unter das Volk vertheilt*); besonders aber thaten die Geistlichen Alles, in ihren Predigten die Menge gegen den König zu erhitzen. Einer derselben rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten Eifer fort: „Ja, schwört mir's Alle! schwört, den letzten Heller, den letzten Blutstropfen daran zu setzen! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem redlichen Harlay zu, der auch zugegen war), hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß Jedermann es sehe!" Und Harlay, sonst so muthig, ward verlegen und that es. Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel: ob denn kein Einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sei, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechszehn legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob das französische Volk von seinem, Heinrich III. geleisteten Eide der Treue entbunden werden, und ob es sich vereinigen und bewaffnen könne gegen die mit aller Bosheit erfüllten Rathschläge und Bestrebungen dieses Königs; und einundsiebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls

*) Einer dieser Kupferstiche hatte die Unterschrift: Comme Henry, le perfide, le détestable Valois, fait mettre en pièces les corps sanglans des deux princes martyrs. Capefigue l. c. T. V. p. 478.

beantworteten diese Frage bejahend. Hierauf ließen die Sechszehn die Parlamentsräthe, die es mit dem Könige hielten, unter ihnen auch den Präsidenten Harlay, in die Bastille bringen. Der Aufruhr brach sogleich auch in vielen anderen Städten aus, ganze Provinzen fielen vom Könige ab. Die neue Ordnung, welche die Ligue stiften wollte, zeigte sich als die schrecklichste Unordnung. Unsicherheit und Gesetzlosigkeit nahmen im ganzen Reiche überhand; überall sah man Verhaftungen und Gütereinziehungen; in den Behörden, im Innern der Familien herrschten Haß und Zwietracht.

Der Herzog von Mayenne kam nach Paris, ward mit Jubelgeschrei empfangen, und tumultarisch zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt. Der König hatte das Aeußerste zu fürchten; nichts blieb ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Reformirten in die Arme zu werfen. Nachdem er ihnen in einem Vertrage freie Religionsübung versprochen hatte, kam Heinrich von Navarra nach Plessis les Tours, wo sich beide Könige besprachen. Bald nachher führten sie ihr vereinigtes, durch Schweizer verstärktes, zahlreiches Heer gegen die Hauptstadt, und belagerten sie, ohne daß die Ligisten es verhindern konnten. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten zerhauen ward. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, war von den aufrührerischen Predigten so fanatisirt worden, daß er sich entschloß, den Ruhm und Lohn im Himmel zu verdienen, der, wie man gesagt hatte, mit der Ermordung eines von der Kirche abgefallenen Königs zu gewinnen sei. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, vollends bestimmt worden sei; daß sie ihn durch ein schändliches Mittel an sich gezogen habe, dürfte nur eine Verläumdung ihrer Feinde sein*); daß aber die Häupter der Ligue überhaupt, mittelbar oder unmittelbar, von dem Mordanschlag unterrichtet gewesen, ist kaum zu bezweifeln. Zu größerer Sicherheit fragte Clement seinen Prior, und als ihm dieser versicherte, daß, wenn die That nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus wahrem Eifer für das Beste der Religion und des Staats unternommen würde, man sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott erwerbe: so traf er alle Vorbereitungen, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud, wo Heinrich III. sein Hauptquartier hatte.

---

*) Verum de stupro haud facile crediderim, nisi si ardens ultione animus generosam feminam, ut ad alia scelera coecam, sic etiam ut impotentem iram expleret ad hoc foeditatis plenum flagitium impulit. Thuanus XCVI. p. 300. D. Vgl. Martin, T. X. p. 159.

Nahe vor diesem Orte traf er den Generalprocurator des Königs, La Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge zu entdecken. Jener nahm ihn mit in seine Wohnung. Mit unbeschreiblicher Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie gut und rühmlich sei. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen (1. Aug. 1589) führte ihn La Guesle in das Schlafgemach des Königs. Der Mönch überreichte diesem zwei Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahte er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ganz heimlich sagen dürfe. Auf Befehl des Königs entfernten sich die Herren darauf einige Schritte; aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie den König schreien hörten: „Ach mein Gott! der Bösewicht von Mönch hat mich getödtet!" Sich rasch umwendend, sahen sie den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit ins Gesicht versetzen. La Guesle zog hierauf den Degen, und stieß ihm das Gesäß so heftig ins Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwei Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer hereindrangen, ihn tödteten, und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten, und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Am folgenden Tage starb er, noch nicht acht und dreißig Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht durchsetzen werde, war zunächst noch sehr zweifelhaft. Alle eifrigen Katholiken verabscheuten ihn als einen Ketzer, Paris war in den Händen der Ligue, und von Philipp II. war zu erwarten, daß er der katholischen Partei mit Waffengewalt beispringen werde. Wollte also Heinrich von Navarra die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

9. Heinrich IV.

(1589—1610.)

Wir haben gesehen, wie dieser Fürst schon in seinem sechszehnten Jahre als Haupt des Bourbonischen Hauses dastand, und wie er schon damals sich die Achtung eines Coligny erwarb. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharina von Medici und ihr Sohn, Karl IX., die Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit, und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit dergestalt auf sich, daß ein vornehmer Spanier sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu sein, oder doch Einer, der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders seitdem ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Außerdem war das Leben selbst seine Schule. Er ward früh mit in das Kriegsgetümmel gezogen; wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sei. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt; und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. So muthig und kriegerisch er aber auch war, so waren doch seine Gefühle mehr zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; und da zu seiner Gemüthsart eine starke Sinnlichkeit kam, so wurde die Neigung zu unaufhörlichen Verhältnissen mit Weibern bei ihm zu einer Leidenschaft, die sein tadelnswürdigster Fehler ist, und seinem Charakter Abbruch that. Schon früh und als junger Ehemann war er in schamlose und schmutzige Liebesintriguen verstrickt. Persönlichkeiten wie Karl IX. und Heinrich von Anjou, die ihm so vieles Leid angethan, waren ihm dennoch als Genossen angenehm, wenn es auf gemeinsame Ausschweifungen ankam *). Mit seiner Gemahlin

*) Vgl. Martin, T. IX. p. 366. Die umfassendste Monographie ist gegenwärtig die von Poirson, hist. du règne de Henri IV. Paris 1856. 2 tomes (der zweite in 2 Abtheilungen). Indeß vermögen wir die Grundauffassung nicht zu billigen, die viel zu optimistisch ist, so daß denn auch die Darstellung nicht selten den Charakter des Panegyricus an sich trägt. Viel

Margarete, die ſelbſt freilich nicht ſchuldlos war, lebte er in offener Zwietracht, und ſchon Jahre lang vor ſeiner Erhebung von ihr getrennt. Daß auch in religiöſen Dingen ſeine Charakterſtärke und ſeine Ueberzeugungstreue unter ſeiner Lebensluſt und Genußſucht litt, haben wir ſchon erkannt; er lernte früh Verſtellung üben. Indeß lehrten ihn doch auch wieder die bedenklichen Umſtände, unter denen er den Schauplatz betrat, vielfach Ernſt und Strenge; und mehr als alles Andere hielt ſeiner Genußſucht und ihren entmannenden Folgen ſeine Herrſchbegier die Waage. So ward er vor der Erſchlaffung und Verweichlichung bewahrt, in die ein träges und üppiges Leben ihn vielleicht geſtürzt haben würde.

Eine herrliche Geſundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm überdies alle Beſchwerden leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernaſe, eine friſche, bräunliche Geſichtsfarbe und ein ſchön gelockter Bart machten ſeine Züge, die ſchon Geiſt und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er immer thätig, ſah Alles mit eigenen Augen nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde ſaß, verglichen ihn ſeine Feinde ſelbſt mit dem Adler. Früh um vier Uhr ſtand er auf, und man ſagte von ihm, daß er nicht ſo viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, ſein Gegner, zum Eſſen. Auch antwortete er ſelbſt einmal Jemanden, der dieſen einen einſichtsvollen Feldherrn nannte: „Das iſt wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab.“

Allein er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn als ſein Vorgänger ſtarb, war ſeine Lage ſehr mißlich. Er ſelbſt ſagte darüber ſcherzhaft: „Ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld und ein Ehemann ohne Frau.“ Auch dauerte der Krieg, den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Ligiſten hielten noch eng zuſammen; ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war in der That ein Mann von Tapferkeit, Feſtigkeit und Einſicht*), und es ſtanden ihm viele Hülfsmittel zu Gebote. Ein Theil des Adels verließ nach Heinrich's III. Tode mißvergnügt das königliche Heer, und begab ſich auf ſeine Güter; ein anderer blieb bei Heinrich, nachdem dieſer geſchworen hatte, die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, ſich ſelbſt darin unterrichten zu laſſen,

---

zutreffender iſt, von der religiöſen Einſeitigkeit abgeſehen, die Auffaſſung des Grafen Carné, die Begründer der franzöſiſchen Staatseinheit (deutſch von Seybt). Leipzig 1859. S. 262 ff.

*) Fidei et constantiae laudem ad virtutis militaris decus adjunxit, adeo ut princeps fidei tenacissimus et expugnator urbium, quasi Ulysses alter, vulgari diverbio appellaretur. Thuanus, XCIII. p. 248. C.

ſich dem Ausſpruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen, und den Tod des vorigen Königs zu rächen.

Er verſuchte jetzt mit dem Herzoge von Mayenne den Weg der Unterhandlungen, aber fruchtlos. Mayenne ließ den alten Cardinal von Bourbon, der übrigens in ſeines Neffen Gewalt war, unter dem Namen Karl's X. als König ausrufen, und ſich ſelbſt zum Generalſtatthalter des Reiches ernennen. Bald brach er mit fünfundzwanzigtauſend Mann von Paris auf, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen.“ Schon mietheten die Pariſer Damen Fenſter in der Antonsſtraße, um den ſchönen Triumphzug mit anzuſehen; allein der Bearner wollte ſich nicht fangen laſſen. Er hatte ſich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und ſtand mit ſiebentauſend Mann bei Dieppe trefflich verſchanzt. Vergebens beſtürmte ihn hier der viermal ſtärkere Mayenne; er fand die Verſchanzungen unüberwindlich, und mußte ſich auf Amiens zurückziehen. Verſtärkt durch friſche Truppen aus der Picardie und der Champagne, ſowie durch Engländer, ging Heinrich auf Paris los und verſuchte, es zu überrumpeln. Er bekam auch die Vorſtädte in ſeine Gewalt, aber nun eilte Mayenne herbei. Heinrich ging ihm entgegen und forderte ihn zu einer Schlacht auf; jener umging ihn, und warf ſich in die Stadt. Heinrich konnte ſeine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und wandte ſich nach Tours. Seine Lage blieb äußerſt ſchwierig, nicht nur weil es ihm an Kriegsmitteln und Gelde fehlte, ſondern auch weil die Katholiken von ſeiner Partei, auf jenes Verſprechen bauend, ſich in ihrer Religion unterrichten zu laſſen, ſeinen Uebertritt eben ſo ſehr hofften, als die Reformirten ihn fürchteten.

Für die Ligue war es eine Hauptfrage, wer König von Frankreich werden ſolle, wenn der Scheinkönig Karl X. geſtorben ſein würde. Mayenne, obſchon gemäßigt, und nicht von heftigen Leidenſchaften geſtachelt, hegte doch Hoffnungen und Wünſche. Dagegen gab es Abkömmlinge der Valois in weiblichen Linien; und beſonders ließ Philipp II. die Abſicht blicken, da ſeine dritte Gemahlin Eliſabeth die Schweſter Heinrich's III. geweſen war, den Thron von Frankreich ſeiner mit ihr erzeugten Tochter zu verſchaffen. An ihn hatte ſich die Ligue ſchon gewandt, um Unterſtützung in ihrem Kampfe zu erlangen. Auch kam ein päpſtlicher Legat nach Paris, der wider die ausdrückliche Anweiſung Sixtus V., leidenſchaftlich für die Ligue und die Spanier Partei nahm, und das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus ſehen, daß die Sorbonne alle Diejenigen in den Bann that, die Heinrich als König anerkennen würden. Ja der Legat verbot ſogar den Biſchöfen,

nach Tours zu gehen und für die Bekehrung Heinrich's zu wirken. Dagegen erließ dieser eine Verordnung, worin er drohte, Jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem Legaten einlassen würde.

So wurde eine friedliche Vergleichung immer weiter hinausgeschoben, und der Waffenkampf dauerte fort. Heinrich war mit der Belagerung von Dreux beschäftigt, als sich Mayenne ihm mit einem weit stärkern Heere, in welchem sich spanische Hülfstruppen und deutsche Söldner befanden, näherte. Dennoch beschloß er die Schlacht in der Nähe von Ivry anzunehmen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Es giebt keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin." Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Die Soldaten waren tief ergriffen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert; aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König! Dann sprengte Heinrich durch die Reihen, und hielt eine muthige Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voll Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erkämpfte (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er zu: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!" Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Erst nach vierzehn Tagen erschien Heinrich wieder in der Nähe von Paris, ohne jedoch vor der Hand einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt zu machen; während Mayenne nach den Niederlanden gereis't war, um mit dem Herzog Alexander von Parma neue Maßregeln zu verabreden. Unterdeß starb der alte Cardinal von Bourbon (8. Mai 1590), ein Ereigniß, welches zunächst ohne Folgen blieb, da die Ligue ganz mit der Vertheidigung der Hauptstadt beschäftigt war, die jetzt von Heinrich ernster bedrängt ward. Er sperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und ver-

setzte die Einwohner dadurch bald in drückende Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Uebergabe bewegen. Die Geistlichen suchten das Volk durch Processionen zu beschäftigen, und obschon die Noth immer höher stieg, die Tagelöhner nicht mehr so viel verdienten, um die Suppen von Kleie und Hafer kaufen zu können, wovon die Armen allein noch lebten, rissen doch die Predigten der von glühendem Eifer für die Sache erfüllten Geistlichen die Menge so hin, daß sie ihre Leiden standhaft ertrug. Fast dreizehntausend Menschen starben vor Hunger. Auf einen so hartnäckigen Widerstand hatte Heinrich nicht gerechnet. Bei einer Zusammenkunft mit Abgeordneten der Ligisten beschwor er sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks: Alles vergeblich. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, ließen die Sechszehn ausſprengen, der König verlange eine unbedingte Uebergabe. Dies verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne schon auf dem Wege war und der Herzog von Parma, nach dem ausdrücklichen Befehle Philipp's, ihm mit einem spanischen Heere auf dem Fuße folgte. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten und zugleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. Er wagte jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich die Belagerung ganz aufheben. Während dieser Anarchie riß auch in den Provinzen die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich sein werde, waren sogar darauf bedacht, für diesen Fall ihre Statthalterschaft als bleibendes Eigenthum an sich zu reißen, wie es unter andern der Herzog von Mercoeur in der Bretagne versuchte.

Die größte Verlegenheit Heinrich's entstand daraus, daß er einsah, die Ligisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, die Reformirten aber ihm diesen Schritt sehr übel nehmen. Wenn er auch sein Gewissen darüber beruhigen konnte: durfte er es wohl wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolges bei den Feinden gewiß war? Unterdeß that er wenigstens alles Mögliche, sich im Felde zu erhalten. Im nächsten Jahre (1591) wurde er durch deutsche und englische Hülfstruppen unterstützt, während seine Gegner unter sich zerfielen. Ein Sohn des ermordeten Herzogs Heinrich von

Guiſe, Karl, entkam aus ſeinem Gefängniſſe, und bildete eine Partei, die ſich von Mayenne abwandte. In Paris, wo die Sechszehn vier tauſend Mann ſpaniſcher Truppen aufgenommen hatten, übte Philipp II. den größten Einfluß, und während Mayenne in's Feld gerückt war, herrſchte eine arge revolutionäre Tyrannei. Die Gemäßigten wurden mit dem Namen Politiker belegt und ihres Vermögens beraubt. Zehn der heftigſten Eiferer, an deren Spitze ein wilder Frevler, Namens Buſſy, ſtand, erhielten unumſchränkte Macht, und ſchüchterten Diejenigen, welche ihre deſpotiſche Willkür verabſcheuten, ſo ein, daß ſie keinen Widerſtand wagten. Der Parlamentspräſident Briſſon und zwei Räthe wurden als Ketzer und Verräther ohne alle Rechtsform aufgehängt (15. Nov. 1591). Endlich kam Mayenne zurück, ließ vier der ärgſten Frevler auf dieſelbe Weiſe hinrichten, und ſtellte die Ordnung wieder her.

Heinrich benutzte die Entfernung Mayenne's, um Rouen zu belagern, vorzüglich auf Eliſabeth's Betrieb, welche die Ligue aus der Normandie verdrängt wünſchte. Doch ein abermaliges Erſcheinen des Herzogs von Parma nöthigte ihn, die Belagerung wieder aufzuheben (20. April 1592). Indeß blieb unter den Katholiken die Entzweiung zwiſchen den Heftigen und den Gemäßigten, indem Jene behaupteten: Heinrich könne ſelbſt dann nicht König werden, wenn er katholiſch würde. Der immer verderblicher werdenden Ungewißheit ein Ende zu machen, wurden durch Mayenne, der gleichſam in der Mitte ſtand, die Reichsſtände berufen und am 26. Januar 1593 eröffnet. Sie ſollten einen neuen, rechtgläubigen König erwählen; allein es kam zu keinem Beſchluß, ſo viele Mühe ſich die Spanier auch gaben, die Abſchaffung des ſaliſchen Geſetzes zu erlangen und die Wahl auf die Infantin zu lenken. Indeß entſchloß ſich Heinrich, dem immer ſtärkeren Drängen ſeiner katholiſchen Anhänger, das ſogar von mehreren ſeiner reformirten Freunde lebhaft unterſtützt ward, nachzugeben; er ſchwur in der Kirche zu St. Denis am 25. Juli 1593, unter vielen Förmlichkeiten, öffentlich vor dem Erzbiſchof von Bourges die reformirte Religion ab, und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, den Papſt Clemens VIII. um ſeine Beſtätigung der Losſprechung zu bitten. Der päpſtliche Geſandte in Paris, im Einverſtändniſſe mit den Spaniern, gab ſich indeß alle Mühe, um die Bürger zu überzeugen, daß der Uebertritt Heinrich's nur erheuchelt ſei. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bei weitem nicht ſo unterſtützt, wie er gehofft hatte, ſchloß mit dem Könige einen Waffenſtillſtand. Während deſſelben kamen mehrere Anhänger Heinrich's nach der Hauptſtadt, und bereiteten eine Verſöhnung vor; das Volk ſtrömte nach St. Denis, um den König zu ſehen, Edelleute von Heinrich's

Heer kamen mit Bekannten von der andern Partei häufig zusammen, und rühmten Heinrich's Eigenschaften. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Ligisten bange ward, und einige Priester sogar einen Schwärmer, Namens Barriere, von dem Charakter des Jakob Clement, abschickten, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth den schändlichen Anschlag ein Florentinischer Dominicaner, dem sich Barriere entdeckt hatte. Dieser wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und gerädert.

Philipp II. hatte bereits so große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziele näher gekommen zu sein. Er wurde verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partei in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und brachte dadurch immer mehrere dahin, sich zu unterwerfen. Am 27. Februar 1594 ließ er sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denis zurück. Der Waffenstillstand hörte um diese Zeit zwar auf, aber der Krieg ward nur lässig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reiste am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das entschied endlich die Sache. Denn der Graf von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, weil er früher einer der eifrigsten Ligisten war, wünschte jetzt seinen Frieden mit dem Könige zu machen, und fand diesen geneigt, die Forderungen, die er für die Pariser und für sich selbst machte, zu bewilligen. Heinrich versprach ihm die Bestätigung der Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, einigen seiner Freunde andere Würden, und für Paris wurde eine allgemeine Amnestie und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes bedungen. Dafür wollte ihm Brissac die Stadt überliefern. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer; denn die wüthenden Sechszehner sprachen laut davon, daß sie die Stadt lieber an allen Ecken anzünden wollten, als sie dem Bearner in die Hände fallen lassen. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht, und besetzte die wichtigsten Posten mit zuverlässigen Leuten. Da Alles bereit war, versammelte er am Abend, den 21. März, die Obersten und Hauptleute der

Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechszehner verdrängt hatte, und verabredete das Nähere mit ihnen. Um vier Uhr des Morgens zeigten sich Heinrich's Truppen an den Thoren von Paris. Brissac ließ sie ihnen öffnen, und so zogen sie in bester Ordnung ein, stellten sich in den Straßen in Schlachtordnung und besetzten die wichtigsten Posten. Die überraschten Ligisten wagten keinen Widerstand; nur ein Haufe deutscher Landsknechte wollte die Waffen nicht niederlegen, wurde aber von den Schweizern angegriffen und dazu genöthigt. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einer großen Anzahl seines Adels, nicht ohne Besorgniß; denn er sah sich schüchtern nach allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Doch lief Alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen. „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." Und als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu sein, einen König zu sehen." Nachdem er in der Kirche die Messe und den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum etc.) gehört, begab er sich ins Louvre und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrich's Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollendes Gemüth stimmte damit überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der höfliche König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst. Als die spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Officieren derselben: „Empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder." Als man ihm Einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Ja vielleicht übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten Derer, die ihm treu anhingen. Wenig-

stens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt sein wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde."

Mit der Besitznahme von Paris hatte sich Heinrich's Lage außerordentlich gebessert; doch blieb auch so noch viel zu thun übrig. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, strenge Katholiken trauten dem Abtrünnigen noch nicht recht; auch unter den Reformirten gab es seit Heinrich's Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung sehr lange. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Heinrich eroberte Laon; viele andere Städte aber und ganze Landschaften wurden von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, friedlich übergeben; auch der Herzog von Guise verließ seinen Oheim Mayenne, unterwarf sich dem Könige, und lieferte ihm die Städte, die er inne hatte, aus. Indem Heinrich so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jacob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Edelmann umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein (27. Dec. 1594)*). Der sogleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion, und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sei, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Ueberzeugung, und litt unter den fürchterlichsten Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers den Tod. Seine Aussagen bewogen das Pariser Parlament zu einem Beschluß, der die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs, aus Frankreich verbannte. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung oder, wenn diese nicht zu bewerkstelligen sei, die Ermordung des Königs angerathen ward. Guignard ward ein-

*) Vgl. L'Esprit de la Ligue, T. III. p. 286 ff. Martin, T. X. (4. éd. 1860) p. 370, giebt den 27. November an.

gezogen, und in Folge eines Richterspruchs gehenkt (7. Januar 1595). Die Parlamente von Bordeaux und Toulouse traten dem Beschlusse des Pariser nicht bei; daher blieben auch die Jesuiten in den Bezirken derselben unangefochten.

Der Mordversuch versenkte den König auf einige Zeit in tiefe Schwermuth; aber der Krieg, den er am 17. Januar im Unmuth über Philipp's II. feindselige Haltung diesem erklärte, und der dadurch bedingte Einfall eines spanischen Heeres in Frankreich weckten ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging den Feinden entgegen und schlug sie im Juni bei Fontaine Françoise mit nur funfzehnhundert Mann, die aber wie Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eigenes Leben so wenig schonte, als suche er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, zeigte sich zur Unterwerfung bereit und bat ihn nur: er möchte ihn nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Lossprechung angekommen sei. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Philipp's II. Bemühungen und Ränke hatten den Abschluß bis jetzt noch verhindert; endlich ward Clemens VIII. inne, daß dieses Zögern wohl den Spaniern, nicht aber dem päpstlichen Stuhle Vortheil bringe. So geschah denn am 17. September 1595 die längst ersehnte Feierlichkeit. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von den Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden französischen Bevollmächtigten, die Heinrich's Stelle vertraten, in Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren, daß dieser bei der katholischen Religion bleiben und den Vertrag treulich erfüllen würde. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen und unter Absingung des einundfunfzigsten Psalms bei jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich wieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, wie auch kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich IV. vom Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Hauptbedingungen, die Heinrich einging, waren: Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes in Bearn, Errichtung einer Anzahl von Klöstern, Ausschließung der Reformirten von allen Aemtern. Dazu kam eine Reihe persönlicher Verpflichtungen: daß der König alle Tage den Rosenkranz und Mitt-

wochs die Litanei beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherin im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und das Abendmahl nehmen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Lossprechung sei die Zurückberufung der Jesuiten gewesen, die nachher in der That erfolgte. Nun endlich erkannte Mayenne Heinrich als König an, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, welche dieser zugestand. Zugleich erfolgte, mit Ausnahme des Herzogs von Mercoeur in der Bretagne, die Unterwerfung der übrigen noch im Aufstande begriffenen Großen, mittelst ansehnlicher Opfer, die Heinrich der Ruhe Frankreich's bringen zu müssen glaubte. So war denn der Bürgerkrieg fast völlig erloschen.

Dagegen dauerte der Krieg mit den Spaniern noch fort. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein, eroberten Calais und mehrere andere Städte. Heinrich wurde durch außerordentlichen Geldmangel gedrückt, so daß es ihm im Felde an dem Allernothwendigsten fehlte; und die Notabeln, die er gegen das Ende des Jahres nach Rouen berief, wußten keine sehr zweckmäßigen Mittel dagegen anzugeben. Im folgenden Frühjahr eroberten die Spanier Amiens, eine Festung, welche damals für uneinnehmbar gehalten wurde (11. März 1597). Es kostete viele Mühe, sie wieder hinauszutreiben; indeß endigte doch der spanische Krieg im folgenden Jahre (2. Mai 1598) durch einen Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geschlossen wurde. Philipp II., von Alter, Krankheit und Sorgen gedrückt, wollte seinem unfähigen Nachfolger keinen Krieg hinterlassen; Clemens VIII. trat als Vermittler auf. Die Bedingungen waren einfach, indem Alles auf den Stand des Friedens von Cateau-Cambresis zurückgeführt ward. Eingeschlossen in den Frieden wurde der Herzog von Savoyen, der während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die Provence und die Dauphiné hatte an sich reißen wollen. Kurz vorher hatte Heinrich den Herzog von Mercoeur in der Bretagne zum Gehorsam zurück gebracht. Nun erst konnte er sagen, daß er das Reich von inneren und äußeren Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine neue innere Schöpfung: Um die kirchliche und staatsbürgerliche Stellung seiner früheren Glaubensgenossen zu sichern, gab er (am 15. April 1598) das berühmte Edict von Nantes. Den Reformirten wird darin völlige Gewissensfreiheit zugesichert, öffentlicher Gottesdienst ungefähr mit den Beschränkungen, wie sie ihnen die früheren günstigen, aber nicht gehaltenen Edicte eingeräumt hatten. Der Zutritt zu allen Würden und Stellen des Reichs wird ihnen eröffnet,

und Verfügungen werden getroffen zu ihrer Sicherheit vor den Gerichten. Eine besondere Bestimmung berechtigte sie, eine Anzahl von Plätzen noch einige Zeit besetzt zu halten. Dennoch genügte dieses Gesetz den eifrigen Reformirten nicht, und noch weniger gefiel es den unduldsamen Katholiken. Das Parlament zauderte fast ein Jahr lang mit der Registrirung und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich dahin, daß es sich bequemte. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen; und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmählig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wie viel ihm Frankreich wohl einbringe, antwortete er: „So viel ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich von ihnen fordern, so viel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche sein soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte"*). Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir wissen, selbst zu diesen gehört. Er fing zwar, da noch einige Streitpunkte übrig geblieben waren, die Feindseligkeiten wieder an, wurde aber bald zum Frieden gebracht.

Die wirksamste Maßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volkes ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Bemerkung, das große Männer auch treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen; und wenn ein Fürst Heinrich's Leutseligkeit und Gemüthlichkeit besitzt, so wird der Diener in einen Freund verwandelt und der Verein so untrennbar, wie zwischen diesen Beiden. Seit seinem zwölften Lebensjahre war Sully in Heinrich's Diensten, und hatte sich fast in allen Schlachten ausgezeichnet. Jetzt

*) Es ist seltsam, wenn Poirson T. II. p. 21 hinzusetzt: Son intention fut remplie. Um so mehr, als er gleich darauf sich doch genöthigt sieht, in Betreff der Zustände des Landmanns das Geständniß abzulegen: presque nulle part il n'arriva à l'aisance et à la richesse que comportait sa condition; l'agriculture ne fut pas encore riche.

wurde aus dem tüchtigen Krieger ein großer Staatsmann. Es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug, er war für Heinrich Alles, und ohne ihn beschloß dieser nichts. „Jeder Aufgabe, die ihm zu Theil ward, zeigte sich Sully gewachsen, und zwar eben so sehr durch die Größe, den Ernst und die Kraft seines Charakters, als durch die Ueberlegenheit seines Verstandes. Ueberall wo Heinrich zu weich und gegen gewisse Schwächen zu nachgiebig erschien, stellte sich ihm sein treuer Diener, sein edler Freund, warnend und stützend zur Seite; und überall, wo dessen strengere Natur rauh zu werden drohte, trat Jener mildernd dazwischen" *). Sully durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr, schicke ich Ihnen hier sechstausend Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches wird." Sully brachte den Staatshaushalt aus heilloser Zerrüttung in die festeste Ordnung; und so große Schulden abzutragen waren, konnte doch durch die Ersparnisse und weisen Steuervertheilungen dieses Ministers jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Entwürfe auszuführen gedachte. Nur eines unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war entschieden schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, Paulette genannt, die in dem sechszigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbeamten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß diese Aemter verkauft wurden; nun wurde durch ihre Erblichkeit das Uebel noch vermehrt.

Im Jahre 1599 kam endlich die Scheidung zwischen Heinrich und Margarete von Valois, von der er schon so lange getrennt gelebt hatte, zu Stande. Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, vermochte ebenfalls nicht, ihn zu fesseln; vielmehr schenkte er seine Gunst fortwährend anderen Frauen, ein schlimmes Beispiel für seine Unterthanen. Unter den vielen Maitressen, an die er Zeit und Geld vergeudete, waren Gabrielle d'Estrées und Henriette d'Entragues die hervorragendsten und zugleich die einflußreichsten. Außer diesem maßlosen sinnlichen Hange überließ er sich mit einer ähn-

*) Raumer, Geschichte Europa's, Bd. II. S. 377.

lichen Leidenschaftlichkeit, die er oft selbst bereute, aber zu unterdrücken nicht die Kraft hatte, dem Spiele; und seitdem riß die Spielsucht in Frankreich außerordentlich ein.

Aber bei allen Zerstreuungen, wie sie Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen um. Wie er schon als König von Navarra und Protector der Reformirten, besonders im J. 1583, die Herstellung eines großen Bundes aller protestantischen Mächte Europa's, und zwar auf Grund einer kirchlichen Union der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse, der Lutheraner und der Calviniſten, erzielt hatte*): so war jetzt sein Lieblingsgedanke die Herstellung einer sogenannten „christlichen Republik" und eines „ewigen Friedens". Zu dem Ende gedachte er die Karte Europa's bedeutend zu verändern, namentlich das Habsburgische Regentenhaus in der spanischen und österreichischen Linie zu schwächen, dann ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu gliedern, damit angeblich ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehe, und sie sämmtlich, mit Ausnahme Rußland's und der Türkei, zu einem einheitlich geleiteten Staatensystem zusammenzufassen**). Es war im Grunde ein völkerrechtlich durchaus revolutionärer Plan, bei dessen Ausführung die Erhebung und Vergrößerung Frankreich's, besonders auf Kosten Deutschland's, unverkennbar das Hauptaugenmerk gewesen sein würde. Den Anfang wollte Heinrich mit einer Einmischung in die Händel machen, die in Deutschland, wie weiter unten erzählt wird, zwischen Protestanten und Katholiken über die Erbfolge in den cleviſchen Ländern ausgebrochen waren. Zu diesem Zwecke wollte er zur Unterstützung der Protestanten 1610 selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen; und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine entsetzliche Unthat die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Voller Ungeduld, die Hauptstadt zu verlassen, wurde Heinrich durch das Verlangen seiner Gemahlin aufgehalten, sie für den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehre, vorher noch krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Ahnungen des ihm bevorstehenden Schicksals oder Winke, die dahin deuteten, erfüllten seine sonst so starke Seele mit bangen Besorg-

*) S. Stähelin, Der Uebertritt König Heinrich's IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche. 2. Ausg. Basel 1862. S. 765 ff.

**) Poirson, Tome II. p. 835 ff., 875 ff.

wissen. Als er endlich, von allen Seiten bestürmt, nachgegeben und das Begehren der Königin bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen; denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod." Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst, die Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königin dadurch höchst beleidigt zeigte, so gab Heinrich nochmals nach.

Die Krönung der Königin ward am 13. Mai zu St. Denis von dem Cardinal Joyeuse vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem Könige eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig und sprach nur abgebrochen. Am 14., gegen vier Uhr Nachmittags, befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spazieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und schwerfällig, mit Leder überdeckt und verhängt. Um die Triumphbogen, an denen in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehen zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten aufziehen. Als der Kutscher fragte, wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg!" Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronerie) kam, war der Weg durch einige Wagen so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle hinunter; einige gingen über einen nahen Kirchhof und einer lief voraus um Platz zu machen, so daß der königliche Wagen ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sahen sich nach den Pferden um; Heinrich unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem Herzog von Epernon, über den bevorstehenden Krieg, und sagte ihm etwas ins Ohr. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac aus Angoulême, früher Laienbruder im Mönchsorden der Feuillants, der dem Wagen immer von weitem gefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwei Stiche hinter einander, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich

bin verwundet!" wandten ſie ſich alle um, und ſahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen ſprang, mit dem blutigen Meſſer in der Hand ſtarr wie eine Bildſäule ſtehen blieb, und ſich freiwillig greifen ließ. Man ſagt, es hätten ſich in dieſem Augenblick mehrere Leute mit bloßen Degen ſehen laſſen und gerufen, man müſſe den Verbrecher tödten; da ſie aber daran verhindert worden wären, hätten ſie ſich ſchnell im Gedränge verloren. Daraus würde folgen, daß die Geſtändniſſe des Mörders von Mitwiſſern gefürchtet wurden. Der König war übrigens in den erſten Augenblicken verſchieden; denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerſchnitten. Bei der Leichenöffnung fand man alle edlen Theile in ſo vortrefflichem Zuſtande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne dieſen Zufall noch dreißig Jahre haben leben können. Er hatte das ſiebenundfunfzigſte Jahr ſeines Alters erreicht; mit ihm ſanken ſeine hochſtrebenden Entwürfe dahin.

Die Nachricht von dieſem entſetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerſchlag. Wenige Könige ſind wohl ſo tief betrauert und noch ſo lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihrem Volke zurückgewünſcht worden. Und doch würde man ſehr irren, wenn man meinen wollte, daß unter ihm ein allgemeiner Wohlſtand, oder gar eine allgemeine Zufriedenheit gleichmäßig in Stadt und Land eingekehrt ſei. Namentlich aber ſollte nicht mehr überſehen werden, daß Heinrich IV., der nur einmal Notabeln berief und niemals von einer Berufung der ihm verhaßten Reichsſtände etwas wiſſen wollte, der wohl alles für das Volk, aber nichts durch das Volk zu thun bereit war, der eigentliche Begründer des Abſolutismus in Frankreich wurde*). Während nichts deſtoweniger die Maſſe der Nation in ihm ihren Wohlthäter beweinte, triumphirten Diejenigen, die durch ſeinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Beſtrebungen gewannen. Der Proceß des Mörders ward nachläſſig betrieben. Man ließ

*) Daß Heinrich je an die Herſtellung einer volksthümlichen Verfaſſung und an eine Selbſtbeſchränkung ſeiner Gewalt gedacht habe, wie Poirson T. I. p. 311 andeutet, muß ebenſo entſchieden beſtritten werden wie die wunderliche Behauptung, daß die „Nationalverſammlungen ihre Freiheit bewahrt" hätten (ebend. p. 419), da es ſich dabei eben nur um die ernannten Notabeln von Rouen handeln kann, während die wirklichen Nationalverſammlungen, d. h. die gewählten Reichsſtände, vielmehr grundſätzlich und thatſächlich ganz unterdrückt wurden.

ihn so schlecht bewachen, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte; und ein Priester, der ihn besuchte, ermahnte ihn, keinen Andern mit sich ins Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies erscheint auch glaublich, insofern dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bei sich führte. Ein solches Gehirn konnte allein schon durch die fanatischen Predigten jener Zeit leicht zu dem furchtbaren Verbrechen aufgeregt worden sein. Es liefen zwar mannigfache Verdächtigungen um, und es ist nicht zu läugnen, daß es in und außer Frankreich, zumal in Spanien, sowie am Hofe Heinrich's selbst, Leute genug gab, denen des Königs Tod ein sehr erwünschtes Ereigniß war; daß die Jesuiten, die trotz Sully's und des Parlaments Widerstreben 1603 neuerdings ins Reich aufgenommen waren, einen König hassen mußten, der das Edict von Nantes gegeben hatte; daß die Königin, eine herrschsüchtige und leidenschaftliche Italienerin, im hohen Grade wider einen Gemahl aufgebracht war, der von einer Geliebten zur andern eilte und sie ganz zurücksetzte; und daß endlich die spanische Regierung ein großes Interesse hatte, sich vor den kühnen Entwürfen ihres Nachbars sicher zu stellen. Alles das aber kann die Vermuthung, es habe eine Verschwörung zu Heinrich's Verderben bestanden, und Ravaillac sei bloß der Vollstrecker der Unthat gewesen, ohne bestimmtere Zeugnisse, nicht zur Wahrscheinlichkeit erheben. Auf den Jesuiten wird indeß immerhin der Vorwurf haften, daß sie, durch ihre schamlos vorgetragene Lehre von dem unter Umständen zu billigenden Morde eines ketzerischen oder angeblich tyrannischen Königs, wenigstens einen großen mittelbaren Antheil an Ravaillac's That hatten*). Dieser litt die fürchterlichste Strafe mit großer Standhaftigkeit. Er

*) Der spanische Jesuit Mariana, der vorzüglich als Geschichtschreiber berühmt ist, sagte in seinem 1598 erschienenen Buche de Rege et Regis institutione: „Als durch Heinrich's III. willkürliche und grausame Regierung beinahe Alles verloren war, stellte die Kühnheit eines jungen Mannes, des Dominicaners Jakob Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem er den König ermordete, nachdem er von den Theologen, die er befragte, erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne.“ Von den in den Papieren des Jesuiten Guignard gefundenen Aeußerungen ist schon oben die Rede gewesen.

wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen; dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wohl eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk erfreute sich an dem Anblick dieser furchtbaren Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus. Die Acten des Processes sind nie vollständig bekannt geworden.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Dritter Abschnitt.

Die Reformation in England bis zum Tode Elisabeth's (1603).

1. Heinrich VIII.

(1509—1547.)

Wir haben die Geschichte England's im vorigen Bande beim Tode Heinrich's VII. abgebrochen; denn die Regierung seines Sohnes hängt mit den folgenden auf das Engste zusammen, wegen der unter ihm beginnenden, nach ihm sich entwickelnden Einwirkung der Reformation auf die englischen Zustände.

Heinrich VIII., bei seinem Regierungsantritt ein Jüngling von siebzehn Jahren, war von einer ganz andern Gemüthsart als sein Vater. Mit einem vollkräftigen Körper verband er ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, welche sich ihm von einer günstigen Seite gezeigt hatte, und ihn bald wieder bei unbedeutendem Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Dazu kam eine hohe Einbildung von seiner eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit. In der letztern hatte er in der That etwas gethan; denn sein Vater, der des Sohnes Aufmerksamkeit von den Staatsgeschäften ablenken wollte, hatte ihm eine wissenschaftliche

Erziehung geben lassen, und nicht ohne Erfolg. Für den Prinzen waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend, und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller.

In den ersten Jahren seiner Regierung kümmerte er sich wenig um die Geschäfte und überließ sie seinen Ministern. Statt dessen gab er sich seiner Neigung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Prachtgelage folgten einander im raschen Wechsel. Der Hof schien ganz verwandelt; die lang verschlossenen, von dem geizigen Vater wohlbewahrten Schätze öffnete der lebenslustige Sohn, und streute davon mit vollen Händen aus. Die Stunden, die ihm von den Festlichkeiten noch übrig blieben, füllte er lieber mit Musik und Literatur, als mit Regierungssorgen aus. Unter denen, die sich diesen Neigungen des Königs anschmiegten und dadurch seine Gunst erlangten, stand der Graf von Surrey oben an. Ein anderer Minister, der Bischof Fox von Wincheſter, eifersüchtig auf das größere Vertrauen, in welchem Jener stand, glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, ihn zu verdrängen, indem er einen jungen Geistlichen bei dem Könige einführte, Namens Wolsey, der mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfaltigen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grade verband, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen*); Heinrich den Achten aber fesselten sie dergestalt an ihn, daß Fox nun wohl einsah, er habe durch seinen Empfohlenen nicht bloß den Nebenbuhler, sondern sich selbst entbehrlich gemacht.

Wolsey, der Sohn eines reichen Bürgers zu Ipswich, der wahrscheinlich ein Fleischer war, wurde aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzige Rathgeber, der Leiter und Lenker des Monarchen. Vergebens warnte Fox diesen, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern empor; zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere andere er-

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war Wolsey schon wieder da. „Mein Gott, ihr seid noch nicht fort?" rief ihm Heinrich VII. entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht. Ich hatte noch etwas Wichtiges vergessen, und hatte euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, gnädigster Herr, ich konnte wohl errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ich's selbst hinzugesetzt. — Eine solche Verbindung von Raschheit und Klugheit erhielt das entschiedenste Lob des Königs.

ledigte Bisthümer verliehen; auch der Papst glaubte einen so vielgeltenden Mann verbinden zu müssen und erhob ihn zum Cardinal, endlich sogar zu seinem Legaten in England. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer schwindelnden Höhe Emporgestiegenen, sich mit einer wahrhaft königlichen Pracht zu umgeben. Den Palast von Hamptoncourt erbaute er mit außerordentlichen Kosten und schenkte ihn nachher dem Könige. Er war der erste Geistliche in England, der seidene und goldene Stoffe trug, und nicht bloß seine Kleider, auch die Decken seiner Pferde schimmerten in dieser Pracht. Oft erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, unter denen viele Edelleute waren. Vor ihm gingen zwei schön gewachsene und reich gekleidete Priester; einer trug ihm das Cardinalkreuz vor, der andere hielt das Kreuz des Erzbisthums York. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen; ganz nach der Weise des Papstes, zu dessen Würde er emporzusteigen hoffte. Nichts kränkte seinen Ehrgeiz mehr, als daß diese Hoffnung, trotz der wiederholten Zusagen des Kaisers in den Jahren 1522 und 23, nicht in Erfüllung ging*). Wie sehr Karl V. und Franz I. dem Ehrgeize Wolsey's schmeichelten und um seine Gunst buhlten, wie theuer der Erstere sie erkaufte, ist schon an einem andern Orte erzählt worden.

Wir haben überhaupt öfter Gelegenheit gehabt, der Einmischungen Heinrich's in auswärtige Händel zu erwähnen. Weil er aber unbeständig war, und nie mit der gehörigen Kraft wirkte, so spielte er dabei nie eine glänzende Rolle, so entscheidend auch ein König von England, seiner Stellung nach, hätte auftreten können. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als der große Kampf zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des Letztern Seite, bis der Erstere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Verbündeten unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und

*) Vgl. Pauli, Heinrich VIII. und seine neuesten Beurtheiler in Sybel's histor. Zeitschr. Jahrg. II. 1860. Heft 1. S. 109 f.

der Schatz seines Vaters ausgeleert. Auch mit Schottland führte er mehrere Kriege, gleichfalls ohne Nachdruck und ohne Erfolg.

In der Erweiterung der königlichen Macht im Innern seines Reiches und in der Schmälerung der Volksrechte ging Heinrich noch weiter als sein Vater, und übte in mancher Hinsicht eine unumschränkte Gewalt. Da er zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendungssucht viel Geld brauchte, und die vom Parlamente bewilligten Summen nicht zureichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, welche freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht; doch nicht ohne lautes Murren und sogar Widersetzlichkeit zu erregen, wobei denn der eifrige Diener seines Despotismus, Wolsey, immer verhaßter ward. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obschon sonst ihr Ansehn noch unerschüttert dastand, sowie das ihres Oberhauptes, des Papstes, welcher England den schönsten Edelstein in seiner Krone nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen. Die Stimmen der Kirchenreformatoren seiner Zeit vermochten Heinrich nicht, eine Aenderung dieses Verhältnisses herbeizuführen. Vielmehr schrieb er selbst, wie schon früher erzählt ist, gegen Luther, und verdiente sich dadurch beim Papste großen Dank und einen neuen Titel.

Aber das, wozu keine Beweise eines Kirchenlehrers ihn hatten bringen können, vermochten häusliche Verhältnisse, die sein gutes Vernehmen mit dem Papste störten. Heinrich hatte einen älteren Bruder, Namens Arthur gehabt, der vor dem Vater starb und eine Wittwe hinterließ, Katharina, Tochter Ferdinand's des Katholischen. Dieser wünschte aus politischen Rücksichten, daß der jüngere Bruder sie heirathen möge; auch Heinrich VII. war nicht abgeneigt. Da indeß der Prinz bei Arthur's Tode erst elf Jahre alt war, so mußte die Vollziehung der Ehe noch ausgesetzt bleiben. Sie geschah gleich nach Heinrich's Thronbesteigung; Katharina gebar ihm eine Tochter, Maria, aber keine männlichen Erben, die er sehnlich wünschte. Zu dieser Ursache der Unzufriedenheit kam, daß Katharina älter als der König und mit körperlichen Uebeln behaftet war. Nun ist die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte in der Regel eine verbotene. Der Papst hatte zwar schon bei Arthur's Tode Dispensation ertheilt; dennoch waren Zweifel dagegen erhoben worden, und Heinrich's wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken, wenn er sie anders nicht wirklich fühlte. In dieser Gemüthsstimmung lernte er ein Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien: so beschloß er in

seiner Leidenschaftlichkeit, um sie zu der Seinen zu machen, sie auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der ersten Ehe konnte vom Papste ausgesprochen werden; aber dies war so leicht nicht zu bewerkstelligen. Clemens VII. stand, wie wir wissen, eine Zeitlang in bedenklichen Verhältnissen zum Kaiser Karl V., dessen Mutterschwester Katharina war, und mußte fürchten, dessen Zorn zu erregen. Die Bitte des Königs kam zu Rom an, als der Papst aus seiner Gefangenschaft in der Engelsburg eben befreit und mit dem Kaiser ausgesöhnt war; dieser hatte ausdrücklich von ihm verlangt, daß er ohne sein Vorwissen in nichts willigen solle, was als Vorbereitung zu einer Scheidung dienen könne. Nichts desto weniger bevollmächtigte Clemens, der es mit keinem der beiden Monarchen ganz verderben wollte, Wolsey mit der Untersuchung, und gesellte ihm später den Cardinal Campeggio zu, der im October 1528 nach England kam, aber die geheime Weisung hatte, die Sache in die Länge zu ziehen. Zuerst suchten die Cardinäle die Königin zu bewegen, gutwillig in ein Kloster zu gehen; da sie sich aber weigerte, kam es zu einem förmlichen Rechtsverfahren. Sie wurde vorgeladen, erschien, fiel ihrem Gatten zu Füßen, und erinnerte ihn mit rührender Beredtsamkeit daran, wie sie nun zwanzig Jahre lang sein treues Weib gewesen sei. Hierauf verließ sie den Saal. Da Heinrich bemerkte, welchen Eindruck ihre Rede auf die Anwesenden gemacht, sagte er: sie sei allerdings stets seine gehorsame Gattin gewesen, sein gegenwärtiges Verfahren rühre nicht von Mißfallen, sondern von der Zartheit seines Gewissens her. Uebrigens verwarf die Königin das Gericht, und appellirte an den Papst, worauf dieser die den Legaten ertheilte Vollmacht zurücknahm und die Entscheidung nach Rom zog.

Heinrich's Groll über diesen Ausgang wandte sich zuerst gegen Wolsey. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen, der eine feste Verbindung England's mit Frankreich, und daher eine Vermählung des Königs mit einer französischen Prinzessin wünschte *). Sie ließen den König merken, Wolsey sei vielleicht eine Haupttriebfeder jener Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal verfügen zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrich's Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen ward seine gänzliche Entfernung, und eine Anklage gegen ihn wegen einiger Vergehungen erhoben, die man hervorsuchte, um

*) Ranke, Englische Gesch., Bd. I. S. 168.

den Sturz des allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings zu beschönigen. Man nahm ihm (18. October 1529) die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen sein, wenn nicht Heinrich in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn noch die Bisthümer York und Wincheſter, aber das konnte ihn über die Erniedrigung nicht trösten, die er hatte dulden müſſen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu sein: dies Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Wolsey lebte indeß in seinem Erzbisthum ganz den Pflichten seines Berufes, als ihn ein neuer Schlag traf. Er ward auf Befehl des Königs wegen Hochverrath verhaftet, und sollte nach London gebracht werden. Dies raubte ihm die letzten Kräfte; auf dem Wege erkrankte er bedenklich, so daß er im Kloster von Leiceſter liegen bleiben mußte. „Hätte ich Gott," sagte er auf dem Sterbebette, „so fleißig gedient, wie dem Könige, er würde mich nicht verlaſſen haben bei meinen grauen Haaren." Drei Tage, nachdem er das Kloster betreten, starb er (28. Novbr. 1530) im sechzigsten Jahre seines Alters.

Indem die neuen Günstlinge des Königs, deren mächtigste Anna's Verwandte waren, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte der Doctor Cranmer, der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde, den Gedanken: man solle ein Gutachten von den berühmteſten Univerſitäten über die Rechtmäßigkeit derſelben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sei, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Dies geschah; die befragten Univerſitäten und Rechtslehrer stimmten meist für die Scheidung; aber der Papst, weit entfernt, darauf Rücksicht zu nehmen, lud Heinrich vor, sich persönlich oder durch einen Bevollmächtigten in Rom zu stellen, worauf der König ihm erklären ließ: er könne, ohne den Rechten seiner Krone etwas zu vergeben, die Appellation nach Rom nicht anerkennen. Er war entschlossen, sich um das Haupt der Kirche gar nicht mehr zu kümmern. Zufrieden mit dem Ausspruche der Univerſitäten, sowie der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog er am 25. Januar 1533 heimlich seine Vermählung mit Anna Boleyn, und ließ erst nachher durch Cranmer den Scheidungsproceß gegen die noch immer standhafte Katharina einleiten. Da sie diesmal auf die ergangene Vorladung nicht erschien, wurde ihre Ehe mit Heinrich am 23. Mai für null und nichtig erklärt, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen worden sei. Unmittelbar darauf, am 1. Juni, fand die feierliche Krönung Anna's statt, die ihrem Gemahl im September die Prinzessin Elisabeth gebar.

Das Wichtigste war indeß, daß dieser Gang der Dinge den König allmählig ganz vom Papstthum losgelöst hatte. Schon im Jahre 1531 hatte er sich in seinem Zorn für das Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England erklären lassen. Das Parlament kam ihm bei dieser Auflehnung gegen den päpstlichen Stuhl willig entgegen. Denn nicht weniger als in anderen Ländern hatten die Reformationsideen in England Beifall und Verbreitung gefunden; und auch hier erschollen laute Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und über schreiende kirchliche Mißbräuche. Parlamentsnoten sprachen jetzt dem Papste die Annaten ab, hoben die Appellationen englischer Unterthanen nach Rom auf, und verboten alle Bezahlungen an die Apostolische Kammer, sowie jedes Einholen von Bullen und Dispensationen. Um das Volk mit den Gründen dieser Neuerung bekannt zu machen, lehrte ein Bischof in seinen Predigten in der Paulskirche: daß der Papst auch nur ein Bischof wie alle Bischöfe sei, und keine weitere Gewalt habe als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens drohte Clemens mit den härtesten Kirchenstrafen; vergebens nannte sich auch Katharina noch immer die einzige rechtmäßige Königin dieses Landes; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte sein können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. So wurden der treffliche Thomas Moore, früher Kanzler, und der ebenso rechtschaffene siebenundsiebzigjährige Bischof von Rochester, Johann Fisher, zum Tode verurtheilt, weil sie sich weigerten, die neuen Eidschwüre so unbedingt zu leisten wie sie gefordert wurden: nämlich, daß der König das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche (Supremateid), und daß seine erste Ehe nichtig sei. Beide legten mit standhafter Ergebung ihre Häupter auf den Block (1535).

Bei den gegenpäpstlichen Gesinnungen des Königs hätte man erwarten sollen, er würde nicht bloß bei diesen Veränderungen in der Kirchen*verfassung* stehen bleiben, sondern auch in der *Lehre* sich den deutschen und schweizerischen Reformatoren anschließen. Auch waren der Erzbischof Cranmer, der Staatssecretair Thomas Cromwell, jetzt ein vorzüglicher Günstling des Königs, und selbst die Königin Anna der evangelischen Glaubenslehre geneigt; aber sie mußten bei des Königs tyrannischen Gesinnungen sehr leise auftreten. Heinrich, dem alten Lehrbegriffe im Ganzen geneigt, voll von Stolz auf seine eigene theologische Gelehrsamkeit, und überdies durch Luther's heftiges Benehmen gegen ihn persönlich erbittert, schlug einen eigenen, ganz launenhaften und willkürlichen Mittelweg zwischen beiden Kirchen ein. Seine Reformation war mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche gerichtet,

deren Dogmen er meist beibehielt. Da nun die entschiedenen Protestanten sich bei einem solchen System nicht beruhigen konnten, so wurden sie nicht minder blutig verfolgt wie die Anhänger des Papstes.

Im Jahre 1536 zog Heinrich, mehr im Zerstören als im Verbessern fortschreitend, alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, wurden Commissarien umhergesandt, den Zustand der Klöster zu untersuchen. Sie schilderten dieselben als Sitze solcher Mißbräuche, einer solchen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erschien. Ohne Zweifel waren manche dieser Beschuldigungen sehr gegründet; andrerseits aber ist es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Untersucher absichtlich so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte*). Die Berichte wurden sodann öffentlich bekannt gemacht, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 376 der kleineren Klöster, deren Einkommen jährlich etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber noch außerdem 100,000 Pfund betrug. Die meisten Mönche und Nonnen erhielten keine Entschädigung, wenige ein kümmerliches Jahrgeld. Viele Mönche, die bettelnd umherzogen, erregten bei dem Volke Mitleid und Zorn, so daß es in verschiedenen Provinzen zu Aufständen kam, die indeß bald gedämpft wurden. Von den Empörern büßten Viele mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, beschloß Heinrich 1537 auch die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb dreier Jahre war er in Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifter und Kapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte sich im Ganzen auf 161,100 Pfund beliefen. Man ging bei der Aufhebung mit eben so großer Barbarei als Zerstörungslust zu Werke. „Eine große Zahl der schönsten Kirchen, Gebäude und Kunstwerke wurde aus Haß, Geiz und Dummheit zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften zerschlagen, oder verschleudert, oder verbrannt. Fand sich in einem Buche das Zeichen des Kreuzes, so verwarf man es als päpstlich; Linien und Figuren galten als gottlose Zaubermittel; für vierzig Schillinge kaufte jemand zwei Bibliotheken“**). Von den großen Reichthümern, die dem Könige hier

*) Hume, Vol. V. p. 235. Ed. Basil.
**) Raumer, Gesch. Europa's, Bd. II. S. 40.

zufielen, blieb sehr wenig übrig; denn das Meiste verschenkte er entweder an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Hätte er mit diesen neu erworbenen Gütern besser haushgehalten, so würde er einer der reichsten Könige geworden sein. Aber durch seine unbesonnene Verschwendung brachte er sich sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern durch die Besteuerung derselben genossen hatte; und Karl V. hatte so Unrecht nicht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigener Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die goldenen Eier gelegt. So viele Beleidigungen des päpstlichen Stuhles brachten endlich die Erfüllung seiner Drohungen wider den König zur Reife. Paul III. sprach 1538 in einer Bulle, weil Heinrich, wie es darin hieß, immer neue Verbrechen beginge, und sich in ein wildes Thier verwandelt habe, den Bann über ihn aus, erklärte ihn, als einen Ketzer, Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen, des englischen Thrones verlustig, und forderte den König von Schottland auf, das erledigte Reich einzunehmen. Heinrich ließ dieser Bulle durch seine Bischöfe die Lehre entgegensetzen, daß Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern ausdrücklich verboten habe, sich Macht in weltlichen Dingen anzumaßen.

Den leidenschaftlichen König machte sein ungehindertes Fortschreiten immer übermüthiger. Er bildete sich ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen und berechtigt zu sein, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, läugnete die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl; als er bei Cranmer angeklagt, und von diesem aufgefordert wurde, zu widerrufen, wagte er es, an den König zu appelliren. Heinrich ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, seine kirchliche Oberhoheit auszuüben, und zugleich seine theologische Gelehrsamkeit zu zeigen. Es ward eine feierliche Versammlung anberaumt; der König saß auf dem Throne; um ihn her standen die Bischöfe, die angesehensten Rechtsgelehrten und die weltlichen Peers Heinrich selbst, und nach ihm zehn Bischöfe, sprachen fünf Stunden zur Widerlegung Lambert's, bis dieser, ermüdet und erschreckt, zum Schweigen gebracht war. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte: er überlasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern sein!“ fuhr ihn der König an; und nun wurde Lambert zum Tode, und zwar zu einem langsamen Feuer verurtheilt. Der Unglückliche lebte noch, als ihm die Beine schon großentheils verbrannt waren, bis sich zuletzt einige Soldaten über ihn erbarmten und ihn ganz ins Feuer stießen. Er litt diese Kannibalen-

marter mit der Ruhe und Würde eines Märtyrers, und Christus war sein letztes Wort.

Um der Welt zu zeigen, daß er, trotz seines Abfalls vom Papste, mit den wesentlichsten Lehren der alten Kirche einverstanden sei, versammelte Heinrich im nächsten Jahre (1539) ein Parlament, damit es die von ihm vorzulegenden religiösen Vorschriften bekräftige; er fand in diesem großen, die ganze Nation darstellenden Reichsrathe ein gefügiges Werkzeug für seine Willkür. Nun wurde ein Gesetz gegeben, welches das der sechs Artikel hieß, und von den Protestanten mit Recht das blutige Gesetz genannt wurde. Es stellte folgende sechs Glaubenslehren fest: die Gegenwart Christi im Abendmahl; das Abendmahl ohne Kelch für die Laien; die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde; die Nützlichkeit der Privatmessen; die Ohrenbeichten; das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der anderen stand, selbst im Falle des Widerrufs, Gefängniß und Verlust des Vermögens; hartnäckiges Beharren bei dem Irrthum und Rückfall führten die Todesstrafe herbei. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in Kurzem waren über fünfhundert derselben in den Gefängnissen, wurden jedoch wieder freigelassen. Dasselbe Parlament, das auf diese Weise die Religionsfreiheit vernichtet hatte, erklärte auch, daß Verordnungen des Königs aus seinem geheimen Rath künftig ganz die Wirkungen der Parlamentsacten haben sollten; doch dürften sie keine Erbschaften, Aemter, Vorrechte und Güter betreffen, auch keine älteren Rechte verletzen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, war Heinrich ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger Andersdenkender geworden. Aber so heftig er liebte, so lange seiner Leidenschaft noch Hindernisse im Wege standen: so schnell verrauchte das Feuer, da er im ungehinderten Besitz des ersehnten Gegenstandes war. Kaum bemerkten Anna's Feinde diese Veränderung in seinen Gesinnungen, als sie eilten, Argwohn und Eifersucht in seiner Brust zu erregen. Anna war in Frankreich erzogen und hatte dort einen freiern Ton angenommen, als er damals in England üblich war. Doch vergaß sie selbst im Scherzen ihre Würde nicht, und gab dem Könige nie gegründeten Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln. Allein Heinrich öffnete sein Ohr willig der Stimme der Verläumdung, die nichts unterließ, das Feuer zu schüren. Besonders that sich die Gräfin von Rocheford, Gemahlin des Bruders der Königin, aber ihre heftige Feindin, in der Zutragung der boshaftesten Nachrichten von den unbedeutendsten Gesprächen

derſelben hervor. Heinrich hatte damals unter den Kammerdamen der Königin Johanna Seymour, ein Fräulein von ſeltener Schönheit, kennen gelernt; nach ihrem Beſitze entbrannt, freute ſich der Tyrann, Anklagen gegen ſeine Gemahlin zu vernehmen, die ihn von ihr befreien könnten. Bei einem ſehr geringfügigen Anlaß ward die beklagenswerthe Anna in den Tower geſchleppt und ein Ausſchuß von Peers ernannt, um über ſie zu richten. Vergebens ſchrieb ſie dem Könige die rührendſten Briefe; es erfolgte keine Antwort. Vergebens ſtellte ſie ihren Richtern vor, daß ihr Verbrechen höchſtens in einigen leichtſinnigen Aeußerungen beſtehen könne, zu denen ſie ſich ſogar ſelbſt bekannte. Sie ward ohne allen hinreichenden Beweis dennoch des Ehebruchs ſchuldig erklärt, und das Urtheil lautete auf den Tod durchs Feuer oder durch das Schwert. Der König ſchien alſo noch gnädig, wenn er ſich für das letztere entſchied; und ſo ward ſie denn am 19. Mai 1536 wirklich enthauptet. Sie beſtieg das Blutgerüſt mit Würde und Heiterkeit, betheuerte vor Gott ihre Unſchuld, und vergab dem Könige laut ſein Unrecht. Die beſte Vertheidigung der Unglücklichen geſchah durch den König ſelbſt, als er ſchon am Tage nach ihrer Hinrichtung ſich mit Johanna Seymour vermählte. In einer bald darauf gehaltenen Parlamentsverſammlung hielt er eine Rede, worin er es ſich als ein Verdienſt um ſein Volk anrechnete, daß er, ungeachtet der Unglücksfälle in ſeinen beiden erſten Ehen, doch eine dritte wagte. Der Sprecher des Parlaments beantwortete dieſe Aeußerung mit einer Lobpreiſung der wundervollen Gaben des Königs und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomo, in der Stärke mit Simſon, und in der Schönheit mit Abſalon. Heinrich antwortete durch den Mund ſeines Kanzlers: wenn er dieſe Gaben wirklich beſitze, ſo ſeien es einzig Geſchenke der göttlichen Gnade.

Am 12. October 1537 ward dem Könige endlich ſein heißeſter Wunſch gewährt; ſeine junge Gemahlin gebar ihm einen Sohn, den er Eduard nannte; aber leider ſtarb ſie ſelbſt im Kindbett. Der König wünſchte nun eine neue Gemahlin, und bewarb ſich auf den Rath ſeines Miniſters Cromwell um Anna, Schweſter des Herzogs Wilhelm von Cleve, von welcher ihm ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu ſchmeichelhaftes Bruſtbild zu Geſicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes ward die Heirath abgeſchloſſen, und Heinrich war ſo ungeduldig, ſeine neue Gemahlin zu ſehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rocheſter entgegenging. Aber wie fand er ſich betrogen! Er ſah eine ſo unſchöne Plumpheit, daß er ſich mit Widerwillen abwandte, und ausrief, das ſei eine große flandriſche Mähre,

die er nimmermehr lieben könne. Nur die Erwägung der politischen Verhältnisse bewog ihn, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken; und in Hoffnung, daß er bei näherer Bekanntschaft doch vielleicht Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sei, länger mit dieser Person umzugehen, die ihm durch ihre Unkunde der englischen und französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth vollends unleidlich werde. Aus dem Unwillen des Königs über die Heirath ging bald der Sturz Cromwell's hervor. Dieser hatte ohnehin sehr viele Feinde, besonders unter dem Adel, der ihn als einen von niederer Geburt zu den höchsten Würden Emporgestiegenen haßte. Als sie Heinrich's Groll gegen den Günstling merkten, unterließen sie nicht, das Feuer zu schüren. Am 10. Juni ward Cromwell, als des Hochverraths bezüchtigt, in Haft gebracht; ohne gerichtliches Verfahren ging die Bill, die ihn für schuldig erklärte, in beiden Häusern des Parlamentes durch; und der Mann, den Heinrich nächst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß am 28. Juli sein Leben auf dem Blutgerüste. Um dieselbe Zeit ward durch den Ausspruch der versammelten Geistlichkeit, unter Angabe der nichtigsten Gründe, der König von seiner verhaßten Gemahlin getrennt. Sie ließ sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen, und machte einer reizenden Engländerin Platz, der Lady Katharina Howard, Nichte des Herzogs von Norfolk, mit welcher der König nach seiner raschen Weise die Heirath wenige Wochen nach jener Scheidung vollzog, und sich anfangs bei dem Tausche sehr glücklich fühlte.

Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sichs, daß das Verbrechen der Unzucht, welches man der unglücklichen Anna Boleyn aus bloßem Hasse zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königin, wenigstens vor ihrer Vermählung, wirklich und häufig begangen sei. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Unschuld seines geliebten Weibes entrissen ward. Sie ward mit mehreren anderen in ihre Schuld verwickelten Personen zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren war auch die Gräfin von Rocheford, deren Zeugnisse einst gegen die unschuldige Anna Boleyn so viel gegolten hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit Katharina Howard überwiesen worden war. Diese bekannte vor ihrer Enthauptung (12. Febr. 1542) die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels, betheuerte aber, daß die Anklage des Treubruchs gegen den König, ihren Gemahl, falsch sei.

Da nun Heinrich einmal nicht lange ohne Gemahlin sein konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit der Lady Katharina Parr,

Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen theilte. Der König wurde mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger, geistig empfindlicher und übellauniger. Zur Verfolgung der Protestanten war er um so geneigter, weil zwei eifrige Feinde derselben, der Bischof Gardiner und der Kanzler Wriothesley, jetzt vorzüglich sein Vertrauen besaßen. Katharina hingegen war heimlich den Lehren der Evangelischen geneigt. Da sie nun von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war: so war sie ihrem Gemahl während einer Krankheit, die ihn 1546 befiel, eine sehr angenehme Gesellschafterin. Seiner Gewohnheit gemäß führte er mit ihr viele Gespräche über Glaubensangelegenheiten, und zuletzt meinte sie einen solchen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, daß sie es wagte, etwas von ihren wahren Gesinnungen blicken zu lassen. Heinrich theilte seine Unzufriedenheit darüber dem Bischof Gardiner mit; und dieser ergriff die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzustellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn sein verachteter Wille an den glänzendsten Häuptern am strengsten gerächt werde. Der Kanzler stimmte bei, und Heinrich ertheilte diesen beiden Feinden der Königin den Befehl, Anklageartikel gegen sie aufzusetzen. Schon hatte er sie unterzeichnet, als der Kanzler das Papier verlor, welches zum Glück von einem Freunde der Königin gefunden ward, der es ihr zeigte. So heftig sie beim Anblick der königlichen Unterschrift erschrak, so faßte sie sich doch und machte ihrem Gemahl unbefangen ihren gewöhnlichen Besuch. Er fing seine orthodoxen Gespräche von Neuem an; allein sie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, so tiefe Untersuchungen überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sei nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln, der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht blos für seine Familie, sondern für ganze Völker zu entwerfen im Stande sei. „Nein, nein, bei St. Maria, Käthe," rief der König aus, „Du bist ein wahrer Doctor und taugst besser, Lehren zu geben als anzunehmen!" Bescheiden erwiederte sie: dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Sie habe zuweilen wohl versucht, sich den Schein des Widerspruchs zu geben; aber nur, um dem Gespräch, das ohne allen Gegensatz der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinn ihres Gegners

eine kleine augenblickliche Beschäftigung zu geben; und sie sei dadurch nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz, ist es wirklich so?“ rief der entzückte Heinrich; „nun, dann sind wir wieder vollkommene Freunde!“ Als am folgenden Tage der Kanzler erschien, um sie in den Tower zu führen, fand er sie im Garten im freundschaftlichsten Gespräche mit dem Könige, der ihn unter Vorwürfen fortschickte.

Zunächst fiel nun der Vernichtung bringende Haß des mißtrauischen Tyrannen auf den Herzog von Norfolk, den angesehensten Peer des Reiches, Oheim Anna Boleyn's und Katharina Howard's, einen Mann von großen Verdiensten; sowie auf dessen ausgezeichneten Sohn, den Grafen von Surrey. Heinrich konnte zu dem Hasse gegen diese Männer keinen andern Grund haben als die Furcht, daß sie unter der Regierung seines Nachfolgers zu mächtig werden möchten. Die Vorwände waren, wie so oft, ganz nichtig; dennoch wurden sie verurtheilt, und Surrey's Haupt fiel. Den Herzog rettete es, daß in der Nacht vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage der in der letzten Zeit immer kränker gewordene König selbst starb (28. Januar 1547), im sechsundfunfzigsten Jahre seines Alters, und im achtunddreißigsten seiner Regierung.

---

2. Eduard VI.

(1547 — 1553.)

Es erfolgte nun eine vormundschaftliche Regierung, da Heinrich's VIII. einziger Sohn, Eduard, noch nicht zehn Jahr alt war. Zum Stellvertreter desselben bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von sechszehn Personen bestellt, dessen Mehrzahl aber um der größern Einheit willen für gut fand, aus ihrer eigenen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertford (bald nachher Herzog von Somerset), der sich in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Protestanten günstig; daher kam es allmählig zu Bestimmungen über den Lehrbegriff und Gottesdienst, die im Wesentlichen mit dem System der deutschen und schweizerischen Reformatoren übereinstimmten. Der weise Erzbischof Cranmer leitete die Umwandlung planmäßig und vorsichtig, machte sich aber eben dadurch [illegible]ßer

den Katholiken auch die heftigen Protestanten zu Feinden. Der größere Theil der Engländer war damals noch katholisch.

In Schottland, dessen Vereinigung mit ihrer Monarchie den Engländern sehr am Herzen lag, bestand ebenfalls nach dem Tode Jakob's V. (1542), im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria, eine vormundschaftliche Verwaltung. Heinrich VIII. hatte schon gewünscht, eine Vermählung seines Sohnes mit der jungen Königin zu Stande zu bringen, und einen Vertrag, der die künftige Ehe zusicherte, bewirkt. Nachher aber hatten die in Parteien zerfallenen Schotten ihn wieder zurückgezogen, und es war darüber zum Kriege gekommen. Somerset erneuerte den Plan des verstorbenen Königs; er glaubte durch den Schrecken am besten auf die Schotten zu wirken, und zog daher mit einem ansehnlichen Heere gegen Edinburg. Am 10. September 1547 gewann er bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter; und im nächsten Jahre ward die junge Königin, durch den Einfluß und die Bemühungen ihrer Mutter Maria, einer Schwester der Guisen, nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht, wo sie erzogen, und in der Folge die Gemahlin Königs Franz II. wurde.

Es waren geheime, gegen den Protector am Hofe angesponnene Ränke, die ihn so schnell nach England zurückriefen. Sein eigener Bruder, der Admiral Lord Thomas Seymour, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, aber schrankenlos ehrgeizig, suchte ihn zu verdrängen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrich's VIII. hatte Lord Seymour dessen Wittwe geheirathet; als diese im Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth, suchte dabei den jungen König auf alle Weise für sich einzunehmen, und sich unter Adel und Volk einen großen Anhang zu verschaffen. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den ehrgeizigen Plänen, auf welche alle diese Schritte hinwiesen, zurückzubringen; endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er ward (20. März 1549) hingerichtet; der Protector aber entging dem Tadel nicht, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als wider König und Staat gerichtet war, auf das Blutgerüst gebracht habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer, der Graf von Warwick, auf. Dieser wußte sich bei dem jungen Könige so einzuschmeicheln, und mit Hülfe einer ansehnlichen Partei, die er für sich gewonnen, Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und angeklagt ward; doch kam er für diesmal noch mit dem Verluste seiner Aemter davon. Warwick machte sich zum Herzog von

Northumberland und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Somerset kam zwar wieder in den Staatsrath; als er aber nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit dem mächtigen Northumberland gerieth, ward er wiederum angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard, ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Maria, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt; aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man nothwendig sie Beide übergehen müsse. Beide seien aus Ehen entsprossen, die vom Parlament für ungültig erklärt worden, und obschon Heinrich's Testament sie für die nächsten gesetzlichen Erben erklärt habe, würde das Volk doch nie Bastarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland als Enkelin der ältesten Schwester Heinrich's VIII. Ansprüche; aber bei dem Einflusse, unter welchem diese stehe, sei die Vernichtung der evangelischen Lehre von ihr zu fürchten. Solche Gefahr drohe nicht bei einer andern Verwandten, welche die vortrefflichsten Eigenschaften einer Regentin in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, Enkelin der jüngeren Schwester Heinrich's VIII., eine junge Frau von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland hatte sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlin erhalten. Eduard unterzeichnete wirklich die Urkunde, welche Johanna und ihren männlichen Erben die Nachfolge zusprach*); und obschon im geheimen Rathe eingewandt wurde, daß er ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolgeordnung nicht ändern dürfe, so schüchterte doch Northumberland's Einfluß die Glieder desselben und die zugezogenen Richter, bis auf Einen, so ein, daß sie ihre Zustimmung gaben. Kurz nachher nahm Eduard's Krankheit an Heftigkeit zu, und machte am 6. Juli 1553 seinem Leben ein Ende.

*) Vgl. Ranke, Englische Gesch., Bd. I. S. 245 ff.

3. Maria.

(1553—1559.)

Noch wußten Wenige von Eduard's Teſtament, und man glaubte nicht anders, als daß ſeine Schweſter Maria ſeine Nachfolgerin ſei. Northumberland ſuchte daher des Königs Tod vor dieſer ſo lange geheim zu halten, bis er mit ſeiner Schwiegertochter, die ſich auf ihrer Aeltern Landſitze aufhielt, ſeinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwiſſenden verrieth Marien Alles, und ſie beſaß Entſchloſſenheit genug, ſogleich nach Suffolk zu entfliehen, und von dort aus durch Briefe den ganzen engliſchen Adel zur Vertheidigung ſeiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entſchiedene Anhänger der Reformation, hegten wegen Marien's Eifer für die katholiſche Religion anfangs Beſorgniſſe. Kaum aber hatten ſie von ihr die Verſicherung erhalten, daß ſie an den Geſetzen Eduard's nichts ändern wolle, ſo ergriffen ſie ihre Partei, der Adel ſtrömte ihr zu, und ſie ſah ſich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßers Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war höchlichſt überraſcht worden, als ſie erfahren hatte, daß ſie zur Königin beſtimmt ſei. Sie hatte ſich anfangs geſträubt und unter heftigen Thränen ihre „Unfähigkeit" betheuert, dann aber dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben. So war ſie dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das dieſen haßte, erblickte auch ſie in ſeiner Nähe mit Widerwillen; und die Anhänglichkeit an Heinrich's Kinder war ſo groß, daß bei der Ausrufung Johanna's zur Königin kein Laut des Beifalls gehört ward. Northumberland brachte in der Eil etwa ſechstauſend Mann zuſammen, mit denen er Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die ſämmtlichen Räthe des vorigen Königs ſich raſch entſchloſſen, ihn zu verlaſſen, und ſich für Maria zu erklären. Als das Volk dieſen Namen verkünden hörte, rief es lauten Beifall, und die beſcheidene Johanna Gray ging, mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks, zu ihren Aeltern zurück. Ihr Beſchützer ſah ſich bald von allen ſeinen Freunden verlaſſen, und mußte ſich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte ſich bei einem ſo plötzlichen Sturze von ſolcher Höhe nicht gleich faſſen; man ſah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um ſein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchſten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er ſtarb nebſt mehreren ſeiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüſt (22. Auguſt 1553). Auch gegen die unſchuldige Johanna Gray

und ihren jungen Gemahl (Beide waren erst siebzehn Jahre alt) ward das nämliche Urtheil ausgesprochen, indeß nicht vollzogen.

Trotz der in Suffolk gegebenen Zusicherung, war Maria entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders wieder zu zerstören. Erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens, dessen Unterdrückung in England sie als das größte Unglück betrachtet hatte; lange zurückgesetzt von ihrem eigenen Vater, sowie von dessen späteren Frauen, und fast von Niemandem geliebt; eine lange Reihe von Jahren in der Einsamkeit brütend und in unerfüllten Wünschen sich selbst verzehrend; endlich nun auf den Thron gehoben, wo sie ihren Glauben und sich selbst rächen konnte: brach ihr frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräueln aus.

Zuerst schien sie dem Katholicismus nur wiedergeben zu wollen, was man ihm genommen hatte. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Bald aber begannen Verfolgungen gegen Andersglaubende. Ein Einwohner von Suffolk, der die Königin an ihr Wort, die protestantische Lehre zu erhalten, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Protestantische Bischöfe wurden eingekerkert, und mehrere tausend verheirathete Geistliche mit Weibern und Kindern fortgejagt. Die erste Parlamentsversammlung wurde mit einer lateinischen Messe eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. Bald hob dieses Parlament fast alle Gesetze Eduard's VI. über Religion und Kirche wieder auf. An ihrer Schwester Elisabeth rächte Maria jetzt die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie wies ihr als einer Unebenbürtigen den Rang unter den Gräfinnen an.

Die Härte, mit der man gegen die Reformirten verfuhr, und der gleich zu erzählende spanische Heirathsvertrag brachte das Volk zu großer Unzufriedenheit. Es brach eine Empörung aus, die indeß von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Ein schreckliches Gericht wurde nun gehalten. Viele mußten das verunglückte Unternehmen mit dem Leben büßen; unter ihnen der Herzog von Suffolk, der Theil daran gehabt. In sein Schicksal wurde jetzt auch seine Tochter, die edle Johanna Gratz, und deren Gemahl verwickelt. Maria gab den Befehl, sie hinzurichten. In ihr Gefängniß sandte man katholische Geistliche, sie zu bekehren. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht, diesen erschütternden Auftritt mit der

Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordre; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja Beide auf ewig vereinigt sein, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden. Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er fortgeführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu; sie sah seinen kopflosen Rumpf zurückbringen, hörte aber auch, wie standhaft er gestorben sei. Dies freute sie, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Blutgerüst, welches nicht, wie das ihres Gemahls, an einem öffentlichen Orte, sondern im Innern des Towers errichtet war, damit sie keine Theilnahme erwecke. Sie hielt eine Rede an die Umstehenden, in der sie sich als schuldig erkannte, aber nicht, weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes hatten machen wollen, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block.

Auch Elisabeth, die sich durch ihre glänzenden Talente und Eigenschaften schon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beschuldigt, um die Verschwörung gewußt zu haben, und in den Tower gebracht. Sie hielt sich für verloren, und es scheint, daß Maria geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu lassen; aber man konnte so wenig genügende Beweise für ihre Schuld aufbringen, daß sie aus der Haft entlassen ward. Doch mußte sie auf einem Landsitze leben, wo sie von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches gemacht, der ihr lange versagt gewesen war, nämlich sich zu vermählen. Unter mehreren Vorgeschlagenen gefiel ihr der junge Philipp von Spanien am meisten; und da dessen Vater, der Kaiser Karl, den Heirathsplan sehr eifrig betrieb, so kam er zu Stande. Um die große Unzufriedenheit, die diese Vermählung in England erregte, zu beschwichtigen, ward festgesetzt: daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Wenn aber auch Philipp diese Bedingungen streng beobachtet hätte: wie sollte sich der Einfluß des Fremdlings auf seine Gemahlin und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der englischen Politik von der spanischen verhüten lassen? Zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Während Philipp bei dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse

hatte, sah die jungfräuliche Maria in ihm einen lange ersehnten Gatten, und erwartete ihn mit dem Feuer der Leidenschaft. Sie war schon heftig in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte, und nichts Bestimmtes von seiner Ankunft meldete. Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bei sich zu haben wünschte, so scheuete sie sich doch auch wieder, ihm in abgehärmter Gestalt und mit blassem Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle elf Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Juli 1554, kam er in Southampton an; wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten Beide einen prächtigen Einzug in London. Die Erbitterung gegen diese spanische Verbindung war so groß, daß, als Maria kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden ein Geschwader von englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet hatte, er stehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des englischen Schiffsvolks sicher sein werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht; denn er benahm sich förmlich und vornehm, sprach wenig, und nahm von den Bemühungen der englischen Großen, sich ihm verbindlich zu zeigen, wenig Kenntniß. Die Königin freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jeden Blick unruhig wurde, den er einem andern Frauenzimmer zuwandte.

Nunmehr nahm Maria auch keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung England's mit dem römischen Stuhle, womit sie bisher aus einiger Scheu noch zurückgehalten hatte, zu bewerkstelligen. Noch im Laufe des Jahres 1554 erschien als Legat des Papstes Julius III. der Cardinal Pole, ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papstthum unter Heinrich VIII. sein Vaterland verlassen und sich nach Italien begeben hatte. Maria versammelte ein Parlament, welches sich, theils katholisch gesinnt, theils von Furcht erfüllt, ganz so zeigte, wie die Gebieterin es wünschte. Auf Pole's Ermahnung, unter den Gehorsam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuser der Königin und ihrem Gemahle eine sehr demüthige Bittschrift, in der sie sagten, sie gedächten ihres Abfalls vom Papste mit Reue, und hofften, durch Vermittelung ihrer Majestäten Lossprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen. Diese Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt. Nun folgte, obschon Pole selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Man rechnete in den nächsten drei Jahren gegen dreihundert Protestanten, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünfundfunzig Weiber und vier Kin-

der. Kundschafter wurden allenthalben umhergeschickt, ganz nach Art der Inquisition; wer nicht bekennen würde, sollte auf die Folter gespannt werden. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein ketzerisches Buch besitze und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt die rohe Gewalt sich der Macht der Ueberzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu seinem Glauben bekehrte; und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Stiftsherr an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber er wollte seinen Glauben nicht verläugnen. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen; aber der Bischof Gardiner, das Haupt der katholischen Eiferer, ließ ihm sagen, er sei ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Gloceſter, sollte zu desto größerer Ahndung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude; denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königin vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber auch er schlug es aus, um einen solchen Preis sein Leben zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet; doch da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts trieb, berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein Anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die vorgehaltene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!“ Noch Andere starben Psalmen singend, und Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu sein.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiner's thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen dar-

aus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durchs Feuer! über ihn aussprach. Die schrecklichste von diesen Barbareien ist wohl folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten; aber eine Magistratsperson, die dabei stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Ridley, sonst Bischof von London, und der frühere Bischof von Wincheſter, der achtzigjährige Latimer, wurden gemeinschaftlich zu Oxford verbrannt. „Getrost, Bruder! rief Latimer seinem Freunde zu, wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals wieder auslöschen soll.“ Die Standhaftigkeit des schon seit drei Jahren gefangnen Cranmer, des Hauptbeförderers der Reformation unter der vorigen Regierung, wußte man durch die trügliche Hoffnung zu erschüttern, daß er durch Widerruf sein Leben retten werde. Sechs verschiedene Abschwörungsformeln unterschrieb der siebenundsechszigjährige Greis; als man aber die Absicht erreicht zu haben glaubte, ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erniedrigen, hieß es: ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Jetzt aber sahen sich die katholischen Eiferer getäuscht. Cranmer sollte vor seiner Hinrichtung eine Schrift ablesen, worin er seine Abschwörung bekannt machte; statt dessen klagte er sich an, daß er in einem Augenblick von Schwäche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verläugnet habe. Als er zum Scheiterhaufen geführt und das Feuer angezündet war, streckte er

seine rechte Hand hinein, rief: „diese hat gesündigt," und starb mit großer Standhaftigkeit (21. März 1556).

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte, war sie zugleich bedacht, der katholischen durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiederte sie: das Heil ihrer Seele sei ihr mehr werth, als zehn solche Königreiche wie England.

Philipp war schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung (1555) wieder nach Brüssel zurückgeschifft, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er selten zu einem andern Zwecke als um Geld von ihr zu erhalten; und sie, deren Liebe zu ihm nicht erkaltete, nahm, um seine Wünsche befriedigen zu können, selbst zu den gewaltsamsten Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und wie diese darauf, aus Mangel an Nahrung, als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen sein sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen.

Nachdem Philipp seinem Vater in der Regierung Spanien's und der Niederlande gefolgt, und in den oben erzählten Krieg mit Heinrich II. gerathen war, besuchte er Marien wieder (1557), um das Land mit in seinen Kampf zu ziehen. Er erklärte seiner Gemahlin: wenn man diesem Verlangen nicht willfahre, würde er nie wieder nach England kommen. Nun bot Maria Alles auf, um seinen Zweck durchzusetzen, und besiegte endlich das Widerstreben ihres Staatsraths. Von Neuem ward mit Zwang und Gewalt Geld eingetrieben, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und um dem Ausbruche von Unruhen zuvorzukommen, wurden viele der angesehensten Edelleute des Nachts im Stillen aufgehoben und in den Tower geschleppt. So mußte England seine Kräfte anstrengen für einen fremden Herrscher, den es haßte, der nicht einmal dafür dankte, ja noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieses Krieges für England war, wie wir schon sahen, kein anderer als der Verlust von Calais (1558), eine Kränkung der Nationalehre, die alle Engländer mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllte. Gram aller Art nagte an Marien's ohnehin schwächlicher Gesundheit: der Haß ihres Volkes, die

Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Besorgniß um die Aufrechthaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, und der unglückliche Erfolg jenes Krieges. Sie starb noch in demselben Jahre (17. Nov. 1558), sich und dem Lande zum Glück.

---

4. Elisabeth's Anfang.

Um die Zeit, wo Maria starb, war das Parlament versammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuser: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren!" Von Hatfield, ihrem damaligen Aufenthalt, kam sie sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volks sie empfing, stieg zuerst im Tower ab, fiel dort im Angesichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus den Verfolgungen, die sie erlitten.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, der ihre ältere Schwester jene widerwärtige Gemüthsart verdankte; aber ihre ungleich edlere und bessere Natur hatte sie glücklicher Weise von einer ähnlichen Wirkung bewahrt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke gehalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester fünf harte Jahre lang die Tyrannin gegen sie gespielt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, und die alten Sprachen mit solchem Erfolge gelernt, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb, und sich über die griechischen wie über die römischen Schriftsteller ein sehr feines Urtheil gebildet hatte. Auch Französisch, Italienisch und Deutsch konnte sie sprechen. Jetzt war sie fünfundzwanzig Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Uebergewicht über Andere. Sie gelangte unter den allerbedenklichsten Umständen auf den Thron, aber mit männlicher Weisheit und mit männlichem Muthe steuerte sie das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichsten Klippen.

Philipp von Spanien hatte kaum vom Tode seiner Gemahlin Maria Kunde erhalten, als er um Elisabeth's Hand anhielt, um auf diese Weise den früheren Entwurf, zum Besitz von England zu gelangen, noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Aber Elisabeth, die ohnehin von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete, mochte am wenigsten ihre Hand einem Monarchen reichen, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Außer ihm meldeten sich in der Folge Königssöhne aus Norden und Süden, ja mancher englische Peer an ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen; allein sie blieb ihrem Entschlusse treu, und wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus. Sie erwiederte dem Parlamente, das um der ruhigern Thronfolge willen einen Erben von ihr zu sehen wünschte: England sei ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin (maiden queen) lebte und starb." Doch gab sie darum nicht allen ihren Bewerbern geradezu abschlägige Antworten, aber mehr aus Rücksichten der Staatsklugheit, als weil sie in ihrem Innern schwankte. Das Bestreben ihres Geschlechts, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, war ihr keineswegs fremd; auch von Eitelkeit war sie nichts weniger als frei, und sie hörte es selbst bei vorgerückten Jahren sehr gern, wenn sich in die Huldigungen, die man ihren glänzenden Eigenschaften darbrachte, zartere Schmeicheleien mischten.

Nichts zog Elisabeth's Aufmerksamkeit gleich nach ihrer Thronbesteigung in so hohem Grade auf sich, als der verwirrte Religionszustand des Landes. Sie nahm ihn in die ernsteste Erwägung; und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen eines ihrer vertrautesten Rathgeber, des Sir William Cecil, nachmaligen Lord Burleigh, — eines trefflichen, unermüdet thätigen, mit außerordentlichem Scharfblick begabten Staatsmannes — Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die Wiederherstellung des protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Doch beschloß sie nur langsam und nach reiflicher Ueberlegung vorzuschreiten. Als sie die Gefangenen, die während der Regierung ihrer Schwester des Glaubens wegen eingezogen worden waren, in Freiheit setzte, sagte einer derselben zu ihr, mit Anspielung auf das Verbot der Bibel in der Muttersprache: er wolle noch vier anderen Gefangenen, Namens Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, bei ihr das Wort reden. „Gut, antwortete die

Königin, aber ich muß erst die Gefangenen selbst erforschen, ob sie auch die Freiheit wünschen."

Das erste von ihr zusammengerufene Parlament zeigte eine entschiedene protestantische Gesinnung. Es bestätigte alle Gesetze, die unter Eduard VI. in Bezug auf die Religion gegeben waren, und bestimmte Strafen für diejenigen, welche die Suprematie der Krone über die Kirche nicht anerkennen würden. Auch wurde der Gottesdienst, wie er durch die Anordnungen jenes Königs eingeführt war, wieder hergestellt und die Ausübung jedes andern verboten. Dieses Verbot und jene Strafe trafen die Katholiken, die dadurch sehr erbittert wurden und die Königin als ihre Verfolgerin betrachteten. Nachher wurde das gleichfalls unter Eduard VI. entworfene Glaubensbekenntniß der englischen Kirche nochmals durchgesehen, und eine neue Redaction desselben in neununddreißig Artikeln abgefaßt. Diese bilden noch gegenwärtig das Glaubensgesetz der englischen Kirche, die wegen der Beibehaltung des Kirchenregiments durch Bischöfe auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt. Nur von der äußeren Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabeth so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertragen wollte. Beides aber, die bischöfliche Verfassung und die an den katholischen Gottesdienst erinnernden Gebräuche, war denen ein Anstoß, die vor Maria's Verfolgungen nach Deutschland und der Schweiz geflüchtet waren, und nun, in ihr Vaterland zurückgekehrt, der ganzen Strenge der dort angenommenen Calvinischen Grundsätze gemäß leben wollten. Obschon ihnen ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Gefängnißstrafe und Verlust des Bürgerrechts verboten wurden, bildeten sie sich doch zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft, und wurden daher Dissenters oder Nonconformisten genannt. Insofern sie auf die Reinigung der Kirche von allen als päpstlich erscheinenden Gebräuchen dringen, heißen sie auch Puritaner; und weil sie das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen wollen, Presbyterianer. Auf diese Weise stand nun die von Elisabeth von Neuem und dauernd begründete englische Kirche zwischen zwei äußersten Standpunkten in einer Mitte, die jedem derselben verhaßt war.

5. Eliſabeth und Maria Stuart.

Die engliſchen Katholiken bildeten eine ſehr zahlreiche und anſehnliche Partei, die der Königin auch politiſch gefährlich werden konnte, weil ſie die Ehe zwiſchen Heinrich VIII. und Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch Eliſabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin erkennen konnten. War ſie dies aber nicht, dann hatte Maria Stuart, die Erbin von Schottland und Gemahlin des Königs Franz II. von Frankreich, den nächſten Anſpruch auf den engliſchen Thron. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, deren Herrſchſucht und Proteſtantenhaß wir ſchon kennen, beſtimmten daher das junge Fürſtenpaar, den Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen. Grund genug für Eliſabeth, gegen eine ſo verwegene Nebenbuhlerin Groll, Widerwillen und Eiferſucht zu empfinden, worin ſie, wie man ſagt, durch den Ruf von Marien's ausgezeichneter Schönheit und Anmuth noch beſtärkt wurde. Mögen derartige Regungen weiblicher Eitelkeit auch Statt gefunden haben: gewiß wirkten ſie nicht ſo entſcheidend, als Diejenigen meinen, welche in der Geſchichte am liebſten gemeine und geringe Triebfedern erblicken.

In Schottland führte ſeit 1554 Marien's Mutter, Maria von Guiſe, die Regierung. In dieſem Lande war damals noch nichts befeſtigt und beruhigt; die Kämpfe zwiſchen dem Adel und dem Königthume, welche durch die Geſchichte faſt aller Staaten während des Mittelalters hindurchgehen, waren hier beſonders blutig und wild. Der Religionszuſtand, zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in ganz Europa verderbt, war es in Schottland in einem vorzüglich hohen Grade. Die Rohheit und Unwiſſenheit des Volks begünſtigte einen finſtern Aberglauben, und war der Macht des Klerus ſo vortheilhaft, daß dieſem die volle Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Ehrgeiz und Habſucht der Geiſtlichen hatten ihre Beſitzungen dergeſtalt angeſchwellt; ihre Sittenloſigkeit und ihre Unwiſſenheit waren nicht minder groß. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutſchland erſchollen, als ſie auch nach Schottland drang und, ungeachtet aller Mühe der katholiſchen Geiſtlichkeit, ſie zu unterdrücken, ja trotz aller Scheiterhaufen, wozu die Bekenner der neuen Lehre verdammt wurden, ſich immer weiter ausbreitete. Um das Jahr 1542, wo König Jakob V. ſtarb, hatte die reformirte Religion nicht nur eine ſehr große Anzahl von Anhängern unter den niedrigeren Claſſen des Volks, ſondern auch

unter den höheren Ständen schon Eingang gefunden. Die Gesinnungen der Regentschaft gegen den Protestantismus wechselten, wodurch zwar Unruhen erzeugt, aber die Fortschritte desselben nicht gehemmt wurden. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des protestantischen Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox (geb. 1505), ein Mann von seltenen Geistesgaben, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, und wie alle großen Reformatoren von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß für die Glaubenslehre, in der Form wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Gränzen der Mäßigung hinaus. Wenn es darauf ankam, den katholischen Götzendienst, wie er es nannte, in seinen Anhängern zu bekämpfen, dann sprudelte er über von Heftigkeit und Ungestüm, und gab dadurch bei dem leicht gereizten Volke zu Bewegungen Anlaß, deren Ausbruch er nicht billigte, aber doch mittelbar veranlaßt hatte. Andersdenkende behandelte er mit einer finstern und rauhen Strenge, die sie eben nicht zu Gunsten der Reformation stimmen konnte. Eine Alles versöhnende Duldung kann freilich nur die spätere Frucht ruhiger Zeiten sein, und ist da nicht zu erwarten, wo Heldenmuth und Feuereifer erfordert werden, um festgewurzelte Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen. Aber in Schottland wurde das rechte Maaß auch auf der protestantischen Seite nur zu sehr überschritten; und es ist traurig, daß mit der Reformation in diesem Lande auch jene finstere Gesinnung sich einfand, die von der heiteren Seite des Lebens ganz sich abwendet, und die schönen Künste verdrängt, ja wohl gar für etwas Verdammliches erklärt.

Die Verfolgungen, die über die Reformirten ergingen, vertrieben Knox auf einige Zeit aus seinem Vaterlande. Als er, von den Häuptern seiner Partei gerufen, im Jahre 1559 wieder zurückkehrte, fand er Alles in voller Gährung. Sollte der Plan der lothringischen Prinzen gelingen, von dem französischen Hofe die Ansprüche der jungen Königin von Schottland auf den Thron von England unterstützen zu lassen: so mußte der französische Anhang in Schottland gestärkt und vermehrt, und zugleich die reformirte Partei in diesem Lande gestürzt werden. Die Königin-Regentin bot dazu, wiewohl ungern, die Hand. Sie hatte sich um die Freundschaft der Protestanten beworben, besonders weil ihr dies in den inneren Händeln des Landes Vortheil gewährte; jetzt fügte sie sich

dem Einflusse aus Frankreich. Sie erließ eine Verordnung, vermöge deren sich Niemand unterfangen sollte, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die Sacramente auszutheilen, Jeder aber sich bereit halten, das bevorstehende Osterfest nach der Weise der Katholiken zu feiern. Zugleich wurden alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen. Alle Vorstellungen, daß die Königin hiermit ihre feierlichsten Verheißungen breche, blieben fruchtlos. Die Reformirten wurden dadurch auf das äußerste erbittert. An dem nämlichen Tage, wo die Nachricht von diesem Befehle nach Perth kam, hatte Knox daselbst eine starke Predigt über das Abgöttische der Messe und des Bilderdienstes gehalten. Nach dem Schlusse der Predigt will ein Priester Messe lesen; da fliegt ein Stein auf den Altar und zerschmettert ein Bild, und kaum erblickt dies der Haufe, so wendet er seinen Grimm gegen alle übrigen Bilder und Verzierungen der Kirche, dann gegen die Klöster der Stadt, die von Grund aus zerstört werden, trotz aller Abmahnungen der Prediger, die jetzt freilich zu spät kamen*). Dies Beispiel ward an vielen anderen Orten mit barbarischer Zerstörungslust nachgeahmt. Mißverstandener Glaubenseifer und rohe Gefühllosigkeit schonten der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ sogleich Truppen ausrücken, während ihrerseits auch die Congregation (diesen Namen führte die Verbindung der schottischen Protestanten) sich waffnete. Aber eine ansehnliche Verstärkung von französischen Hülfstruppen, welche die Regentin erhielt, verschaffte ihr das Uebergewicht, und die Reformirten wandten sich um Hülfe an England. Diese zu gewähren ward in Elisabeth's Rathe nach langen Zweifeln und Ueberlegungen beschlossen. Im Januar 1560 erschien eine englische Flotte an den schottischen Küsten, worauf die französischen Truppen sich nach Leith zogen. Hier wurden sie von einem englischen Heere eingeschlossen, das zu Lande in Schottland eingerückt war. Endlich kam es zu einem Vertrage, der am 6. Juli zwischen den englischen und französischen Bevollmächtigten, sowie den schottischen Ständen (die Regentin war kurz vorher, am 11. Juni, gestorben) zu Edinburg abgeschlossen wurde. Franz und Maria sollten das englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, die französischen Truppen Schottland verlassen; bis zur Ankunft Maria's sollte ein Ausschuß die Regierung führen. — Das war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeth's, deren beson-

*) Knox' Leben von M'Crie, deutsch von Plank. S. 326.

neue Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherin ankündigte und ihr bei Einheimischen und Fremden Achtung verschaffte.

Maria Stuart, von den Guisen aufgeregt, zauderte indeß, den Vertrag zu bestätigen, kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Noch in demselben Jahre starb ihr Gemahl, der schwache Franz II., und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarin auf einem guten Fuße zu leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth aber, der die unbedingte Gewährung dieses Gesuchs wegen der zahlreichen englischen Katholiken sehr bedenklich schien, erwiederte ihr, daß nur, wenn Maria den Vertrag von Edinburg bestätigen wolle, ihr der Weg durch England offen stehen könne. Maria antwortete dem Gesandten Elisabeth's mit gereiztem Unwillen, und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Die englische Regierung rüstete ein Geschwader aus, angeblich gegen Seeräuber; man behauptete aber, daß es keinen andern Zweck habe, als die Seereise der Königin von Schottland zu hindern. Indeß landete Maria unangefochten an der schottischen Küste (19. August 1561). Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen und den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit dem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, fand ihr Hang zu Sinnengenüssen bei ihren Unterthanen in dem gleichen Maße Anstoß, als ihr selber der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria hing fest an der römisch-katholischen Lehre und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Ueberzeugung zurückzubekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen. Ein am 1. August 1560 zusam-

mengetretenes Parlament bestätigte das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, welches sich fast gänzlich an die Lehre Calvin's hielt, und erklärte, daß der Papst in Schottland künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben solle; ja es belegte — so weit ging auch auf dieser Seite die Unduldsamkeit — das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Alles dies that das Parlament nicht nur ohne Rücksicht auf die Religion der Königin, sondern auch ohne die nach der Verfassung ihr zustehende Ablehnung dieser Schlüsse zu beachten. So gespannt waren die Gemüther, als Maria in ihrer Hauptstadt ankam, und sogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen. Welch ein Entsetzen für die eifrigen Reformirten, die den Götzendienst, wie sie es nannten, zurückkehren sahen! Knox äußerte in einer Predigt: er fürchte sich weit mehr zu hören, daß eine Messe im Königreich gehalten, als daß zehntausend gewaffnete Feinde darin gelandet seien, um ihre Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward dies hintertrieben, und der katholische Gottesdienst im Schlosse blieb ungestört. So seltsam es der Königin auch erscheinen mochte, dies von ihren Unterthanen als eine bloße Nachsicht gegen eine sonst todeswürdige Schuld betrachtet zu sehen: so war es doch in der That keinem schottischen Protestanten zu verargen, wenn er in dem Wiederschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreich's und Spanien's die Gefahren erblickte, die der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus seinem Vaterlande bereiten würde, sobald er in der königlichen Burg nur erst wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden habe. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten erst dann hervorzutreten, wenn sie von dem schon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe.

Indeß ward Maria von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorgeschlagenen, wozu auch der Infant Don Carlos von Spanien und der Erzherzog Karl von Oesterreich gehörte, blieb sie zuletzt bei dem englischen Lord Darnley stehen, einem schönen Jüngling von zwanzig Jahren, der ihr auf den ersten Anblick sehr wohl gefiel und geeignet schien, ihre Anrechte auf England zu verstärken. Er war der Sohn des Grafen Lenox, der aus einer Nebenlinie des Hauses Stuart stammte,

und überdieß mütterlicher Seits mit Marien nahe verwandt; denn seine Mutter Margarete war eine Tochter derselben Schwester Heinrich's VIII., deren Enkelin Maria war. Bei dem lebhaften Verlangen, welches Maria gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne für Elisabeth nichts weniger als gleichgültig sein. Sie hätte sie am liebsten ganz unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und England's Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. Insofern war es ihr nicht unlieb, in Darnley Marien's Erwählten zu sehen, wodurch wenigstens der Gedanke an fremde Fürsten beseitigt ward; überdies aber glaubte sie, da die dem Grafen Lenox gehörigen Güter in England lagen, wo er sich seit vielen Jahren aufhielt, auch diesen Plan noch immer verhindern zu können. Maria sah in dem Betragen Elisabeth's gegen sie nur absichtliche Zweideutigkeit und Falschheit; sie wurde darin durch die Berichte ihres Gesandten Melvil bestärkt, der Elisabeth aus weiblicher Eitelkeit voll von Eifersucht und Haß gegen seine Gebieterin glaubte, und dieser den Rath gab, vor einer solchen Nebenbuhlerin möglichst auf ihrer Hut zu sein, und allen ihren Verführungen zu mißtrauen. Auch ist Elisabeth gegen die Anklage, daß sie in dieser Angelegenheit versteckt und hinterlistig verfuhr, schwerlich zu rechtfertigen; wenn es auch zu entschuldigen bleibt, daß sie in ihrem schwierigen Verhältniß zu Marien, die noch immer den Anspruch eines näheren Rechts auf den englischen Thron nicht unumwunden aufgab, solcher Hülfsmittel nicht entbehren zu können glaubte.

In Schottland erregte Darnley allgemeines Mißfallen, zumal bei den Edlen. Man mied ihn als sitten- und charakterlos, und prophezeite aus einer Verbindung Marien's mit ihm Unheil für die Religion und Zerwürfnisse mit England*). Trotzdem wurde die junge Königin von ihrer Leidenschaft dazu getrieben, und sie theilte ihren Entschluß der Königin von England mit. Diese versammelte ihren Staatsrath, die Sache in Erwägung zu ziehen. Das Gutachten desselben fiel dahin aus, daß diese Heirath für die Religion und den Staat gleich nachtheilig erscheine, da Darnley ein Katholik sei, und Marien's Ansprüche auf England durch die Vermählung mit ihrem Vetter, dem Einige sogar ein noch näheres Recht auf den englischen Thron zuschrieben, nur neue Stärke gewännen. Elisa-

*) „Nach dem allgemeinen Urtheile über diese Heirath ist dieselbe eine Beschimpfung des Volkes, eine Schande für die Königin und der Untergang des Landes." Bericht des Gesandten Randolph bei v. Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, Th. I. S. 61. Vgl. Leightley, Gesch. v. England, deutsch von Demmler, Bd. I. S. 651.

beth konnte indeß jetzt nichts thun, als den Grafen Lenox und seinen Sohn, denen sie früher die Erlaubniß zur Reise nach Schottland gegeben hatte, wieder zurückzurufen und, als sie nicht kamen, die Güter des Erstern einzuziehen. Maria vollzog indeß ihre Vermählung am 29. Juli 1565. Aber bald ward sie inne, wie sehr sie fehlgegriffen habe. Nur Darnley's Aeußeres hatte ihre Wahl bestimmt; jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz Andern in ihm kennen. Er war gemein in seinen Vergnügungen wie in seinen Sitten, beschränkt, und doch sehr von sich eingenommen, hochmüthig, herrschsüchtig und undankbar gegen seine Gemahlin. Bald trat ein Mißverhältniß zwischen den Gatten ein, welches um so stärker wurde, da auch Darnley Ursache hatte, sich über Maria zu beklagen. Ein Italiener, Namens David Rizio oder Riccio, hatte durch seine schöne Stimme und Gesangskunst die Aufmerksamkeit der Königin schon früher auf sich gezogen, und war bald in ihrer Gunst so emporgestiegen, daß sie ihn zu einem ihrer Geheimschreiber machte und nichts ohne seinen Rath unternahm. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Auch Darnley hatte um seine Gunst gebuhlt, um sich den Weg zum Thron zu bahnen. Man vermuthete sogar, Rizio werde nächstens Kanzler werden. Prahlerisch überhob er sich seines Einflusses und seiner Vertraulichkeit mit der Königin, und erschien in einem Aufzuge und mit einem Gefolge, wie die Vornehmsten. Diese Begünstigung eines Mannes von niederer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die ganze Eifersucht des schottischen Adels; auch betrachtete man ihn nicht ohne Grund als einen gefährlichen Feind des protestantischen Glaubens, da man wußte, daß er in geheimem Briefwechsel mit dem Papste stand. Sein Einfluß erregte vor allem die Eifersucht Darnley's, der nicht bloß König heißen, sondern es sein wollte; und da nun überdies das Gerücht ging, Rizio stünde auch in einem sträflichen Verhältniß zur Königin, so fühlte sich Darnley doppelt verletzt, und stellte sich selbst an die Spitze einer gegen ihn gerichteten Verschwörung. Eines Abends (9. März 1566) speiste Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit Rizio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagte ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten; nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll sprang Rizio auf, und flüchtete zu den Füßen der Königin, deren Kleid er ergriff. Sie drohte, bat, weinte: umsonst. Einer der Verschwornen stieß mit dem Degen nach Rizio, darauf packten ihn die

Anderen, riſſen ihn gewaltſam von der Königin los, warfen Alles, was im Wege ſtand, über den Haufen, ſchleppten ihn in das Vorzimmer und ermordeten ihn daſelbſt mit ſechsundfünfzig Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und ſchwur, dieſe ſchändliche That an den Mördern zu rächen. Anfangs wurde ſie von den Verſchwornen in ihrem Palaſte wie eine Gefangene bewacht; dann aber gelang es ihr, ihren Gemahl und andere mächtige Schotten für ſich zu gewinnen, worauf ſie Rizio's Mörder ſo nachdrücklich verfolgte, daß ſie nach England entfliehen mußten. Einige wurden ergriffen und mit dem Tode beſtraft. Darnley, der ſeine Verbündeten ſo feige und niedrig verlaſſen hatte, wurde jetzt von allen Parteien verachtet; und auch die Königin vergaß ihm den ſchweren Schimpf, den er ihr angethan, nicht; vielmehr verwandelte ſich ihre Abneigung gegen ihn in Haß. Wenige Monate nach Rizio's Ermordung ward ſie von einem Sohne entbunden (19. Juni), der in der Folge unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger ward. Eliſabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte ſie nicht ohne Neid und Verdruß. In der That wurden jetzt Marien's Anhänger in England mit einem neuen Eifer beſeelt, und ſchon ſchien es, daß die Beſtätigung ihres Anſpruchs auf die Nachfolge daſelbſt nicht lange mehr ausbleiben könne, als plötzlich eine unerwartete Begebenheit Alles änderte.

An Rizio's Stelle war nämlich in Marien's Gunſt der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigſten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausſchweifend, laſterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion, und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienſt. In dem Maße wie Maria ihren Gemahl vernachläſſigte, überhäufte ſie Bothwell mit Würden und Gütern. Es iſt kein Zweifel, daß ſie zu dieſem, der ſelbſt vermählt war, in einem ſträflichen Verhältniß ſtand, daß ſie liebetrunkene Sonette und Briefe voll glühender Leidenſchaft an ihn richtete, und daß die Frage der Scheidung ihrer eigenen Ehe nur deshalb von ihr verworfen ward, weil eine ſolche die Erbrechte ihres Sohnes vernichtet hätte *). Darnley wurde Anfangs 1567 zu Glasgow ſo heftig krank, daß man auf Gift muthmaßte; doch endlich erholte er ſich langſam, und Maria reiſte nach Glasgow, ihn zu beſuchen; ja ſie bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, wo ſie ihm, unter dem Vorwande, daß das Geräuſch der Hauptſtadt ſeine Geneſung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb ſie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 10. Februar, einem Sonntage, ſagte ſie ihm, ſie wolle

*) Vgl. Ranke, Engliſche Geſch. Bd. I. S. 358 ff.

die Nacht im Palast zubringen, um der Hochzeit eines ihrer Hoffräulein beizuwohnen; um zehn Uhr Abends schied sie von ihm, und in der nämlichen Nacht um zwei Uhr ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt. Den Leichnam Darnley's fand man nicht weit davon auf dem Felde.

Der offene Unfriede, in welchem Maria mit ihrem Gemahle gelebt, erregte sofort in Vielen mit Recht den Verdacht, daß sie an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt; der Grad ihrer Mitwissenschaft, oder ihrer Mitschuld, ist freilich auch heute nicht zu bestimmen. Gewiß aber ist, was schon damals die allgemeine Ueberzeugung war, daß Bothwell durch seine Helfershelfer das Verbrechen vollführt habe. Zwar schwieg man öffentlich davon; aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Stadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Der Graf von Lenox dagegen klagte Bothwell förmlich an; dennoch ließ ihn Maria im Besitz seiner Würden, ja sie vermehrte noch seine Macht. Er war immer von vielen Bewaffneten umgeben; deshalb scheute sich Lenox in der Gerichtssitzung zu erscheinen, die überdies so übereilt angesetzt war, daß er die nöthigen Beweise nicht herbeischaffen konnte. Da nun kein Kläger kam, sprachen die Geschwornen den Angeschuldigten frei. Und einige Tage nachher unterschrieben sogar die meisten Peers, durch Bothwell's Versprechungen oder Drohungen dazu vermocht, eine Urkunde, in der sie die Königin baten, ihn zu heirathen. Von anderer Seite stellte man ihr das Schimpfliche eines solchen Schrittes vor; allein dies hatte nur die Folge, daß sie den Schein annahm, ihn gezwungen zu thun. Sie reiste von Edinburg nach Stirling; hier erschien Bothwell an der Spitze von tausend Reitern, bemächtigte sich der Königin und führte sie nach seinem Schlosse Dunbar, wobei Maria so wenig Ueberraschung, Schreck und Unwillen zeigte, daß kein Unbefangener zweifeln konnte, Alles sei Verabredung. Auch verzieh sie nicht nur dem Räuber, sondern beschloß, die Bitte, die er jenen Peers zu entlocken gewußt hatte, wirklich zu erfüllen, ohne Rücksicht auf Elisabeth's und des französischen Hofes Warnungen und Abmahnungen. Alle Umstände, welche diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch verdammungswürdiger. Bothwell mußte, um sie zu ermöglichen, von seiner eigenen Gemahlin geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheirathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Proceß dauerte vier Tage. Am 15. Mai 1567 wurde die Vermählung vollzogen. Zu einer solchen Kette von Frevels ließ sich Maria durch ihre Leidenschaft fortreißen.

Aber schwerer hat auch wohl selten ein Weib die rücksichtslose Hingebung an ihre Leidenschaft gebüßt. Während sie von Bothwell tyrannisirt wurde, stieg der Unwille gegen sie und ihre Thaten immer höher. Die angesehensten Männer verbanden sich, die Mörder des Königs zur Strafe zu ziehen. Bewaffnete eilten nach dem Schlosse Borthwick, in der Absicht, Maria und den Grafen daselbst zu überfallen. Diesmal entflohen die Verfolgten zwar noch, und Bothwell zog Truppen zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein bald ward er inne, daß auf die Treue derselben nicht zu rechnen sei. In dieser Noth warf sich Maria freiwillig den Verbündeten in die Arme, und ihr Gemahl entfloh nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Schiffen der Verbündeten verfolgt, die seinen einbüßte und auf einem Boote nach Dänemark entkam. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verstand und starb eines jämmerlichen Todes, wie seine Verbrechen ihn verdienten.

Marien's Schicksal war gleichfalls traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnley's Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt wurde. Endlich brachte man ihr drei Urkunden, die sie unterschreiben sollte und (24. Juli) wirklich unterschrieb, da man ihr mit noch Schlimmerem als einer Haft drohte*). Sie entsagte dadurch der Regierung, ernannte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten, und setzte bis zu dessen Ankunft (er war eben in Frankreich) einen Regierungsausschuß ein. So war sie also förmlich entthront, und ihr einjähriger Sohn ward unter dem Namen Jakob VI. zum König gekrönt.

Muthig wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entkam (2. Mai 1568) aus dem Verhafte, rief ihre Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Theil des Adels um sich, da Vielen durch die Entfernung Bothwell's der größte Anstoß gehoben

*) „Die Königin Maria wird in Schottland niemals wieder einige Macht gewinnen; vielmehr denken die Lords und deren Freunde daran, sie öffentlich für die Verbrechen zu bestrafen, deren sie dieselbe anklagen. Die meisten Räthe wollen sie vor Gericht stellen und zu immerwährendem Gefängniß verurtheilen; die stärkste Partei hingegen stimmt für ihren Tod, weil dies für Alle das Sicherste sei, und sie aus dem Gefängnisse entkommen könne." Bericht des Gesandten Throkmorton bei Raumer, Beiträge, Th. I. S. 158.

schien. Aber Murray, ein Mann von Tapferkeit und Fähigkeiten, gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch es völlig zerstreut ward. Bei der Unmöglichkeit, nach Frankreich zu entkommen, gab es für die Königin keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Schon während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin hatte Elisabeth freundschaftliche Vermittelung angeboten; darauf baute Maria jetzt ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war (16. Mai 1568), schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief. Aber in Elisabeth's Rathe wollte oder konnte man die Stimme der Großmuth nicht hören; was dem Staatsinteresse England's ersprießlich oder nachtheilig sei, ward mit sorgfältiger Klugheit erwogen. Die protestantischen Räthe der Königin von England sahen in Marien nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Cecil suchte zu zeigen, daß es gleich gefährlich sei, Marien durch die Macht England's wieder auf den schottischen Thron zu setzen, oder ihr zu erlauben in Frankreich Hülfe zu suchen, oder ihr einen freien Aufenthalt in England zu verstatten. Es gäbe demnach keinen andern Ausweg, als Marien in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet sein würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streits, zur Untersuchung der Anklagen des schottischen Volkes gegen seine Königin, erbot sich Elisabeth; sie versprach dabei Marien, wenn sie sich von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil zu haben, reinigen könne, ihr zu ihrer Wiedereinsetzung behülflich zu sein. Hierdurch ließ sich Maria bestimmen, Bevollmächtigte zu ernennen, die ihre Sache vor einem englischen Gerichte vertheidigen sollten. Sie ward von Carlisle auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte; und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von englischen Lords niedergesetzt wurde, nahmen ihren Anfang. Murray erschien in eigener Person, klagte die Königin der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Morde an, und legte eine Reihe von Briefen und anderen Papieren vor, um seine Anklage zu erhärten. Und jetzt, wo Alles erwartete, daß Marien's Bevollmächtigte die Unschuld ihrer Königin erweisen würden, machten sie plötzlich Winkelzüge und wollten die Untersuchung in eine Unterhandlung verwandelt wissen. Vergeblich stellten ihnen die englischen Commissarien vor, daß dadurch auf Marien's Ehre das nachtheiligste Licht fiele; sie beharrten auf ihrer Weigerung, sich in eine Erwiederung einzulassen. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Elisabeth erklärte in einer feierlichen Sitzung ihres Staatsraths,

daß sie jetzt um so mehr bei ihrem schon früher gefaßten Entschlusse bleiben müsse, die Königin von Schottland nicht eher zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von der schweren, wider sie vorgebrachten Anklage gereinigt haben werde. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen, so sehr auch Maria dies wünschte. Der unbefangenen Nachwelt erscheinen die von den Anklägern vorgebrachten Beweise in der That nur zu hinreichend, um die Ueberzeugung von Marien's Schuld zu gewähren.

Elisabeth befahl jetzt, die Königin von Schottland von Bolton, einem Orte, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen. Schon während der gerichtlichen Verhandlungen war ein Plan entworfen worden, Marien mit dem Haupte der englischen Commission, dem Herzog von Norfolk, zu vermählen, dem vornehmsten Edelmann im Reiche, hochgeachtet wegen seines tadellosen Wandels. Jetzt wurden darüber von Neuem Unterhandlungen gepflogen; es war Norfolk's Absicht, die Häupter des englischen Adels zu gewinnen, um dadurch Elisabeth ihre Zustimmung abzunöthigen. Aber er ging so unvorsichtig zu Werke, und nahm so halbe Maßregeln, daß die Königin seinen Plan mit leichter Mühe vereiteln konnte; er ward in den Tower geworfen, Maria aber nach Coventry geführt und daselbst noch strenger bewacht. Zwar erhoben die Grafen Northumberland und Westmoreland im Norden England's Empörung; sie wollten Maria befreien, und riefen alle Katholiken auf, sich für die Wiederherstellung ihrer väterlichen Religion zu bewaffnen; aber auch dieser Aufruhr wurde bald gedämpft.

Feindseliger wurde Elisabeth's Stellung gegen die Katholiken, als der leidenschaftlich heftige Pius V. durch eine Bulle vom 25. Februar 1570 sie für entsetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband. Dies hatte zur Folge, daß ein im nächsten Jahre zusammenberufenes Parlament strengere Gesetze gegen die Katholiken gab.

In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht; Murray ward ermordet (23. Januar 1570), und die Anhänger der Königin befehdeten die Gegner derselben, die nur den jungen Jakob als rechtmäßigen König von Schottland anerkennen wollten. Elisabeth machte zu verschiedenen Malen Vorschläge zur Beendigung des Zwistes und legte Bedingungen vor, unter welchen Maria befreit werden könne. Die darüber 1571 gepflogenen Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebniß; wobei der Widerwille vieler Schotten gegen Marien mindestens ebenso hoch in Anschlag zu bringen ist, wie der

etwaige Mangel an Aufrichtigkeit bei Eliſabeth, die von Vielen beſchuldigt wird, daß es ihr doch damit kein Ernſt geweſen ſei, und daß ſie nur Zeit habe gewinnen wollen. Marien's Befreiung war das Loſungswort aller katholiſchen Mißvergnügten geworden, und konnte der Anlaß immer neuer Empörungen werden. Eliſabeth mußte alſo im Grunde aufrichtig wünſchen, ſie aus England zu entfernen; nur freilich unter ſolchen Verhältniſſen, daß ſie ihr künftig nicht gefährlich oder ſchädlich werden konnte; und eben darin lag eine Schwierigkeit, aus der immer neue Bedenken, Zögerungen und Verwicklungen erwuchſen. Schon 1571 wurde eine abermalige Verſchwörung zu Marien's Befreiung entdeckt, bei welcher der nach der Unterdrückung des erſten Aufſtandes aus ſeiner Haft entlaſſene Herzog von Norfolk wenigſtens ſo weit betheiligt war, daß er den Heirathsplan von Neuem aufnahm. Diesmal mußte er mit dem Leben büßen (2. Juni 1572). Im Unterhauſe war der Haß gegen Maria ſchon ſo groß, daß es bei der Königin darauf antrug, ein peinliches Verfahren gegen ſie einzuleiten. Damals lehnte dies Eliſabeth entſchieden ab, obſchon durch die ſchreckliche Kunde von der Pariſer Bluthochzeit, die ein Beiſpiel nicht nur von der Wuth des zelotiſchen Katholicismus, ſondern auch von der Macht der Guiſen war, ihre Beſorgniſſe ungemein vergrößert werden mußten. Die härtere Behandlung der engliſchen Katholiken verminderte offenbar deren Zahl und Eifer nicht; und den letztern noch zu erhöhen, waren Eliſabeth's auswärtige Feinde ſorglichſt bedacht. Philipp II. und der Cardinal von Lothringen gründeten, jener zu Douay, dieſer zu Rheims, Seminarien für junge katholiſche Engländer, die ihr Vaterland verlaſſen hatten. Dort wurden ſie unter der Leitung von Jeſuiten zu Prieſtern gebildet, und jährlich eine Anzahl derſelben nach England zurückgeſandt, wo ſie nicht nur die Anhänger der alten Kirche in ihrem Glauben zu beſtärken ſuchten, ſondern auch deren Herzen mit Haß und Abſcheu gegen die Ketzerkönigin erfüllten. Dies hatte zur Folge, daß 1577 ein Prieſter Namens Mayne gehängt, und dergeſtalt auch von Seiten der proteſtantiſchen Regierung der Anfang blutiger Verfolgungen gemacht wurde. Mit dem Jahre 1580 ſehen wir die Bemühungen jener Sendlinge ſich verdoppeln, und daher auch von einem Parlamente die Strafgeſetze gegen die Katholiken wiederum ſchärfen (1581).

Damals war Maria ſchon dreizehn Jahre in England gefangen. Die Ausſichten für ſie wurden immer trüber. Am 8. November 1582 ſchrieb ſie einen Brief voll bittrer und heftiger Klagen an Eliſabeth, welche dieſe mündlich mit nicht minderem Nachdrucke beantworten ließ.

Maria schlug vor, sie wolle ihrem Sohne die Regierung überlassen, und selbst unter einer Art von Aufsicht in England leben; sie hat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses. Aber die begreifliche Furcht, daß die in Freiheit gesetzte oder minder streng bewachte Maria solche Vorsätze, wenn sie je von ihr aufrichtig gemeint gewesen, schnell vergessen, Ränke anspinnen und neue Fenerbrände in das Land schleudern könnte, machte, daß Elisabeth für die Stimme des Mitleids taub blieb. Indeß wurden dem jungen König Jakob von Schottland neue Vorschläge über ihre Befreiung gemacht; diesem war sie aber selbst nicht genehm, und er setzte ihr allerlei Hindernisse entgegen*). Denn nichts ist gewisser, als daß Maria, trotz jenes Briefes, an keinerlei Verzicht auf den schottischen Thron, vielmehr an ihre Wiedereinsetzung und höchstens an eine bedingte und untergeordnete Mitregentschaft ihres Sohnes dachte. Und dabei hatte sie auch immer die Geltendmachung ihrer englischen Ansprüche und die „Wiederherstellung der (katholischen) Religion auf der ganzen Insel" im Auge. An immer neuen Anschlägen zu dem Ende fehlte es nicht**). Zugleich wurde Elisabeth's Leben durch Verschwörungen fanatischer Katholiken bedroht, deren mehrere entdeckt und bestraft wurden, und die mit Mariens Befreiung im engsten Zusammenhange standen. Der Verdacht, daß die Gefangene sie betrieben habe oder damit einverstanden sei, war dringend. Elisabeth erklärte dem französischen Gesandten: sie habe Beweise, daß Maria mit ihren Feinden in England, Paris, Rom und Madrid in geheimen Verbindungen stehe, und Anschläge schmiede, sie des Reiches und des Lebens zu berauben***). Desto mehr fühlten Elisabeth's protestantische, für sie begeisterte Unterthanen die Nothwendigkeit, das Leben ihrer Königin zu schützen; es bildete sich eine Association zu ihrer Vertheidigung, und 1585 ging im Parlamente ein seit sechs Jahren gewünschtes Gesetz durch, welches unmittelbar, wiewohl ohne Namensnennung, gegen Maria selbst gerichtet war. Es bestimmte, daß Personen, zu deren Gunsten eine Empörung oder ein Attentat gegen die Königin unternommen wurde, ihres Rechtes an die Krone verlustig sein sollten; nähmen sie selbst Antheil an einem solchen Unternehmen, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben. Eine Commission sollte das Urtheil fällen.

---

*) Raumer, Beiträge, Thl. I. S. 317. 323. 338.

**) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 391 ff. Keightley, a. a. O. Bd. I. S. 702 ff.

***) Raumer, Briefe aus Paris, Thl. II. S. 133.

Im nächsten Jahre ereignete sich ein Vorfall, der das Loos der unglücklichen Maria entschied. Durch Seminarpriester von Rheims fanatisirt, verschworen sich Anton Babington, ein junger Edelmann, und Johann Savage mit mehreren anderen katholischen Engländern, Elisabeth zu ermorden und Marien zu befreien. Eine Erhebung der Katholiken und eine Landung der Spanier sollte den Sieg Maria's und der katholischen Kirche vollenden. Philipp II. war eingeweiht, und der Ligue in Frankreich war man ebenfalls gewiß. Indeß auch diese Verschwörung ward durch die Wachsamkeit und List des englischen Ministers Walsingham entdeckt; die Theilnehmer wurden eingezogen, und, nachdem sie gestanden hatten oder überführt waren, mit dem Tode bestraft. Man war zugleich in den Besitz von Briefen Maria's an die Verschwornen gekommen, aus welchen hervorging, daß sie um das frevelhafte Vorhaben gewußt. Zwei Schreiber Marien's, Nau und Curl, wurden verhaftet, und in ihren Papieren Beweise von ausgedehnten Verbindungen mit Elisabeth's Feinden gefunden. Sie bekannten, daß sie Babington's Briefe empfangen und auf Marien's Befehl beantwortet hätten.

Diese Entdeckungen verstärkten die Besorgnisse aller protestantischen Engländer. Im Staatsrathe der Königin waren die meisten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen werden müsse. Elisabeth's Räthe konnten nicht ohne große und gerechte Besorgniß an den Tod ihrer Gebieterin denken, wenn Maria aus ihrem Gefängnisse auf den Thron stieg, wenn Elisabeth's Glaube und Staatskunst und alle Früchte derselben zerstört worden wären. Die Scheiterhaufen der katholischen Maria von England waren noch in zu lebendigem Andenken. Welche Zukunft mußte da des Landes, welche Zukunft mußte derer harren, die Elisabeth mit ihrem Rathe gedient und in ihrem Sinne gewirkt hatten!

Demnach ward das Rechtsverfahren gegen die Königin von Schottland eingeleitet. Man brachte sie nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northhampton, und es wurde eine Commission von vierzig der angesehensten Peers und fünf Oberrichtern ernannt, um sie zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Als die Richter nach Fotheringhay kamen (11. October 1586), erklärte sie anfangs, daß sie, als eine unabhängige Fürstin, sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne. Wäre sie bei dieser Weigerung geblieben, so hätte sie das ganze Verfahren weit schwieriger gemacht; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Rufe auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich, und stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten läng-

nete ſie nicht, ebenſowenig ihre Begünſtigung einer Invaſion und Rebellion, wohl aber ihre Mitwiſſenſchaft und Theilnahme an der Verſchwörung gegen das Leben der Eliſabeth. Sie erklärte das Zeugniß Nau's und Curl's für falſch, und wollte dieſen gegenübergeſtellt ſein; es wurde verweigert, nicht weil man glaubte, daß ſie ihr Zeugniß in Gegenwart ihrer Gebieterin zurücknehmen würden, ſondern weil es in dem Rechtsverfahren jener Zeit nicht gewöhnlich war*). Auch urtheilte der Gerichtshof, daß in Betreff des letzten Punktes der Mangel eines Geſtändniſſes nicht von Belang ſei; denn das Gelingen einer Invaſion oder Rebellion laſſe ſich gar nicht denken, ohne die Regierung und das Leben der Königin zu gefährden**). Nach dem Schluſſe der Unterſuchung ſprachen die Richter das Todesurtheil über Maria Stuart aus. Ein furchtbarer Spruch: ein gekröntes Haupt, eine fremde Fürſtin wegen Uebertretung von Landesgeſetzen dem Looſe gemeiner Miſſethäter unterworfen! Aber die Nachwelt, die im Gefühle der Menſchlichkeit und des Mitleids jene Richter verdammt, hat nicht genug erwogen, daß ſie dem unabweislichen Gebote der Selbſterhaltung gehorchen zu müſſen glaubten, indem ſie den von Marien's Haupte etwa abgewandten Todesſtreich in Gedanken ſchon auf Eliſabeth fallen ſahen.

Vier Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, verſammelte ſich das Parlament (29. Oct.). Es billigte den gethanen Ausſpruch vollkommen, und bat die Königin in einer Adreſſe um deſſen Veröffentlichung und Vollziehung. Eliſabeth forderte dagegen die Verſammlung auf, eine ſo wichtige Angelegenheit nochmals ſorgfältig in Betrachtung zu ziehen, und ein Mittel in Vorſchlag zu bringen, wodurch für ihre Sicherheit geſorgt würde, ohne der Königin von Schottland das Leben zu rauben. Es gäbe keinen ſolchen Ausweg, lautete die einſtimmige Antwort beider Häuſer; es ſei ſchon ungerecht, die Vollziehung des Rechts einem einzigen darum bittenden Unterthan zu verweigern, wie viel mehr noch gegenüber dem ganzen engliſchen Volke. Die Königin erwiederte mit einer Rede, in der ſie das Schwierige ihrer Lage darſtellte, und die mit folgenden Worten ſchloß: „Was euer Geſuch betrifft, ſo bitte und beſchwöre ich euch, mit einer Antwort ohne Antwort zufrieden zu ſein. Ich billige euer Urtheil, eure Gründe ſind mir einleuchtend; aber entſchuldigt die ſorgenvollen Zweifel, die mich erfüllen. Wenn ich ſagen wollte, daß ich

*) The not confronting of the witnesses was not the result of design, but the practice of the age. Hume, Vol. VII. p. 193. Ed. Basil.

**) Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 411.

das, was ihr bittet, nicht thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke; wenn ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich ins Verderben stürzen, was ihr nach eurer Klugheit gewiß nicht wünscht, wenn ihr Zeit, Ort und die Leidenschaften der Menschen erwägt."

Indessen wurde der Urtheilsspruch bald darauf bekannt gemacht, und auf die Vorstellungen der Könige von Frankreich und Schottland nicht geachtet. Viele Schriftsteller haben daher Elisabeth der Verstellung beschuldigt und behauptet, Marien's Tod sei längst bei ihr beschlossen, ihre vorgeblichen Zweifel nichts als eine täuschende Larve gewesen, um eine grausame That, gegen die sie sich lange gesträubt, so darzustellen, als sei sie ihr von Anderen bloß abgenöthigt worden. Aber die unparteiische Geschichtschreibung darf von einer solchen unerwiesenen Vermuthung keineswegs als von einer Thatsache berichten. Die menschliche Natur müßte an dem Vorabend großer Entschlüsse nicht von widersprechenden Stimmen bestürmt, und bald nach einer, bald nach der andern Seite hingeleitet werden, wenn nicht auch in Elisabeth's Seele in der That und Wahrheit qualvolle Zweifel geherrscht haben sollten, indem sie bald an die Rücksichten dachte, die gegen ein Weib und eine Königin Milde heischten, und an die mögliche Rache, die von Marien's Freunden geübt werden könne, bald an die nicht geringen Gefahren, die ihr und dem Staate und dem Lichte des Glaubens in ihren Landen, ja vielleicht dem Protestantismus überhaupt drohten, so lange die Hoffnungen einer weitverbreiteten Partei, den Katholicismus auf dem britischen Throne wieder herrschen zu sehen, sich an die Person Marien's knüpfen konnten. Stellten ihr doch ihre Vertrauten sogar das Verdammungsurtheil der Nachwelt vor Augen, daß sie aus Sorglosigkeit die dringendsten Uebel nicht abgewandt, so lange es noch Zeit gewesen*). Ihre Räthe, durch Philipp's II. drohende Rüstungen geschreckt, drangen in sie, die Ausführung nicht zu verschieben. Aber eben dadurch mögen in der Seele der Königin, selbst wenn sie schon entschieden war, den Streich geschehen zu lassen, neue Zweifel erwacht sein; wie denn in dem mensch-

*) Historici succedenti aetati suat prodituri, serenissimos Angliae sub Elizabethae dies in foedissimum et tenebricosum vesperem, imo in aeternam noctem desiisse. Posteri prudentiam nostram desiderabunt, qui (quod miseriam accumulet) mala prospicere et non praevertere potuimus, et miseriarum molem non tam adversariorum malitiae, quam supinae horum temporum incuriae imputabunt. Camden, Rer. Angl. Annales, Ed. 1639. p. 487.

lichen Gemüthe zwiſchen dem Entſchluß zur That und der Ausführung oft noch eine große Kluft liegt.

Da kam man einem neuen Attentat auf die Spur, das in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten Aubeſpine, eines Anhängers der Guiſen, angeſponnen war. Nun ſchien Eliſabeth entſchloſſener. „Ich nähre," klagte ſie, „die Schlange, die mich vergiftet; um ſie zu retten, würden ſie mir das Leben genommen haben: ſoll ich mich zur Beute für jeden Böſewicht hergeben?" Man hörte ſie häufig die Worte vor ſich hinſeufzen: aut fer aut feri (dulde oder tödte) und ne feriare feri (tödte, damit du nicht getödtet werdeſt). Noch immer aber hätte ſie ſich gern die offene Loſung zur That erſpart. In dieſer Stimmung fiel ſie auf den freilich nicht eben großartigen Ausweg, wenigſtens das Aufſehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Der Hüter des Gefängniſſes, Sir Amias Paulet, erhielt einen verſteckten Wink, daß man der Vollſtreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte; aber er wollte ſich nicht dazu verſtehen. Endlich am 1. Februar 1587, nach einem Geſpräch mit dem Lord-Admiral, in einem beſonders aufgeregten Augenblick, ließ Eliſabeth den Staatsſecretair Daviſon kommen, und unterzeichnete den ſchon bereit gehaltenen Befehl zur Vollſtreckung des Urtheils, damit es bereit ſei, wie ſie meinte, wenn ſich in dieſer ängſtlichen Zeit eine Gefahr zeige. Hierauf ward Daviſon von ihr beauftragt, damit zum Kanzler zu gehen, um das große Siegel darunter drücken zu laſſen. Am andern Tage ſchickte ſie wieder zu ihm, und ließ ihm ſagen, er möchte mit der Ausführung ihres Auftrages noch warten. Beſtürzt erwiederte er: das Siegel ſei ſchon darunter. Sie ſchien darüber bewegt, und tadelte ihn wegen ſeiner Eilfertigkeit. Sie wünſchte offenbar immer noch, daß eine dienſtfertige Hand ihr zuvorkomme. Daviſon fragte die Mitglieder des Staatsraths, was er zu thun habe; dieſe beſchloſſen am 3. Februar, den Befehl ohne Weiteres abzuſchicken und die Verantwortlichkeit dafür auf ſich zu nehmen; die Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland wurden beauftragt, den Befehl zu vollſtrecken*).

Shrewsbury und Kent machten ſich alsbald nach Fotheringhay auf den Weg. Als ſie daſelbſt angekommen waren (7. Februar 1587), kün-

*) Der unparteiiſche Thuanus ſagt, die der Maria feindſeligen Räthe hätten der Königin keine weitere Anzeige von dem Vorgange gemacht, weil ſie Eliſabeth's ihnen bekannte Scheu, Blut zu vergießen, gefürchtet — perspecto ejus a sanguine fundendo ingenio alieno. LXXXVI. p. 109. E.

digten ſie der unglücklichen Gefangenen an, ſich auf den nächſten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das ſchreckliche Wort mehr mit Erſtaunen, als mit Entſetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre ſämmtliche Dienerſchaft hereintreten. Weinend erſchienen die Treuen, ſie knieten nieder und baten ſie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen ſie unwiſſend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, verſicherte ihnen, daß ſie Allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsſchreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberreſt ihrer Güter unter ſie aus, und nahm den zärtlichſten Abſchied von ihnen. Dann ſchlief ſie einige Stunden, und brachte den Reſt der Nacht im Gebete zu. Der Beiſtand eines katholiſchen Geiſtlichen, um den ſie gebeten hatte, war ihr verſagt worden; dafür wollte man ihr einen proteſtantiſchen Geiſtlichen aufdringen. Am Morgen des traurigen Tages genoß ſie eine Hoſtie, vom Papſte Pius V. geweiht, die ſie längſt für den entſcheidenden Augenblick aufgeſpart hatte. Dann legte ſie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu ſterben. Als ſie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafſchaft in ihr Zimmer, und ſagte ihr, es ſei Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Geſichte, geſtützt auf die Schultern zweier Diener; denn ſie litt an einer großen Schwäche in den Beinen. Vor ihrer Thür fand ſie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeiſter, Andreas Melvil. Dieſer warf ſich ihr zu Füßen, und rang troſtlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den redlichen Diener mit dem ſanfteſten und frömmſten Zuſpruch, küßte ihn, wollte ihn tröſten, und weinte ſelbſt. Beim Eintritt in die ſchwarz ausgeſchlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Marien's Diener zurückbleiben. Auf ihr eindringliches Verlangen erhielt ſie jedoch für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes ſein zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborough geholt hatte, um ſie wo möglich noch vor ihrem Tode zum proteſtantiſchen Glauben überzuführen. Er rühmte die große Gnade, die ihr Eliſabeth dadurch erweiſe, daß ſie noch für ihre Bekehrung ſorge; denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob ſie zu den Seligen eingehen wolle oder zu den Verdammten. Maria bat ihn, ſich und ſie nicht zu beläſtigen, da ſie entſchloſſen ſei, im katholiſchen Glauben zu ſterben. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Eliſabeth, der ſie Alles verzieh. Dann ließ ſie ſich von ihren Frauen entkleiden; als einer der Scharfrichter helfen wollte, ſagte ſie lächelnd,

solcher Diener sei sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederkniete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt.

So starb Maria Stuart im sechsundvierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft; ihre Vergehungen hatte sie durch das jammervollste Geschick, durch eine lange traurige Einsamkeit und durch einen schmachvollen Tod abgebüßt. Das eben ist der Grund des großen Antheils, den diese Fürstin als tragische Heldin erregt hat. „Indem wir ihre Leiden und ihr Mißgeschick überleben", sagt Robertson treffend, „sind wir zugleich im Stande, ihre Schwachheiten zu vergessen, ihrer Fehler mit geringerem Unwillen zu gedenken, und unsere Thränen zu billigen, wie wenn sie um Jemand vergossen würden, der der reinen Tugend viel näher gestanden." Doch die unparteiische Geschichte darf Marien's Schuld darum nicht mindern. Schon der sorgfältig prüfende Zeitgenosse Thuanus schrieb in seinem großen Geschichtswerke das denkwürdige Urtheil nieder: „Behaupten, wie es Einige thun, daß Maria an der Ermordung ihres Gemahls unschuldig gewesen sei; vorzubringen wagen, daß ihre Feinde ihr Gewalt angethan hätten, um sie zur Schließung einer schmachvollen Ehe mit Bothwell zu zwingen; endlich alle ihre anderen Vergehen rechtfertigen wollen, indem man sie mit dem Mantel des Mitleids bedeckt: das heißt, nach meiner Meinung, die Unverschämtheit etwas weit treiben. Was ein Geschichtschreiber, der es sich zum Beruf macht, nur die Wahrheit zu überliefern, sagen kann, ist dies: daß diese Fürstin mit einem großen Herzen, einer hohen Geburt und vielen Reizen des Geistes und Körpers, so lange sie lebte, große Tugenden verband, die jedoch durch noch bedeutendere Laster verdunkelt wurden; und daß sie, bei dem Schicksalsmomente angelangt, durch ein glänzendes Beispiel von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, durch einen ruhmvollen Tod ein Leben zu beenden wußte, das nicht sehr ruhmvoll gewesen war."*) Vergebens haben neuere schottische Schriftsteller sich bemüht, Marien im Lichte der reinsten Tugend darzustellen; alle Aufklärungen der neuesten Zeit haben nur dazu gedient, ihre Schuld, zumal in Bezug auf die Ermordung ihres Gemahls und auf die Pläne Babington's, immer einleuchtender zu machen. Auch kann von einer Reue über ihre Vergangenheit im Großen und Ganzen nicht die Rede sein. Hätte sie fort-

*) Diese Stelle des 86. Buches fehlte in allen früheren Drucken, und ist erst in der nach Handschriften berichtigten und vermehrten großen Londoner Ausgabe mitgetheilt worden.

gelebt, sie würde auch fortgehandelt haben wie bisher, gleichviel ob gefangen oder frei. Denn „das Unglück ihres Lebens, sagt Ranke, war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwicklungen geführt, die mit ihrer unglückseligen Vermählung verbunden waren und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat ihr das eigene Land, er hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Schaffot brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung; sie meinte, das Urtheil der Ketzer über sie, eine freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte." Aber was Maria verbrochen, entsühnt Elisabeth nicht; der Ersteren Buße klagt die Letztere an. Denn „wie sich auch, bemerkt Raumer, der Buchstabe des Rechts aussprach oder die Gefahr drängte: das Herz empört sich gegen den Gedanken, eine Königin werde von der andern dem Henker überantwortet. Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Gefühle, daß Maria trotz aller Buße dem Richtschwert nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt immer mehr außer Stande kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt; und daß sie selbst den argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt." *).

Elisabeth war sich dessen bewußt. Als man ihr die Nachricht von der geschehenen Hinrichtung Maria's brachte, zeigte sie die größte Ueberraschung und Bestürzung; sie seufzte, „gleich als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen;" sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch Davison ins Gefängniß werfen und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben diejenigen, deren Rath er befolgt hatte, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. An den König Jakob schrieb Elisabeth einen Brief, in welchem sie den Wunsch äußerte, daß

*) Raumer, Gesch. Europa's, Bd. II. S. 581. Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 416 ff.

er den Schmerz kennen, aber nicht fühlen möge, den sie über das ohne ihre Absicht eingetretene unglückliche Ereigniß empfinde; ihre Handlungen werde sie nie verläugnen, daher auch nie auf Andere wälzen, was von ihr selbst ausgegangen sei. Auch dieses Benehmen ist von Vielen als bloße Verstellung angesehen worden; aber ohne einen andern Grund, als weil Elisabeth allerdings eine geheime Genugthuung empfinden durfte, den Gegenstand so schwerer und vieljähriger Besorgnisse aus dem Wege geräumt zu sehen. Das reicht jedoch auf keine Weise hin, ein so heuchlerisches Spiel vorauszusetzen. Wenn indeß die Hinrichtung auch für den Augenblick nicht in Elisabeth's Absichten lag, so ist diese doch darum noch nicht gerechtfertigt; denn sie herrschte zu selbständig, als daß ihre Räthe eine solche That gewagt hätten, wären sie nicht von ihrer schließlichen inneren Zustimmung überzeugt gewesen. Der Makel der Gewalt mußte unerbittlich an ihr haften bleiben, selbst wenn die Frucht derselben zum Heil für Alle ausschlug.

---

6. Elisabeth's spätere Regierungszeit.

Maria's Haupt fiel zu einer Zeit, die für den Protestantismus in Europa bedenklich erschien. In Frankreich war die fanatische Ligue gewaltig, in den Niederlanden stieg Philipp's Macht durch die Siege Alexander's von Parma. Wir haben in der Geschichte der französischen und niederländischen Unruhen gesehen, daß Elisabeth sich in diese Händel zwar nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt, doch die Sache ihrer Glaubensgenossen nicht ohne Unterstützung gelassen hatte. Daraus war bis jetzt noch kein eigentlicher unmittelbarer Krieg mit Spanien hervorgegangen, wohl aber eine wachsende Spannung, die sogar auf dem Meere und in fernen Weltgegenden in Feindseligkeiten überging. Die Richtung auf Seewesen und Schifffahrt nahm unter Elisabeth's Regierung in England einen neuen und großen Schwung. Die Reichthümer, die für Portugiesen und Spanier in Indien und Amerika bereit lagen, sowie der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer, reizten auch in England unternehmende und ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte viele junge Engländer,

ihr Heil auf dem Weltmeere zu versuchen, und ein glücklicher Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste englische Weltumsegler, und unter Allen der Erste, der als Führer glücklich von einer solchen Reise zurückkam, brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von Neuem in die See, um die spanischen Besitzungen an den amerikanischen Küsten zu überfallen. In Folge dieser Züge, um 1586, wurde der Gebrauch des Tabaks in England bekannt, von wo er sich mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die spanischen Besitzungen an den Küsten von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast und seine Schiffsleute in Seide gekleidet. In demselben Jahre zerstörte Drake eine große Zahl von Schiffen in der Bai von Cadix.

Lange hatte Philipp diesen Angriffen nur Unterstützung der Feinde Elisabeth's entgegengesetzt; aber die Sendung Leicester's nach den Niederlanden und die Hinrichtung der Königin Maria waren zwei Beleidigungen, die er auf das Vollständigste vergelten zu müssen glaubte. Daher beschloß er jetzt, seine lang gehegten Entwürfe der Rache zu vollführen, und das Land, das ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, auf einen Schlag zu vernichten. Er ließ 1588, wie wir sahen, jene „unüberwindliche Flotte" auslaufen, mit der ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr für England war groß und die Besorgniß lebhaft; aber Elisabeth's Geist und Heldenmuth zeigten sich auch diesen bedenklichen Umständen vollkommen gewachsen. Nicht nur unterließ sie nichts, um ihre Küsten wohl zu verwahren, sondern sie befeuerte auch auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit. Sie erinnerte es an die furchtbaren Grausamkeiten der spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, an die Schrecken der Inquisition, und an die traurigen Zeiten, da eben dieser Philipp und Maria England beherrschten. Sie selber begab sich zu Pferde in das Lager bei Tilbury, wo zur Deckung der Themse Truppen zusammengezogen waren, und sprach eindringliche, begeisternde Worte. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüstet, die

Stadt London stellte noch einmal so viel, als von ihr begehrt worden waren. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die, weil sie von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland hin, Andere handelten nach der Türkei und Ostindien, und englische Kaper machten Jagd auf die spanischen Gallionen, welche die Schätze Amerika's nach Lissabon und Cadix bringen sollten. Einer derselben brachte einmal zwei spanische Schiffe auf, die außer 1400 Kisten Queckſilber auch über zwei Millionen Ablaßbullen enthielten; den Engländern konnten diese allerdings nichts helfen, aber dem König Philipp hatten sie doch in Rom 300,000 Gulden gekostet, und würden ihm in Indien wenigstens fünf Millionen eingebracht haben. Ferner schadete Elisabeth ihrem Feinde dadurch, daß sie die Holländer und Heinrich von Navarra fortdauernd unterstützte; auch wurde 1589 eine ansehnliche Flotte ausgerüstet, um den Prior Antonio von Crato auf den Thron von Portugal zu heben, was freilich wie wir sahen mißlang. Im Jahre 1596 aber eroberten die Engländer Cadix, schleiften die Festungswerke, und zogen mit reicher Beute wieder heim. So wirkte Elisabeth überall Philipp's mannichfachen Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eines der kräftigsten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spanien's über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Philipp hätte unter diesen Umständen gern in einen Frieden gewilligt; aber so sehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür sprach und die Vortheile der Ruhe für England entwickelte, so fühlte sich doch Elisabeth geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhmes verfolgen zu lassen; besonders da dem Rathe jenes ältern Ministers von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Essex, der nach Kampfesehre dürstete, lebhaft widersprochen wurde. Burleigh starb 1598, und Elisabeth vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Dieser fortgesetzte Kampf mit dem Vorfechter des Katholicismus in Europa wurde auch vielen englischen Katholiken verderblich. Denn seit jener ersten Hinrichtung eines katholischen Priesters im Jahre 1577 ruhte leider die blutige Verfolgung nicht; selbst nicht nach der glücklich überstandenen Gefahr vor der spanischen Armada. Man rechnet im Ganzen an zweihundert Katholiken, die während Elisabeth's Regierung hingerichtet wurden. Viele Andere starben an den Folgen der harten Behandlung in den Gefängnissen, oder wurden durch die schweren Geld-

strafen zu Grunde gerichtet*). Auch wurde gegen die zur Untersuchung Gezogenen häufig die Folter angewandt. Obschon nun diese Hinrichtungen und Grausamkeiten ohne Zweifel einen starken Schatten auf Elisabeth's Regierung werfen, so sind sie doch auf keine Weise mit den Verfolgungen der Protestanten unter ihrer Vorgängerin zu vergleichen. Denn die letzteren geschahen aus Glaubenswuth, während unter Elisabeth die Katholiken im Grunde nur aus politischen Anklagegründen bestraft wurden. Es drehte sich fast Alles um die Frage, ob sie glaubten, daß der Papst das Recht habe, eine Königin abzusetzen, weil sie sich von der Kirche getrennt.

Der oben genannte Graf von Essex ist besonders durch sein tragisches Ende berühmt geworden. Sein edles Aeußere, sein würdevolles, liebreiches und gewinnendes Benehmen, sein kühner ritterlicher Sinn, hatten ihm die Gunst der Königin in einem hohen Grade erworben. Sie zog ihn sehr hervor, überhäufte ihn mit Ehrenstellen, und ernannte ihn 1599 zum Oberbefehlshaber in Irland, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. In Irland war unaufhörlich Zwist und Streit zwischen den Engländern und der ursprünglichen Bevölkerung. Die Letztere wurde durch harten Druck und üble Behandlung zum Widerstande gereizt; seitdem der Protestantismus in England herrschend geworden war, hatte die feindselige Spannung zugenommen, da die Irländer der alten Kirche treu blieben. Jetzt war ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, den der Statthalter nicht hatte dämpfen können; der sumpfige, bergige und waldige Boden des Landes erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als er den Aufrührern, die ihn kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf die neue Ausrüstung unter Essex gerichtet, dem ein Heer von zweiundzwanzig tausend Mann mitgegeben war, eine Anzahl, von der man unbedingte Unterwerfung der Empörer erwartete. Aber es zeigte sich, daß Essex der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen; und der Tadel fiel desto schwerer auf ihn, da er begierig nach dieser Stelle getrachtet und große Erwartungen von sich erregt hatte. In übel geleiteten Unternehmungen kam der größte Theil des Heeres um, und zuletzt schloß Essex mit dem Haupte der Empörer einen Waffenstillstand, dem ein Vertrag folgen sollte, ganz zu Gunsten der Letzteren. Von Elisabeth's Zorn über diesen unerwarteten Ausgang unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedroht, entschloß sich der Graf dem zuvorzukommen,

*) Hallam, Const. Hist. of England, Vol. I. p. 221. Ed. Paris.

reiste wider den ausdrücklichen Befehl der Königin aus Irland ab, kam nach London, eilte ohne anderswo abzusteigen auf den königlichen Palast zu, stürzte sich unangemeldet zu der Königin Füßen, küßte ihre Hände und bat um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings hießen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas Anderes verdient habe, und daß sie, um des Beispiels willen, wenigstens einige Strenge zeigen müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende ließ sie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland, und nahm ihm das Monopol für den Handel mit süßen Weinen ab, welches sie ihm früher verliehen hatte, und das ihm viel einbrachte. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung, sich nicht am Hofe sehen zu lassen.

Essex, zu eingebildet, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er sprach mit ungebundener Zunge über die Königin und ihre Schwächen, sagte öffentlich, sie sei ein altes Weib, ebenso krumm von Geist wie von Körper, und reizte dadurch den Zorn seiner Wohlthäterin, die Alles wiedererfuhr, immer mehr. Aber er ging noch weiter. Er machte sich einen Anhang unter den der Königin abgeneigten Puritanern, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und versprach ihm es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn für ihren Nachfolger erkläre. Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein; er wollte das Schloß überrumpeln, der Königin die Versammlung eines Parlaments abtrotzen, und sie zwingen zu regieren wie er es wollte. Zu rechter Zeit erfuhr Elisabeth den verwegenen Entwurf. Am 8. Februar 1601 erschienen der Großsiegelbewahrer, der Lord Oberrichter und einige andere Staatsbeamte in Essex' Landhause, wo er zwei bis dreihundert seiner Freunde versammelt hatte, um sich im Namen der Königin nach der Ursache dieser Bewegung zu erkundigen. Der Graf ließ sie gefangen nehmen, zog mit seinen Begleitern nach der Stadt, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff Smith, sein Freund, in dessen Haus er gehen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür. Essex sah sein Unternehmen gescheitert, und kehrte verzweiflungs-

voll mit seinen Begleitern um; aber ehe er sein Haus erreichte, hatten ihn die Meisten verlassen. Zuerst dachte er sich zu vertheidigen, ließ jedoch diesen Gedanken bald fahren, und ergab sich. Ein Gericht, das aus vierundzwanzig Peers und den Oberrichtern bestand, verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs nannte er diesen Spruch einen unverdienten; dann gingen ihm aber die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, und er bezeigte tiefe und aufrichtige Reue. Nach langem Schwanken bestätigte Elisabeth mit schwerem Herzen das Urtheil. Am 25. Februar ward er — im vierunddreißigsten Lebensjahre — im Tower hingerichtet. Dieselbe Strafe litten nachher noch vier seiner Mitschuldigen; alle übrigen begnadigte die Königin.

Ein tiefer Schmerz über diesen unglücklichen Ausgang ihres Lieblings blieb in Elisabeth's Seele zurück; ja er vornehmlich, wie Viele annehmen, rief den Trübsinn hervor, der sie kurz vor ihrem eignen Ende befiel. Man erzählt eine romanhafte, wenig glaubliche Geschichte von einer Entdeckung, welche die Königin in Bezug auf Essex gemacht, und die ihre letzten Tage sehr verbittert habe. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sei, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da habe ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeige. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit habe sie am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank und entlud sich vor dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, habe sie den Tag vor seinem Tode in den Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber ihr dem Essex feindlicher Gemahl habe sie daran verhindert. Die Königin, schließt die Erzählung, sei über dies Geständniß der ihr befreundeten Gräfin in Verzweiflung gerathen. Erscheint nun aber auch diese Sage mit Recht als eine Fabel, als eine spätere Erfindung, um eben jenen Trübsinn zu erklären: so fehlt es doch nicht an gleichzeitigen und glaubwürdigen Berichten, die es verbürgen, daß die Erinnerung an Essex immer schwerer auf der Königin lastete, daß sie um ihn klagte und Thränen vergoß, und zumal am zweiten Jahrestage seiner Hinrichtung von herzzerreißendem Schmerze ergriffen ward;

sie erachtete ihn für schuldlos und klagte sich selber an; die Welt schien ihr verödet, nun er nicht mehr war*).

Am 24. März 1603 verschied Elisabeth, im siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie in den letzten Stunden ihres Lebens noch Jakob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch für Fehler und Schwächen an ihr rügen möge: sie bleiben immer nur geringe oder vereinzelte Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie ihrem großen und starken Geiste durch das ihrem Volke eingehauchte Leben gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch ebenso sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerläßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeth's beträchtlich vermehrt worden, indem sowohl Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die deutsche Hansa mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unsern Tagen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte sie, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, daß der Adel dem Könige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie bei ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben; denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen zu denken. Einen Bischofssitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie ein Bisthum, ohne es um einigen Grundbesitz zu schmälern. Ihre ordentlichen jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, und die Summe aller während ihrer fünfundvierzigjährigen Regierung vom Parlamente bewilligten Steuern berechnet Hume**) auf nicht mehr als

*) S. Ranke, a. a. O. Bd. I. S. 467 ff.
**) Vol. VII. p. 322.

drei Millionen. Dennoch waren die Niederländer und Heinrich IV. tief in ihrer Schuld, und der spanische wie der irländische Krieg hatten große Summen verschlungen.

---

7. William Shakspeare.

(Geb. 1564, gest. 23. April 1616.)

Alle Vorstellungen von der zu Elisabeth's Zeiten in England noch obwaltenden Sittenroheit und geringen Bildung verschwinden vor der einzigen Thatsache, daß während ihrer Regierung der größte dramatische Dichter der neueren Zeit, William Shakspeare, lebte und wirkte. Denn die Werke eines solchen Dichters können nicht außer Zusammenhang mit der Zeit sein; sie sind unmittelbar für die Bühne und für ihre Bedürfnisse geschrieben, und setzen daher einen Hörerkreis voraus, der für ihre Schönheiten volle Empfänglichkeit hatte. Erwägt man dies, sowie daß Shakspeare ebenso aus der Zeit als für die Zeit schrieb; betrachtet man, welche Fülle von Verstand, Kraft, Lebenslust und Heiterkeit aus der ganzen Art des Daseins hervorleuchtet, welches er schildert: so wird man vielmehr mit großer Achtung vor der Bildung und dem Geiste erfüllt werden, die zu Elisabeth's Zeiten das englische Volk durchdrungen hatten. In der Entwickelung von Kräften, die der Protestantismus hervorrief, als der Genius des britischen Volkes sich freudig seiner Stärke bewußt ward, blieb auch die Poesie nicht zurück und erschien — wie zu Athen, als die Nationalkraft ihren Gipfel erreicht hatte — in ihrer vollendetsten Gestalt, der dramatischen. Um die Mitte der Regierung Elisabeth's trat die englische Bühne raschen und starken Schritts aus den ersten noch unscheinbaren Anfängen hervor, erreichte sofort eine Vollendung, wie sie kein anderes europäisches Volk der neueren Zeit aufzuweisen hat, und nachdem sie ein Menschenalter etwa in dieser herrlichen Blüthe dagestanden hatte, fing sie zu sinken an. Eben so berührten sich in Athen der erste hohe Aufschwung, die Vollendung und der beginnende Verfall der dramatischen Poesie sehr nahe. Als Shakspeare auftrat, fand er die Bahn durch einige Dichter von Geist und Talent schon eröffnet; er erfand die Kunstform des englischen Theaters nicht, er erweiterte sie nur zu dem reichen Rahmen, der die mannichfachsten Gebilde auf die freieste und natürlichste Art enthält, und der, wie jede wahre

Kunstform, mit der Wesenheit des Dargestellten auf das Innigste verknüpft ist.

Von dem Leben dieses außerordentlichen Mannes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt; späterhin ist es mit allerlei fabelhaften Umständen aufgestutzt worden. William Shakspeare ward zu Stratford am Avon in Warwicshire geboren. Nach beendigten Schuljahren scheint er in seiner Vaterstadt eine Zeit lang als Schreiber eines Advocaten gearbeitet zu haben. Aber obschon er keine Universität bezog, und sich die Gelehrsamkeit seiner Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang zu eigen machte, so war ihm doch gelehrte Bildung keineswegs fremd, wie er sich ihrer denn für die Zwecke der Poesie auf sehr mannichfache Weise bedient hat. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er heirathete, und seine Frau war acht Jahre älter als er. Man weiß nicht, was diese für ein nördliches Klima ungewöhnlich frühe Verbindung veranlaßte. Vielleicht war es nothwendige Folge eines früheren Umgangs, vielleicht Wunsch der Aeltern Shakspeare's, durch Heirath mit einer wohlhabenden Frau seine Lage zu verbessern. Auch muß es dahin gestellt bleiben, ob ein durch den Abstand der Jahre erzeugtes Mißverhältniß zwischen den Ehegatten oder ökonomische Verlegenheiten die Ursache gewesen, warum Shakspeare im J. 1586 seine Frau und drei Kinder verließ, und sich allein nach London begab. Was man von einem Walddiebstahl erzählt, der ihn genöthigt haben soll, ist unbegründete Sage. In London war er vermuthlich Anfangs wieder Schreiber eines Advocaten, arbeitete aber sehr bald für die Bühne, bis er ihr sein Leben in doppelter Hinsicht als Schauspieler und als Dichter widmete. Sein hoher Ruhm begann 1592 und im nächsten Jahre, wo Romeo und Julia, sowie Richard II. auf der Bühne erschienen, und er sein treffliches erzählendes Gedicht Venus und Adonis bekannt machte. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe; Elisabeth und ihr Nachfolger schätzten unsern Dichter hoch; mit dem Grafen Southampton, einem jungen, durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Southampton war der vertrauteste Freund des Grafen Essex, und als Theilhaber seiner aufrührerischen Unternehmung in dessen Schicksal verwickelt; kaum kam er mit dem Leben davon. Shakspeare nahm den innigsten Antheil an dem Unglück seines Freundes. In diese Zeit fallen Hamlet (in seiner vollendeten Gestalt), Lear und Macbeth, jene gigantischen Werke, in denen ein von rauhen Stößen des Schicksals auf das Empfindlichste berührtes Gemüth durchleuchtet. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes

durch die Bemühungen einer Gegenpartei, der er nicht gelehrt genug war, und an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Während seiner theatralischen Laufbahn hatte er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben; mit diesem zog er sich in den letzten Jahren seines Lebens nach seinem Geburtsort zurück, und lebte dort in Ruhe bis an seinen Tod. Sein letztes Werk ist wahrscheinlich Cymbeline gewesen. Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag — zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das Gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären: das Alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.

Der großen augenblicklichen Wirkung der Shakspeareschen Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Die Scene war durch eine angemessene Architektur verziert, die wirksam in das Spiel eingriff. Durch das Wegziehen von Vorhängen konnte dem Theater nach Belieben eine größere Tiefe gegeben werden; aber unsere Decorationen, die den beabsichtigten Zweck der Täuschung nur sehr unvollkommen erreichen, und oft weit mehr stören und verwirren als fördern, hatte es nicht. Dafür nahm es die Phantasie der Zuschauer in Anspruch, welche diesem scheinbaren Mangel in der That auf das Gründlichste abhilft.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Vierter Abschnitt.

Die Reformation und ihre Folgen im Norden und Osten Europa's, bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618).

1. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523.)

Die calmarische Union, welche die drei nordischen Reiche zu einem Ganzen hatte verschmelzen sollen, hatte ihren Zweck verfehlt; in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. In diesem Kampfe verließen wir den Norden nach dem Tode Christian's I. (1481), dessen Sohn und Nachfolger Johann I. sich sogleich bemühte, die aufgelöste Vereinigung wiederherzustellen. In der That kam es 1483 zu einem Vertrage, der calmarische Receß genannt, der die Erneuerung der Verbindung enthielt; aber unter Bedingungen, welche dem Zwecke derselben die größten Hindernisse in den Weg legten. So versprach Johann, Norwegen den Bahuser Zoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths anzulegen, in den Reichsrath Keinen aufzunehmen, der nicht von Adel sei, oder den übrigen Reichsräthen mißfiele u. s. w. Trotz dieser Bedingungen herrschte in Schweden der

Reichsvorsteher Sten Sture fast unumschränkt durch schlaue Gewandtheit und die Zuneigung des Volkes; denn der Adel beugte sich mit Unwillen vor einem Manne, der seines Gleichen war. Und obgleich Johann, bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Streites zwischen Sten Sture und einem andern schwedischen Großen, Svante Sture, den Erstern mit Krieg überzog und ihn besiegte: so mußte er dennoch einen Vergleich mit ihm eingehen, wodurch Sten Sture das Reichshofmeisteramt und einige Provinzen zum Lehen erhielt. Johann griff hierauf das freie Völkchen der Dithmarsen zwischen der Elbe und Eider an, erlitt aber am 17. Febr. 1500 trotz seiner großen Uebermacht eine schwere Niederlage; und bald stand Sten Sture wieder auf. Dieser unterstützte zugleich die Norweger, die gleichfalls abgefallen waren, während Dänemark auch mit den Hansestädten in Krieg gerieth. Das den Norwegern gesandte Hülfsheer wurde zwar geschlagen, und die Empörung dieses Volks durch Blutströme unterdrückt; aber Schweden setzte seinen Widerstand fort, auch nach Sten Sture's Tode (13. December 1503), unter der Führung des tapfern Svante Sture, der Jenem als Reichsverweser folgte. Die Hansestädte nahmen eine Zeitlang an diesem Kriege wider Dänemark neuerdings Theil, schlossen aber bald auch wieder Frieden, während das feindliche Verhältniß unter den Schweden und Dänen noch fortbestand, als Svante Sture (2. Jan. 1512) und Johann (21. Febr. 1513) starben.

Dem Letztern folgte sein Sohn Christian II., ein entschlossener, muthiger und geistvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachsüchtiger Fürst, dessen Grausamkeit und Blutdurst sein Andenken geschändet haben. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren aus niederem Stande: eine ehemalige niederländische Aepfelhökerin Sigbrite (deren Tochter, die schöne Dilveke, des Königs Beischläferin war), eine verschmitzte Frau von mancherlei Kenntnissen und einschmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slaghök. Es war Christian's Absicht, der Ludwig XI. Dänemark's zu werden, sich von der äußerst bindenden und beschränkenden Wahlcapitulation, die er hatte unterschreiben müssen, loszumachen, den Adel zu unterdrücken, und auf Sigbriten's Rath den eignen Handel seiner Reiche zu befördern, damit durch die Vermehrung des Nationalreichthums auch die königlichen Einkünfte wüchsen. Hier nun stand ihm die Hansa besonders im Wege, die den Verkehr in den skandinavischen Reichen völlig in Händen hatte, und der aller Vortheil daraus zufloß. Die Maßregeln, welche Christian gegen diese hanseatische Handelsherrschaft ergriff, waren dem Zwecke gemäß. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt; aus den Niederlanden kamen Colonisten an, den Garten- und

Ackerbau zu verbessern; in Nowgorod trat, mit Genehmigung des Zars, an die Stelle der deutschen Handelsniederlassung eine dänische; allen deutschen Kaufleuten ward verboten, an den dänischen Küsten zu fischen, im Lande mit Waaren umherzuziehen und Ochsen aufzukaufen. Durch diese Einrichtungen wurde indeß nicht nur die Hansa verletzt, sondern auch in Dänemark zugleich die reichen Gutsbesitzer, die den Vortheil ihres Verkehrs theilten. Die Bischöfe dachte Christian durch Begünstigung der Reformation zu demüthigen. Aber auch unter den übrigen Ständen machte er sich durch willkürliche Anordnungen Feinde, besonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, welche bei Lebensstrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten.

Schweden seiner Herrschaft zu unterwerfen, versuchte Christian vergeblich, so lange dort Svante Sture's Sohn, der tapfre und staatskluge Sten Sture II., an der Spitze der Angelegenheit stand. Nachdem dieser aber in einem Treffen gegen die Dänen tödtlich verwundet, und bald darauf gestorben war (9. Febr. 1520), blieb Niemand, der die Fortsetzung des Kampfes gegen Christian unternehmen wollte oder konnte. Der Adel versammelte sich, und erkannte in einem Vertrage Christian als König an, unter der Bedingung, daß er nach Schweden's Gesetzen und dem calmarischen Verein gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben solle. Christian willigte in Alles, erneuerte seine Zusagen in Briefen an alle Landschaften, und bestätigte sie, als er im Herbste nach Schweden kam, nochmals durch Eidschwur und Genuß des Sacraments. Hierauf geschah am 4. November 1520 zu Stockholm die feierliche Krönung. Drei Tage lang ward herrlich geschmauft, um den betrogenen Adel recht sicher zu machen. Am dritten Tage wurde von dem Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schwedens den Dänen erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen seine vorigen Feinde übergeben, worauf Alle, welche 1517 einen gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschluß unterzeichnet hatten, für vogelfrei erklärt wurden. Slaghök hatte dem Könige, der nach dem Blute der vornehmsten Schweden begierig war, den Rath gegeben, die Miene anzunehmen, als vollziehe er nur einen vom Papste gegen die Schweden schon früher erwirkten Bann, indem er strafe. Am folgenden Tage (8. Nov.) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen aufgepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen solle, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die Verurtheilten in

einen Kreis geführt, und nachdem ein dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur des Papstes Bann vollstrecke, begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholm's, zusammen vierundneunzig Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Andere wurden gehängt, oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet; und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle schwedischen Männer noch so kirre machen, daß Keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreiste, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine der furchtbarsten Proben seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Es wird erzählt: als der jüngere von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!" Der rohe Henkersknecht ward gerührt, und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben, und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte*).

Als Christian nach Dänemark zurückgekommen war, dachte er ernstlich an die Einführung der Reformation. Er bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm Luthern selbst nach Dänemark zu schicken, und gab bald darauf ein sogenanntes geistliches Gesetz, in welchem unter Andern den Geistlichen der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehelichen würden. Wie der katholische Klerus durch diese Verordnung, so wurde der Adel durch die neuen Handels-, Polizei- und Strandverordnungen beleidigt, weil sie seine Vorrechte beschränkten, obschon sie für das Wohl des Ganzen sehr zweckmäßig waren. Bald darauf unternahm Christian eine Reise nach den Niederlanden zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., um von diesem die Lehnshoheit über seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein (mit dem Christian's Vater Johann die Herzogthümer Schleswig und Holstein getheilt hatte), und über

*) Dalin, Geschichte des Reiches Schweden, Deutsche Uebers. Th. II. S. 710.

die Stadt Lübeck zu erhalten. Er konnte nur die Erfüllung der ersten Forderung bewirken, und machte sich dadurch den Herzog wie die Lübecker zu Feinden. Nach seiner Rückkehr brach der Sturm los. Zuerst erhob sich in Schweden Gustav Wasa, wie bald umständlicher erzählt werden wird, mit Hülfe des gereizten Lübeck. Als nun der König die jütländischen Stände berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfsteuer zu erlangen, und für den Fall der Weigerung Anstalten sie zu zwingen getroffen hatte, in denen man schon Vorbereitungen zu einem zweiten Stockholmer Blutbad sah, so erschien Niemand. Dagegen traten drei Bischöfe und sechs weltliche Reichsräthe zusammen, erklärten Christian für abgesetzt und wählten den Herzog Friedrich zum König, welcher die Krone annahm (Januar 1523). Eine von den Verbündeten veranstaltete Versammlung des jütischen Adels trat den gefaßten Beschlüssen bei und erließ an Christian einen förmlichen Absagebrief. Dieser sah sich ohne Geld und ohne Truppen, denn die Reiterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel; seine Gegner aber waren mit Allem versehen. Sie hatten die ganze jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da die Handlungsweise des Königs ihm alles Zutrauen geraubt hatte, so konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden; aber auf diese wollte oder konnte er es noch nicht ankommen lassen, sondern verließ, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Sigbrite und seinen Schätzen, das Reich, um dessen Wiedereroberung durch auswärtige Hülfe zu versuchen. Nunmehr fielen auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab, obwohl er daselbst viele und bedeutende Anhänger zählte, und wandten sich zu dem von den Jüten erhobenen König, der jetzt als Friedrich I. den dänischen Thron bestieg.

Vor der Huldigung (26. März 1523) ließen die Stände den neuen König wieder eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vorrechte zugestanden wurden, die Christian ihnen hatte nehmen wollen. Auch Norwegen erkannte in Friedrich seinen König an. Dagegen schloß dieser im folgenden Jahre mit Gustav I., als nunmehrigem Könige von Schweden, ein Bündniß ab, womit denn die völlige Trennung der beiden Reiche ausgesprochen war.

2. Dänemark nach der Auflösung der calmarischen Union.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu bringen, um seine Ansprüche geltend zu machen, fand aber große Schwierigkeiten. Karl V., auf den er wohl am meisten gerechnet hatte, wurde durch seine eigenen Verwicklungen gehindert, ihn thätig zu unterstützen; und je mehr Christian seine Hinneigung zur Lutherischen Religion an den Tag legte, desto größer ward die Bedenklichkeit des Kaisers. Christian ließ sich sogar, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen weilte, durch Luther und Melanchthon selbst in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichten, und war bei allen religiösen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, er habe zu Wittenberg die Amtsverrichtung eines Diaconus, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, wirklich übernommen. Zwar hätte ihm nun wohl diese Neigung Hülfe von Seiten der Protestanten verschaffen können; allein auch hier war die eigne Gefahr ein Hinderniß. Als er endlich durch die Unterstützung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und der Herzoge von Braunschweig ein ziemlich ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, fehlte es ihm wieder an Geld zur Besoldung der Truppen, so daß diese bald auseinander gingen, und Friedrich, der mit den Hansestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, die Orte, die sich noch in den Händen von Christian's Anhängern befanden, zu erobern. Da nun dieser von außen keinen Angriff machte, so blieben die inneren Bewegungen, welche die schonischen Bauern zu seinen Gunsten erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende Miliz gegen künftige Angriffe, womit er zugleich sich selber zu schützen gedachte, als er seinerseits die Lutherische Lehre annahm und dadurch die Geistlichkeit aufbrachte. Doch ging er bedächtig zu Werke, indem er nur ein Gesetz vorschlug, den Anhängern beider Bekenntnisse bis zum Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung Glaubensfreiheit zu gestatten. Im Volke war eine große Neigung für die neue Lehre, und die mächtigsten Adeligen gewann Friedrich durch Einräumung von Klostergütern. Auf diese Weise beraubte er Christian der Aussicht, sein verlornes Reich durch die Anhänger des Lutherthums wieder zu erwerben. Dieser aber, der seine Ueberzeugung seinen politischen Zwecken unterordnete, sohnte sich nun mit dem Kaiser und dem Papste aus, wodurch er andererseits die zahlreichen Anhänger des katholischen Glaubens in Norwegen gewann, die denn auch wirklich zu seiner Wiedereinsetzung Anstalt machten; namentlich liehen ihm die Bischöfe

dieses Landes alles entbehrliche Kirchensilber. Mit Hülfe dieser und einer vom Kaiser erhaltenen Unterstützung landete er im November 1531 in Norwegen, und nachdem er sich gegen die Bischöfe verpflichtet hatte, den katholischen Glauben gegen Luther's „verdammtes Werk" zu schützen, berief er eine Ständeversammlung. Diese kam zusammen und huldigte ihm; Norwegen schien unterworfen. Aber er rückte nicht rasch genug vorwärts, und sah sich auch durch ein bedeutendes schwedisches Heer gehemmt, welches dem König Friedrich zu Hülfe geschickt ward. Den Winter über schloß Christian sich in Opslo (die Altstadt des später erbauten Christiania) ein; und wie er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon seit acht Monaten keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Als er nun vollends von einem dänischen Heere unter der Anführung Gyldenstern's, Bischofs von Odensee, angegriffen wurde, wollten auch die Bürger von Opslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er erbot sich daher zu einem gütlichen Vergleich. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bat er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, rieth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und gab ihm freies Geleit, damit er, wenn die persönliche Unterredung mit Friedrich fruchtlos ausfallen sollte, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückkehren könne. Als die Schiffe darauf (20. Juli) in Kopenhagen ankamen, überlegte Friedrich mit seinen Reichsräthen, was für Maßregeln zu ergreifen seien; und diese, sowie der ganze dänische und schleswigsche Adel, sammt den Abgeordneten von Schweden und Lübeck, drangen so lange in den König, den Gefangenen nicht wieder frei zu lassen, bis er nachgab. Das Geleit des Bischofs ward für nichtig erklärt, und der betrogene Christian nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechszehn Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines norwegischen Zwerges, zubrachte.

In dieser Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen; aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrich's I. bald nachher (10. April 1533) erfolgtem Tode neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrich's Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der Lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die Reichsräthe dieses Glaubens seiner Thronbesteigung; die Wahl ward aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel konnte aber nicht von Dauer sein. Der Lübeckische Bürgermeister Georg Wullenweber und der dortige Stadthauptmann Marcus Meyer, welche die alte

patriciſche Verfaſſung der mächtigen Hanſeſtadt durch eine populäre verdrängt hatten, und thatendurſtig an der Spitze der Bevölkerung ſtanden, bauten auf jene Uneinigkeit den kühnen Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern, den däniſchen Thron nach Gutdünken zu beſetzen, und womöglich dem niederländiſchen Handel die Oſtſee gänzlich zu verſchließen. Zu ſolchem Eingreifen glaubten ſie ſogar ein förmliches Recht zu haben, inſofern im Stralſunder Frieden — vor mehr als 160 Jahren — der däniſche Reichsrath die Bedingung hatte eingehen müſſen: daß ohne Lübecks Zuſtimmung kein König auf den däniſchen Thron erhoben werden ſolle. Durch glänzende Verſprechungen gewannen ſie Heinrich VIII. von England für ihre Abſicht; auch trachteten ſie, den Herzog Chriſtian durch das Vorgeben, daß ſie bloß zur Rettung der Lutheriſchen Religion Dänemark angriffen, auf ihre Seite zu ziehen, und ihn an die Spitze ihrer Truppen zu ſtellen. Da dieſer aber, der ihre wahren Abſichten merkte, ſich weigerte, und ſich mit dem däniſchen Reichsrathe und den bedrohten Niederländern verband, ſo machten die Lübecker den Grafen Chriſtian von Oldenburg zum Anführer ihrer Truppen. Dieſer fiel in Dänemark ein (1534), und begehrte die Huldigung im Namen Chriſtian's II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs für ſich zu gewinnen hoffte. Wirklich fielen ihm Kopenhagen nebſt mehreren anderen Orten auf Seeland zu, und in Fünen trugen die aufrühreriſchen Bürger und Bauern über Adel und Geiſtlichkeit Vortheile davon. Aber nun ſah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöſe Entzweiung fahren zu laſſen, und Herzog Chriſtian zum König zu wählen, der als Beſitzer von Holſtein die Lübecker vom Lande aus überfallen konnte. Der neue Herrſcher, Chriſtian III., erhielt einen Bundesgenoſſen an König Guſtav von Schweden; der Kampf dauerte bis 1536, wo Chriſtian Sieger blieb, nachdem Lübeck den Hamburger Frieden geſchloſſen hatte und auch Kopenhagen an ihn übergegangen war. Für Lübeck hatte dieſe Wendung der Dinge die Folge, daß die alte Verfaſſung ſchon ſeit 1534 wiederhergeſtellt, und im folgenden Jahre Wullenweber's Macht und Einfluß völlig gebrochen ward; Wullenweber ſelbſt gerieth ſchließlich in die Gefangenſchaft des Erzbiſchofs Chriſtoph von Bremen (1535), und wurde nach langem Prozeſſe 1537 hingerichtet; ein gleiches Schickſal hatte ſchon das Jahr zuvor Marcus Meyer durch die Dänen erlitten*).

Chriſtian ſeinerſeits, endlich zum ruhigen Beſitz des Thrones gelangt,

*) S. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäiſche Politik (Berlin, 1855), Bd. I. S. 234, 236, 248. Bd. II. S. 8 ff., 158 ff. Bd. III. S. 112 ff., 183 ff., 224 ff., 233 ff.

befestigte sich auf demselben, indem er alle Bischöfe an einem Tage (20. Aug. 1536) gefangen nehmen und nicht eher wieder frei ließ, als bis sie versprochen hatten, auf ihre vorige Macht nie wieder Anspruch zu machen, und sich der Kirchenreformation nicht zu widersetzen. Dafür bekamen sie die ihnen erblich gehörigen Güter zurück, die übrigen fielen an die Krone. Ein im October zusammengetretener Reichstag bestätigte die Aufhebung der bischöflichen Gewalt; der Adel gewann durch Rücknahme früherer Schenkungen gleichfalls bei der Einziehung der Kirchengüter, und erhielt die Bestätigung seiner großen, die königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte. Der Sieg der evangelischen Lehre war nunmehr völlig entschieden, und durch den nach Dänemark berufenen Freund und Amtsgenossen Luther's, Johann Bugenhagen, ward eine neue Kirchenordnung zu Stande gebracht. Statt der katholischen Bischöfe weihte er evangelische Superintendenten, die aber nach dem Tode jener Vorgänger auch den bischöflichen Titel erhielten. Noch stand Karl V., der dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohne Christian's II., zur dänischen Krone verhelfen wollte, als Christian's Feind da; aber auch mit diesem ward 1544 zu Speier Friede geschlossen, und der Kaiser forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für Christian II., und einen Brautschatz für dessen Töchter. Dagegen leistete dieser Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559; einige Wochen vor seinem Tode war auch Christian III. aus der Welt gegangen.

Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Friedrich II. (1559—1588), mußte sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen, als sein Vater. Trotz eines heftigen Krieges mit Schweden — erregt, weil Friedrich das Wappen dieses Landes wieder angenommen hatte —, dem der Stettiner Friede (1570) ein Ende machte, kamen Handel und Finanzen unter seiner Regierung durch einen trefflichen Mann, den Reichsrath Peter Oxe, sehr empor. Die Wissenschaften wurden beschützt und gefördert, niederländische Flüchtlinge, die vor Alba's Tyrannei in Dänemark Schutz suchten, bereitwillig aufgenommen. — Christian IV., Friedrich's Sohn (1588—1648), regierte kräftiger und monarchischer; er errichtete 1615 aus fünftausend Kronbauern die erste stehende Armee in Dänemark. Um diese Zeit fingen die Dänen auch an, nach fernen Welttheilen zu schiffen, und sich in Ostindien niederzulassen, wo sie die Stadt Trankebar erbauten.

8. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren nach der gewöhnlichen Angabe den 12. Mai 1490*), im Kirchspiel Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsraths, aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Großoheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der ältere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen; und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christian's II. Regierung sich befand. Ehe dieser dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er, wie wir wissen, lange gegen den Reichsvorsteher kämpfen; und hier war es schon, wo Gustav Erichson als junger Kriegsmann sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half. Als Christian 1518, um Zeit zu gewinnen, Friedensunterhandlungen eröffnete, und sich erbot, deswegen selbst nach Stockholm zu kommen, wurde ihm, unter mehreren anderen Geiseln, auch der junge Erichson gesandt. Hinter diesem Vorschlage lag aber eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüberzusegeln, die schwedischen Geiseln verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie Alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die calmarische Union anerkennen und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle, wieder einsetzen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Bauer, des jungen Erichson an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Bauer's Schlosse, und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie Christian von Neuem große Kriegsrüstungen betreibe, um die Schweden unter seine strenge Herrschaft zu beugen: da entfloh er

*) Geijer, Geschichte Schweden's, Bd. II. S. 3, hält 1496 für die richtigere Jahreszahl.

in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schloſſe, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forſchungen ſeiner Verfolger. In Flensburg ſchloß er ſich an eine kleine Geſellſchaft deutſcher Viehhändler an, die aus Jütland Ochſen geholt hatten und ihn auf ſein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienſte nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er ſich ſofort auf das Stadthaus, nannte ſeinen Namen und bat um Schutz für ſich, und um Beiſtand für ſein Vaterland.

Lübeck, die mächtigſte unter den deutſchen Hanſeſtädten und von Chriſtian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorſtellungen von Seiten Waſa's, um überzeugt zu werden, wie nützlich für ſie die Trennung Schweden's von Dänemark ſei. Guſtav erwarb ſich ſo ſehr das Zutrauen des Bürgermeiſters, daß er ihn gegen Baner's Anſprüche in Schutz nahm, der ihm nachgeeilt war und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach ſieben Monaten angeſtrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureiſen, ſondern auch das Verſprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterſtützen wolle, wenn die Umſtände einen ſolchen Beiſtand nöthig machen ſollten. Ein Kauffahrteiſchiff ſetzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Dort widerſtanden um dieſe Zeit nur noch zwei Städte den Dänen, Calmar und Stockholm. Guſtav begab ſich in die erſtere; aber die Bürgerſchaft war muthlos, und die deutſche Beſatzung des Schloſſes bedrohte ihn bei ſeiner Ermahnung, ſich tapfer zu vertheidigen, mit dem Tode, ſo daß er ſchnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen; er wanderte zunächſt unter unzähligen Mühen und Gefahren nach Smaland, dann nach Südermanland. Die Nächte brachte er bald im Korne bald in den Wäldern zu. In Südermanland beſuchte er ſeine Schweſter, die mit dem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier ſeinen Vorſatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und ſich an deſſen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtſamen Verwandten erſchraken über ſolch' ein Wageſtück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schweſter bat ihn mit Thränen, doch nicht ſich und ſie alle ins Verderben zu ſtürzen. So ging er denn weiter und verbarg ſich auf einem Gute ſeines Vaters, Namens Räfsnäs, indeß ſein Schwager nach Stockholm reiſte, dem däniſchen Könige zu huldigen.

Indem Guſtav in Räfsnäs zwiſchen allerlei kühnen Entwürfen ſchwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, deſſen wir

oben erwähnt haben. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermanland erfahren, und schickte ihm überall Späher nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm; selbst das Karthäuserkloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die westliche Gränze Schwedens, in die Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Da er auf der Reise dorthin eben über den Kolsund (zwischen Süder- und Westmanland) setzen wollte, verließ ihn ein Diener, den er mitgenommen hatte, und wollte mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon gehen. Gustav aber setzte ihm nach, und zwang ihn, das Pferd nebst dem Raube zurückzulassen. Nachdem er einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Fahlun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Hier steckte er sich in grobe Knechtstracht, und verdung sich bei einem reichen Bergmann im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brod verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte einen goldgestickten Hemdkragen unter dem wollnen Wamms, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben; er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken; ja man rieth ihm, tiefer ins Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich mit Lebensgefahr und erreichte einen Edelhof, dessen Besitzer, Arendt Persson, ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm; aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast ausliefere; und so setzte er sich, nach-

dem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem dänischen Statthalter der Gegend, der sein Schwager war, anzuzeigen. Dieser folgte ihm sogleich mit zwanzig Mann; allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Person's mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Swärdsiö, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seinem Hause verborgen hielt, und ihn dann nach Isala zu einem Kronschützen, Namens Sven Elfsson, führte.

Aber auch hier suchten ihn die dänischen Späher auf. Sie traten in Elfsson's Stube, als eben Erichson daselbst am Feuer stand. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen; aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen nach Rättwik. Auf dem Wege dahin begegnete ihm eine dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustaven tief ins Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rättwik an.

Hier nahm Erichson Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, wovon in diese entlegenen Thäler noch wenige Kunde gekommen war, zu schildern; er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen seien. Erichson ging nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo aber seine Beredtsamkeit noch geringern Erfolg hatte, so daß er seine Flucht fortsetzte. Als indeß gleich darauf eine Schaar von hundert Dänen erschien, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten, erbitterte ihr hartes Verfahren das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle getödtet haben wür-

den, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher fand sich ein beherzter schwedischer Kriegsmann, Lars Olofsson, der unter Sten Sture dem Jüngern gedient, in Mora ein. Er verbreitete das Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sei bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, berenten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen; und Olofsson hörte nicht sobald, daß Erichson hier gewesen, als er den Bauern freudig bewies, dieser sei der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen Edelmann, Namens Michelsson, bestätigt, der auch um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er eben im Begriff stand, sich über das Gebirge einen Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn im Triumph nach Mora zurück. Dort ernannten ihn die angesehensten Bauern der Thallande zu ihrem und des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann*). Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Fahlun (Februar 1521), griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christian's gefangen, und ließ die dortigen Buden dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an; und während er selbst sich nach Gestrikland wandte, errangen die Seinen einen Sieg über sechstausend Mann, welche Gustav Trolle und einige andere Anhänger Christian's zusammengebracht hatten. Als Erichson zurückkam, lehrte er seine Leute bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. Zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, ließ er Münzen aus Kupfer mit einer geringen Beimischung von Silber schlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westeräs nach einem gewonnenen Treffen, und sammelte unter seine Fahnen viele schwedische Officiere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht wurde allmählig

*) Geijer a. a. O. S. 17.

so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja, als er sich von gedienten Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegengehen können, aber doch auch zu viele, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden; und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite her noch ferner so viel Truppen und Vorrath hineinschaffen, als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlichkeit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier viele schwedische Edelleute, sowie Männer aus anderen Ständen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen; sie baten ihn zugleich, ihr König zu sein und eine Krone anzunehmen, die er so wohl verdient, und die Christian verwirkt habe. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh sei. „Laßt uns erst," sprach er, „die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen." Es wurde ihm daher nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Hierauf setzte Gustav die Belagerung der Hauptstadt, welche volle zwei Jahre dauerte, mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere deutsche Ritter gesellten, die Erichson's nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christian's dänische Händel und sein Geldmangel hinderten ihn, seine Truppen in Schweden gehörig zu unterstützen; und diesem Umstande verdankte Gustav zuletzt vorzüglich die Erreichung seines Zweckes. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sei, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zustand, in die Uebergabe (21. Juni 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt; denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, die Gustav's Liebe zum Luther-

thum kannte, verſäumte nichts, das Volk unruhig und mißtrauiſch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Guſtav zu kämpfen hatte, kann man daraus ſchließen, daß er, außer Stande den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Lübiſch für Kriegsbedürfniſſe und 8689 Mark für baare Vorſchüſſe zu bezahlen, folgende Bedingungen gegen ſie eingehen mußte: den Hanſeſtädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizuſtehen; ohne den Willen der Lübecker mit Dänemark keinen Vertrag zu ſchließen; den Schaden zu erſetzen, den Chriſtian etwa aus Rachſucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hanſeſtädten die ausſchließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlaſſung in Schweden zu geſtatten, ja ſogar den Schweden ſelbſt jeden andern Handel als mit den Hanſeſtädten zu unterſagen. Einen ſolchen Sclavenzwang mußte ſich das Königreich Schweden von einer einzelnen deutſchen Handelsſtadt auflegen laſſen!

Dieſe Verhandlungen waren auf einem Reichstage zu Strengnäs gepflogen worden, der noch vor der Uebergabe Stockholm's gehalten wurde, um über die Reichsregierung zu entſcheiden. Man kam hier bald aufs Reine, indem alle Stimmen ſich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger ſei, als Guſtav Erichſon, der Retter des Vaterlandes. Aber die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Einrichtung des Reiches, mit der Bekämpfung der Geiſtlichkeit und des Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln ſo armen Krone verbunden ſein mußten, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die dargebotene Königswürde abzulehnen. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Knie und beſchworen ihn, doch jetzt ſeine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpſtliche Legat ſelber ermahnte ſie, mit Bitten nicht abzulaſſen; und ſo gab Guſtav endlich nach. Voller Freude leiſteten nun Alle dem neuen Könige den Eid der Treue, und er ſchwur ihnen dagegen, nach den ſchwediſchen Geſetzen regieren zu wollen (7. Juni 1523). Guſtav unterließ nicht, ſich jetzt gegen Die, welche ihm auf ſeiner Flucht mit eigner Lebensgefahr beigeſtanden hatten, dankbar zu erweiſen. Keiner von ihnen blieb unbelohnt; und da jener Pfarrer, der ihn einmal acht Tage beherbergt hatte, nicht mehr lebte, ſo ließ der König wenigſtens zum Zeichen ſeiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes ſetzen.

Ein so armes Land wie Schweden, damals noch ohne eignen Handel und ohne Manufacturen, konnte freilich der Krone nur wenig einbringen, die auch keinen Reichthum an liegenden Gründen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden; und dazu zeigte sich kein anderes ausreichendes Mittel, als Einziehung der reichen Güter der katholischen Geistlichkeit. Gustav, der die Lutherische Lehre bei seinem Aufenthalt in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, Söhne eines Schmidts zu Oerebro, die Luther's Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, hatten bei der Rückkehr in ihr Vaterland schon angefangen, gegen Mißbräuche und Ablaß zu predigen, und zwar mit solchem Eifer, daß der König ihnen Behutsamkeit anrieth. Da sie ihm indeß von Luther empfohlen wurden, gab er ihnen Aemter. Doch Viele im Volke waren mit dem Predigen der neuen Lehre unzufrieden; dazu kamen die Steuerforderungen, zu welchen Gustav sich genöthigt sah, und eine schwere Hungersnoth, welche die Priester nicht ermangelten als Strafe des Himmels wegen des ketzerischen Königs darzustellen. Der Erzbischof that die Brüder Petri in den Bann, und die Thalmänner, von denen Gustav's Erhebung ausgegangen war, wurden zu einem Aufstande wider ihn gereizt. Diese Dinge vermochten den König im Juni 1527 einen Reichstag zu Westeräs zu versammeln, und als er auf seine dort gemachten Anträge eine unerwünschte Antwort erhielt, sprach er: „Wir können uns nicht wundern, daß das gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Wer wollte unter solchem Beding Euer König sein. Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset und mir dasjenige erstatten möget, was ich von meinem Eigenen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen." Bei diesen Worten brach er in Thränen aus, und verließ den Saal. Alles war bestürzt, und am folgenden Tage ging von den unteren Ständen eine Bewegung aus, der auch die Gegenpartei nachgeben mußte. Dreimal wurde Gustav die Bitte vorgetragen, er möge die Regierung fortführen, endlich mit Fußfall und Thränen, bis er sich bewegen ließ. Seine Anträge wurden nun bewilligt. Die geringen Einkünfte der Krone sollten mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt werden; der Adel das Recht haben, diejenigen Güter zurückzufordern, die von seinem Eigenthum seit 1454 an die Kirche gekommen; alle Schweden „das reine

Wort Gottes, wie es von den evangelischen Predigern gelehrt würde, werth achten." Damit war denn der Grund zur Kirchenreformation gelegt. Allmählig ging man weiter und schaffte die übrigen römisch-katholischen Gebräuche völlig ab.

An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf einem Reichstage zu Westeräs ward 1544 von allen Ständen eine schon früher gemachte Verordnung bekräftigt, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu sein, und die Krone in Gustav's Familie für erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dies auch zeugt, so hatte der edle Gustav doch seine ganze fast vierzigjährige Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Trotz dieser Schwierigkeiten erwarb er sich um die Bildung und den Wohlstand seines Volkes unendliche Verdienste. Er zwang die Hansa, ihren großen Freiheiten zu entsagen, und entfesselte dadurch den schwedischen Handel, wobei er sein Reich mit Israel verglich, das nun von einer ägyptischen Sclaverei befreit wäre; er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere und verschaffte dem schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Zuletzt beging dieser treffliche König nur den Fehler, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Er starb am 29. September 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., führte mit Rußland und Polen Krieg wegen Esthland, welches zuletzt in seinen Händen blieb; und mit Dänemark wegen der neuen Anmaßung Friedrich's II., wie schon oben erwähnt ist. Er war von einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, daß die Ausbrüche derselben zuweilen Geistesabwesenheit zu verrathen schienen; zuletzt kam es dahin, daß er in solchen Anfällen die willkürlichsten Handlungen verübte, Staatsgefangene hinrichten ließ und dann die bitterste Reue darüber bezeigte. Man hielt ihn nun für völlig wahnsinnig; sein Bruder Johann, den er früher wegen einer Staatsverrätherei hatte gefangen setzen lassen, vereinigte sich mit dem jüngsten, Karl, wider ihn; er ward 1568 des Reichs entsetzt und kam in lebenslängliche Gefangenschaft, wo er mit außerordentlicher Härte behandelt wurde und selbst körperliche Mißhandlungen ausstehen mußte. Sein Bruder und Nachfolger, Johann III. (1568—1592) schloß mit Däne-

mark den schon erwähnten Stettiner Frieden, gerieth aber mit Rußland wegen der Ostseeprovinzen in einen neuen Krieg. Er war ein Mann von schwankendem Charakter; durch seine Gemahlin, eine polnische Prinzessin, ließ er sich zur Begünstigung des Katholicismus verleiten, dem er durch schrittweise Annäherungen in gottesdienstlichen Gebräuchen allmählig wieder zur Herrschaft in Schweden verhelfen wollte. Dadurch machte er sich heftige Feinde; und aus Furcht, daß die Mißvergnügten seinen entthronten Bruder Erich an die Spitze stellen möchten, ließ er diesen im Gefängniß vergiften. Heimliche Jesuiten, die er ins Reich aufgenommen hatte, leiteten seine Schritte, und Gregor XIII. glaubte sich ebenfalls keines besseren Unterhändlers bedienen zu können, als eines Jesuiten, um Johann ganz an Rom zu fesseln. Dies war der schlaue Possevino, ein eifriger Ketzerbekehrer. Unter dem Namen eines Gesandten der Wittwe Kaiser Maximilian's II. erschien er 1578 in Stockholm, und seine Bemühungen hatten so guten Fortgang, daß der König schon nach wenigen Monaten die evangelische Religion in seine Hände abschwor. Johann's Sohn Siegmund ward zum eifrigen Katholiken erzogen. Aber es dauerte nicht lange, so ergriff den König die Reue; und da er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ein schwedisches Fräulein heirathete, so vermochte ihn diese, dem katholischen Glauben wieder zu entsagen: doch quälte er sich sein übriges Leben hindurch mit Zweifeln und Gewissensunruhe.

Siegmund war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Da er nun seinem Vater auch in Schweden folgen sollte, beschlossen die Stände noch vor seiner Ankunft, daß im Lande keine andere Lehre vorgetragen werden solle, als die rein evangelische. Erst nachdem Siegmund dies bestätigt hatte, wurde er gekrönt, kehrte aber dann sogleich nach Polen zurück. Die dadurch erbitterten Stände ernannten nun für die Zeit seiner Abwesenheit den Bruder des verstorbenen Königs, den Herzog Karl von Südermanland, zum Reichsvorsteher. Dies gab dem Letztern Muth, nach der Krone selbst zu streben, da das Volk ihm anhing und den katholischen König haßte. Siegmund erklärte die letzten Reichstagsbeschlüsse für Aufruhr, und kam mit einem polnischen Heere ins Land, aber Herzog Karl schlug ihn am 25. September 1598 bei Stangebro; und in dem darauf geschlossenen Frieden ward von beiden Seiten Entlassung der Truppen und Entscheidung des Streites auf einem Reichstage versprochen. Aber Siegmund glaubte dem herrschsüchtigen Oheim nicht trauen zu dürfen, und anstatt nach Stockholm zu gehen, kehrte er nach Polen zurück. Dies brachte ihn vollends um seine

Krone. Die Stände versammelten sich im Anfange des Jahres 1599 zu Jönköping, und ließen an ihn die Forderung ergehen, entweder die päpstliche Lehre fahren zu lassen, und sein Erbreich in Person zu regieren, oder, falls er dies nicht wolle, seinen vierjährigen Sohn Wladislav nach Schweden zu schicken, damit derselbe unter des Herzogs Augen erzogen und in der Landesreligion unterrichtet werden könne. Im Juli desselben Jahres sagten sie ihm auf einem neuen Reichstage zu Stockholm Treue und Gehorsam förmlich auf, und erklärten: wenn er den Prinzen Wladislav nicht binnen sechs Monaten in das Land schicke, sollten auch seine Nachkommen ihr Erbrecht an die schwedische Krone verlieren; der Herzog Karl wurde unter dem Namen eines regierenden Erbfürsten zum Reichsvorsteher ernannt. Seit Siegmund's Entweichung entstand eine allgemeine Verfolgung gegen seine Partei. Viele wurden ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt, und als die Regierung an den Herzog übertragen war, wurde die Rache nur um so wirksamer in der Hand eines Einzigen; er strafte seine eignen Feinde als Verräther des Reichs*). Auf dem Reichstage zu Linköping (März 1600) klagte er dreizehn Anhänger Siegmund's, acht Reichsräthe und fünf andere Edelleute an, und ein Gericht von 153 Personen, Edelleute, Officiere, Beamte, Bürger und Bauern, verdammten sie, mit Ausnahme derer, die sich schuldig bekannten und Gnade begehrten, zum Tode. Fünf wurden hingerichtet. Diesen Schritten seines kraftvollen Widersachers gegenüber zeigte der lässige Siegmund nur Zaudern und Unentschlossenheit; auch unterstützten ihn die Polen viel zu schlecht. Der Krieg zwischen beiden Reichen ward planlos geführt, und 1604 nahm der Herzog auf einem Reichstage zu Norköping auf wiederholtes Begehren der Stände unter dem Namen Karl IX. den Königstitel an. Seine Nachkommen sollten nach ihm die Krone besitzen. Außer der Fortsetzung des polnischen Kampfes führte er auch mit den Dänen Krieg, und mischte sich in die inneren Händel Rußland's. Keiner dieser Kämpfe war beendet, als Karl, der jüngste und fähigste unter Gustav Wasa's Söhnen, am 30. October 1611 starb. Für die Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes und für gute Gesetze hatte er eifrig gesorgt, und der niederen Stände sich so angenommen, daß ihn die Vornehmen nur den Bauernkönig nannten.

*) Geijer a. a. O. S. 312.

4. Polen und Preußen.

Der siegreiche Krieg der Polen gegen den deutschen Ritterorden, den wir in der Geschichte des Mittelalters als eine für den letztern so entscheidende Begebenheit kennen gelernt haben, hatte auch in Polen die aristokratisch-republicanische Form dieses Staates vorzüglich ausbilden helfen. Der Adel war im alleinigen Besitz der politischen Rechte; weil aber jener Krieg häufigere Zusammenkünfte nöthig machte, und es den Edelleuten beschwerlich fiel, sich auf allen Reichstagen persönlich einzufinden, so erwählten die einzelnen Districte (Woiwodschaften) auf ihren Provinzialversammlungen bald mehr, bald weniger Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen, dort Steuern bewilligen oder verweigern, und auch in anderen Angelegenheiten die Rathgeber des Königs sein sollten. Außer dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, zu dem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von den Städten war wenig oder gar nicht die Rede, der Adel war Alles, die Macht des Königs sehr beschränkt, und der Regierung fehlte alle Festigkeit, während der Staat an den Russen, Türken und Tataren mächtige Feinde hatte. Die Uebermacht derselben lernte schon Johann I. Albrecht (1492—1501), des zuletzt erwähnten Kasimir III. Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Als nach Johann's Tode die Polen dessen Bruder, den bisherigen Großherzog von Lithauen Alexander zum Könige wählten, wurden zwar Polen und Lithauen von nun an Ein Staat, aber ohne daß sich darum eine größere Kraftentwickelung zeigte. Alexander starb schon 1506. Länger und bedeutender war die Regierung des vierten Bruders, Siegmund's I. (1506—1548), der Einsicht in die Mängel des Staates hatte, wodurch dieser so oft den äußeren Feinden unterlag; und ob er gleich bei den inneren Parteiungen fast nichts vollständig durchsetzen konnte, war er doch im Ganzen glücklicher als seine Vorgänger. Unter seiner Regierung starb der Piastische Stamm der Herzöge von Masovien aus, deren Land nun mit Polen vereinigt ward; auch war er es, dessen Mäßigung 1525 den Krakauer Frieden herbeiführte, durch welchen der zum Lutherthum übergegangene Markgraf Albrecht erblicher Herzog von Preußen ward. Unter Siegmund's Sohne, Siegmund II. August (1548—1572), folgte der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, dem Beispiele Albrechts. Da er sich nämlich gegen die unaufhörlichen Einfälle der Russen

nicht halten konnte, so überließ er Livland dem Könige von Polen, und behielt dafür Kurland und Semgallen für sich und seine männlichen Erben unter polnischer Lehnshoheit als weltliches Herzogthum (1561). Darüber hatte Siegmund einen Kampf mit Rußland zu bestehen, und einen schon oben erwähnten mit Schweden, an welche Krone sich nämlich das früher mit Livland verbundene Esthland ergab. Esthland blieb bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Auch in Polen selbst drang die Reformation ein, und Siegmund II. schien die neuen Meinungen zu begünstigen, ohne sich doch zu ihnen zu bekennen. Dagegen wurden sie bald von einem großen Theile der Senatoren und Landboten angenommen, und da sich eine allgemeine Gewissensfreiheit bildete, so strömten fast alle Secten nach Polen; auch solche, welche an anderen Orten nicht geduldet wurden, wie die der Socinianer. Diese, von Lälius Socinus und seinem Brudersohne Faustus aus Siena gestiftet, wurzelte auf dem System der Antitrinitarier oder Unitarier, und verwarf namentlich die Lehre von der Gottheit Christi und der Dreieinigkeit. Nur zu bald trat aber unter den verschiedenen Secten selbst Reibung und Entzweiung ein; insbesondere sahen sich die Socinianer von Lutheranern und Reformirten wahrhaft verabscheut. Diese Uneinigkeit und Feindseligkeit schwächte die Nichtkatholiken; und da überdies das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so gestaltete sich in Polen die Reformation nicht zu einer Quelle höherer Cultur. Nur ein großer Anlaß von Streitigkeiten unter dem Adel ward sie, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht würden die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt hätten, hier einen Punkt haben finden können, von dem aus sie die Adelsaristokratie zu schwächen und dem polnischen Reiche eine größere Festigkeit zu geben vermochten. Da dies aber nicht der Fall war, so blieb die alte Staatsverfassung, und mit ihr auch die höchst unzweckmäßige Art der Landesvertheidigung bestehen, welche bloß Sache des Adels war, der immer erst die Waffen ergriff, wenn die Feinde schon im Lande waren. Selbst als endlich bei den unaufhörlichen Verwüstungen des Landes durch Tataren oder Russen die Nothwendigkeit, die Gränzen des Reichs durch einen stehenden Truppencordon zu decken, allgemein gefühlt und die Ausführung beschlossen ward (1562), wollten Adel und Geistlichkeit nichts zur Erhaltung dieser Maßregel beitragen, und der König sah sich genöthigt, den vierten Theil der Einkünfte aus seinen Domainen dazu zu bestimmen.

Mit Siegmund II. starb der Jagellonische Mannsstamm aus; und

nun wurde das Wahlrecht, welches der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs schrieben, auch durch Abschaffung dieses Titels förmlich bestätigt, hiermit zugleich aber eine neue Ursache zur Verwirrung des Reichs gegeben, indem fast keine Thronerledigung mehr ohne Zwist und Parteiung abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oesterreich, Frankreich und Spanien begünstigten Thronbewerber, und brauchten Geld und List, um ihrer Partei unter dem Adel das Uebergewicht zu verschaffen. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser, als der französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle Parteien des christlichen Glaubens beschlossen worden war, mit einem Prinzen durchdrang, der als Mitbeförderer der Bartholomäusnacht noch so eben in dem Lichte religiösen Verfolgungseifers erschienen war. Dies war Heinrich von Anjou, der Bruder König Karl's IX. von Frankreich. Heinrich beschwor indeß ohne Anstand vor den polnischen Gesandten, die nach Paris kamen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlcapitulation (pacta conventa), kraft deren er sowohl die Religionsfreiheit wie die Rechte des Adels bestätigte, und überdies versprechen mußte: eine Flotte zur Beschützung der polnischen Häfen und viertausend Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten zu halten, ferner eine halbe Million polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und endlich die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reiches zu bezahlen. Diese Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wohl am wenigsten für eine solche Nation und einen solchen Adel paßten. Aeußerte sich daher schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den König: so empfand dieser eine wachsende Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und bei der Nachricht von seines Bruders Tode eilte er, wie schon erzählt ist, heimlich aus dem Lande.

Die neue Wahl war eine glücklichere; sie traf den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der sich mit der zweiundfunfzigjährigen Prinzessin Anna, des letzten Jagellonischen Königs Schwester, vermählen, und ähnliche Bedingungen beschwören mußte, wie Heinrich von Anjou (1575). Noch immer wurde mit den Russen über den Besitz von Livland gekämpft; Stephan drang siegreich in Rußland ein, und brachte einen ruhmvollen Waffenstillstand zu Wege (1582). Gegen die Eroberungen, die er in Rußland gemacht, gab der Zar Alles, was er in Livland besetzt hielt, zurück. Ebenso kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen

die Tataren als Grenzsoldaten sehr nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung, und wenn der gegen ihn erregte Verdacht gegründet ist, daß er die Wahlfreiheit in Bezug auf die Thronfolge zu beschränken gestrebt habe, so hat er offenbar das Beste des Staats erkannt und gewollt. Aber er hatte auch mit großen inneren Entzweiungen zu kämpfen, in denen er doch vielleicht die Oberhand behalten haben würde, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerafft hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Esthland zu nehmen, und Rußland von Neuem zu bekriegen.

Die folgenden Ereignisse ließen den frühzeitigen Tod dieses Fürsten nur noch schmerzlicher empfinden. Die zwischen einem österreichischen und einem schwedischen Prinzen zwiespältige Wahl wurde erst durch Waffengewalt zum Vortheil des schwedischen Siegmund, aber nicht des Reichs, entschieden. Denn dieses wurde von ihm in die Händel verwickelt, in die er mit den schwedischen Ständen und seinem Oheim Karl gerieth, als er den heimischen Thron bestiegen hatte; wir haben schon in der schwedischen Geschichte berichtet, daß er ihn nicht lange behauptete. Livland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von Seiten Polen's. Denn auch hier war es wegen Siegmund's Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, sowie an das österreichische Haus, aus welchem er nach einander zwei Schwestern heirathete, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Fürsten Johann Radziwil. Die Mißvergnügten schrieben schon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs; aber eine große Niederlage, die sie bei Radom erlitten (1607), brachte die Aussöhnung zu Stande; und bald darauf schloß Siegmund einen Waffenstillstand mit Schweden (1609). Beide Parteien kämpften aber noch mit ihren Ränken gegen einander in Rußland, wo durch Thronstreitigkeiten eine völlige Anarchie entstanden war. Da ein polnisches Heer siegreich in Rußland vordrang, glaubten die russischen Großen die Gefahr am besten abzuwenden, wenn sie den oben schon erwähnten Prinzen Wladislav, Siegmund's Sohn, zum Zar erwählten (1610). Siegmund nahm jedoch die Wahl nicht an; theils weil er aus Anhänglichkeit an den römischen Katholicismus nicht zugeben wollte, daß der Prinz zur griechischen Kirche übertrete; theils weil er den besten Theil Rußland's seinem eignen Zepter zu unterwerfen gedachte. Die Polen bemächtigten sich zwar Moskau's, erregten aber durch ein furchtbares Blutbad, welches sie dort anrichteten, Haß und Abscheu; die Russen gaben sich nun einen einheimischen Herrscher, und als Wladislav nachher sein Recht geltend machen wollte, war es zu spät. Der Kampf dauerte bis 1618; da wurde

ein vierzehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, in welchem Siegmund die Provinzen Smolensk, Severien und Tschernigow für das polnische Reich erhielt. Was aber der Staat hier gewann, verlor er in Livland gegen Schweden, indem Siegmund seine Ansprüche auf die Krone dieses Reiches nicht aufgeben wollte und daher den Krieg von Neuem begonnen hatte. Auch ein Türkenkrig brach aus, wobei die Tataren das Reich auf eine furchtbare Weise verheerten. Wie hätte nun wohl bei so vielen Kriegen und unter den Aufständen des Adels die Cultur gedeihen und der innere Zustand des Staates verbessert werden können! Zum größten Unglück aber dauerte diese elende Regierung fast ein halbes Jahrhundert; denn Siegmund starb erst 1632.

Ungleich besser war der Zustand Preußen's, weil die Lage dieses Landes an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, weil es als ein seiner Sprache nach deutsches Land an deutscher Bildung Theil nahm, und weil eben durch diese geistige Verbindung die Lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch fehlte es darum an inneren Reibungen und Störungen keineswegs. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß der Herzog nur sehr wenig vermochte; und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568—1618), blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Verwaltung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen Georg Friedrich von Anspach; aber dieser wurde bald des steten Haders mit dem herrschsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in siebzehn Jahren nicht wieder nach Preußen kam und das Land von Anspach aus regierte. Da mit diesem Fürsten 1603 die ältere brandenburgisch-fränkische Linie erlosch: so wurde jetzt der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Verweser, und dessen Sohn Johann Siegmund nach dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, der keine Söhne hinterließ, 1618 wirklicher Herzog von Preußen. Denn die Polen hatten dem brandenburgischen Kurhause auf diesen Fall schon früher die Mitbelehnung und Anwartschaft auf Preußen ertheilt, und mußten es sich gefallen lassen, als die Aussicht nun in Erfüllung ging, obschon sie es sehr ungern sahen und das ihnen so wohlgelegene Land viel lieber mit ihrem Reiche vereinigt hätten.

5. Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, geſt. 1543.)

Preußen hat den Ruhm, in dieſer Zeit einen der größten wiſſenſchaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben: Nicolaus Copernicus. Der Vater deſſelben war ein zu Thorn anſäſſiger Edelmann aus Krakau, und ſeine Mutter die Tochter des Biſchofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, ward er nach Krakau geſchickt, um dort Medicin zu ſtudiren. Er that dies mit der Gewiſſenhaftigkeit, die in ſeinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieſer Facultät; allein ſeitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward deſſen Wiſſenſchaft ſein Lieblingsſtudium. Beſonders begeiſterten ihn die mathematiſchen Schriften Purbach's und des Regiomontanus, zweier Deutſchen, die durch ihren Scharfſinn und ihre Entdeckungen ſogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf ſich gezogen hatten. Purbach, der ältere von beiden, hatte in Wien die Aſtronomie gelehrt, und großes Aufſehen erregt, war aber ſchon in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre geſtorben. Regiomontanus, eigentlich Johann Müller, nannte ſich ſo nach dem kleinen Städtchen Königsberg im Stifte Würzburg, wo er 1436 geboren war. Er war ein ſo frühzeitiges Genie, daß man ihn ſchon in ſeinem zwölften Jahre für reif erklärte, die Univerſität zu Leipzig zu beziehen. Dieſe verließ er im funfzehnten Jahre, um zu Wien den großen Aſtronom Purbach zu hören. Er kam bald ſeinem Lehrer gleich, und ſein Ruhm erſcholl ſo weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbeſſerung des Kalenders ſeinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papſte mit Verſprechungen überhäuft, und vorläufig zum Biſchof von Regensburg ernannt ward. Er ſtarb in ſeinem vierzigſten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

Die Bahn dieſer Männer zu verfolgen, ging Copernicus nach Italien, und ſchloß ſich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik in Bologna an; dann reiſ'te er (1500) nach Rom, und ſah ſich hier ſchon ſo gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontanus ſchätzte. Er wurde daſelbſt zum Lehrer der Mathematik ernannt, und ſeine Vorleſungen wurden von Vornehmen und Künſtlern aller Art zahlreich beſucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht, wann — in ſein Vaterland zurück, und erhielt daſelbſt von ſeinem Oheim, dem Biſchof von Ermeland, ein Canonicat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am friſchen Haff. Hier brütete er im Stillen über dem großen Werke, das

ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er in den Schriften der alten Philosophen und Naturkundigen geforscht und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die herkömmliche Meinung, die Erde stehe von der Sonne umkreist unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls, schon im Alterthume nicht durchgängig angenommen worden sei, untersuchte er die auch ihm schon lange zweifelhafte Behauptung selbständig und von Grund aus. Man hatte nämlich nach jenem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung trotz allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Beschaffenheit des Planetensystems zu finden, war auch in der That um so schwieriger, als der sinnliche Schein dem alten Glauben das Wort sprach, und weil wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunkt haben. Bewundernswürdig steht also der Mann da, der trotz dieser verwirrenden Schwierigkeiten mit dem klarsten Bewußtsein das Gesetz aussprach: die Sonne ruht im Mittelpunkt des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber, mit Einschluß der Erde, ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie her; der Mond endlich ist bloß der Erde zum Trabanten gegeben. Und diese große Entdeckung, die Frucht eines fast sechsunddreißigjährigen Forschens, hielt er mit außerordentlicher Bescheidenheit so lange zurück, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn verlor. Copernicus war der Luther der Astronomie.

---

6. Die Russen.

Werfen wir noch, zum Schlusse dieses Abschnitts, einen Blick auf den ferner liegenden, von der Religionsbewegung nicht unmittelbar berührten Osten: auf Rußland und die Türkei.

Von der neuen Gestalt, welche die politischen Verhältnisse Rußland's durch den kühnen Iwan III. Wassiliewitsch erhielten, der der Zertheilung des Staats ein Ende machte und ihn vom tatarischen Joche befreite, ist früher die Rede gewesen. Sein Nachfolger, Wassilij IV. Iwanowitsch (1505—1534), hatte einen neuen Krieg mit Kasan zu bestehen. Zugleich suchten die Polen, während sie den Großfürsten dort beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus Eroberungen zu machen, und hetzten die krimischen Ta-

taren auf, den Russen ins Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Dagegen waren dann zu anderer Zeit dieselben Tataren bereit, den Polen das Gleiche zu thun. Wassilij vermehrte seine Macht durch die Unterwerfung Pleskow's, welches, wie Nowgorod, ein demokratischer, durch den Handel mächtiger Freistaat war; auch Sewerien, das letzte selbständige Fürstenthum fiel an die Krone. Iwan IV. Wassiliewitsch (1534—1584), der wegen seiner Strenge den Beinamen der Grausame erhielt, eroberte endlich Kasan, und machte das Land zu einer russischen Provinz (1553). Durch Unterdrückung des Islam und Einführung des Christenthums befestigte er sich in dem Besitz dieses Landes. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des minder mächtigen Astrachan. Bald nachher gerieth er mit Schweden und Polen in Krieg. Livland war, wie schon erwähnt, der Zankapfel der nordischen Mächte. Zur bessern Führung dieser Kämpfe und zur Sicherung seiner Eroberungen im Osten hatte Iwan schon früher eine ungefähr 12,000 Mann starke Schaar mit Feuergewehr bewaffneter und regelmäßig besoldeter Schützen (Strelzi, Strelitzen) gebildet und dadurch den Grund zu einem stehenden Heere gelegt. Daneben bemühte er sich, zur Verbesserung des Staats- und Kriegswesens, zu einiger Beförderung der Künste u. s. w., Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen; auch kamen die Engländer 1553 nach dem weißen Meere, indem sie einen nordischen Weg nach China und Indien suchten. Diese nahm der Zar*) ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, unmittelbare Verbindungen mit dem europäischen Westen anzuknüpfen, woran ihn die Eifersucht der Schweden und der Hansa immer verhindert hatte; auch gestattete er ihnen viele Handelsfreiheiten. Dazu gewann er an Narva einen neuen trefflichen Handelsplatz, und durch die Kabardei erweiterte er sein Reich nach Süden. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen das Glück. Um nun von Stephan Bathory günstige Bedingungen zu erhalten, wandte sich der Zar an den Papst, und bat ihn, er möchte Jenen doch zu einem billigen Frieden vermögen. Da er zugleich von fern einige Hoffnung blicken ließ, mit seinem Volke zur römischen Kirche überzutreten, so schickte Gregor XIII. den Jesuiten Possevino, den wir auch in der schwedischen Geschichte eine Rolle spielen sahen, den Frieden zwischen beiden Staaten zu vermitteln. Es kam ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande, dessen Bedingungen schon bei Polen (oben S. 240)

*) Diesen höchsten Ehrennamen, welchen die Russen ehemals dem byzantinischen Kaiser und dann dem mongolischen Chan beizulegen pflegten, hatten die Großfürsten jetzt angenommen.

bemerkt sind; aber des Papstes Erwartungen wurden getäuscht. Den Schweden mußte Iwan Ingermanland überlassen.

Dagegen wurde unter seiner Regierung der Grund zur Eroberung Sibirien's gelegt. Ein Haufe von sechstausend Kosaken, von ihrem Hetmann Jermak geführt, flüchtete vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten, nach Sibirien zu (1577). Jermak zog durch wilde, öde Steppen, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, und besiegte unüberwindlich scheinende Hindernisse der Natur. Nur noch sechzehnhundert Mann stark, lieferte er dem Chan Kutschum ein Haupttreffen, dessen siegreicher Ausgang ihn zum Meister alles Landes bis an den Irtisch machte. Nun sandte er einen Unterbefehlshaber an den Zar, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, ihm aber die frühere Schuld zu verzeihen. Iwan war erfreut, und sandte fünfhundert Mann zur Befestigung des Eroberten. Nach und nach drangen die Russen weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamtschatka hin ihrer Botmäßigkeit.

Mit Iwan's Sohn, Feodor I., der das Erworbene mühsam zusammenhielt, erlosch 1598 der Rurikische Mannsstamm. Die Großen wählten seinen Schwager Boriß Godunow, einen kräftigen aber ruchlosen Menschen, der schon den verstorbenen Zar völlig geleitet und sich durch eine Reihe von Verbrechen den Weg zum Throne bereitet hatte. So hatte er auch Feodor's Bruder Dimitrij (Demetrius) heimlich ermorden lassen. Unter der Maske dieses Prinzen standen mehrere Betrüger auf, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der erste dieser falschen Dimitrij, ein junger Mönch, Namens Grigorei Otrepiew, jagte dem Zar Boriß einen solchen Schrecken ein, daß er zu früh die Hoffnung aufgab, und sich selbst vergiftete (1605). Darauf ward der Betrüger wirklich als Zar anerkannt und behauptete ein Jahr lang den Thron. Nun erst standen die Großen und das Volk in Moskau auf, tödteten ihn und wählten den russischen Fürsten Wassilij Schuiskoi. Aber auch dieser konnte sich nicht lange behaupten; furchtbare Gährungen verwüsteten mehrere Jahre das Reich; die Könige von Polen und Schweden mischten sich in diese Händel, und schickten Truppen in das Land. Doch die Russen ermannten sich endlich, nöthigten 1612 die Polen zum Rückzuge, und wählten dann den achtzehnjährigen, mütterlicher Seits von dem Rurikschen Hause abstammenden Michael Feodorowitsch Romanow zum Zar (1613), dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut zu Tage das russische Zepter führen. Des Waffenstillstandes mit Polen, den er nach einigen Jahren schloß, ist schon erwähnt; mit

Schweden war bereits früher (1617) ein Friede zu Stande gekommen, der gleichfalls Opfer kostete. Aber Rußland bedurfte vor Allem der Ruhe und diese wurde ihm durch die geschlossenen Verträge zu Theil.

---

7. Die Türken.

Welchen Gipfel der Macht die Osmanischen Türken unter Soliman II. (1519—1566), Karl's V. bekanntem Feinde, erstiegen, wie Soliman Rhodus eroberte, und sein Einfluß durch die Errichtung der Raubstaaten in Nordafrika ausgebreitet ward, wie er sich einen großen Theil von Ungarn unterwarf, und Oesterreich in Gefahr versetzte, ist an verschiedenen Orten von uns erzählt worden; sein Ende fand er während eines Krieges gegen Kaiser Maximilian II., worüber wir später berichten werden. Auch als Gesetzgeber ist Soliman in den Jahrbüchern seines Volkes berühmt. Aber trotz dieser und anderer sehr glänzender Seiten seiner Regierung, sucht doch sogar ein türkischer Schriftsteller in derselben schon die Keime des nachmaligen tiefen Herabsinkens der Osmanischen Kraft und Furchtbarkeit*).

Diesen Verfall hielt unter Soliman's Sohn und unwürdigem Nachfolger, Selim II. (1566—1574), noch ein tüchtiger Großwesir, Mohammed Sokolli, auf. Cypern und Jemen wurden erobert, der große von den Christen erfochtene Seesieg, die Schlacht bei Lepanto, so viel als möglich unschädlich gemacht. Nach Sokolli's Zeiten aber wurde der Verfall desto entschiedener, obschon die christlichen Reiche Europa's den Anfang nicht gewahrten, dann, wegen der Zwistigkeiten unter ihnen selbst und den Unruhen in ihrem Innern, nicht benutzen konnten und in der Folge nicht benutzen wollten. Die Geistes- und Willensstärke, welche die meisten Osmanischen Herrscher vom Stifter ihrer Dynastie bis auf Soliman ausgezeichnet hatte, nahm mit diesem kräftigen Fürsten ein Ende. Seine Nachfolger, mit sehr wenigen Ausnahmen, waren üppige und schlaffe Regenten. Schon Selim II. war ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, und dessen Nachfolger Murad III. (1574—1595) durch unmäßigen Genuß der Freuden des Harems früh entnervt und ganz stumpf geworden. Wenn in jedem unumschränkt monarchisch regierten Staate vor allem Andern ein

*) S. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 489.

kräftiger Herrscher Noth thut: so ist dies besonders in einem, wie der Osmanische, ganz auf Krieg gebauten der Fall, dessen Schwung sich mit der Begeisterung und dem Talent für den Krieg erhält und mit ihnen sinkt, daher diese Richtung in dem Monarchen selbst ihren Mittelpunkt finden muß. Seit jenem Wendepunkte aber in der Osmanischen Geschichte wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen; und was der Sinnenrausch, in den sie dort eingewiegt wurden, nicht that, das verdarb an ihnen vollends die Vorstellung ihrer unbegränzten Herrschermacht, die zu ihrer Ausübung gar keiner eignen Geistesanstrengung bedürfe. Die Großwesire konnten ebenfalls nicht mehr sein, was sie früher gewesen, seitdem der Weg zu dieser hohen Würde nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern durch die Ränke des Harems auch unwürdigen Günstlingen eröffnet war. Sodann kam das Verderben über die Krieger, schon durch die Enthaltung der Sultane von eigener Heerführung; doch trugen noch andere Ursachen zu ihrer Entartung bei. Daß man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, war der erste Keim ihres Verfalls; hierauf ertrotzten sie die Aufnahme ihrer Söhne in ihre Reihen; und dann gestattete man den Eintritt in dieselben auch anderen gebornen Türken und Leuten aus verschiedenen moslemischen Völkern*). Damit wurde die Grundlage der Janitscharenstärke, die strenge, von allem Einflusse der Aeltern und Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung, untergraben. Von der Zeit an wuchs, mit der Abnahme ihrer Kraft gegen den Feind, ihr Trotz wider den eigenen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, ein unerträglicher Uebermuth, ein unheilschwangerer Geist des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Die übrigen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Unter den Richtern und Wesiren riß Bestechlichkeit ein, der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert**). Das Volk büßte durch orientalische Weichlichkeit und entkräftenden Sinnengenuß seine frühere Kraft ein; und seine Religion, welche unverständigen Hochmuth, beschränkte Selbstgenügsamkeit und dumpfe Geistesträgheit befördert, verhinderte wahre und befruchtende Fortschritte der Geistesbildung, und somit auch jede Entwickelung eines echten politischen Lebens.

*) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I. (3. Aufl. 1857). S. 63 ff. Vgl. Reimann, Beiträge z. türk. Gesch., in Sybel's hist. Zeitschr. Jahrg. 1862, Heft 3, S. 1 ff.

**) v. Hammer, Bd. IV. S. 594.

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Das Zeitalter der Religionskriege.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Abschluß des Westphälischen Friedens (1555—1648).

Fünfter Abschnitt.

Deutschland und der dreißigjährige Krieg bis zum Westphälischen Frieden (1648).

1. Ferdinand I.

(1556—1564.)

Ehe wir zu dem Schlußakte der Religionskämpfe, zu dem dreißigjährigen Kriege selbst übergehen, müssen wir zurückblicken auf die Entwicklungen Deutschland's, wie sie seit der Abdankung Karl's V. bis zum Ausbruch jenes Krieges sich gestaltet haben.

Obschon Karl V., bevor er im Herbste 1556 von den Niederlanden nach Spanien ging, um dort in der Einsamkeit sein Leben zu beschließen, auch die Regierung des deutschen Reiches niedergelegt hatte: so war doch die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst am 14. März 1558 auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt erfolgt. Der dem österreichischen Hause feindselige Papst Paul IV. wollte zwar Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne; aber dieser Widerspruch wurde selbst von den katholischen Reichsständen als eine Anmaßung betrachtet und blieb ohne alle Folge, und nach Paul's IV. Tode erkannte dessen Nachfolger Pius IV. Ferdinand ohne Weiteres als Kaiser an. Die Päpste mußten von ihren alten Ansprüchen zurückkom-

men. Den Römerzug Behufs der Krönung that kein Kaiser mehr, obgleich Sixtus V. zu dem Ende einen eigenen prächtigen Krönungspalast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davongetragen. Die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung in so reichem Maße zu machen Gelegenheit gehabt, hatten ihn Mäßigung gelehrt; auch in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, enthielt er sich gewaltsamer Schritte. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, besonders gegen die gefährlichen Türken; und so mußte er in Glaubenssachen einigermaßen nachsichtig sein. Von ganzer Seele Katholik, wünschte er doch die Religionstrennung durch Milde und einige Nachgiebigkeit wieder aufzuheben, und auch nachdem der Schluß des Tridentinischen Concils seine Hoffnungen in dieser Hinsicht getäuscht hatte, bestrebte er sich den Papst dahin zu bringen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Nur das Erstere ward gewährt, und zwar unter so beschränkenden Bedingungen, daß die Wirkung nicht groß sein konnte. Nach einiger Zeit aber wurde auch diese Erlaubniß wieder zurückgenommen.

Der Augsburger Religionsfriede hatte nicht vermocht, ein gegenseitiges Vertrauen der beiden Religionsparteien hervorzurufen. Wie sie durch verschiedene, das ganze Leben durchdringende Richtungen sich von einander getrennt fühlten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Eilbote, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche die stärkere war, drückte die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die dann auch wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Abneigung zwischen Lutheranern und Katholiken war fast nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Kleidung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Gegnern gemein zu haben.

Aber diese beiden Parteien waren nicht die einzigen im Reiche. Nicht nur gab es den Lutheranern gegenüber Anhänger der schweizer Reformatoren, sondern die Lutheraner selber waren unter einander zerfallen und bekämpften sich mit großer Heftigkeit. Diese Kämpfe hatten bald die eine, bald die andere Glaubenslehre zum Gegenstand; der lebhafte Antheil, den die Fürsten daran nahmen, gab ihnen einen politischen

Charakter sowie politische Folgen, und stellte bei dem protestantischen Theile der Nation die übrigen geistigen Interessen in den Schatten.

Namentlich erhob sich unter den Theologen der Lutherischen Kirche nach dem Tode ihres Stifters eine Partei, die mit Aengstlichkeit über den Buchstaben seiner Lehre wachte, jede Entfernung von demselben verdammte, und die Abweichenden mit zelotischer Heftigkeit angriff und verketzerte. An ihrer Spitze stand, schon in den Zeiten der Bewegungen über das Interim, Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus genannt, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, aber von einem unruhigen Thätigkeitsdrange und rechthaberischem Starrsinn beherrscht. Besonders griff er Melanchthon, den er persönlich haßte, mit der heftigsten Schmähsucht an. Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen, der Sohn und Erbe des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, war der Partei der strengen Lutheraner ganz ergeben, und rief daher Flacius an die neugegründete Universität Jena. Diese sollte ein Bollwerk des unverfälschten Lutherthums gegen Wittenberg werden, wo Melanchthon und seine Freunde lehrten. Den Angriffen, die von Jena erfolgten, wurde von Wittenberg und Leipzig her begegnet, und so entwickelte sich zwischen diesen Universitäten ein Verhältniß voll Zank und Hader.

Um diesen der ganzen Lutherischen Kirche Gefahr drohenden Händeln zwischen den Theologen und ihren Anhängern, sowie dem Geschrei der Zeloten, daß man sich von dem wahren Lutherischen Lehrbegriffe entferne, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken auf dem erwähnten Frankfurter Fürstentage (1558) zu einem Vergleiche, der Frankfurter Receß genannt, in welchem sie erklärten, daß sie fortwährend bei der Augsburgischen Confession standhaft verblieben, und nähere Bestimmungen über vier Punkte hinzufügten, die zu den theologischen Händeln Anlaß gegeben hatten. Diese von Melanchthon entworfenen Erklärungen waren in höchst versöhnlichem Sinne abgefaßt, aber den Eiferern thaten sie kein Genüge. Von mehreren Seiten erhob sich Widerspruch, besonders von Flacius, der den Receß mit dem feindseligsten Ungestüm angriff. Auf seinen Betrieb verwarf ihn Herzog Johann Friedrich, und ließ dagegen eine, besonders von Flacius ausgearbeitete, Confutation bekannt machen, nach deren Inhalt im herzoglichen Sachsen gelehrt werden solle. Wer sich für diese Glaubensvorschrift nicht auf das entschiedenste erklärte, wurde verketzert und ver-

folgt. Auch eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten, die auf Veranlassung des Herzogs Christoph von Würtemberg zur Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern im Anfange des Jahres 1561 zu Naumburg gehalten wurde, lief fruchtlos ab, obschon die Gunst und der Einfluß, wodurch Flacius am weimarischen Hofe so schädlich wirkte, damals schon im Sinken waren. Er hatte sich nämlich bei einer Disputation eine Behauptung entschlüpfen lassen, die allgemein als ketzerisch auffiel, war aber viel zu halsstarrig, sie zurückzunehmen. Endlich wurde Herzog Johann Friedrich der Anmaßungen und des Trotzes dieses Eiferers völlig müde; er setzte ihn 1562 ab, und wahrscheinlich würde er ein noch härteres Schicksal erfahren haben, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht aus Jena gerettet hätte. Doch endeten damit die Umtriebe seiner Anhänger nicht.

Ein so großer Unfriede in der Kirche hatte auf Melanchthon's weiche Seele längst den betrübendsten Eindruck gemacht, und die fortgehende Reihe von unverdienten Kränkungen, Verläumdungen und Schmähungen, sowie der Undank, den er erfuhr, die letzten Jahre des edlen Mannes ungemein verbittert. Er starb am 19. April 1560 zu Wittenberg im vierundsechzigsten Lebensjahre. Daß ihm der Tod als eine wahre Wohlthat erschien, geht aus folgenden Worten hervor, die er wenige Tage vorher auf ein Blatt geschrieben hatte: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können: warum wir so und nicht anders erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen ist. — Du wirst von der Sünde lassen; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden, und *von der Wuth der Theologen*."

Nichts hatte die strengen Lutheraner gegen den überall Versöhnung suchenden Melanchthon so sehr aufgebracht, als daß er sich in der Abendmahlslehre den schweizerischen Reformatoren genähert, und in einer spätern Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses den zehnten, diesen Punkt betreffenden Artikel so zu fassen gesucht hatte, daß sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Ueberzeugung darin ausgedrückt finden konnten. Heftig und laut war das Geschrei gegen diese *veränderte* Augsburgische Confession, und besonders nach Luther's Tode wurde die *unveränderte* das Panier aller strengen Anhänger seines Lehrbegriffs. Man fing an, nicht nur die eigentlichen Schüler Calvin's Calvinisten zu nennen, sondern auch Alle, die sich in der Abendmahlslehre den

Schweizern anschlossen oder annäherten, um sie durch diesen Namen dem Volke als Irrgläubige zu bezeichnen. Nichts desto weniger erhielten und verstärkten sich die Anhänger dieser Lehre in Deutschland, und die Heftigkeit ihrer Gegner trug dazu bei, ihnen Freunde zu gewinnen. Als der Kurfürst von der Pfalz Otto Heinrich am 12. Februar 1559 unvermählt starb, fand sein Nachfolger Friedrich III., von der Simmernschen Linie, das Land über jene Frage in Parteien getheilt, die mit großer Erbitterung stritten. Anfangs befahl er den Häuptern, die gegenseitigen Schmähungen zu unterlassen, und schrieb, einem von Melanchthon eingeforderten Gutachten gemäß, in der Lehre eine Formel vor, der beide Parteien ihre Meinung unterlegen konnten; da er aber bei den strengen Lutheranern heftigen Widerspruch fand, setzte er sie ab, und änderte nun Kircheneinrichtungen und Gottesdienst in seinem Lande ganz nach der schweizerischen Art. Es machte außerordentliches Aufsehn, daß ein deutscher Fürst, und zwar einer der bedeutendsten, zur reformirten Kirche getreten war. Der Kurfürst ließ von einigen Theologen eine besondere Bekenntniß- und Lehrschrift entwerfen, die 1563 erschien. Das ist der Heidelberger Katechismus, der in der reformirten Kirche fast allgemeinen Beifall gefunden hat.

Am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. im zweiundsechzigsten Lebensjahre. Seinen ältesten Sohn, Maximilian, hatte er 1562 zum böhmischen König krönen lassen, und im folgenden zum römischen, nachdem die Kurfürsten ihn dazu gewählt hatten. Die meisten Schwierigkeiten fand der Kaiser bei der Uebertragung der ungarischen Krone, doch setzte er auch hier die Wahl und Krönung durch. Aber von den alten Erblanden erhielt Maximilian nur das eigentliche Oesterreich; der zweite Sohn des Kaisers, der auch Ferdinand hieß, bekam Tyrol; der dritte, Karl, erhielt Steiermark, Kärnthen und Krain. Jener Ferdinand von Tyrol hatte, einer romantischen Neigung folgend, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter eines Augsburger Patriciers, Philippine Welser, wider den Willen seines Vaters geheirathet, der anfangs sehr zürnte, sich aber später versöhnen ließ. Doch waren die Kinder aus dieser Ehe nicht successionsfähig; und da eine zweite, die Ferdinand nach Philippinen's Tode mit einer Prinzessin von Mantua einging, ohne Söhne blieb, so fiel sein Land nach seinem Tode den beiden anderen Linien zu.

2. Maximilian II.
(1564—1576.)

Maximilian II. war ein Fürst voll Milde, Liebenswürdigkeit, Mäßigung und Menschenfreundlichkeit; mit vielen Gaben und großem Verstande geschmückt, und von edlem Eifer für seinen wichtigen Beruf beseelt, betrieb er die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Der evangelischen Lehre war er vor seinem Regierungsantritt so zugethan, daß es schien, er würde mit seinem Vater darüber ganz zerfallen; um so zuversichtlicher glaubten viele Protestanten, daß er jetzt förmlich zu ihnen übertreten würde, ja Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz forderte ihn schriftlich dazu auf. Aber die unseligen Entzweiungen und Verketzerungen der Protestanten unter einander hatten doch auf Maximilian's friedliebendes Gemüth einen widrigen Eindruck gemacht. Auch wollte er als Kaiser nicht unter, sondern über den Parteien stehen. Dieser Gesinnung gemäß handelte er als Herr seiner Erbstaaten gegen die dortigen Protestanten im Geiste edler Duldung. Er gab den Gliedern des österreichischen Herren- und Ritterstandes, deren Mehrzahl schon aus Protestanten bestand, die Erlaubniß, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern Lehre und Gottesdienst nach der Weise der Augsburgischen Confession einzurichten. Den landesfürstlichen Städten wurde dies zwar nicht gewährt; Maximilian zeigte sich indeß so nachsichtig, daß er es nicht hinderte, als die Stände in ihrem Landhause zu Wien evangelischen Gottesdienst halten ließen und die Bürger diesem beiwohnten. Ja es wurde auf des Kaisers Veranlassung ein Lutherischer Gottesgelehrter berufen, Chyträus aus Rostock, einer der verdientesten Schüler Melanchthon's, um eine Agende für die Lutherischen Gemeinden in Oesterreich anzufertigen. Kaum hatte Papst Pius V. von diesen Dingen Kunde bekommen, so erließ er ein hartes Breve gegen den Kaiser und schickte zugleich den Cardinal Commendone nach Wien, der ihn wegen seiner Nachsicht gegen die Ketzer zur Rede stellen sollte. Vergebens verbat sich Maximilian den Besuch des Legaten; dieser kam dennoch. Auf seine Vorstellungen erwiederte Maximilian: „Er habe seinen Landständen die Augsburgische Confession gestattet, um den vielen irrigen Meinungen, die sich sonst einschleichen würden, zuvorzukommen und aus mehreren Uebeln das kleinste zu erwählen. Bei dieser Confession sei für die katholische Religion das Wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme, und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz

mit der Kirche zu vereinigen." Dabei beruhigte sich aber der Legat nicht. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den österreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit Bittschriften ein; und der König von Spanien ließ vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers stützen könnten, u. dergl. mehr. Maximilian nahm indeß auf diese Vorstellungen keine weitere Rücksicht, als daß er behutsam verfuhr; er bewilligte sogar jenen Ständen unter dem Namen einer Religionsdeputation eine eigene Kirchenregierung. In Böhmen wurden 1567 die Prager Compactaten auf Verlangen der Utraquisten aufgehoben, und diese bekannten sich nun größtentheils zur Augsburgischen Confession.

Außer dem Kaiserhause und den Herzögen von Baiern und Cleve waren die mächtigeren weltlichen deutschen Fürsten jetzt sämmtlich protestantisch; und wie in Oesterreich gab es auch in den Ländern jener beiden Herzöge sehr viele Bekenner des evangelischen Glaubens. Nicht anders sah es in den geistlichen Stiftern aus. Und da selbst in den Domcapiteln viele protestantisch Gesinnte saßen, so geschah es, daß bei Erledigungen zuweilen evangelische Bischöfe gewählt wurden. Der Buchstabe des „geistlichen Vorbehalts" schien dadurch nicht verletzt, weil er nur für den Uebergang eines bereits eingesetzten Bischofs zur neuen Lehre Entsetzung von Amt und Würde verhieß. So groß war schon unter Ferdinand das Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland, daß ein venetianischer Gesandter im Jahre 1558 berechnete, es sei nur noch der zehnte Theil des deutschen Volkes dem alten Glauben treu geblieben.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß nach solchen Fortschritten der Reformation die größere Hälfte von Deutschland zum Katholicismus zurückgeführt werden würde. An dieser Erscheinung haben die Jesuiten den allergrößten Antheil. Beschränkung, wo möglich Vernichtung des Protestantismus war ja ein Hauptzweck ihres Ordens, und mit eben so großem Eifer als Klugheit verfolgten sie ihn. Es gelang ihnen schon zu Ferdinand's I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit besaßen sie in Oesterreich, Böhmen, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Collegien, Professhäuser und Seminarien. Und da durch sie einem der wesentlichsten und fühlbarsten Mängel in dem damaligen katholischen Deutschland, dem Mangel an unterrichteten und tauglichen Lehrern, abgeholfen wurde; da ferner die erste Begeisterung für das

Lutherthum erkaltet war, und unter den Schülern und Nachfolgern der Reformatoren die vielen halsstarrigen Zänker und geistlichen Despoten abschreckend wirkten: so ward durch die Jesuiten nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken leichter bei dem alten Glauben festgehalten, sondern auch viele Neugläubige zur alten Kirche zurückgeführet. Die Hauptsache blieb indeß, die Fürsten zu vermögen, daß sie ihre Unterthanen durch Güte oder durch Gewalt zum Katholicismus zurückbrächten; und hier wurden die Jesuiten den Protestanten in noch höherem Grade gefährlich. Sie machten den katholischen Fürsten eine solche Gegenreformation zur Gewissenssache und lehrten, daß der Augsburger Religionsfriede seit dem Tridentinischen Concilium seine Kraft verloren habe, da er nur bis zur Entscheidung durch eine Synode eingegangen worden, und daß die Reformirten vollends keine Ansprüche darauf hätten, da sie von der Augsburgischen Confession abgewichen seien. Die Gefährlichkeit solcher Umtriebe leuchtete vielen Orten ein. Maximilian's österreichische Stände drangen daher auch 1566 auf einem Landtage ernstlich auf Vertreibung der Jesuiten; aber der Kaiser gab zur Antwort: die Stände seien wegen der Vertreibung der Türken, nicht der Jesuiten zusammenberufen worden. Fehlte es ihm überhaupt für ein durchgreifendes Handeln zu Gunsten der Reformation an Entschlossenheit: so gewannen auch überdies die politischen Interessen seines Hauses mehr und mehr die Oberhand über seine religiösen Sympathien; namentlich seit der Tod des Infanten Don Carlos im Jahre 1568 seinen eigenen Söhnen Aussicht auf die Thronfolge in Spanien eröffnete. Zwar blieb Maximilian bis zu seinem Ende der reformirten Lehre zugethan; aber den schroffen Gegensatz zu Philipp II., dem Verfechter des Katholicismus, gab er doch vollständig auf*).

In dem Augenblick, da er den Ständen jene Antwort ertheilte, waren für ihn allerdings die Türken gefährlichere Feinde wie die Jesuiten. Schon Ferdinand war 1551 mit denselben von Neuem in Krieg gerathen, und hatte zwar 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand erlangt, aber nur unter der Bedingung, daß er sich abermals zur Zahlung eines jährlichen Tributes von 30,000 Ducaten verpflichtete. Nach Maximilian's Regierungsantritt brach der Krieg von Neuem aus. Beide Herrscher, Maximilian und der greise Soliman, rückten 1566 mit großer Heeresmacht in Ungarn ein; doch kam es zu keinem entscheidenden Tref-

*) Maurenbrecher, Kaiser Maximilian II. und die deutsche Reformation, in Sybel's hist. Zeitschr. Jahrg. 1862, Heft 2, bes. S. 372 f.

fen. Die Türken belagerten Sziget, das der Graf Zrini mit ungemeiner Tapferkeit vertheidigte. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen gelang es ihnen, die Häuser in Brand zu stecken. Von außen durch die osmanischen Schwerter, von innen durch den Brand bedrängt, kämpfte Zrini noch immer und warf die eindringenden Türken noch zweimal hinaus; dann mußte er sich in das innere Schloß zurückziehen. Dort hielt er sich noch drei Tage; nun fehlte es an Lebensmitteln, und die Türken warfen Feuer hinein. Da ließ sich Zrini festlich schmücken, stürzte mit den Seinen unter die Feinde und starb den ruhmreichsten Heldentod (7. Sept.). Soliman hatte den Fall Sziget's nicht erlebt. Er war einige Tage vorher an Krankheit oder Altersschwäche gestorben. Im nächsten Jahre wurde ein Friede geschlossen, dem gemäß Maximilian im Besitz dessen blieb, was er in Ungarn inne hatte, sich aber neuerdings verpflichten mußte, dem Sultan jährlich ein Ehrengeschenk von 30,000 ungarischen Ducaten zuzusenden.

Auf Maximilian's Reichstagen kam, wie seit Friedrich's III. Zeiten fortwährend, die Hülfe der Stände wider die Türken zur Sprache; und nicht minder brachten die beiden Religionsparteien Beschwerden gegen einander vor, welche die große Spannung, die trotz des Friedens unter ihnen herrschte, deutlich an den Tag legten. Maximilian ermahnte die Streitenden ernstlich und herzlich zur Eintracht. Außerdem wurden auf den Reichstagen Klagen über die Frechheit des Kriegsvolks geführt, das, wenn es von auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räuberleben führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu sein, denen das Kammergericht nun ein Ende gemacht hatte, nachdem die letzte Erscheinung des Faustrechts, in den sogenannten Grumbachischen Händeln, schauderhaft bestraft worden war.

---

3. Die Grumbachischen Händel*).

Es hängen diese Auftritte noch mit den räuberischen Fehden zusammen, die von dem unruhigen Markgrafen Albrecht von Branden-

*) Voigt, Grumbach und seine Händel, in Raumer's histor. Taschenbuch, Jahrg. 1846 f.

burg-Kulmbach geführt worden waren. Einer seiner Anhänger, der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, hatte von dem Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, für die Verschonung seines Gebiets, welche er bei dem Markgrafen zu Wege brachte, Zusicherungen bekommen, die der Bischof nicht hielt; und als Grumbach nun die Statthalter des Markgrafen zu einem Kriege wider ihn aufregte, nahm der Bischof ihm alle seine im Würzburgischen belegenen Lehen. Der Ritter wirkte beim Reichskammergerichte den Befehl zur Wiederherausgabe derselben aus; da Jener sich aber nicht daran kehrte, schritt er zur Selbsthülfe. Der Bischof sollte auf einer Reise von Grumbach's Leuten gefangen genommen werden, wurde indeß während des Streites erschossen (1558). Da Grumbach's Anhang noch immer sehr groß war, da er einen ansehnlichen Theil der Reichsritterschaft für sich hatte und sich merken ließ, daß er mit den Franzosen in einem geheimen Bunde stehe: so suchte man die Sache gütlich beizulegen, jedoch vergebens. Grumbach fand inzwischen auch eine Stütze an dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der sich nach einem Anlaß sehnte, die Länder und die Kur seines Vaters wieder zu erwerben. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm die glänzendsten Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könne, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sei, die Sache kräftig zu unterstützen; ja, wie die Reichsritterschaft ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser auszurufen Willens sei. Der Herzog überließ sich diesen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch einen Knaben zu erhöhen, der Engelserscheinungen zu haben behauptete, und da er selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen wußte. Im Vertrauen auf solchen Schutz warb Grumbach Reiter, überfiel und plünderte die Stadt Würzburg, und ertrotzte von dem Domcapitel einen Vergleich, der ihm, außer einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährte (1563). Kaiser Ferdinand erklärte jedoch diesen Vergleich, als einen durch offenen Landfriedensbruch erlangten, für nichtig, that Grumbach in die Acht, und ermahnte den Herzog Johann Friedrich, den wieder zu ihm zurückgekehrten Unruhestifter nicht länger bei sich zu hegen. Statt dessen aber verlegte der Herzog seinen Wohnsitz von Weimar nach dem stark befestigten Gotha, und gab dadurch zu erkennen, daß er ihn vielmehr mit allen seinen Mitteln schützen wolle.

Indeß war Kaiser Ferdinand gestorben. Von einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage aus (1566) erhielt der Herzog wiederum den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen sein und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehle folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen die aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten: die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seien erdichtet; und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wohl genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. In dieser Täuschung begriffen weigerte er sich durchaus, den wiederholten kaiserlichen Befehlen nachzukommen, und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens. In einem Briefe an die Kurfürsten und einige andere Fürsten ließ er sich zudem sehr bitter über seinen Vetter August aus, den Kurfürsten von Sachsen; es scheine, schrieb er, daß dieser noch nicht zufrieden sei, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und daß er auch nach den wenigen Brocken noch verlange, die man ihm und seinem Bruder habe übrig lassen müssen. Ja er fing an, sich einen gebornen Kurfürsten zu nennen und das kurfürstliche Wappen zu führen.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, ward die Acht auch auf den Herzog ausgedehnt und die Vollstreckung derselben dem Kurfürsten August übertragen. Dieser ließ Gotha am Christabend 1566 berennen, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Schließlich erfolgte im Innern derselben die Entscheidung. Da nämlich die Soldzahlungen zu fehlen anfingen, so erregte die Besatzung einen Aufstand, und bemächtigte sich sowohl Grumbach's wie des Kanzlers Brück; worauf ein Ausschuß aus dem Adel, den Hauptleuten und der Bürgerschaft zusammentrat, mit dem Kurfürsten einen Vergleich schloß, und ihm die Thore öffnete (13. April 1567).

Der unglückliche Herzog ward hierauf, als Rebell, seines Landes (das sich jedoch auf seine Söhne vererbte) sowie seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier wurde er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und zuletzt brachte man ihn nach Steyer in Oberösterreich, wo er nach acht und zwanzigjährigem Gefängnisse 1595 starb. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren beharrlich abgewiesen worden; doch seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Fried-

rich's III. von der Pfalz, versagte man nach anhaltendem Flehen das Verlangen nicht, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reiste ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte.

Grumbach's und Brück's Schicksal war noch viel härter, gemäß der furchtbaren Barbarei und Rohheit jener Zeit, die an höllischen Martern Angeklagter und Verurtheilter, an furchtbaren Zerfleischungen noch Lebender Gefallen fand. In dem über Grumbach gefällten Urtheil hieß es: er hätte für sein rebellisches Unternehmen eine sehr ernste Strafe verdient; jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß er nur geviertheilt würde. Diese Strafe wurde an ihm, so wie an Brück vollzogen, nachdem Beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Ehe Grumbach in Stücke gerissen ward, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „stehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehängt. Seit diesem scheußlichen Auftritte verschwand das ehemalige Faustrecht unter dem deutschen Adel gänzlich.

---

4. Rudolf II.

(1576 — 1612.)

Schon bei seines Vaters Maximilian Lebzeiten war Rudolf zum römischen Könige gewählt und gekrönt worden: er folgte nun, als Jener starb (12. Oct. 1576), ohne Schwierigkeit. Rudolf II. war von Natur sorglos, ohne Kraft zum Wollen und zum Handeln; und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipp's II. erhalten hatte, mochte auch wohl zu der trägen Gleichgültigkeit beitragen, mit der er die deutschen Geschäfte betrieb. An der feindseligen Gesinnung wenigstens, die er gegen die Protestanten stets zeigte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld. Eine Unbefangenheit freilich, welche zur freien Duldung in Glaubensangelegenheiten, und dadurch zur vollen Beruhigung Deutschland's geführt hätte, lag nicht im Geiste der Zeit; und Maximilian II., der in dieser Hinsicht als eine außerordentliche Erscheinung dasteht, wurde daher ebensowenig verstanden, als in seinen großartigen Zwecken, wie er sie zumal in den ersten vier Jahren seiner Regierung verfolgte, unterstützt.

Maximilian hatte, wie oben erwähnt, den protestantischen Ständen auch in Wien Uebung ihres Gottesdienstes und Prediger ihres Glaubens verstattet. Aber zum Unglück war einer der Letzteren, Namens Opitz, ein unbesonnener Eiferer, der von der Kanzel herab auf Papst und Papstthum in den heftigsten Ausdrücken schmähte. Davon nahm Rudolf Anlaß, die Wiener Bürger von der Theilnahme an dem Lutherischen Gottesdienste durch einen besondern Befehl auszuschließen; und als die Stände Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und anderen österreichischen Städten sogar gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden jetzt auch Zwangsmittel angewandt, die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen; und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen nicht wohl allzugewaltsam verfahren konnte, so wurde wenigstens ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Aemter in der Landesverwaltung, die schon fast ausschließlich in protestantischen Händen waren, allmählig nur mit Katholiken besetzt wurden. Dergestalt sahen sich die Protestanten, die unter Maximilian einer ganz unbeschränkten Religionsfreiheit und damit, nach dem damaligen Gange der Entwicklung, einem glänzenden Siege ihres Glaubens schon sehr nahe zu sein gehofft hatten, nunmehr plötzlich von diesem Ziele weit fortgeschleudert; und sie wurden darüber mit Mißmuth und Erbitterung erfüllt.

Da im Reiche unter den weltlichen Ständen das Uebergewicht so entschieden auf der Seite der Protestanten war, so erschien es für die Katholiken von größter Wichtigkeit, den geistlichen Vorbehalt in den großen Stiftern aufrecht zu erhalten. Daher war die Durchsetzung desselben, wie sie ihnen in Köln gelang, eine folgenreiche Begebenheit. Der dortige Kurfürst, Gebhard Truchseß von Waldburg, liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und lebte mit ihr in einem verbotenen Verhältnisse. Als die Brüder der Gräfin dies erfuhren, nöthigten sie ihn, sie zu heirathen, und Gebhard beschloß, zugleich zum protestantischen Glauben überzutreten. Am 2. Februar 1583 geschah die Trauung; gleich darauf erfolgten aber auch Bann und Absetzungsbulle des Papstes, und in seinem eigenen Lande fand Gebhard lebhaften Widerstand, da der Stadtrath von Köln und der größte Theil des Domcapitels eifrig katholisch waren. Das letztere, vom Kaiser dazu ermuntert, wählte zu Gebhard's Nachfolger den Prinzen Ernst von Baiern, der, unterstützt von einem beträchtlichen Heere, zu dem auch Spanier aus den benachbarten Niederlanden stießen, in Kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebhard verwendet; doch mit Waffengewalt nahmen sie sich seiner

nicht an, zumal da Gebhard sich dem reformirten Glauben anschloß. Bloß der gleichfalls reformirte Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätig beizuspringen; aber bald mußte er seine in das Erzstift geführten Truppen aus Mangel an Sold wieder auseinander gehen lassen. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst nach den Niederlanden, dann nach Straßburg, wo er Domdechant war. Er starb daselbst 1601.

Auch zu Straßburg trugen die Katholischen bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In dem Kapitel dieses Stifts waren schon vor dem Religionsfrieden evangelische Domherren gewesen; seit Gebhard's Aechtung suchte man sie katholischer Seits, so viel man konnte, zu beeinträchtigen; eine heftige Fehde aber führte der Tod des Bischofs Johann von Manderscheid (1592) herbei. Denn der Wahl der evangelischen Domherren, die auf einen brandenburgischen Prinzen, den Markgrafen Johann Georg fiel, setzten die katholischen die des Cardinals Karl von Lothringen entgegen. Die Gemüther waren so erbittert, daß von beiden Seiten die Waffen ergriffen wurden, bis man einen Vergleich einging, sich richterlichem Ausspruch zu fügen. Dieser erfolgte nach langem Streiten erst 1604, und entschied für den Cardinal; der Markgraf mußte seinen Ansprüchen entsagen, und sich mit einer Entschädigungssumme begnügen.

Ebenso wurde ein in der Reichsstadt Aachen zwischen den Bekennern beider Confessionen ausgebrochener Streit ganz zu Gunsten der Katholischen entschieden. Dort hatte es lange sehr wenige Evangelische gegeben, bis sie durch Eingewanderte aus den Niederlanden so verstärkt wurden, daß Einige von ihnen in den Rath gelangten, und sie die Einräumung einer eignen Kirche begehrten. Da ihnen diese Forderung abgeschlagen wurde, entstanden heftige Reibungen. Als bei einer Rathswahl Streit ausbrach, kamen kaiserliche Commissarien in die Stadt, und verwarfen zwei Bürgermeister, welche die Protestanten aus ihrer Mitte gewählt hatten; darüber erregten diese einen Auflauf, und bemächtigten sich des Stadtregiments (1581). Die Commissarien verließen hierauf Aachen und viele katholische Einwohner folgten ihnen. Diese klagten beim Kaiser, und setzten endlich eine Achtserklärung gegen den protestantischen Magistrat sowie deren Vollstreckung durch. Der katholische Rath wurde wieder eingesetzt, und der bisherige evangelische, sammt den Predigern dieses Glaubens, aus der Stadt gejagt (1598).

Dieser siegreichen Haltung der Katholiken gegenüber waren die Protestanten fortwährend unter sich zerfallen, und die endlosen Streitigkeiten ihrer Theologen stumpften den Willen und die Kraft zum gemein-

samen Handeln ab. In Wittenberg hatten die Professoren sich der Calvinischen Ansicht vom Abendmahl immer mehr genähert; anfangs im Stillen, denn der Kurfürst August war ein eifriger Lutheraner. Da indeß ihr Haupt, Caspar Peucer, Melanchthon's Schwiegersohn, Professor der Mathematik und Medicin, aber nach der Richtung der Zeit theologischen Studien eifrig ergeben, beim Kurfürsten in großer Gunst stand und zu seinem Leibarzte ernannt worden war: so ließen sie sich verleiten, allmählig offener mit der Sprache herauszugehen. Aber dies führte zuletzt ein Ungewitter gegen sie herauf, dem sie erlagen. Ihre Feinde benutzten ihre Schriften, um sie beim Kurfürsten zu verdächtigen, der nun, voll Angst vor dem Seelengifte des Calvinismus*), und voll Zorn und Scham, so lange getäuscht zu sein, 1574 Peucer, den Geheimenrath Cracov, sowie zwei andere Männer dieser Partei verhaften und ein peinliches Verfahren wider sie einleiten ließ. Von den Professoren in Wittenberg und Leipzig, die des Abfalls von Luther's reiner Lehre beschuldigt wurden (man nannte sie als Schüler Melanchthon's Philippisten, oder Kryptocalvinisten), erpreßte man durch ein der katholischen Ketzer-Inquisition nahe kommendes Verfahren**) die Unterschrift einer Erklärung, welche ihre Meinung verwarf; dann wurden sie ihrer Aemter entsetzt und aus dem Lande gejagt. Der Geheimerath Cracov starb im Kerker; wahrscheinlich an den Folgen der Folter, die man ihn hatte ausstehen lassen. Peucer, den man einer Verschwörung mit auswärtigen und einheimischen Calvinisten zur Einführung ihrer Religion in Kursachsen beschuldigte, mußte zwölf Jahre hindurch in verschiedenen Gefängnissen schmachten; aber alle Noth und Schmach, die man auf ihn häufte, und eine Krankheit, die das Elend harter Einkerkerungen noch vermehrte, konnten ihn nicht zur Verläugnung seiner Ueberzeugung bringen. Der Kurfürst war so erbittert gegen ihn, daß er die Freilassung sogar der Verwendung des Kaisers Maximilian versagte. Erst als er sich, in einem Alter von fast sechzig Jahren, zum zweiten Mal vermählte, gab er den Bitten seiner erst dreizehnjährigen Braut, der Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, nach und ließ den Gefangenen in Freiheit setzen.

Mit dem Sturze der Kryptocalvinisten war die Einigkeit unter den Lutherischen Theologen noch keineswegs hergestellt. Diese zu begründen, traten auf August's Veranlassung 1576 zu Torgau mehrere

*) K. A. Menzel, neuere Gesch. der Deutschen, Bd. IV. S. 447.
**) Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. IV. S. 620.

der angesehensten aus Sachsen und anderen deutschen Ländern zusammen und entwarfen eine Einigungsformel, das Torganische Buch genannt. Aber die Hoffnung, diese Schrift in dem ganzen übrigen Lutherischen Deutschland angenommen zu sehen, betrog sie. Einigen war sie nicht hart und streng genug gegen die in der Lehre Abweichenden, während Andere — besonders die hessischen Theologen — mit einem richtigen Gefühle und im Geiste edler Mäßigung die darin herrschende Verdammungssucht gegen Andersdenkende tadelten. Nicht ohne Rücksicht auf diese Einwendungen wurde das Torganische Buch auf einer neuen Zusammenkunft theologischer Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg (1577) überarbeitet; und so entstand die Bekenntnißschrift, welche den Namen der Eintrachtsformel (formula concordiae) führt, 1580 in Kursachsen feierlich bekannt gemacht, und auch in einem großen Theile der übrigen deutschen Länder Lutherischen Glaubens angenommen wurde. Die eifrig gesuchte Eintracht wurde aber dadurch nicht bewirkt; denn Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt und mehrere der bedeutendsten Reichsstädte verweigerten den Beitritt; und durch den in der Formel scharf hervorgehobenen Gegensatz der Lutherischen und reformirten Glaubenslehre traten Haß und Abneigung zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse noch stärker hervor.

Zu den Fürsten, welche die Concordienformel unterschrieben, gehörte der Kurfürst Ludwig von der Pfalz; denn als dieser, nach dem am 26. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters Friedrich's III. zur Herrschaft gelangt war, hatte er die reformirte Kirchenform abgeschafft und die Lutherische, mit vieler Härte gegen die bei ihrer Ueberzeugung beharrenden Geistlichen, wieder eingeführt. Aber die Pfalz hatte das seltsame Schicksal, das Religionsbekenntniß nach kurzer Zeit abermals, zum vierten Mal im Laufe dieses Jahrhunderts, wechseln zu müssen. Denn Kurfürst Ludwig starb schon am 12. October 1583, und der für seinen erst neunjährigen Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die Regierung führende Bruder des Verstorbenen, der Pfalzgraf Johann Kasimir, war dem reformirten Bekenntniß eifrig zugethan. In diesem ließ er seinen Neffen erziehen; die Reihe, entsetzt zu werden, traf nun die widerstrebenden Lutherischen Geistlichen, und der Calvinismus wurde wieder herrschend.

In Sachsen war die Partei der Kryptocalvinisten nur unterdrückt und zum Schweigen gebracht, nicht erloschen. Sie erhob ihr Haupt wieder, als Kurfürst August in der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1586, wenige Wochen nach seiner oben erwähnten zweiten Vermählung, plötz-

lich gestorben war. Der neue Kurfürst, Christian I., schenkte seinem Geheimenrathe und Kanzler Nicolaus Krell das unbedingteste Vertrauen, und dieser war ein warmer Freund der reformirten Lehre, die er in Kursachsen, wenn auch nicht völlig herrschend machen, doch mit der Lutherischen verschmelzen wollte. Die Verpflichtung auf die Concordienformel wurde aufgehoben, deren eifrigste Anhänger so viel als möglich aus ihren Stellen verdrängt. Aber auch hier änderte der frühe Tod des Kurfürsten (25. September 1591) und eine für den achtjährigen Nachfolger eintretende vormundschaftliche Regierung Alles. Wie sie in der Pfalz in die Hände eines eifrig reformirten Fürsten gekommen war, so hier in die eines nicht minder eifrigen Lutherischen, des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, eines Neffen des durch die Grumbachischen Händel entsetzten Johann Friedrich des Mittlern. Von Neuem war das Lutherthum siegreich, und Krell's Sturz besiegelte den Triumph desselben, nachdem er noch kurz zuvor den Exorcismus oder die Teufelaustreibung bei der Taufe mit Amtsentsetzung bedroht hatte. Doch fiel er mehr noch durch die Rachgier des Adels, dessen Standesgeist dem emporgekommenen Bürgerlichen die große Gewalt, die er unter der vorigen Regierung geübt, nicht vergeben konnte, als aus Religionshaß. Zehn Jahre schmachtete er im Gefängniß; man war verlegen über die Art, wie man ihn ins Verderben stürzen sollte. Endlich wurde wider ihn die Anklage erhoben: er habe Religionshändel erregt, dem Kurfürsten Christian I. böse Rathschläge zu Aenderung des Regimentes und der Religion ertheilt, ihn von dem guten Vernehmen mit Oesterreich abgelenkt, und sich mit ausländischen Mächten, besonders mit Frankreich, in staatsverrätherische Unterhandlungen eingelassen. Auf diese und ähnliche Anschuldigungen hin wurde er schließlich in der That zum Tode verdammt; und zwar hatte man wohlberechneter Weise das Urtheil nicht bei einem inländischen Schöppenstuhl eingeholt, sondern durch eine fremde, ganz vom Kaiser abhängige Behörde, die böhmische Appellationskammer in Prag, fällen lassen. Vergebens betheuerte Krell seine Unschuld; vergebens bat er um Erlaubniß, appelliren und sich rechtfertigen zu dürfen; er war während der ganzen zehn Jahre niemals verhört worden. Dagegen wurde er noch während der letzten vier Tage vor seinem Tode geistig gemartert, indem man sich in Bekehrungsversuchen erschöpfte, um ihn „von dem calvinischen Teufel zum lutherischen Gott" zurückzuführen; wie es scheint, ohne rechten Erfolg. Am 9. October 1601 wurde er zu Dresden enthauptet*).

*) Richard, Nicolaus Krell, 1859. Bd. II. S. 90 ff., 201 ff., 210 ff., 217. 219 ff.

Bei diesem fortwährenden Hader und Haß zwischen den Religionsparteien und im Innern der Staaten war es mit der Sicherheit und Ehre des Reiches schlecht bestellt, wenn sie von außen verletzt wurden. Im Jahre 1598 brach ein spanischer Heerhaufe von den Niederlanden aus in Westphalen ein, nahm dort Quartiere, und beging die furchtbarsten Gräuel. Die Abmahnungen des Kaisers wurden verhöhnt, und das im nächsten Jahre zusammengezogene Kriegsvolk lief, ohne das Mindeste vollbracht zu haben, bald wieder kläglich auseinander. Die Spanier befestigten sich zu Rheinbergen, und ihre Feinde, die Holländer, die nun gleichfalls nach Deutschland kamen, in Emmerich.

Der Kaiser vernachlässigte unterdeß die Regierung immer mehr, und überließ sie seinen Räthen und Günstlingen. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jener weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche und konnte stundenlang in seinen Ställen auf- und niedergehen, so daß Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um Gehör zu bekommen; daneben wandte er große Summen auf schöne Gemälde, Gemmen, Statuen und andere Alterthümer; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er der Beschäftigung mit der Scheidekunst und der Sternkunde, von welchen, nach der herrschenden Richtung und Vorliebe der Zeit, jene in Alchymie, diese in Astrologie überging. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine Sternwarte, hörte er begierig auf die Weisheit Derer, die ihn um sein Gold brachten, um ihn welches kochen zu lehren; und indem er die Zukunft zu enthüllen trachtete, wurde er für die Gegenwart verdorben, und mit den seltsamsten Gedanken erfüllt. Der aus einer astrologischen Vorhersagung stammenden Furcht vor eigenen Söhnen schrieb man es auch zu, daß er die Vermählung mit einer ihm längst versprochenen Braut, Philipp's II. Tochter Isabella, immer weiter und weiter hinausschob. Als aber Philipp endlich, eines siebzehnjährigen Zögerns müde, sie dem Erzherzog Albrecht dem Bruder Rudolf's gab (wie früher erzählt worden ist), wurde dieser dennoch sehr aufgebracht. Später faßte er andere Heirathspläne, aber ohne daß einer zur Ausführung kam.

Keines seiner Länder litt durch seine träge Sorglosigkeit so viel als Ungarn, dieses zerrüttete Reich, welches die angestrengte Mühe des weisesten Regenten erfordert hätte, um zur Ruhe und zu einer geregelten Verwaltung zu gelangen. Rudolf aber zeigte sich in Ungarn nicht persönlich, besuchte keinen Landtag selbst, gab auf eingesandte Beschwerden

oder Anfragen entweder keine oder eine viel zu späte Entschließung, ließ die vornehmsten Stellen im Staate und in der Kirche unbesetzt, und seine dorthin gesandten deutschen Truppen durften ungestraft Räubereien und Ausschweifungen begehen. Unsäglich litt das Land durch den fast unaufhörlichen Krieg mit den Türken. Kurze Zeit nach Rudolf's Thronbesteigung brach er wieder aus und wüthete, bald eifriger bald lässiger geführt, gegen zwanzig Jahre. Dazu kamen Religionsbeschwerden. Gleich nach ihrer Entstehung war die Reformation auch in Ungarn eingedrungen, und hatte sich schnell so ausgebreitet, daß die mächtigsten Familien zum Protestantismus traten; unter Maximilian's duldsamer Regierung gedieh sie immer mehr; und doch unternahm es nun der kraft- und thatenlose Rudolf unter den mißlichsten Umständen, sie mit Gewalt zu unterdrücken*). So viele gerechte Ursachen zur Unzufriedenheit erbitterten die Gemüther der Ungarn im höchsten Grade. Stephan Bocskai, einer der angesehensten Edelleute des Landes, der nach Prag reiste, um dem Kaiser persönlich die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, konnte es nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen; und während er stundenlang in den Vorzimmern warten mußte, geschah es zuweilen, daß die Pagen, die daselbst zum Zeitvertreib Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voll Zorn, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle Ungarn auf, zur Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihres Glaubens, die Waffen zu ergreifen (1604); und in Kurzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Ober-Ungarn machen konnte. Den Türken war dies so willkommen, daß sie ihm eine goldene Krone sandten, und ihn als König von Ungarn begrüßten, ein Titel, dessen er sich jedoch nie bediente. Die Nachricht von diesen Dingen schien den immer träger und stumpfer gewordenen Rudolf so wenig zu kümmern, als ob es gar nicht sein Land wäre, wo der Aufstand sich erhoben hatte.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder Matthias, jetzt nach ihm der älteste, das Unwesen nicht mit ansehen. Er drang dem Kaiser mit vieler Mühe eine Vollmacht zu Unterhandlungen mit Bocskai ab, und berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian Ernst, Söhne des 1590 gestorbenen Karl von Steiermark, zu einer Zusammenkunft, in

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. IV. S. 175, 190.

welcher diese ihn, weil der Kaiser aus Gemüthsschwäche zur Regierung nicht mehr tauglich sei, zum Haupt ihres Hauses erklärten (25. April 1606). Bald darauf, am 23. Juni, kam ein Friede mit Bocskai zu Stande, in welchem dieser Siebenbürgen und einige ungarische Comitate erhielt, den Lutheranern aber und den Reformirten im Lande freie Religionsübung zugesichert ward. Auch mit den Türken kam ein Friede zu Stande (11. Nov.), der Friede von Zsitva-Torok genannt, der schon den Beginn des Verfalls der osmanischen Macht bezeichnet. Denn die Türken entsagten hier dem bisher gezahlten jährlichen Tribute; auch ließen sie von ihren hochmüthigen Anmaßungen nach, indem sie den Kaiser nicht mehr König von Wien, wie sie bisher gethan, sondern Kaiser nannten.

Aber Rudolf, der es eben so wenig dulden konnte, daß ein Anderer statt seiner handelte, als er selbst handeln mochte, bestätigte beide Verträge nicht, und reizte dadurch Matthias, den er schon früher beleidigt, zu größerer Unzufriedenheit. Aufgeregt von einem dunkeln Rachgefühle, und von Durst nach Herrschaft verzehrt *), schritt Matthias weiter gegen den Kaiser vor, und suchte die Stände der verschiedenen Provinzen an sich zu ketten. Dies gelang ihm so gut, daß die 1608 von ihm versammelten österreichischen und ungarischen Stände einem Befehl des Kaisers, auseinander zu gehen, nicht Folge leisteten, sondern mit ihm einen Bund schlossen, sich vereint denen zu widersetzen, die gegen jene beiden Friedensschlüsse handeln würden. Vergleichsvorschläge, die Rudolf machte, blieben fruchtlos; es kam zum Aeußersten, Matthias rückte mit 25,000 Mann in Böhmen ein. Rudolf (der immer in Prag residirte) forderte seine böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zum Beistande gegen den aufrührerischen Bruder auf. Allein die Letzteren riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen; und die Ersteren, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, die auch ihnen in der letzten Zeit geschmälert worden war. Es hatte sich nun zwar auch um Rudolf ein Heer gesammelt, er zog aber doch den Weg der Unterhandlungen und des Friedens vor. In einem feierlichen Vertrage vom 25. Juni 1608 trat er dem Matthias Oesterreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungarn förmlich ab; „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so Vieles während des sechszehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder

*) Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaats, Bd. II. S. 287.

zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden." Auch die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

Als diese theilweise Entthronung des Kaisers geschah, waren die protestantischen Reichsstände voll von Unzufriedenheit über die Behandlung, die eine ihrem Glauben zugethane Stadt kurz vorher von einem Fürsten erfahren hatte, der sich jetzt als den rüstigsten Verfechter des Katholicismus kund gab. Es war der Herzog Maximilian von Baiern, dessen Vater Wilhelm V. ihm 1597 die Regierung ganz überlassen hatte. Maximilian hatte seine Bildung unter dem Einflusse und der Leitung von Jesuiten erhalten. Durch sie war ihm eine unbegränzte Verehrung des Ordens und seiner Glieder, bitterer Haß gegen alle Ketzer und ein brennender Eifer, dem Katholicismus so viel als möglich von dem verlornen Boden wieder zu gewinnen, eingeflößt worden. Uebrigens war er ein Fürst von vielem Verstande, von Thatkraft und Charakterfestigkeit, unter dessen Regierung sich Baiern's Staatskräfte und Kriegswesen außerordentlich hoben. Da in Baiern selbst der Protestantismus schon durch seinen Großvater, Herzog Albrecht V., ganz ausgerottet war: so suchte Maximilian für seinen Eifer zu Gunsten der römischen Kirche außerhalb seines Gebietes Stoff. Und so war ihm ein Vorfall in Donauwörth eine erwünschte Gelegenheit, deren er sich sogleich bemächtigte. In dieser an der bairischen Grenze belegenen schwäbischen Reichsstadt war der größte Theil der Einwohner längst protestantisch. Ein Mönchskloster, zum heiligen Kreuz genannt, hatte sich erhalten; es war ihm aber seit dem Religionsfrieden nicht gestattet, öffentliche Umzüge mit Kreuz und Fahne durch die Stadt zu halten. Jetzt wollte ein Abt diese Befugniß erzwingen. Er hielt 1605 eine Procession, ohne gestört zu werden; der Rath begnügte sich mit einer Verwahrung seines Rechts. Dennoch verklagte ihn der Bischof von Augsburg beim Reichshofrath, einer von Kaiser Maximilian I. eingesetzten Behörde, deren Besetzung allein vom kaiserlichen Hofe abhing, ohne daß die Reichsstände Antheil daran hatten. Sofort erklärte der Reichshofrath, die Stadt sei straffällig, und drohte ihr für jede Behinderung des Klosters in der Ausübung katholischer Kirchengebräuche mit der Acht. Hierdurch ermuthigt stellte der Abt eine zweite Procession an. Diese störte der Pöbel gewaltthätig, die Kreuzfahnen wurden in den Koth getreten und zertrümmert (11. April 1606). Niemand konnte denken, daß ein Volkstumult von wenigen Stunden, der keinem Menschen das Leben kostete, einer Reichsstadt ihre Religionsweise und ihre Freiheit kosten könne; und doch wußte

der Herzog Maximilian von Baiern ihr dieses Schicksal zu bereiten. Anfangs war er vom Kaiser nur beauftragt, die Katholiken in Donauwörth vor ferneren Beleidigungen zu schützen; so wie aber die Bürger gegen seine dorthin gesandten Commissarien Drohungen und Schimpfreden ausgestoßen hatten, drang er auf strenge Behandlung, und brachte den Kaiser dahin, das Achtsurtheil zu unterzeichnen und ihm die Vollstreckung zu übertragen. Ohne Mühe wurde die Stadt von seinen zahlreichen Heerhaufen eingenommen (17. Dec. 1607). Aber noch mehr! Maximilian behielt sie unter dem Vorwande, daß sie ihm als Pfand für die Kosten des Zuges, die er unmäßig hoch berechnete, dienen müsse; zugleich verbot er den evangelischen Gottesdienst, und gab seinem Befehlshaber eine Anweisung, wie diejenigen zu bedrücken seien, die Lutherisch blieben. Er betrachtete diesen wohlgelungenen Schlag nur als den Anfang zu weiteren Schritten. „Es ist dadurch," schrieb er voll Freude nach Rom, „der katholischen Religion ein sehr großer Behelf und Vorschub geschehen, was derselben an vielen Orten im Reiche und in Deutschland tröstlich und fürständig sein wird. Auch ist damit den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten *)."

Indeß waren die Protestanten, zum großen Theil wenigstens, nicht blind für die Gefahren, die ihnen von der weitern Durchführung eines solchen Systems drohten. Schon früher waren unter mehreren ihrer Fürsten Verabredungen über ein Bündniß getroffen worden, und da durch die Achtsvollziehung gegen Aachen und das Eindringen der Spanier in den westphälischen Kreis die Lage der Dinge bedenklicher geworden zu sein schien, war eine solche Verbindung, besonders auf Betrieb des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, 1603 in Oehringen und in Heidelberg zum wirklichen Abschluß gekommen. Die Mitglieder derselben, die sich correspondirende Fürsten nannten, versprachen einander gegen die kaiserlichen Hofprocesse, gegen das Kammergericht, und besonders gegen die Zurückforderung der eingezogenen Stifter und Klöster beizustehen. Da nun ein in der ersten Gährung über die Wegnahme von Donauwörth zu Regensburg gehaltener Reichstag fruchtlos auseinander gegangen war: so kam am 4. Mai 1608 zu Ahausen in Franken ein näherer Bund zu Stande, die Union genannt, zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg, dem

*) Wolf, Geschichte Maximilian's I., Thl. II. S. 273. Vgl. Mannert, Gesch. Baiern's, Thl. II. S. 107.

Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, und den brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst von der fränkischen Linie. Diese Fürsten verbanden sich, nach der Urkunde des Vertrages, vornehmlich dahin zu wirken, daß die Beschwerden der Protestanten endlich einmal erledigt würden; sich ferner, im Fall einer von ihnen bedrängt oder feindlich überzogen würde, mit der Macht des Bundes beizuspringen; endlich auch andere evangelische Stände zum Beitritt zu vermögen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit in einigen Religionspunkten. In der That erweiterte sich der Bund bald durch die Fürsten von Anhalt, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und mehrere Reichsstädte, so wie sich auch der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Cassel zum Beitritt geneigt erklärten. Entschieden abgelehnt aber wurde der Beitritt, trotz aller Mühe, die man sich darum gab, von Seiten Kursachsens, da dieses dem Kurfürsten von der Pfalz, sowohl weil er sich zu der verhaßten reformirten Lehre bekannte, als aus politischer Eifersucht abgeneigt war, und sich dagegen dem österreichischen Interesse näherte.

In den Ländern des letztern Hauses selbst wurden inzwischen die Verhältnisse immer verwickelter und stürmischer. Als Matthias aus Böhmen, wo er dem Kaiser die ungarische Krone abgedrungen, nach Oesterreich zurückkam, sagten ihm die dortigen protestantischen Stände rund heraus, daß sie bei der ihm geleisteten Hülfe keine andere Absicht gehabt hätten, als Abstellung ihrer Beschwerden und freie Religionsübung, und daß sie darüber noch vor der Huldigung seine Erklärung erwarteten. Matthias hingegen, der den Protestanten keineswegs geneigt war, und sich seinerseits ihrer nur zur Durchführung seiner ehrgeizigen Absichten bedient hatte, verlangte Huldigung ohne weitere Bedingung; und da sich nun das Gerücht verbreitete, man würde die Stände mit Gewalt dazu zwingen, machten sie Anstalt, sich mit den Waffen zu vertheidigen. Matthias stutzte. Da sagte ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, Bischof von Wien und nachmals Cardinal, unaufhörlich vor: es sei besser, die Protestanten nähmen alle katholischen Kirchen mit Gewalt ein, als daß man ihnen etwas mehr einräume, als sie zuvor gehabt; in jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Dagegen meinte ein Abgeordneter der österreichischen Stände, man möge dem Matthias zu Gemüth führen: es sei schon mancher Herr durch seine Reformationen (d. h. Gegenreformationen) um Land und Leute gekommen;

er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das Nämliche begegne. Auch der Kurfürst von Sachsen schrieb ihm: das Haus Oesterreich habe eine geraume Zeit keine ärgeren Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; durch deren Rathschläge sei der große Abfall der Niederlande, die Boeskaische Empörung und der Verlust von Siebenbürgen erfolgt; auch seien die Jesuiten die Hauptursache, warum auf dem letzten Reichstage keine Einigung zu Stande gekommen; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sei Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sei es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen; dann rissen sie aus nach Italien, und ließen Staub und Verderben hinter sich. Endlich ließ Matthias sich bewegen, den evangelischen Ständen Oesterreich's am 21. Februar 1609 von Neuem die freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen; nachdem man aber lange über die Ausdrücke gestritten hatte, geschah es in so unbestimmten, mannichfacher Auslegung fähigen, daß bald wieder reicher Stoff zu Klagen und Beschwerden vorhanden war.

In Böhmen, mit dem Schlesien und die Lausitz lehnsherrlich verbunden waren, und das dem Kaiser Rudolf von seinen Ländern allein übrig geblieben, forderten die protestantischen Stände nicht minder Religionsfreiheit; der Kaiser weigerte sich, andere Bekenntnisse als das katholische und das utraquistische in der alten Beschränkung zu dulden. Sie aber drangen auf die Ausdehnung, die das letztere unter Maximilian II. erhalten, und verlangten ferner ein eigenes, von ihnen zu besetzendes Consistorium, sowie die Einräumung der Prager Universität, auf der schon Huß vor zweihundert Jahren frei gelehrt habe. Als darauf nur ungenügende Antworten erfolgten, hielten sie Zusammenkünfte, trotz des kaiserlichen Verbotes, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben mit dem Liede: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort", welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde. Sie ernannten dreißig Directoren, schlossen ein Bündniß mit den Schlesiern und warben Truppen, so daß sie in kurzer Zeit fünf tausend Mann beisammen hatten. Hierdurch erschreckt unterschrieb Rudolf am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief, der die Bewilligung aller ihrer Forderungen enthielt. Demselben zufolge sollten die Nichtkatholischen völliger Religionsfreiheit nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß genießen; sie sollten das Recht haben, neue Kirchen und Schulen zu bauen, und aus ihrer Mitte Defensoren oder Glaubensbeschützer zu erwählen, deren Bestäti-

gung jedoch vom König abhängen sollte. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch auf Schlesien ausgedehnt.

Noch hatte Rudolf sich dieses verdrießlichen Geschäftes nicht ganz entledigt, als eine Gesandtschaft der protestantischen Union in Prag erschien, an deren Spitze der Fürst Christian von Anhalt stand. Er war beauftragt, dem Kaiser die Beschwerden der Fürsten persönlich vorzutragen, und führte eine höchst nachdrückliche Sprache. Den Anfang machte er mit der Donauwörther Sache, und rügte das Willkürliche und Verfassungswidrige in dem Verfahren gegen die unglückliche Stadt. Dann beschwerte er sich über die Anmaßungen des Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers und die Untauglichkeit seiner Räthe, deren mehrere vom evangelischen Glauben abgefallene Leute oder Fremde seien; ferner über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, sowie über den trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben. Er schloß mit der Bitte um Wiederherstellung der Stadt Donauwörth in ihren vorigen Stand, um Aufhebung der verfassungswidrigen Hofprocesse, und um Aenderung des jetzigen Rathes der Krone.

Fünf Wochen ließ man den Fürsten warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er bat endlich, nochmals vor den Kaiser gelassen zu werden; und dazu gelangte er denn. Rudolf fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, mit der die Stände, die den Fürsten gesandt, zufrieden sein würden. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte den Fürsten, diese Stände zur Ergebenheit zu ermahnen und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde. Mit dieser Antwort ließ sich Christian indeß nicht abfertigen. Er entgegnete: er könne wohl vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub abgesehen sein werde, während doch an verschiedenen Orten des Reichs große und gefährliche Feuer aufgingen; diesen Gefahren zu steuern, wären des Kaisers Räthe nicht im Stande; er bitte ihn daher, sich dieser wichtigen Sache selbst anzunehmen und sie wohl zu beherzigen. Der Kaiser möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsar's gnädigst erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der dreiundzwanzig Wunden leicht hätte entübrigt sein können, durch die er ermordet worden sei. Der Kaiser erschrak, und versicherte, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsar's Ermordung hatte ihn so überrascht, und

stimmte so wunderbar mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn eine solche Verschwörung im Werke sei; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, wiederholter Versicherungen Christian's, daß er die Geschichte Cäsar's nur als Beispiel angeführt habe. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren in der That nicht gering, die Unzufriedenheit mit dem Kaiser allgemein. Unter diesen mißlichen Umständen ereignete sich ein wichtiger Fall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve starb am 25. März 1609 ohne Kinder zu hinterlassen; und sogleich erhob sich eine ganze Reihe deutscher Fürsten, ihre Ansprüche an die reiche Verlassenschaft geltend zu machen, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein bestand. Kursachsen berief sich auf eine dem Stifter der Albertinischen Linie vom Kaiser Friedrich III. im J. 1483 ertheilte Anwartschaft; die Herzöge Ernestinischer Linie auf den Ehevertrag, den Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Johann von Kleve geschlossen, als er dessen Tochter geheirathet; die Schwestern des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm auf ein vom Kaiser Karl V. ihrem Vater im J. 1546 ertheiltes Privilegium, vermöge dessen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, in den jülich-klevischen Landen auch Töchter sollten folgen können. Von diesen Schwestern war die älteste Maria Eleonore (damals schon gestorben) an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und ihre älteste Tochter Anna war Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg; die zweite Schwester Anna war an Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Außerdem waren noch zwei jüngere Schwestern vorhanden, welche Theilung begehrten; aber die älteren setzten sich dagegen, weil die Untheilbarkeit dieser Lande durch eine kaiserliche Verordnung bestätigt war. Vielmehr nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, jeder für sich, den ungetheilten Besitz des Ganzen in Anspruch. Der Kurfürst von Brandenburg wies darauf hin, daß seine Gemahlin Tochter der ältesten Schwester sei; worauf die Pfalzgräfin von Neuburg entgegnete, daß die Herzogin von Preußen vor der Erlöschung des Mannsstammes gestorben wäre und auch nur Töchter hinterlassen habe, während sie ihrerseits eine lebende Erbin sei und die Verlassenschaft für einen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wil-

helm, begehre. Neben den Genannten fanden sich auch noch einige andere Bewerber, auf deren Forderung indeß Niemand achtete. Bei einer so großen Verwickelung der Ansprüche war, wenn der Streit im Wege Rechtens ausgemacht werden sollte, kein Ende abzusehen; Alles schien daher darauf anzukommen, wer zuerst Besitz ergreifen würde. Dies thaten der Kurfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehn einzuziehen, und wo möglich die österreichische Hausmacht dadurch zu vermehren. Zu dem Ende gebot Rudolf den Parteien, sich bis zur erfolgten kaiserlichen Entscheidung aller Besitzergreifung zu enthalten. Dies hatte aber eine ganz andere Folge, als er erwartete: die beiden possidirenden Fürsten (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) sahen nun ein, daß sie gemeinschaftliche Sache machen müßten, und schlossen zu Dortmund (10. Juni 1609) einen Vergleich, um bis zu ausgemachter Sache die streitigen Länder gemeinsam zu verwalten.

Als man dies am kaiserlichen Hofe erfuhr, wurde der Erzherzog Leopold von der steiermärkischen Linie, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, abgesandt, um das jülichsche Land nöthigenfalls mit Gewalt in Sequestration zu nehmen. Er kam, nahm die Hauptstadt Jülich, und ließ im Elsaß ein Heer für sich werben. Dagegen erhob sich nun die Union, um die possidirenden Fürsten als Protestanten bestens zu unterstützen. Sie schloß ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, der ihr für diesen Zweck ein Hülfsheer versprach, froh über eine Gelegenheit, die österreichische Macht schwächen und schmälern zu können. Ein Heer der Unirten brach schnell in den Elsaß ein, und verdrängte die österreichischen Truppen; die katholischen Stifte, durch welche ihr Kriegsvolk zog, wurden gebrandschatzt. Hierauf setzten sich die Unirten in Bereitschaft, zu Heinrich IV. zu stoßen, der ein starkes Heer versammelt hatte, und alle Welt sah mit gespannter Erwartung der weiteren Entwickelung dieser Dinge entgegen, die einen großen europäischen Krieg zu entzünden schienen: als Ravaillac's Mordstreich den Verhältnissen plötzlich eine andere Wendung gab, und den Schwung des Krieges lähmte. Da indeß die französische Unterstützung nicht ganz ausblieb, und die Unirten im Vortheil waren, so forderte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern als Haupt des katholischen Bundes auf, ihn wider die Union zu unterstützen. Dieser Bund, nachmals Liga genannt, der durch die Gewalt, die dem Bundesobersten eingeräumt war, sowie durch Maximilian's kluge Führung weit bedeutender und furchtbarer

wurde als die protestantische Union, war als ein Gegenbund gegen diese entstanden. Auf Maximilian's Betrieb hatte sich am 10. Juli 1609 zuerst eine Anzahl süddeutscher Bischöfe und Prälaten mit ihm verbunden, damit, wie es hieß, „die alte, wahre, alleinseligmachende Religion nicht ausgerottet werde." Im August traten die drei geistlichen Kurfürsten bei. Doch zauderte der Herzog von Baiern, dem Verlangen des Kaisers sogleich zu entsprechen. Darüber nahmen die Unirten mit holländischen und französischen Hülfstruppen am 1. September 1610 Jülich den Kaiserlichen, und machten der ganzen Sequestration ein Ende. Indeß hatte der Erzherzog Leopold (wir werden gleich hören, in welcher andern Absicht) jetzt ein beträchtliches Heer zusammengebracht; auch die Liga machte Anstalten, Truppen zu werben; darum hielt es die Union für das klügste, sich mit der letzteren (24. Octbr.) dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen niederlegten.

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter gegönnt, dem erwähnten Erzherzog Leopold, der sich immer freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte und der Einzige unter seinen Verwandten war, der an dem Vertrage von 1606, welcher Matthias zum Haupte des Hauses erklärte, keinen Theil genommen. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und schließlich ward ein Plan ersonnen, der, weil bei der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern Rudolf noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Er hatte durch Leopold jenen ansehnlichen Heerhaufen werben lassen, der im Passauischen stand und sich zuletzt auf 16,000 Mann belief. Man glaubte anfangs, das Heer solle in den jülichschen Händeln eine Rolle spielen. Indeß geschah dies nicht; die Truppen blieben unbeschäftigt im Passauischen stehen, zehrten dort Alles auf und begingen, da sie keinen Sold erhielten, die gröbsten Ausschweifungen. Endlich führte sie ihr Befehlshaber plötzlich nach Oberösterreich, und dann nach Böhmen, wo sie Budweis wegnahmen. Das ganze Land gerieth in Schrecken und Gährung; Rudolf schob in seiner Unentschiedenheit Alles auf die Zügellosigkeit der Truppen, die er noch nicht habe befriedigen können. Unterdeß rückten diese bis Prag vor, und bemächtigten sich sogar der sogenannten kleinen Seite der Stadt (15. Febr. 1611), wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten, verübten. Aber die Alt- und Neustadt konnten sie nicht einnehmen, die ständischen Truppen wuchsen an Zahl immer mehr, und

Matthias nahte an der Spitze von 18,000 Mann. So hatte Rudolf durch sein wiederholtes Zaudern Alles verdorben; denn nun geriethen auch die Passauischen Truppen in Furcht, und brachen wieder auf, nachdem ihnen der Kaiser einstweilen 300,000 Gulden gezahlt hatte. Auch ihrerseits gingen die Stände jetzt weiter. Sie besetzten Rudolf's Schloß, und ließen ihn selbst nicht in seinem Garten spazieren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, zog am 24. März wie im Triumphe in Prag ein. Der geängstigte Rudolf verlor die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünschte. Alles verließ den hülflosen alten Mann. Sogar seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Und so brachte man ihn dahin, daß er dem am 12. April zusammengekommenen Landtage selbst den Antrag machte: „er wünsche aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sei, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das Künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldeter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde." Die Kurfürsten von Mainz und Sachsen schickten zwar Gesandte, um dem Kaiser mit Trost und Rath beizuspringen. Der Letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände: sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillt würde; den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böhmen, sondern auch das ganze römische Reich über fünf und dreißig Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie dieses Wesens für entschuldigt halten, und ihn nicht ferner betrüben. Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos.

Rudolf hatte bei seinem Antrage nur gemeint, den Matthias zum Mitregenten anzunehmen. Damit war man jedoch nicht zufrieden; er mußte die Böhmen, sowie die Schlesier und Lausitzer, des Eides der Treue gegen ihn förmlich entlassen. Als er das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Dinte befleckt hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Zwei Tage nachher (23. Mai) wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dem Kaiser ließ er die Wohnung im Prager Schlosse, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden und einige Herrschaften. Es erweckt seltsame Empfindungen, wenn man erfährt, wie weit der erste Monarch der Christenheit heruntergekommen war. Er ließ nämlich auf einem im October zu Nürnberg gehaltenen kurfürstlichen Collegialtage dahin antragen: daß die Kurfürsten, da er nun aller

seiner Länder beraubt sei, und das Wenige, das man ihm ausgesetzt, weder zur Unterhaltung seines Hofes und Regiments, noch zur Verzinsung der bei den bisherigen vielen Kriegen gemachten Schulden hinreiche, ihn in seinem Alter nicht verlassen, sondern auf Mittel denken möchten, wie er seiner Würde gemäß leben könnte. Die Kurfürsten erwiederten, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müßte, und drangen zugleich auf die Wahl eines römischen Königs, so daß der argwöhnische Rudolf schon fürchtete, er solle auch seine letzte Würde, die des römischen Kaisers, verlieren. Die Kurfürsten waren indeß nur wegen der Wahl des Nachfolgers besorgt; und da Rudolf zögerte, setzten sie selbst auf den April 1612 nach Frankfurt einen Wahlconvent an. Aber noch ehe diese Zeit herbeikam, rief ein willkommener Tod den Kaiser in seinem sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatz ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

Wie sehr seine Regierungsweise auch von den Grundsätzen der Duldung abgewichen war, die vor ihm der edle Maximilian befolgte: so hatte er doch in seinen eigenen Ländern dem Protestantismus im Grunde nichts abgewinnen können; während dagegen in Steiermark, Krain und Kärnthen ein vollständiger Sieg über denselben errungen worden war. Auch dort nämlich hatten vormals die protestantischen Stände sich für Steuer- und Heeresbewilligungen von dem Erzherzoge Karl das Recht des freien Gottesdienstes in mehreren Städten und auf den Schlössern des Adels erwirkt. Diese Freiheiten beschränkte der Erzherzog zwar später; nichts desto weniger machten die Evangelischen bei seinem Tode (1590) die Mehrzahl der Einwohner aus. Sein damals erst zwölfjähriger Nachfolger Ferdinand wurde in Baiern erzogen, und sog dort, zugleich mit seinem Vetter und Freunde Maximilian, begierig die Grundsätze der Jesuiten ein; darunter die Lehre, daß zur Ausrottung der Ketzerei keine Strenge gescheut werden dürfe. Als Ferdinand in seinem achtzehnten Jahre die Selbstregierung begann, handelte er nach dieser Lehre mit einer so furchtbaren tyrannischen Verfolgungssucht, daß in seinem Lande in kurzer Zeit keine protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen sowie durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, mußte unbarmherzig das Land in einer bestimmten Frist räumen; und so war in kurzer Zeit in Ferdinand's Erblanden die neue Lehre wieder völlig vertilgt. Was dieser Fürst hier Hartes und Verdammenswerthes that, das that er allerdings nur aus Glaubens-

eifer, nur in dem Wahne, daß es wahre Christenpflicht sei; er soll selbst gesagt haben: er liebe die Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte, wenn er wüßte, daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperre er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Manche protestantische Fürsten jener Tage hegten dieselbe thörichte Ueberzeugung von der Verantwortlichkeit der Herrscher für das Seelenheil ihrer Unterthanen, und handelten danach. Allein die Sünde des Einen wird durch die Sünde Anderer nicht gerechtfertigt; und den Vormundswahnsinn der Regierenden als sträfliche Sünde zu verurtheilen, bleibt ewig eine Pflicht der Geschichte.

So weit als Ferdinand trieb Rudolf die Unduldsamkeit nicht, und noch mehr fehlte ihm die Willenskraft, in seinen Staaten das Nämliche durchzusetzen; aber er hatte doch wenigstens den Jesuiten Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten alle ihre Beredtsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: „es sei besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutherischen Weibe; denn jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, bei diesem aber sei Kreuz, Salböl und Taufe verloren.“ Andere jesuitische Prediger lehrten: „wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber.“ Von den Protestanten brauchten sie nie andere als die heftigsten Ausdrücke, und schimpften sie auf die pöbelhafteste Art; sie nannten sie lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter. Und von Luther selber sagten sie: „er sei ein Spitzbub, Räuber, versoffener Apostat und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sei gottlos und lügenhaft, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube.“ Der große Haufe der Katholiken ward durch solche Reden zur Wuth gegen die Andersglaubenden erhitzt; und da dem protestantischen von seinen Geistlichen eine ähnliche Gesinnung eingeflößt wurde, so war es begreiflich, wenn die Glieder beider Parteien einander wie Todfeinde haßten und die verderbliche Spaltung in der Nation endlich zu einem furchtbaren kriegerischen Zusammenstoß führte.

Wie aber hatten sich inzwischen die Zustände der deutschen Nation, ihre Bildung und ihre Lebensweise gestaltet? Auch bei dieser Betrachtung müssen wir etwas weiter zurückgreifen.

5. Culturzustand und Lebensart der Deutschen seit Maximilian I.

Während das theologische Interesse und die Glaubensstreitigkeiten die Deutschen in einem so hohen Grade beschäftigten, wie es bisher geschildert ist, trug ihre Entwickelung zugleich noch lange den Charakter des Uebergangs aus einer Zeit, wo dem freien Manne die Waffenentscheidung so viel galt als Gesetz und Richter, und diese Sinnesart zu einem Uebermuth ausgeartet war, der die allgemeine Sicherheit höchlich gefährdete. Der ewige Landfriede tilgte das tief gewurzelte Uebel nicht so schnell, daß nicht noch mancher Ritter in vorkommenden Fällen seine Streitigkeiten lieber mit dem Schwert hätte ausmachen, als sich vor den Gerichten klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich hin und wieder noch allerlei, was zu dem Sprichwort Anlaß gab: es sei dem Landfrieden nicht zu trauen. Zu Luther's Zeiten, wie wir sahen, trieben mehrere berühmte Edelleute, wie Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, ihr ritterliches Handwerk ziemlich ungescheut; bald als Patrone der Unterdrückten und Gekränkten, bald in der Gestalt des räuberartigen Faustrechts. Götz von Berlichingen zumal war ein rastloser thatenbedürftiger Kämpe; er ertrug die Urpheb (Gelübde eines ewigen Friedensstandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen; und um sich doch in etwas für die Langeweile eines thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und schrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken; denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Aus dieser merkwürdigen, mehrere Male gedruckten Biographie hat Göthe den Stoff zu dem herrlichen Drama entlehnt, in welchem er den Kampf des abscheidenden Ritterthums mit dem Geiste der neuen Zeit in der lebendigsten Anschaulichkeit darstellt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach waren ebenfalls noch ein Ueberrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon mit Grumbach's Hinrichtung endlich die letzte Spur erlosch. Die Deutschen befriedigten seit dieser Umwandlung der Verhältnisse ihren Durst nach den Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten anderen Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Maximilian's und Rudolf's Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und fochten theils für die eine, theils für die andere Partei. Auch in Italien, den Niederlanden und Ungarn, fochten die deutschen Truppen fast immer

am bravsten; und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Sie trugen noch immer die beschwerlichen Schutzwaffen, Panzer, Schienen und Sturmhauben, wie man sie auf alten Bildern häufig abgebildet sieht. Im Mittelalter war die schwere Reiterei, deren Kern die Ritterschaft war, die Hauptwaffe der Deutschen gewesen; das im sechszehnten Jahrhundert unter dem Namen der Landsknechte so berühmt gewordene deutsche Fußvolk ist eine Schöpfung Kaiser Maximilian's I. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon die Römer von unseren Vorältern erzählen, daß der deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm; dadurch, sowie durch ganze Schwärme von liederlichen Frauenzimmern und dienstbaren Buben, ward der Troß ungemein vergrößert.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. In Feindes Landen legte man es oft auf ein planmäßiges Zerstören an; und es gab ordentliche Brandmeister, die das Anzünden der Wohnungen zu besorgen hatten. Man rechnet dem wilden Albrecht von Brandenburg über dreitausend Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt haben soll; und im Bauernkriege mochte wohl die Zahl nicht kleiner gewesen sein.

Fürchterlich ist, was der Nürnbergische Patricier Wilibald Pirkheimer erzählt, welcher in dem unter Maximilian I. ausgebrochenen Kriege des Reiches wider die Schweizer die von seiner Vaterstadt gestellte Schaar anführte, und eine Geschichte dieses Krieges schrieb. Auf dem Marsche war er einmal durch eine Gegend gekommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens", sagt er in seiner Schilderung, „traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden Alten, wohin sie die Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da fielen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben; auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal so viel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre; ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten fast immer Mangel an Geld litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten; daher mußte Karl V. seine Truppen gegen den Winter gewöhnlich wieder auseinander gehen lassen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu unterhalten; denn eine Schaar von 5000 Reitern kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Regimenter Knechte 120,000. Ein Fußgänger bekam monatlich 4 Gulden, Veteranen oft doppelt so viel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Die deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des amerikanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohnes zusehends. Die nachtheiligen Folgen dieser veränderten Weltverhältnisse zeigten sich jedoch in Deutschland so bald noch nicht. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren Gewerbe und Handel noch sehr blühend, über den ganzen Boden unseres Vaterlandes hin hatten sich Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet*). Als indeß nachher schädliche Verhältnisse eintraten, als namentlich die Königin Elisabeth der deutschen Hansa ihre Vorrechte in England bedeutend schmälerte und den englischen Handel über den deutschen erhob, und als ferner wegen der fortdauernden niederländischen Unruhen der Handel von Antwerpen, Gent und anderen reichen Städten plötzlich sank: da stockte der Absatz der deutschen Fabrikwaaren so auffallend, daß man im ganzen Reiche viele Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Uebel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Punkte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es sei-

*) Ranke, Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II., in der histor. polit. Zeitschrift, Bd. I. S. 257 ff.

nen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten; „denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage.“ Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen Viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu erhalten. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor funfzehn Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Hafer kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24; ein Pfund Käse 16 Pf., itzo bald 8 Gr. Ein Paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr., itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor einen Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler ꝛc.“ Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch aus dem Lande für ungarisches Rindvieh, von dem seit der Reformation, welche die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

Obschon die Einkünfte der Fürsten damals lange nicht so bedeutend waren, wie nach der Entstehung der künstlichen Finanzsysteme, so regte sich in Manchen von ihnen dennoch das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch zuletzt kaum für Geld Lebensmittel zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien einmal allein mit einem Gefolge von siebenhundert Pferden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Haushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeis't werden mußten. Dies verursachte, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian II. von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau, 1609, an siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei sieben Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorgänger, der Kurfürst Johann, hielt im Jahre 1500 gleich-

falls zu Torgau sein Hochzeitsfest mit einer mecklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich bewirthet, und 7,200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelm's des Jüngern von Baiern, 1568, brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitsschmauses eines der reichsten böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin von Baden vermählen durfte, haben wir noch eine Aufzählung übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Januar bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen anderen vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An ungarischen und deutschen Weinen wurden vertrunken 1100 Eimer, an spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden) 40 Tonnen, und von böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Hafer.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen so schmackhaft als möglich und sehr kostbar zubereitet. Vor allem mußte, wenn man die silbernen Deckel abnahm, ein starker Duft der köstlichsten Gewürze aus den Schüsseln steigen. Wie kostbar diese Gewürze waren, erhellt schon daraus, daß das berühmte Handlungshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Ducaten. Die Fugger kamen besonders durch dies Monopol zu ihren mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte Karl'n V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sei, die Summe wiederzubezahlen. Obgleich man im Junius war, so herrschte doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des italienischen und des deut-

schen Klima's doch ziemlich deutlich fühle. Fugger, so wird erzählt, ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

Auch dem Aeußern nach mußten die Speisen bei so festlichen Gelegenheiten mit allerhand kostbaren Verzierungen bekleidet sein. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Hercules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Dabei wetteiferte die mehr als sechszig Personen starke Kapelle des Herzogs mit den englischen Musikern aus dem Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den Letzteren den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten überdies die Engländer die Geschichte der Susanna pantomimisch vor, was den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufactur- und Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiverordnung von Minden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vierundzwanzig Tische sein, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern. Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann sämmtlich ebenfalls gespeist und getränkt werden. Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb zwei, und Abends bis elf Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagessens fand nämlich damals auch an den größten Tafeln um elf, der des Abendessens um fünf Uhr statt. Besonders war es der Adel, dem so viele neuere Mittel, den Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, der einen großen Theil seiner Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher betäubte. Lange spielten dabei die metallenen Familienpokale und Humpen die Hauptrolle; Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier

eines krystallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf. Die Klagen der Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen ertönen auch aus dieser Zeit immer noch häufig. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Trittheim 1505, in einem noch erhaltenen Briefe, von der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier," schrieb er, „in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor."

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Personen trifft; und zwar, wie schon gesagt, der Vorwurf der Schwelgerei mehr den Adel als den Bürgerstand, der zu sehr mit seiner Handtirung beschäftigt war, als daß er solchen Ausschweifungen viel hätte nachhangen können. Doch findet man, daß auch diese Classe sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere zu übernehmen pflegte. Zu dem Bier gesellte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem — bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niederen Bürgerclassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt sein wollten, in mehreren Polizeiordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, den Hals so weit zu entblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber schien im sechszehnten Jahrhundert noch ein seidener Strumpf ein so großer Aufwand, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (gest. 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen

zu ihm kam, verweisend entgegen rief: „Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags."

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine zu einseitige Richtung nach der Theologie hin. Doch wurden die übrigen Wissenschaften darum nicht vernachlässigt. Die Philologie ward besonders auf den gelehrten Schulen der Protestanten eifrig getrieben. Da die Fürsten anfingen, nach Art des Reichskammergerichts, in ihren Ländern eigene Hofgerichte zu bestellen, so brachte dies auch die Rechtsgelehrsamkeit immer mehr in Aufnahme. In der Astronomie brachte Deutschland damals einen der ersten Geister aller Zeiten hervor, Johann Kepler aus dem Würtembergischen (geb. 1571, gest. 1630), welcher die Gesetze des Planetenlaufs entdeckte. Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürich (gest. 1565), ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, mit großartigem Sinne und eifrigem, unermüdlichem Forschungsgeiste, die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er als Reformator der Medicin die bisher allgemeingültige Autorität des Galenus brach und die Chemie, die er mit Eifer bearbeitete, auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade nur, daß er durch die Zuversicht, auf diesem Wege in die Geheimnisse der Natur zu dringen, zum Schwärmer und Großsprecher ward. Ueberhaupt war das Zeitalter eifrig dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu überfliegen. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten, unter denen Paracelsus obenan stand, hofften jetzt mehr als jemals, den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung, Gold zu machen, sondern auch eine andere, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte. Eine der traurigsten Wirkungen des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechszehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen z. B. die Hinrichtungen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Mit der Ausbildung der deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch waren bis auf Luther's Zeiten nur schwache, oder doch nur

von geringem Erfolge begleitete Verſuche gemacht worden. Da trat unſere Mutterſprache in der Bibelüberſetzung dieſes außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Kraft und Mannichfaltigkeit hervor, und entfaltete eine Biegſamkeit und einen Wohllaut, die man bis dahin nicht geahnt hatte. Was Luther hier geleiſtet, iſt für alle folgende Zeiten Vorbild für die Sprache geblieben; als Bibelüberſetzung ſteht ſein Werk unübertroffen und unübertrefflich da. Einer ſolchen Erweckung hatte ſich damals die Poeſie nicht zu erfreuen. Die Größe, welche dieſe in der Hohenſtaufiſchen Zeit erreicht hatte, war vergeſſen und ungekannt; der Meiſtergeſang war ganz matt und leer geworden, und zu einem handwerksmäßigen Reimen herabgeſunken. Da erhob er ſich noch einmal in einem Manne, den man den letzten Meiſterſänger und zugleich den einzigen deutſchen Dichter ſeines Zeitalters nennen kann.

Dies war der oft genannte poetiſche Schuſter Hans Sachs, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, ſchickte ihn in ſeinem ſiebenten Jahre in die lateiniſche Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den ſieben freien Künſten ſchlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuſter in die Lehre gegeben, und während dieſer Zeit erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meiſterſängerei etwas zu lernen. Ein dortiges Mitglied dieſer poetiſchen Zunft, Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, nahm ihn gern auf, und unterrichtete ihn in den Feierabenden im Singen. Der junge Lehrburſche lernte hier eine Menge ernſter und ſcherzhafter Geſänge ſammt den Weiſen, und als er im ſiebzehnten Jahre auf die Wanderſchaft ging, ließ er ſich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerſchule fand. An eigne Erfindungen ging er erſt in ſeinem zwanzigſten Jahre, als er ſich zu München aufhielt. Sein Ausdruck: „er habe es hier zuerſt gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten," zeigt uns, daß er edel genug von ſeiner Kunſt dachte, um ſie, wie Homer, einer beſondern Inſpiration zuzuſchreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete ſich, und trieb ſein Gewerbe und ſeine Kunſt mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigſten Anhänger der Reformation, ja durch ſeine vielen geiſtlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er ſtarb im zweiundachtzigſten Lebensjahre, im Januar 1576, und hinterließ vierunddreißig Folianten voll Gedichten aller Art, die er mit eigener Hand zuſammengeſchrieben hatte. Es ſind in Allem über ſechstauſend; darunter zweihundertundacht Tragödien, Komödien und Faſtnachtſpiele. Von dieſer außerordentlichen Menge wählte er ſelbſt die beſten und anziehendſten für den Druck aus,

und diese erschienen in fünf Folianten. Seine Poesie stammt aus einem kräftigen, mit Verstand, Witz und Schalkheit begabten Geiste, sie zeugt von einer klaren Lebensansicht und einem einfachen, rechtlichen und schlichten Sinne. Nur ist er sich nicht überall gleich geblieben. In mehreren seiner Poesien groß und erhebend, sinkt er in anderen zum Mittelmäßigen und Unbedeutenden herab. „Da, wo er Meister ist und wirklich darstellt, ist seine Sprache unvergleichlich, vielseitig und gewandt, und keinem andern steht jene trockene, ehrbare Schalkheit so gut, die den Deutschen charakterisirt" *).

Unter den vaterländischen Malern zeichneten sich zu Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Albrecht Dürer (gest. 1528), Lucas Kranach (gest. 1553) und Hans Holbein (gest. 1554) als die vorzüglichsten aus. Jeder von diesen hat seine besonderen Verdienste, wenn schon der Zweite den anderen beiden um Vieles nachstehen muß. Dürer und Holbein waren auch im Auslande berühmt; der Letztere lebte eine Zeitlang am Hofe König Heinrich's VIII. von England, von dem er sehr geschätzt wurde. Dürer that sich vornehmlich als meisterhaft im Zeichnen und in geistreicher Composition der mannichfaltigsten Gegenstände hervor. Durch seine zahlreichen Kupferstiche trug er viel dazu bei, edlere Kunstwerke und den Geschmack daran allgemeiner zu verbreiten. Im wissenschaftlichen Theil der Kunst übte er durch seine Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers einen entschiedenen Einfluß aus. Er war endlich der einzige unter den Dreien, welcher tüchtige Schüler in größerer Anzahl bildete, so daß die Kunst in Deutschland noch eine Zeitlang sich auf einer gewissen Höhe erhielt. Kranach's Verdienst ist hauptsächlich in seiner kräftigen und lebhaften Farbengebung und seiner sorgsamen Ausführung zu suchen; in Zeichnung und Composition war er minder stark. Holbein endlich zeichnete sich durch ein höchst feines Gefühl für Naturwahrheit aus, die er in allen Theilen seiner Werke so ausgebildet wiederzugeben wußte, daß diese zu dem Vorzüglichsten gehören, was jemals in dieser Hinsicht geleistet worden. Hiermit verband er außerdem den Sinn für Schönheit und Anmuth in einem ungleich höheren Grade, als die beiden Anderen ihn besaßen.

Zum Schluß noch ein paar Worte von den Lustbarkeiten der Deutschen. Der Hauptzeitvertreib der Fürsten und Edelleute war noch immer die Jagd, und mehrere verwandten darauf so viel, daß sie, wie ein

*) Tieck, Vorrede zum deutschen Theater, Bd. I. S. XI.

Schriftsteller jener Zeiten sagt, gleichwie Aktäon von ihren Hunden und Vögeln aufgefressen wurden. Ferdinand von Steiermark hielt sich ein ordentliches Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, welches er am Ende des Jahres dem Kurfürsten von Sachsen mittheilte, um es mit dem seinigen zu vergleichen. Derselbe hatte an seinem Hofe hundertundfunfzig Jäger, und eine ungeheure Menge von Hunden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kamen die Feuerwerke auf, und wurden bei vielen Großen so zur Leidenschaft, daß sie alle ihre Einkünfte in Raketen und Feuerrädern verpufften, und sich in tiefe Schulden stürzten. Ferner war jene Periode das Zeitalter der Hofnarren, bezahlter Spaßmacher, die durch ihre witzigen und unwitzigen Possen den großen Herren die Zeit vertreiben mußten.

Die niederen Stände hatten noch immer ihre Volksfeste, ihre Schießübungen und ihre Tanzplätze, die Handwerker ihre vierteljährlichen Aufzüge mit dem Hanswurst, und andere Gebräuche, die auf die Erweckung und Erhaltung des Frohsinns berechnet waren. Einen lustigen Schwank, der bald an mehreren Orten nachgeahmt wurde, erfanden die Schlächter einer deutschen Stadt. Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Procession umher, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. In Bezug auf diesen Brauch ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1583 die Schlächter in Königsberg aus vielen zusammengenähten Därmen eine Wurst verfertigten, welche 596 Ellen lang war und 434 Pfund wog. Sie wurde von 91 Fleischerknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien eben daselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer. Sie enthielt, außer vielen anderen Ingredienzien, 81 geräucherte Schinken, einen halben Scheffel Salz und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dies ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musik umher, und verschmausten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, stehenden Fußes Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Sie buken nämlich aus 12 Scheffeln Weizenmehl 8 große Strietzeln, jede fünf Ellen lang, und 6 nicht minder riesenhafte Brezeln, trugen dieselben am heil. Dreikönigstage eben so feierlich, wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die Letzteren zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger Student, Namens Josua Neigshorn, hat diese seltsame Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürn-

berg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit der Umschrift versehen ist: „Eygentliche Abbildung der langen Bratwurst, welche von den Knechten des Metzger-Handwerks den 8. und 9. Februar dieses ablaufenden 1658sten Jahres ist in der Stadt von ihrer Zwölf umhergetragen worden; und war ihre Länge 658 Ellen, hat an Gewicht gehabt 514 Pfund; die Stangen, daran sie getragen worden, waren 49 Schuhe lang, u. s. w."

Gewiß haben die Fleischhauer mit ihrem scherzhaften Aufzug ihren Mitbürgern reichlichen Stoff zum Lachen und zu heiterer Laune gegeben. Und so sieht man, daß doch nichts im Stande war, den angeborenen Sinn des deutschen Volkes für fröhliche Lust und Schwänke zu unterdrücken; weder die religiösen Streitigkeiten, noch die politischen Händel, noch das kriegerische Ungemach jenes zerrüttenden dreißigjährigen Völkerkampfes, zu dessen Schilderung wir nun übergehen. Dieser Krieg, der langwierigste und ausgedehnteste, dessen die Weltgeschichte gedenkt, und bestimmt, das Schicksal des Protestantismus endgültig zu entscheiden, kam unter Kaiser Matthias zum Ausbruch.

---

6. Matthias.

(Reg. 1612—1619.)

Die bedenklichen Fortschritte der katholischen Restauration unter der Leitung des österreichischen und des baierischen Fürstenhauses, die wachsende Parteilichkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths, und endlich der drohende Umstand, daß das Reichsoberhaupt auf der Regensburger Versammlung (1608) die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens verweigerte: das waren die Gründe gewesen, weshalb die protestantischen Fürsten die Union zur Aufrechthaltung ihres Bekenntnisses abgeschlossen hatten. Es war seit langer Zeit der erste entschiedene Schritt gegen den Katholicismus, dem man bisher nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt. Bereits hatte sich, wie wir sahen, Erzherzog Matthias entschließen müssen, die Dienste der österreichischen und ungarischen Stände mit der Anerkennung freier Religionsübung zu belohnen. Und um sich einiger Maßen gegen seine aufstrebende Macht halten zu können, hatte sich auch Kaiser Rudolf genöthigt gesehen, den Böhmen nicht nur die alten utraquistischen Privilegien, die er ihnen hatte ent-

reißen wollen, zu bestätigen, sondern sie sogar zu erweitern; während die Schlesier noch vortheilhaftere Zugeständnisse erhielten. Indeß war die Gegenpartei nicht müßig geblieben. Einen Tag vor der Ausstellung des böhmischen Majestätsbriefes hatte Maximilian von Baiern, das Haupt und die Stütze der Katholiken in Deutschland, mit sieben geistlichen Herren jene heilige Liga geschlossen, welcher bald darauf auch die drei geistlichen Kurfürsten beitraten. So standen sich die deutschen Fürsten und Stände zum Kriege gerüstet einander gegenüber, und der erste Anlaß schien einen Ausbruch herbeiführen zu müssen.

Ueber die Wahl eines Nachfolgers hatte man sich bei Rudolf's Lebzeiten nicht vereinigen können; auch nach seinem Tode vergingen noch fünf Monate mit fruchtlosen Unterhandlungen. Protestantischer Seits wurde gefordert, daß der Reichshofrath aus beiden Confessionen gleichmäßig besetzt werde. Endlich gab der Kurfürst Johann Georg von Sachsen nach, dessen Haus sich schon seit längerer Zeit den Interessen Oesterreichs genähert hatte; und das bisherige gute oder leidliche Verhältniß der evangelischen Fürsten zu Matthias vereinigte zuletzt alle Stimmen für diesen. Die Krönung wurde am 24. Juni 1612 mit großem Gepränge vollzogen; mit einem Gefolge von dreitausend Personen, zweitausend Pferden und mit hundert Kutschen war Matthias in Frankfurt erschienen. Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, bis auf den brandenburgischen, der durch seinen Sohn vertreten wurde; ebenso verherrlichten viele andere Fürsten und Grafen diese glänzende Feier. Obgleich nicht mehr jung und von nicht allzu fester Gesundheit, nahm der neue Herrscher doch am Tanze und Ringelrennen Theil, und gab dadurch zu der spöttischen Bemerkung des Fürsten Christian von Anhalt Veranlassung: diese Majestät werde wohl keine großen Sprünge machen, wenn es zum rechten Tanze kommen sollte. Man war sonst dem neuen Kaiser gegenüber nicht ohne Hoffnungen und Erwartungen; aber schon auf seinem ersten Reichstage, der im folgenden Jahre zu Regensburg gehalten wurde, zeigte es sich, daß er nicht im Stande sei, die streitenden Parteien zu zügeln oder zu versöhnen.

Unterdeß hatte die gemeinschaftliche Verwaltung der jülich-clevischen Erbschaft, wie sie durch den Vertrag von Dortmund bestimmt war, zu neuen Zwistigkeiten unter den possidirenden Fürsten, Johann Sigmund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, geführt. Am pfalzgräflichen Hofe kam man endlich auf den Gedanken, durch die Vermählung des Erbprinzen Wolfgang Wilhelm mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg Anna Sophie die Ansprüche beider

Häuser zu vereinigen. Johann Siegmund sollte seine Rechte und Forderungen seiner Tochter als Mitgift schenken. Zunächst sagte der Kurfürst wirklich dem Pfalzgrafen die Verwaltung des brandenburgischen Besitzes auf Lebenszeit, mit einer besonderen Begünstigung bei der Landestheilung, zu; als aber Wolfgang Wilhelm darauf in einer persönlichen Zusammenkunft, welche zu Düsseldorf stattfand, bei Tafel mit dem Verlangen vollständiger Abtretung der brandenburgischen Ansprüche hervortrat, soll es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen beiden Herren gekommen sein, und der Kurfürst dem Prinzen ins Gesicht geschlagen haben. Gewiß ist, daß Wolfgang Wilhelm sich nach Baiern wandte, wo er insgeheim zum katholischen Glauben übertrat und unmittelbar darauf, am 11. November 1613, zu München mit der Schwester Herzog Maximilian's Magdalena sich vermählte. Durch diese Schritte, die dem Pfalzgrafen im Nothfall die Unterstützung der Liga sowie der ganzen katholischen Partei und der spanischen Streitkräfte in den Niederlanden verschafften, wurde auch Johann Siegmund gezwungen, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Obwohl einem Fürstenhause angehörig, welches seit mehr als funfzig Jahren neben Sachsen für die Hauptstütze des lutherischen Kirchenthums galt, und trotz der strengen Ergebenheit seiner Unterthanen gegen die Lehren des sächsischen Reformators, empfing er am 25. December 1613 in der Schloßkirche zu Berlin das Abendmahl nach dem Ritus der reformirten Kirche. Schon längst in seiner religiösen Ueberzeugung den Ansichten Calvin's geneigt, bewegten den Kurfürsten doch wahrscheinlich politische Gründe, gerade jetzt mit dieser Entschließung hervorzutreten. Wie Wolfgang Wilhelm die Liga, mußte er die Union zu gewinnen suchen; und an der Spitze dieser Verbindung stand Kurpfalz, dessen Fürsten dem reformirten Glauben zugethan waren. Zugleich aber schien dieses Bekenntniß ihm auch die Mittel einer näheren Verbindung mit den Holländern darzubieten. In der That verweigerten die Generalstaaten die nachgesuchte Hülfe nicht, und holländische Truppen eilten zur Verstärkung der brandenburgischen Besatzung in Jülich herbei. Dagegen ging Spinola, der bereits seit zehn Jahren den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden führte und durch die Eroberung Ostende's großen Ruhm erworben hatte, im Sommer des Jahres 1614 mit 20,000 Mann über die Maas, vereinigte sich mit Wolfgang Wilhelm, der gegen 6000 Mann befehligte, und nahm Wesel für Pfalz-Neuburg weg. Holländischer Seits besetzte Moritz von Nassau, dem der Kurprinz von Brandenburg 7000 Mann zuführte, nunmehr die der Provinz Geldern zunächst gelegenen Orte für den verbün-

deten Kurfürsten. Beide Heerführer, Spinola so wie Moritz, trugen indeß Bedenken, den im Jahre 1609 von den Generalstaaten und Philipp III. von Spanien geschlossenen Waffenstillstand durch einen offenen Zusammenstoß zu verletzen. Auch mußten die streitenden Fürsten bald zu der Einsicht gelangen, daß die zahlreichen fremden Kriegsvölker den Ruin ihrer Länder herbeiführten. Und so kam denn noch zu Ende desselben Jahres zu Xanten ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen die streitige Erbschaft einstweilen so getheilt wurde, daß Pfalz-Neuburg Jülich und Berg, Brandenburg aber Cleve mit Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Da sich aber Spinola weigerte, Wesel zu räumen, behielten die Holländer ebenfalls Besatzungen in den von ihnen occupirten Städten; der Vergleich konnte nur theilweise vollzogen werden. Der Ablauf des Waffenstillstandes zwischen den Spaniern und den Holländern machte dann später diese Landschaften zum Schauplatze eines ihnen ganz fremden Krieges.

Als der Uebertritt des Prinzen Wolfgang Wilhelm bekannt geworden war, hatte derselbe allgemeine Bestürzung unter den Lutherischen erregt; sein eigener Vater, ein eifriger Bekenner dieser Lehre, war voll Zorn und Entsetzen und starb in kurzer Zeit (1614). Beim Regierungsantritte erklärte der junge Pfalzgraf indeß, die Gewissen der Unterthanen nicht beschweren zu wollen; zugleich hob er aber auch das bisherige Verbot des katholischen Cultus in seinen Ländern auf. Noch größeres Schrecken folgte dem Uebertritt des Kurfürsten von Brandenburg zur reformirten Lehre; Furcht und Haß führten, trotz aller Mäßigung Johann Siegmund's, zu unruhigen Auftritten unter seinen Unterthanen. Auch er hatte verkünden lassen, daß Niemand zur reformirten Lehre gezwungen werden solle. Dennoch tönten alle Kanzeln von Schmähungen des Calvinismus wieder; die Landstände der Marken ersuchten den Kurfürsten, der Religion seines Vaters treu zu bleiben, und verlangten, daß nur Lutherische kirchliche Aemter und Würden erhalten, und Johann Siegmund sich des Patronatrechts seiner Pfarrstellen ganz begeben möge. Sie wurden abschläglich beschieden: „da der Kurfürst die nicht zurücksetzen und verfolgen lassen könne, die mit ihm gleichen Glaubens seien.“ Der Berliner Pöbel, durch wüthende Prediger, besonders durch den Diakonus Stuler von der Petrikirche aufgeregt, erhob einen Aufruhr, bei welchem die Häuser der beiden reformirten Hofprediger Füssel und Fink erstürmt und geplündert wurden; der Statthalter der Mark, Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der vom Schlosse zur Stillung des

Aufruhrs herbeieilte, ward in der Brüderstraße durch einen Steinwurf verwundet. Doch gelang es bald, Alles wieder beizulegen. Eine gleiche Widerspenstigkeit zeigten die Lutheraner im Herzogthum Preußen, in welchem Johann Siegmund die Vormundschaft für den unfähigen und geistesschwachen Albrecht Friedrich führte.

Herzog Albrecht, aus der fränkischen Linie des Hohenzollernschen Geschlechts, der Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt und das Lutherische Kirchenthum eingeführt hatte, war nämlich nach einer langen und unglücklichen Regierung im Jahre 1568 gestorben. Da er nur einen funfzehnjährigen Sohn Friedrich Albert hinterließ, und da der fränkische Zweig des Kurhauses außer ihm nur noch auf dem Markgrafen Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, beruhte: so hatte schon Joachim II. von Brandenburg die Mitbelehnung für die brandenburgische Linie bei den Königen Sigismund und Sigismund August von Polen nachgesucht und von dem Letzteren erhalten. Für den jungen Herzog führten zunächst die von seinem Vater bestellten Regierungsräthe die Vormundschaft; als sich indeß bei ihm ein zerrütteter geistiger Zustand immer deutlicher offenbarte, erhielt Markgraf Georg Friedrich die Regentschaft vom König Stephan (1577), und nach des Markgrafen Tode (1603) Kurfürst Joachim Friedrich, der sie 1608 auf seinen Sohn Johann Siegmund vererbte. Erst nach langen Verhandlungen und unter drückenden Bedingungen hatte der Kurfürst im Jahre 1611 die Belehnung von dem eifrig für die römische Kirche besorgten König Sigismund III. von Polen erhalten können. Namentlich mußte er sich zur Gestattung von Appellationen in allen irgend bedeutenderen Angelegenheiten, zur Freigebung des katholischen Gottesdienstes, und zu jährlichen hohen Geldleistungen verstehen. Das ganze Gewicht dieses Abhängigkeitsverhältnisses gab sich nun kund, als der Bekenntnißwechsel des Kurfürsten eingetreten war. Erschreckt und erbittert wandten sich die preußischen Stände an den König von Polen als den obersten Lehnsherrn, und erwirkten von ihm in der That einen Befehl, welcher alle der Calvinischen Religion Verdächtige von jeglicher Amtsführung ausschloß und die bereits Angestellten ihrer Würden entsetzte. Hierdurch ermuthigt, faßten die Stände des Herzogthums im Jahre 1617 eine Reihe von Beschlüssen, die dem Kurfürsten nur noch den Schatten einer fürstlichen Gewalt übrig ließen und von dem Herrscher Polens, dem die Schwächung seines Lehnsträgers erwünscht und willkommen sein mußte, sogleich bestätigt wurden. Bald darauf (1618) starb der unglückliche Friedrich

Albert, und Preußen wurde nunmehr mit Brandenburg zu Einem Staate vereinigt, aber ohne daß hierdurch vor der Hand eine Aenderung im Zustande des Herzogthums eingetreten wäre.

Johann Siegmund's Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen confessio fidei Joh. Sigismundi durch den Druck bekannt gemacht wurde, ist in wissenschaftlicher wie in religiöser Beziehung gleich ausgezeichnet; die streitigen Lehren vom Abendmahl und der Prädestination sind tief und eindringend erfaßt. Noch größer ist das Verdienst des Kurfürsten, welches er mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm theilt, der sich indeß späterhin dennoch zu gewaltsamen Schritten hinreißen ließ, daß er darauf verzichtete, seinen Glauben auch zu dem seines Landes und seiner Unterthanen zu machen. Katholische, calvinistische und lutherische Fürsten hatten sich bisher niemals, von der ersten Reformation in Sachsen an, gescheut, selbst durch äußerste Gewaltmittel ihre Ueberzeugung den Andersdenkenden aufzudringen; und das reformirte sowie das lutherische Kirchenthum waren dadurch, für den Augenblick, zu kaum minder drückenden Geistesfesseln geworden, wie die römische Hierarchie*).

7. Die böhmischen Unruhen als Anlaß des dreißigjährigen Krieges. (1618.)

Kaiser Matthias war kinderlos, gleichwie seine beiden Brüder Maximilian und Albrecht; wollte man also nicht bei dem Ableben des Ersteren die Nachfolge in Ungarn und Böhmen durch die Wahlberechtigung der Stände ganz dem Zufall anheimstellen, so mußte man sich zuvor ihrer Stimmen für einen österreichischen Fürsten zu bemächtigen suchen. Maximilian und Albrecht, Beide bejahrt und frei von Herrschsucht, übertrugen ihre Rechte auf ihren Vetter, jenen Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain, der in seinen Ländern den Protestantismus so rücksichtslos und unbarmherzig ausgerottet hatte; auch Matthias selbst gab seine Zustimmung. Die katholische Partei versprach sich das Beste von Ferdinand's Einsicht, Entschlossenheit und Religiosität; er selber brannte vor Eifer, das dem Reiche zu werden, was er bisher seinen Herzogthümern gewesen war. Da die Verhältnisse in Böhmen am bedenklichsten schienen, so machte man mit diesem Lande den Anfang, die Thronfolge Ferdinand's durchzusetzen. Der

*) Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. VI. S. 85.

Vorschlag ward ohne erhebliche Schwierigkeiten am 9. Juni 1617 von den Ständen angenommen, Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ausgerufen, und drei Wochen darauf mit großer Pracht gekrönt, nachdem er den Majestätsbrief Kaiser Rudolf's beschworen und sich verpflichtet hatte, die Freiheiten der böhmischen Nation in ihrem ganzen Umfange zu bestätigen. So lange Matthias lebte, sollte er sich indeß nicht mit der Regierung des Landes befassen.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese wichtige Angelegenheit durchgesetzt worden war, erfüllte die katholische Partei in Böhmen und Schlesien mit glänzenden Hoffnungen für die Zukunft und reizte sie zu erhöhter Thätigkeit an. Schon seit einigen Jahren beklagten sich die Lutheraner in dem letzteren Lande über zunehmende Beeinträchtigungen und Gewaltsamkeiten von Seiten der Katholischen, trotz ihres Majestätsbriefes; aber sie fanden den Kaiser Matthias, der die Protestanten früherhin nur aus politischen Rücksichten begünstigt hatte, wenig geneigt, diesen Uebelständen abzuhelfen. In Böhmen erhoben sich Streitigkeiten, ob den Unterthanen geistlicher Stände die freie Religionsübung zustehe. Die protestantischen Bewohner von Braunau, einem Städtchen, welches der Abtei gleiches Namens zugehörte, sowie die von Kloster Grab bei Teplitz, einer Besitzung des Erzbisthums Prag, hatten schon vor längerer Zeit den Bau zweier Kirchen angefangen, worin sie durch den damaligen Abt Salender von Prossowitz und den Erzbischof Johann Lohelius gehindert wurden. Die Katholiken erklärten, der Majestätsbrief Kaiser Rudolf's sichere nur dem Herren- und Ritterstande sowie den königlichen Städten und Territorien die freie Religion zu, wie dies auch der wörtliche Inhalt besagte; dagegen machten die Evangelischen bemerklich, daß die Geistlichen in Böhmen keinen besonderen Stand bildeten und die Güter der Kirche stets mit den königlichen Besitzungen gerechnet würden. Dessen ungeachtet sprach sich Matthias für die Katholiken aus, und als er im December des Jahres 1617 Prag verließ, um auch in Ungarn die Wahl König Ferdinand's zu bewirken, wurde die unterdeß trotz mehrfacher Verbote von Seiten des Kaisers vollendete Kirche zu Kloster Grab auf den Befehl des Erzbischofs geschlossen und zerstört; und da sich die Braunauer weigerten, die Schlüssel ihres ebenfalls fertig gewordenen Gotteshauses dem Abte auszuliefern, erschien eine kaiserliche Commission, welche die Uebergabe durchsetzte und mehrere widerspenstige Bürger ins Gefängniß werfen ließ.

Kaiser Rudolf hatte, wie wir sahen, den evangelischen Ständen von Böhmen das Recht ertheilt, zur Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten und zur Wahrnehmung ihrer Interessen Defensoren aus ihrer Mitte

zu wählen und an ihre Spitze zu stellen. Als diese nun Kunde von den Vorfällen zu Kloster Grab und Braunau erhielten, beriefen sie aus jedem Kreise sechs Abgeordnete ihrer Partei nach Prag zur Versammlung auf den 6. März 1618. Hier wurde eine Vorstellung an den Kaiser gegen das Verfahren in jenen Orten abgefaßt, und zugleich eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai verabredet, auf der man die indessen wahrscheinlich eingelaufene Antwort in Ueberlegung nehmen wollte. Die Regierung von Böhmen hatte Matthias in seiner Abwesenheit zehn Statthaltern anvertraut, von denen sieben sich zur katholischen, drei zur evangelischen Religion bekannten. An sie erließ der Kaiser unter dem 21. März ein Rescript, worin er sich mißfällig über die Versammlung sowie über den Inhalt der ständischen Vorstellung äußerte, und neue Zusammenkünfte bis auf weitere Verordnung untersagte. Diese Antwort erregte außerordentliche Bestürzung unter den Defensoren; die Aufregung wurde durch vorlaute und prahlerische Reden eifriger Katholiken gesteigert und erreichte den höchsten Grad, als den Deputirten der zur bestimmten Zeit wieder zusammengetretenen Stände ein zweites Schreiben des Kaisers mitgetheilt wurde. Es enthielt keine Antwort auf ihre Beschwerden, vielmehr den Befehl an die Statthalter, die Auflösung der Versammlung zu bewerkstelligen. Bald verbreitete sich das Gerücht, dem indeß nichts als eine Vermuthung zu Grunde lag, daß dieser Bescheid in Prag von den Statthaltern verfaßt sei; und man beschloß sie hierüber gemeinsam zur Rede zu stellen.

Von den Statthaltern waren besonders der oberste Landrichter Wilhelm von Slawata und Jaroslaw Graf von Martinitz den evangelischen Ständen schon lange verhaßt. Beide Männer hatten sich sowohl der Ausfertigung des Majestätsbriefes, als nach derselben der Bewilligung einer Amnestie für alle bei den vorhergegangenen Unruhen Betheiligten hartnäckig widersetzt; überdies erzählte man sich, sie ließen ihre protestantischen Unterthanen mit Hunden in die Messe hetzen. Unglücklicher Weise befanden sich diese Beiden mit dem Oberst Burggrafen Adam von Sternberg und Dippold von Lobkowitz, zwei anderen katholischen Mitgliedern des Collegiums der Statthalter, auf dem Schlosse, als die utraquistischen Stände am 23. Mai gegen Mittag, fast alle bewaffnet und mit einem zahlreichen Gefolge von Knechten umringt, daselbst erschienen. An ihrer Spitze war Heinrich Matthias Graf von Thurn, durch Tapferkeit, Freimüthigkeit und Herablassung im Besitz des Vertrauens seiner Glaubensgenossen, welches ihm auch eine Stelle unter den Defensoren verschafft hatte. Außer durch die allgemeine Gefahr seines Bekenntnisses, war er persönlich vom Kaiser gereizt durch die Entziehung des Burggrafenthums Karlstein, welches er

bis vor einiger Zeit verwaltet hatte. Paul von Rziczan führte nach der Verabredung für die Evangelischen das Wort und stellte die Frage: ob das beschwerliche Schreiben des Kaisers auf der Statthalter Anrathen oder mit ihrer Billigung verfaßt sei? Sollte in Folge desselben jemand Unrecht oder Gewalt erleiden, so würden sie alle für einen Mann stehen. Der Oberst Burggraf antwortete: solches Begehren sei unerhört und könne nicht erfüllt werden, da ihr Eid sie, die Statthalter und Räthe verpflichte, nichts von Allem, was im Rathe verhandelt und beschlossen werde, zu offenbaren; sie möchten sich deshalb an den Kaiser selbst wenden. Als darauf ein verworrenes Geschrei erfolgte und viele Stimmen riefen, sie sollten ja oder nein sagen, verlangte der Burggraf Aufschub, weil man sich über eine so wichtige Sache nothwendig mit den abwesenden Statthaltern besprechen müsse. Der Streit wurde heftiger, Schmähungen und Vorwürfe wurden über Martinitz und Slawata ergossen, bis Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz erklärten: zur Sicherung ihres Glaubens, ihres Leibes und Lebens bleibe nichts übrig, als sich dieser beiden Feinde für immer zu entledigen. Sie führten darauf den Burggrafen und Dippold von Lobkowitz in ein anderes Zimmer, während Wenzel von Raupowa zu Martinitz und Slawata gewendet ausrief: „werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinunter.“ Zurückkehrend umschlang Wilhelm von Lobkowitz den Grafen Martinitz von hinten und drängte ihn mit Rziczan, Ulrich Kinsky, Kaplicz und Smirziczisti gegen das offene Fenster. Vergebens flehte der Unglückliche um Frist zur Todesbereitung; er wurde hinabgestürzt. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, Thäter und Zuschauer waren gleich erschrocken, bis Thurn, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern.“ Da packten sie auch diesen und warfen ihn hinunter. In der Todesangst klammerte er sich an das Eisen der Fensterbrüstung, aber er ward so lange auf die Hand gehauen, bis er losließ. Darnach erfuhr der Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter dasselbe Schicksal. Ungeachtet die Höhe vom trockenen Schloßgraben bis zum Fenster an sechzig Fuß betragen mochte, blieben doch alle Drei am Leben; auch die Schüsse, die ihnen von obenher nachgeschickt wurden, gingen fehl. Fabricius und Martinitz entkamen glücklich aus der Stadt und aus dem Lande. Slawata, der am Kopf schwer verwundet war, wurde in das Haus des Kanzlers von Lobkowitz gebracht, und erhielt, nachdem er hier geheilt war, die Erlaubniß Böhmen zu verlassen.

Nach dieser raschen That ritt der Graf Thurn durch die Straßen und ermahnte das Volk zur Ruhe. In größter Eile ließen die Stände eine Apologie ihres Verfahrens, zogen die kaiserlichen Einkünfte und Güter an

sich und nahmen die Beamten auf ihren Namen in Eid und Pflicht. Darauf mußten die Jesuiten das Land verlassen, zur Verwaltung der Geschäfte wurde ein Ausschuß von dreißig Directoren niedergesetzt, und der Graf Thurn ward unter dem Titel eines obersten Generallieutenants zum Anführer der anzuwerbenden Kriegsmacht bestellt. Mit wenigen Ausnahmen traten auch die katholischen Stände den Maßregeln bei. Es kam darauf an, wie sich der Wiener Hof zu diesen Vorgängen verhalten werde.

---

8. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und Kaiser Ferdinand II.

Bestürzung und Schrecken erfüllten die Seele des Kaisers, als die Nachricht von den Prager Vorfällen nach Wien kam. Mußte er nicht von den dem böhmischen Reiche einverleibten Ländern, Schlesien, Mähren und der Lausitz fürchten, daß sie dem gegebenen Beispiele folgen würden? Hatten nicht auch in Ungarn und Oesterreich die Protestanten das Uebergewicht? Er selber war abgelebt und kränklich, ohne bereite Heeresmacht, ohne zureichende Geldmittel. Daher neigte er sich zur Nachgiebigkeit. Aber Ferdinand, unterstützt vom Erzherzog Maximilian, war der entgegengesetzten Ansicht. Von Gott gesandt sei diese Gelegenheit, meinte er, eine Schickung zum Verderben der Ketzer, zur Unterdrückung alles Widerstrebens und aller Rebellion, welche, seit die neue Lehre verbreitet worden, in allen Ländern des österreichischen Hauses überhand genommen habe; mit aller Kraft müsse man sich bewaffnen, mit dem größten Nachdruck auftreten. Und da nun die Häupter der Böhmen für die ersten Mandate und Unterhandlungsversuche des Kaisers taub blieben, weil sie ihm nicht trauten: so drang Ferdinand's Meinung schließlich um so leichter durch. Der spanische Hof wurde um Hülfe angegangen, in Oesterreich und den Niederlanden Werbeplätze eröffnet. Dabei blieben aber Ferdinand und Maximilian nicht stehen. Nachdem der Erstere erwünschtermaßen in Ungarn (1. Juli 1618) zum König gewählt und gekrönt war, entrissen sie dem Kaiser gewaltsam seinen einzigen Vertrauten, den Cardinal Klesel, weil sich dieser immer noch allen kriegerischen Maßregeln widersetzte, und ließen ihn gefangen nach Tyrol führen. Es war ein harter Schlag und ein großer Schimpf für den kranken Kaiser, über den nun die Vergeltung kam für das, was er an Rudolf gethan.

Die Rüſtungen gegen die Rebellen in Böhmen wurden darauf mit Eifer fortgeſetzt; und ſchon im Auguſt 1618 rückte der Graf von Dampierre, ein Lothringer von Geburt, mit einem kaiſerlichen Heerhaufen zum Entſatz von Budweis vor, welches Thurn belagerte, weil es dem Kaiſer treu geblieben war. Thurn eilte ihm entgegen, und ſchlug ihn bei Czaslau und Lomnicz. Darauf erhielten die Proteſtanten noch Verſtärkung; die Schleſier ſowie die Lauſitzer ſchloſſen eine Conföderation mit den Böhmen zur Herſtellung und Aufrechthaltung freier Religionsübung an allen Orten, und ſandten den Marggrafen Johann Georg von Jägerndorf*) mit dreitauſend Mann den Böhmen zu Hülfe; viertauſend Mann führte ihnen Graf Ernſt von Mansfeld zu, die er für den Herzog von Savoyen gegen die Spanier in Mailand geworben hatte. Dagegen wurde dem Kaiſer von Seiten der evangeliſchen Stände Ober- und Unteröſterreich's jede Hülfe verſagt, und der Graf Karl Longueval Boucquoi, der aus den Niederlanden zur Führung des kaiſerlichen Heeres berufen war, mußte ſich ebenfalls mit Verluſt aus Böhmen zurückziehen. Der Winter verging unter fruchtloſen Verhandlungen, und im folgenden Frühjahr ſtarb Kaiſer Matthias (20. März 1619) am Schlagfluſſe im zweiundſechzigſten Jahre, nachdem er ſich gegenüber dem Parteienkampfe ſeiner Zeit durchaus ohnmächtig erwieſen hatte.

König Ferdinand, auf dem nunmehr die Erhaltung der öſterreichiſchen Macht und des Katholicismus in Deutſchland beruhte, befand ſich in der ſchwierigſten Lage. Zu den früheren Uebelſtänden geſellten ſich die Beſchwerden der öſterreichiſchen Stände, die dem neuen Herrſcher die Huldigung verweigerten, bis der Bedrückung ihrer Religion abgeholfen und das gegen Böhmen angeworbene Kriegsvolk, welches das Land zu Grunde richte, entlaſſen ſei. Während hierüber zu Wien vergebliche Unterhandlungen gepflogen wurden, eröffnete Thurn im April 1619 den Feldzug, indem er mit ſechzehntauſend Mann nach Mähren vordrang, während Ernſt von Mansfeld mit einem anderen Heerhaufen die Habsburgiſchen Feldherren Boucquoi und Dampierre beſchäftigen ſollte. Thurn's Ankunft zu Brünn, wo die mähriſchen Stände verſammelt waren, entſchied deren Union mit Böhmen, die Ernennung eines ſelbſtändigen Directoriums und die Vertreibung der Jeſuiten. Faſt unaufgehalten zog der Graf weiter nach Oeſterreich, um ähnliche Beſchlüſſe auch bei den proteſtantiſchen Ständen dieſer

*) Das ſchleſiſche Herzogthum Jägerndorf war früher von der fränkiſchen Linie des brandenburgiſchen Hauſes erkauft worden, und dann an dieſen Fürſten, einen Bruder des Kurfürſten Johann Siegmund, übergegangen.

Provinzen durchzusetzen, und so den König aller Mittel und aller Macht zu berauben. Am 6. Juni schlug er sein Lager vor den Thoren Wiens auf. Der katholische Theil der Einwohner war im höchsten Schrecken; in der Hofburg befand sich Ferdinand ohne Geld und ohne Soldaten. Dennoch beschloß er, wie einst sein Ahnherr Friedrich III. an derselben Stelle, mit rühmlicher Standhaftigkeit keinen Fuß breit zu weichen; seine Flucht, das verkannte er nicht, hätte den Fall Wiens, vielleicht den Verlust des ganzen Erblandes nach sich gezogen. Das Verfahren Thurn's erleichterte ihm die Durchführung dieses Vorhabens. Statt in diesem großen Augenblicke, wo das Schicksal des Hauses Oesterreich, das Schicksal Deutschland's und Europa's in seiner Hand lag, die Stadt durch einen raschen Angriff zu nehmen, begnügte sich der Graf unbegreiflicher Weise, durch Unterhandlungen den Anschluß der österreichischen Sände an Böhmen einzuleiten, wozu sich die Protestanten bereit zeigten. Am 11. Juni schickten sie eine Deputation von sechzehn Edelleuten auf die Burg zum Könige, die in der entschlossensten Sprache seine Einwilligung in ihre Bewaffnung und in ihren Beitritt zu dem böhmischen Bunde verlangten. Einer dieser Verwegenen, ein Herr von Obergassing, soll ihn sogar bei den Knöpfen seines Wamses gefaßt, und mit drohender Stimme gefragt haben: ob er bald unterschreiben werde. Da schmetterten plötzlich Trompeten; der Oberst St. Hilaire sprengte mit fünfhundert Kürassieren in den Burghof. Von Dampierre abgesendet, war er zur glücklichsten Stunde eingetroffen und durch das unbesetzte Wasserthor in die Stadt gekommen. Die Ankunft dieser Truppen ermuthigte die Studenten und die katholischen Bürger von Wien, sich für Ferdinand zu bewaffnen, während die Stände eilfertig aus den Thoren flüchteten. Jetzt erst, da es zu spät war, begann Thurn die Belagerung, die er indeß bald wieder aufheben mußte, da Boucquoi und Dampierre am 10. Juni den Grafen von Mansfeld in der Gegend von Budweis überfallen und geschlagen hatten und nun ihrer Seits gegen Prag vordrangen. Es gelang ihm dann, die österreichischen Feldherren wieder bis auf die Grenzen Böhmen's zurückzutreiben.

Indeß begab sich Ferdinand, der nächsten Gefahr glücklich entronnen, auf den Kurfürstentag nach Frankfurt zur Kaiserwahl. Ungeachtet Pfalz, Sachsen und Brandenburg der neuen Lehre anhingen und die böhmischen Directoren die Stimme ihres Landes zu führen beanspruchten, wurde Ferdinand dennoch am 28. August, nachdem die böhmischen Gesandten zurückgewiesen worden waren, von den übrigen sechs Kurfürsten einhellig gewählt. Die protestantischen schlossen sich den drei geistlichen an, weil eine Spaltung ihnen bedenklich schien, und weil überdies kein anderer Bewer-

ber vorhanden war. Am 9. September 1619 fand die Krönung Ferdinand's II. statt.*)

Die Böhmen waren zu weit gegangen, um jetzt nicht auch den äußersten Schritt zu thun. Noch vor dem Abschluß der Kaiserwahl erklärten die in Prag versammelten Stände von Böhmen, Schlesien und Mähren feierlich, daß Ferdinand, der Erbfeind des evangelischen Glaubens, der Sklave Spanien's und der Jesuiten, welcher die böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen habe, aller Ansprüche auf ihren Thron verlustig sei, weil er sich gegen sein Versprechen noch zu Matthias' Zeiten in die Regierung gemischt und fremdes Kriegsvolk gegen seine Unterthanen abgesandt habe. Sie bezogen sich dabei auf das freie Wahlrecht der böhmischen Nation, welches der österreichische Hof verwarf. Von beiden Seiten konnte man sich auf die Geschichte berufen, da die böhmische Thronfolge immer in einer gewissen Mitte zwischen Erb- und Wahlrecht gestanden hatte. Doch ohne weitere Rücksicht auf diesen Streit schritten die Böhmen am 19. August 1619 zur Wahl eines neuen Herrschers. Unter mehreren dazu in Vorschlag gebrachten Häuptern erhielt die meisten Stimmen Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz. Er galt für einen edlen und freigebigen Fürsten; sein Sinn strebte hoch; in viele weit aussehende Verbindungen hatte er sich eingelassen. Ueberdieß gränzte die Oberpfalz an Böhmen; und wie Friedrich's Haus schon lange die Stütze der deutschen Protestanten gewesen war, leitete er auch jetzt die Union; seine Gemahlin war die Tochter König Jakob's von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim war Moritz von Oranien. So schienen alle Interessen der neuen Lehre in ihm vereinigt. Friedrich schwankte einige Zeit, ob er die dargebotene Krone annehmen solle. Obwohl er sich schon länger mit diesem Gedanken beschäftigt hatte, zauderte er doch — mehr eitel als wahrhaft groß gesinnt, und geschickter Pläne zu fassen als sie auszuführen — den entscheidenden Schritt zu thun. Der Herzog von Baiern, alle Kurfürsten mahnten ab; auch Jakob von England ließ sich ausweichend vernehmen. Dagegen drang der Hauptfeind Spanien's, Moritz von Oranien, auf die Besteigung des erledigten Thrones. Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, ein umsichtiger und thatkräftiger Mann, der Ferdinand II. dasselbe Schicksal bereiten wollte, wie Johann

*) Das ausführlichste, aber leider einseitig gehaltene Werk über diese für Deutschland so schicksalsreiche Persönlichkeit ist Fr. Hurter, Gesch. Kaiser Ferdinand's II, bis jetzt 9 Bände, Schaffhausen 1850—58; der neunte schließt mit dem Lübecker Frieden.

Zapolya Ferdinand I., versprach Bündniß und Hülfe. Insbesondere soll Friedrich's Hofprediger, Abraham Scultetus, ihm die Annahme der Krone als eine Pflicht gegen seine Glaubensgenossen eindringlich vorgestellt haben. So erschien denn der Kurfürst am 24. October auf der böhmischen Gränze, zog am 31. in Prag ein, und ward wenige Tage später daselbst gekrönt, worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Unermeßlich mußten die Folgen sein, wenn es gelang, Oesterreich für immer von Böhmen auszuschließen; das Uebergewicht dieses Hauses im östlichen Europa wäre gebrochen, der Katholicismus für immer aus Deutschland verdrängt worden. Diese Lage der Dinge verkannte die Gegenpartei nicht.

Der neue Kaiser sprach auf seinem Rückwege von Frankfurt bei seinem Jugendfreunde, dem Herzog Maximilian von Baiern, in München ein, und schloß mit ihm einen Vertrag, in welchem dieser umsichtige und kraftvolle Fürst, unter der Bedingung unumschränkter Leitung der Liga, alle seine Macht zur Rettung des Kaiserhauses und der katholischen Kirche aufzubieten versprach. Bald zeigte sich, was der Kaiser an diesem Bundesgenossen gewonnen. Zu Würzburg, wo sich die Fürsten der Liga versammelt hatten, gelang es seiner überlegenen Klugheit und Geschicklichkeit, alle Einwände, Bedenken und Schwierigkeiten zu überwinden, und kräftige Beschlüsse durchzusetzen. Es sollte ein Bundesheer von 21,000 Fußgängern und 4000 Reitern aufgestellt und so lange unterhalten werden, als Gefahr für den katholischen Glauben vorhanden sein würde. Zur Aufbringung des nöthigen Geldes sollte auch der Kirchengefäße nicht geschont, und die noch nicht in der Einigung befindlichen katholischen Stände Deutschland's erforderlichen Falls mit Gewalt zum Beitritt gezwungen werden. Bald danach sagte auch Philipp III. von Spanien dem Kaiser seine Hülfe zu und versprach Kriegsvolk aus den Niederlanden.

Während der Katholicismus seine Kräfte auf diese Weise enger vereinigte und zum nachdrücklichsten Widerstande zusammennahm, suchte Friedrich seinerseits die Fürsten der Union auf einem Tage in Nürnberg zu ähnlichen Schritten Behufs seiner Unterstützung zu bewegen. Aber vergebens; nur Durchzüge fremder Truppen wollte man verhindern, und die Liga um die Absicht ihrer Rüstungen befragen. Engherzigkeit, Selbstsucht, Lauheit und Unverstand, nach der seit Jahrhunderten üblich gewordenen deutschen Weise, stellten sich dem Gesammtvortheil in den Weg und behielten die Oberhand. Namentlich wirkte die Trennung der Protestanten in Calviniſten und Lutheraner, im Gegensatz zu der einheitlichen Denkweise der Katholiken, höchst verderblich. In Böhmen, wo sich bei weitem

die Mehrzahl zum Lutherischen Lehrbegriff bekannte, erregte es großen Unwillen, als der neue König die Domkirche in Prag von ihren Bildern und Zierrathen reinigen ließ, um den Gottesdienst streng nach reformirtem Ritus halten zu lassen. Und wie dieser Schritt dem Könige die Herzen vieler Unterthanen entfremdete, so entzog ihm dieselbe religiöse Parteiung auch die Unterstützung eines Fürsten, dessen Beitritt von den bedeutendsten Folgen für ihn gewesen sein würde. Kurfürst Johann Georg von Sachsen, längst eifersüchtig, daß seinem Hause die Leitung der protestantischen Angelegenheiten durch die Kurfürsten der Pfalz entrissen sei, sah die Königskrone mißfällig auf dem Haupte seines Nebenbuhlers. Sein Hofprediger Hoe von Hohenegg, von ebenso großem Einflusse auf den sächsischen Hof wie Scultetus am pfälzischen, steigerte diese Stimmung durch religiösen Eifer. Ueber Friedrich's Thronbesteigung schrieb er an den Grafen von Schlick: „O wie Schad, o wie großer Schad um soviel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil!" Wirklich überwog bei dem Kurfürsten, wie damals bei vielen Lutheranern, der Haß wider die Reformirten den gegen die Katholiken; und Sachsen, die Wiege des Protestantismus, verband sich zu Mühlhausen im März 1620 wider Protestanten mit den Kurfürsten von Köln und Mainz zur Unterstützung des Kaisers. Wie einst sein Vorfahr Moritz, so handelte auch Johann Georg im entscheidendsten Augenblicke gegen seine Glaubensgenossen.

Inzwischen hatten die Waffen nicht ganz geruht. Noch vor Friedrich's Thronbesteigung war Bethlen Gabor in Oberungarn eingefallen, hatte Presburg eingenommen und war schnell bis Wien vorgedrungen. Gegen ihn mußte Boucquoi von den böhmischen Gränzen herbeigerufen werden. Thurn folgte dem abziehenden feindlichen Heere auf dem Fuße; und als Boucquoi versuchte, ihn in der Nähe der Hauptstadt aufzuhalten, wurde er bis in die Thore zurückgedrängt. Ungehindert bewerkstelligte Thurn seine Vereinigung mit dem Fürsten von Siebenbürgen und stand dergestalt Anfangs November zum zweiten Mal in diesem Jahre (1619) vor Wien. Doch verhinderte der Eintritt strenger Kälte die Eröffnung einer nachdrücklichen Belagerung, und bald nöthigte Hunger und Mangel die Verbündeten zum Rückzuge.

Im Sommer des Jahres 1620 schien das Kriegswetter sich zuerst in Baiern entladen zu wollen. Die unirten Fürsten hatten sich nämlich durch die drohenden Rüstungen der Liga endlich bewegen lassen, einige Truppen zu werben, die unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Bran-

benburg-Anspach nach Ulm vorrückten. Schon erwartete man ein Treffen, als am 3. Juli 1620 zu Ulm über alles Erwarten ein Vergleich zwischen der Union und der Liga zu Stande kam; und zwar durch Vermittelung des französischen Hofes, der damals mehr die Unterstützung fürchtete, welche die deutschen Protestanten im Siegesfalle den Hugenotten gewähren möchten, wie die Befestigung der österreichischen Macht. Das Heer der unirten Fürsten war schwach, sie selbst uneins unter einander, geschreckt durch die Kunde vom Heranzug spanischer Truppen aus den Niederlanden, und wenig vertrauend auf die Böhmen. So ließen sie sich leicht zu Allem bringen, was Maximilian wünschte, und gaben in feigherziger Verblendung Böhmen und die Pfalz sowie ihre eigene Sache auf. Es sollte ein vollkommener Friede zwischen beiden Bündnissen bestehen, und kein Theil dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern; die böhmischen Angelegenheiten aber wurden ausdrücklich von dem Vergleiche ausgeschlossen, d. h. ihnen gegenüber bekam die Liga völlig freie Hand.

Maximilian hatte den Abschluß dieses Vertrages betrieben, um die Herrschaft des Kaisers vor dem Beginn eines größeren Krieges nach Außen zunächst in den Erblanden befestigen zu können. Deshalb führte er jetzt das Ligistische Heer, das 26,000 Fußgänger und 3000 Reiter zählte, nach Oberösterreich, dessen Stände dem Kaiser noch immer nicht gehuldigt, vielmehr sich mit den Böhmen verbunden und ihnen einige Truppen zu Hülfe gesendet hatten. Keines Einbruchs gewärtig, leistete das Land dem Herzog wenig Widerstand; in Linz mußten der Adel und die Städte ihm als Stellvertreter des Kaisers huldigen, auf den Bund mit Böhmen zu verzichten, und ihre Truppen zu dem Ligistischen Heere stellen. Danach vereinigte sich Maximilian mit Boucquoi, welcher Dampierre gegen den Fürsten von Siebenbürgen zurückgelassen hatte, und beide Heere rückten vereinigt gegen Böhmen vor. Die Ligistischen Truppen befehligte unter dem Herzoge der Niederländer Johann Tzerklas Freiherr von Tilly aus dem wallonischen Brabant, der in seinem Vaterlande wie in Ungarn auf vielen Feldzügen Erfahrungen gesammelt und Kriegsruhm geerndtet hatte; er stand schon seit 1609 in baierischen Diensten, und zeichnete sich, wie durch Tapferkeit, so auch durch große Frömmigkeit und sittliche Strenge aus; einfach in seiner Lebensweise, achtete er äußerer Ehren nicht; aber seine jesuitische Erziehung hatte ihn unduldsam, hart und herb gemacht*). Um dieselbe Zeit

*) Tzerklas ist wahrscheinlich zusammengezogen aus Herr Nikolaus (Klas). Die ausführlichsten Monographien über Tilly sind gegenwärtig: Villermont (Comte de), Tilly ou la guerre de trente ans de 1618 à 1632, Paris et

brach der Kurfürſt von Sachſen als Kaiſerlicher Commiſſarius mit funfzehntauſend Mann von Norden herein, und beſetzte nach kurzem Kampfe die ganze Lauſitz, wodurch den Böhmen auch die Hülfe dieſer Provinz, ſowie Schleſien's größten Theils entzogen wurde; während König Sigismund III. von Polen dem Kaiſer 8000 Koſacken zur Unterſtützung ſandte. Auch die ſpaniſchen Feldherren Spinola und Cordova zogen ungehindert mit 26,000 Fußgängern und 4000 Reitern aus den Niederlanden gegen die rheiniſchen Erblande des Böhmenkönigs.

In dieſen Tagen der Gefahr fand Friedrich bei dem Volke, das ihn auf den Thron erhoben hatte, die Willenskraft und Entſchloſſenheit nicht, die nöthig geweſen wären, ihn darauf zu erhalten, und die man von einer für ihren Glauben und ihre politiſche Geſinnung begeiſterten Partei hätte erwarten dürfen; aber er ſelbſt hatte ſich bei den Böhmen um Anſehn und Liebe gebracht. Sein Hang zum Wohlleben, ſeine Sorgloſigkeit, ſeine Zurückſetzung inländiſcher Feldherren und Rathgeber, ſein unklug vertheidigter Calvinismus hatten ihm die Gemüther mehr und mehr abgewendet; ſeine Truppen, die nicht beſoldet wurden, hatten ſchon ſeit einem Jahre das Volk gedrückt und ausgeſogen, ja ſogar die Landleute, aus deren Mitte doch die Wehrkraft zum Theil hervorgehen ſollte, in Waffen wider ſich gebracht. Auch von den Herren und Rittern fanden ſich nur wenige beim Heere des Königs ein. Dieſe Stimmung des Landes mußte den einſichtigen und entſchloſſenen Gegnern leichtes Spiel machen.

Als die Vereinigung Maximilian's und Boucquoi's geſchehen war, hatte ſich der böhmiſche Heerhaufe, der noch in Oeſterreich ſtand, nach Mähren gezogen, und der bedächtige Boucquoi wollte ihm dahin folgen. Maximilian hingegen drang auf eine entſcheidende Unternehmung. „Der Plan der Böhmen iſt," ſagte er, „uns durch Hin- und Herziehen aufzureiben. Mangel und Hunger drohen uns, und ſchon herrſchen Krankheiten unter unſern Truppen. Gehen wir daher auf Prag los! Prag iſt das Herz Böhmen's; erobern wir dieſes, ſo haben wir Böhmen erobert" *). Seine Meinung drang durch, und dies entſchied den Feldzug. Friedrich erwartete den Feind bei Pilſen. Unentſchloſſen wie immer, be-

---

Tournay 1860, 2 Bde. (Aus dem Franzöſ. überſ. in Einem Bande, Schaffhauſen 1860); und Onno Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege, Stuttgart 1861, 2 Bde. Beide Verfaſſer ſind indeß einſeitig von ihrem Helden eingenommen, und ſuchen ihn namentlich auf Koſten Guſtav Adolph's zu erheben.

*) Wolf, Geſch. Maximilian's I., fortgeſ. von Breyer, Bd. IV. S. 428.

gehrte er zu unterhandeln, als die Verbündeten heran kamen, und zog sich näher gegen Prag. Maximilian wies alle Vorschläge von der Hand, falls er nicht die Krone niederlege, und suchte ihn von seiner Hauptstadt abzuschneiden. Diese Absicht konnten die Böhmen zuletzt nur durch einen höchst angestrengten und erschöpfenden Marsch verhindern, der sie in der Nacht des siebenten zum achten November auf den weißen Berg dicht vor Prag brachte. Hier stellte ihr Anführer, Fürst Christian von Anhalt, am folgenden Morgen (8. Nov. 1620) die ermüdeten und durch den Rückzug entmuthigten Truppen in Schlachtordnung. Kaum einundzwanzigtausend Mann waren sie stark, während ihre Feinde noch einmal so viel Truppen zählten; doch würde die treffliche Stellung auf der Höhe für die geringere Menge ein Ersatz gewesen sein, wenn nicht bei der Mehrzahl des böhmischen Heeres Selbstvertrauen, Ordnung, Einigkeit und Gehorsam gefehlt hätten. Wiederum waren die Feldherren der Katholischen getheilter Meinung; Boucquoi wollte die Stellung des Feindes umgehen und Prag von der andern Seite angreifen, Maximilian und Tilly drangen auf unmittelbaren Angriff. Da trat der Pater Dominicus de Jesu Maria, ein spanischer Carmelitermönch, der im Rufe eines heiligen Wunderthäters stand und das Heer begleitete, um den Muth der Streiter zu beleben, unter die Hadernden. „Söhne der Kirche," sprach er, „ist es jetzt Zeit zu zweifeln, zu zaudern? Jetzt, da der Herr seine und eure Feinde in eure Hände gegeben hat, sollten wir sie nicht angreifen?" Seine Rede gab den Ausschlag; um zwölf Uhr Mittags führten Tilly und Tiefenbach das erste Treffen den Berg hinauf. Von lebhaftem Geschützfeuer empfangen, beginnen die Kaiserlichen zu wanken, Christian von Anhalt formirt eine Colonne, um den günstigen Augenblick seiner Seits zum Angriff zu benutzen, als das Thurnsche Regiment, von panischem Schrecken ergriffen, plötzlich die Flucht nimmt. Dennoch stürmt der junge Fürst von Anhalt, des Feldherrn Sohn, mit einigen Reiterhaufen wie Blitz und Donner in den Feind. Nun wandten hier die Regimenter Tiefenbach und Breuner den Rücken; aber Maximilian und Boucquoi halten die Fliehenden mit gezogenen Degen auf, Tilly führt vom linken Flügel baierische Reiter herbei, welche die schwachen Schaaren Anhalt's in der Flanke fassen. Sie werden geworfen, der Führer gefangen, und nun können die Schlesier und Mährer den mit allen Kräften rasch vordringenden Feind nicht mehr aufhalten, da alles übrige Kriegsvolk meist ohne zum Gefecht zu kommen sich in wilde Flucht ergießt. Die Bitten, Drohungen und Ermahnungen der Führer, die auf beiden Seiten ihre Schuldigkeit thaten, sind vergebens. Und

wären Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus dabei gewesen, heißt es in dem Bericht des Fürsten Christian von Anhalt, sie hätten dieses Volk nicht zum Stehen bringen können. Eine Stunde hatte das Schicksal Böhmen's und Friedrich's entschieden. Viertausend Mann seines Heeres blieben auf dem Platze; zehn Stücke Geschütz nebst hundert Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Es war gerade an dem Sonntage, an welchem in den Kirchen über die Worte: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, gepredigt ward.

König Friedrich, der die Nacht im Prager Schlosse zugebracht, hatte eben an der Tafel gesessen, als die Nachricht von dem Beginn der Schlacht gekommen war. Er war sogleich auf den Wall geeilt, und hatte von dort die Verwirrung und Flucht der Seinen gesehen. Maximilian forderte ihn auf, sich binnen acht Stunden zu erklären, ob er auf seine angemaßte Würde Verzicht thun wolle. Obgleich Friedrich's Heer nicht vernichtet, sondern nur zerstreut, ja sogar größten Theils in der Stadt war; obgleich Mansfeld noch mit zwölftausend Mann Pilsen und andere feste Plätze besetzt hielt; obgleich 8000 Ungarn, von Bethlen Gabor zu Hülfe gesendet, nur vier Meilen von Prag standen, die Bürgerschaft der Stadt sich zur Vertheidigung der Mauern erbot, und die Belagerung jeden Falls in der späten Jahreszeit nicht lange und kräftig hätte fortgesetzt werden können: so wußte Friedrich dennoch keinen bessern Entschluß zu fassen, als daß er statt aller Antwort am folgenden Morgen mit den Grafen von Anhalt, von Hohenlohe und Thurn nach Breslau entfloh. Noch an demselben Tage hielt Maximilian seinen Einzug in Prag. Friedrich's Begleiter beschworen ihn, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, sondern sich in Schlesien neu zu bewaffnen und zu halten. Vergebens; der erste Schlag hatte dem König so sehr alle Besonnenheit und Selbständigkeit geraubt, daß er sich lieber dem unsichersten und schimpflichsten Schicksale Preis geben als männlichen Widerstand wagen wollte. Umsonst erboten sich die schlesischen Stände zu den größten Opfern; umsonst drang Bethlen Gabor bis an die mährische Grenze vor: Friedrich entwich auch aus Breslau und floh nach Berlin. Von dort wandte er sich nach Holland, wo er auf seines Schwiegervaters Kosten lebte. Der Kaiser sandte ihm eine Achtserklärung nach (22. Jan. 1621), in welche auch Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, und der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf mit einbegriffen waren, welcher Letztere die Lausitz gegen den vordringenden Kurfürsten von Sachsen einige Wochen vertheidigt hatte.

Die ganze katholische Christenheit vernahm die Nachricht von der

Schlacht am Weißen Berge bei Prag mit lautem Jubel. Unmittelbar nach der höchsten Gefahr hatte Kaiser Ferdinand II. in allen seinen Ländern eine Macht erlangt, wie nie einer seiner Vorgänger besessen. Mähren und Schlesien unterwarfen sich nach der Flucht Friedrich's gleichwie Böhmen. Mansfeld zog sich nach der Oberpfalz; nach seiner Entfernung übergab die Besatzung von Pilsen diese Stadt für eine Geldsumme an Tilly. Zu derselben Zeit hatte Boucquoi Mähren durchzogen, den Fürsten von Siebenbürgen zurückgedrängt, und am 2. Mai 1621 eroberte er Presburg. Die Union sah unthätig zu, wie Spinola die Unterpfalz bis auf einige Festungen besetzte, und löste sich nach kurzer Zeit ganz auf; Johann Georg wich vor den Sachsen, mit denen sich kaiserliche Truppen vereinigt hatten, nach Glatz, mußte aber endlich, nachdem seine Schaaren im Herzogthum Teschen zersprengt worden waren, zu Bethlen Gabor entfliehen (1622), wo er im folgenden Jahre starb. Sein Herzogthum erhielt der Fürst Karl von Liechtenstein.

Mit derselben Entschlossenheit, die alle diese Siege herbeigeführt hatte, wurden ihre Folgen benutzt, um die Herstellung des Katholicismus im ganzen Umfange der österreichischen Staaten auf das schnellste und durchgreifendste zu bewerkstelligen; eine furchtbare Reaction begann. Papst Gregor XV. sandte den Cardinal Caraffa, um den Eifer des Kaisers zu erhöhen und zu unterstützen. Länger als drei Monate nach der Schlacht am Weißen Berge war in Böhmen Alles ruhig geblieben, weil man Mansfeld's und Johann Georg's Truppen in der Oberpfalz und in Schlesien noch gefürchtet hatte; und schon überließen sich daher Viele völliger Sorglosigkeit über die Folgen der verunglückten Erhebung, als plötzlich achtundvierzig der vornehmsten Häupter des Aufstandes ins Gefängniß geworfen wurden. Man machte ihnen einen höchst summarischen Proceß, und siebenundzwanzig derselben, die zu den kräftigsten und talentvollsten Männern gehörten, wurden öffentlich hingerichtet; viele andere entflohen geächtet. Alle zeigten Muth und Standhaftigkeit. „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke," sagte Graf Andreas Schlick, „durchwühlet meine Eingeweide, ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser Sieg verliehen, so geschehe des Herrn Wille." Hierauf wurden alle Landsassen aufgefordert, sich selbst anzuklagen, wenn sie Verzeihung erhalten wollten. Fast der ganze Adel des Landes, siebenhundertundachtundzwanzig Barone und Ritter erschienen auf dieses Wort, und wurden dafür entweder ihres ganzen Vermögens oder doch eines

bedeutenden Theiles desselben beraubt. Am 13. September 1621 mußten alle Prediger der neuen Lehre das Land räumen; an ihre Stelle traten Dominicaner, Franciscaner und Carmeliter in großer Anzahl; aller Orten wurde die Messe wieder nach römischer Weise gehalten. In allen königlichen Städten mußten die Protestanten den Rath verlassen; das confiscirte Eigenthum der Rebellen wurde zum größten Theil der Kirche überwiesen; und den Bürgern, welche nicht gutwillig katholisch werden wollten, wurden zwanzig bis dreißig Soldaten ins Haus gelegt, damit, wie der Cardinal Caraffa sagte, ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten*). In der That machte die Bekehrung unter diesen Umständen unglaubliche Fortschritte. Die Jesuiten, die triumphirend zurückkehrten und mit Gütern überhäuft wurden, führten alljährlich viele Tausende in den Schooß der Kirche zurück. Anderen aber ging der Glaube über Vaterland und Besitz; an dreißigtausend Familien verließen Böhmen, unter ihnen hundertfünfundachtzig alte Geschlechter. Nachdem die Rechte der böhmischen Nation auf solche Weise der That nach vernichtet waren, zerriß der Kaiser auch die Urkunden und Zeugnisse derselben; mit eigner Hand löste er das große Siegel vom Majestätsbriefe ab, und zerschnitt die Unterschriften. So ging auf immer verloren, was Johann Huß vor zweihundert Jahren begründet, was durch einen langen und blutigen Krieg befestigt, was durch Luther's Auftreten neu geboren und umgestaltet worden war. Hussen's Festtag wurde 1622 zum letztenmal öffentlich gefeiert; seitdem verschwand er auf päpstliches Verlangen aus dem Kalender und dem öffentlichen Leben. Der Trotz der Böhmen war gebrochen, aber auch ihr emporstrebender Sinn gelähmt; der freien Entfaltung und den geistigen Fortschritten des Landes war von dem eignen Herrscher eine tiefe Wunde geschlagen. Kaiser Ferdinand ist über sein Verfahren hart getadelt worden, und nichts in der That vermag den Tadel zu mildern oder zu beschönigen. Wie in Böhmen ging es auch in Mähren her; und in Oberösterreich, wo alle Bekehrungsversuche vergeblich blieben, mußten die Protestanten ebenfalls allmählig das Land verlassen.

---

*) Ranke, Päpste. Bd. II. S. 463. Vgl. Carlo Caraffa vescovo d'Aversa, Relatione dello stato dell' imperio etc., herausg v. Müller, im Archiv f. Kunde österr. Geschichts-Quellen, Bd. XXIII. (Wien 1859). S. 101 ff.

9. Ausbreitung des Krieges in Deutschland.
(1621—1624.)

Wenn Kaiser Ferdinand seine Feinde mit schonungslosem Eifer bestrafte, so war er nicht minder bedacht, die Unterstützung seiner Freunde zu belohnen. Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Lausitz, Maximilian von Baiern die Oberpfalz, aus welcher Tilly die Mansfeldischen Schaaren verdrängt hatte; vorläufig unter dem Titel von Unterpfändern für ihre Kriegskosten. Nicht bloß die Besitzungen des geächteten Kurfürsten Friedrich, auch seine Rechte wollte der Kaiser einziehen und anderweitig vergeben. Damals, als er mit Maximilian von Baiern auf der Rückreise von Frankfurt jenes Bündniß geschlossen, dem er Rettung und Sieg verdankte, hatte er ihm das Versprechen gegeben, seinem Hause die pfälzische Kurwürde zu verschaffen, wodurch die katholischen Interessen das Uebergewicht im Rathe der Kurfürsten mit vier Stimmen gegen zwei erhalten mußten. Dieser Uebertragung, welche auf einem Tage zu Regensburg zu Anfang des Jahres 1623 vollzogen werden sollte, widersprachen Sachsen und Brandenburg, weil sie die gegen Friedrich von der Pfalz verhängte Acht, die ohne Fürstengericht durch einen bloßen Machtspruch des Kaisers erfolgt war, für unrechtmäßig erklärten. Dennoch belehnte der Kaiser den Herzog Maximilian am 25. Februar mit der Kurwürde; aber, wie es die Majorität der Fürsten wollte, nur auf Lebenszeit und mit Vorbehalt der Rechte der Nachkommen und Verwandten Friedrich's von der Pfalz. Dieß Ereigniß mußte als ein neuer bedeutender Sieg des Katholicismus betrachtet werden. Außerdem reorganisirte bereits Maximilian im Geiste desselben die Oberpfalz, und untersagte die Uebung des evangelischen Gottesdienstes; in der Unterpfalz wurde bald in gleichem Sinn verfahren. Ueberall hatte die Restauration frischen Antrieb und größere Wirkungskreise erhalten.

Die Sache des Protestantismus beruhte inzwischen eine Zeitlang einzig und allein auf den Schaaren des Grafen Ernst von Mansfeld, welchen König Friedrich zu seinem Feldherrn ernannt hatte. Aus der Oberpfalz vertrieben war er nach Franken gezogen, und hatte die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt mit schonungslosen Brandschatzungen heimgesucht. Mansfeld's kräftige Natur, sein Heerführertalent, der Ruf seiner Freigebigkeit verschafften ihm starken Zulauf kriegs- und beutelustigen Volkes. Nachdem er zunächst, um Zeit zu gewinnen, mit Tilly, welcher ihn mit dem Ligistischen Heere verfolgte, unterhandelt

hatte, eilte er nach dem Rhein, und schlug seine Quartiere in der Unterpfalz, in Speier, Mainz und den Bisthümern am Rhein auf, die er mit unbarmherziger Härte drückte. Auch dorthin von Tilly, der sich hier mit den spanischen Truppen vereinigte, verfolgt, warf er sich mit seinem bereits auf 20,000 Mann angewachsenen Heere nach dem Elsaß, um sich Geld und Unterhalt zu verschaffen. Der Stadt Hagenau allein preßte er hunderttausend Gulden ab. Hierauf wandte er sich gegen Elsaß-Zabern, der Hauptstadt des Bisthums Strasburg, in dessen Besitz damals der Erzherzog Leopold war, der uns schon bekannte Bruder des Kaisers Ferdinand. Doch die Besatzung vertheidigte sich so tapfer, daß Mansfeld unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Dagegen kamen das platte Land und die Klöster desto schlimmer weg. Dem verdrängten Kurfürsten Friedrich wuchs allmählig wieder der Muth, so daß er den Haag verließ, und verkleidet in dem Lager des Grafen erschien. Mansfeld ging mit ihm bei Germersheim über den Rhein, und schlug Tilly durch rasche Benutzung der Umstände in einem Treffen bei Wiesloch (27. April 1622).

Der Verdruß über die Auflösung der Union und die Theilnahme, welche Friedrich's Schicksal erregte, erweckten demselben noch zwei andere Vertheidiger. Zuerst fühlte Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach die Begierde, unter den freiwilligen Verfechtern Friedrich's genannt zu werden und es dem Grafen von Mansfeld an kriegerischem Ruhme gleich zu thun. Lange schon hatte er im Stillen eine Summe Geldes zu solcher Unternehmung gesammelt, Geschütze gießen lassen, und Kriegsvorräthe aller Art aufgekauft. Dann durch Mansfeld's Fortschritte ermuthigt, warb er rasch ein Heer, unter dem Vorwande, die Grenzen seines Landes gegen Jedermann zu vertheidigen, rief seine Stände zusammen, trat sein Land zu Karlsburg feierlich seinem Sohne ab, und brach dann nach der Pfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Ueberall schöpfte man damals neue Hoffnungen; Alles erwartete, daß die beiden Heere den bestürzten und bereits geschlagenen Feind vernichten und das südliche Deutschland von den spanischen und Ligistischen Schaaren befreien würden. Tilly wich vor den Verbündeten in der That bis nach Heilbronn zurück, das ihm nicht einmal die Thore öffnete, als plötzlich Mansfeld und der Markgraf sich wieder trennten. Entweder nämlich hatten die beiden Feldherren nicht in Einem Kriegsrathe, oder die beiden Räuberschaaren nicht auf Einem Boden Raum. Der Markgraf wandte sich gegen Wimpfen, und hier erreichte ihn Tilly mit seiner gesammten Macht (6. Mai 1622). Einige auffliegende Pulver-

karren, welche Feuer gefangen hatten, verbreiteten Verwirrung im badenschen Heere; und so erlitt der Markgraf nach verzweifelter Gegenwehr eine vollständige Niederlage. Mit zwölf Wunden fiel der junge Herzog Magnus von Würtemberg an der Spitze seines Regiments, und nur die heldenmüthige Aufopferung von dreihundert Pforzheimer Bürgern, die unter ihrem Bürgermeister Deimling um den Markgrafen fochten, bis der letzte Mann gefallen war, konnte diesen selbst vor Gefangenschaft retten.

Unterdeß hatte schon ein dritter Kämpfer für Friedrich's Sache das Schwert erhoben. Es war der Herzog Christian, Administrator des Bisthums Halberstadt, des regierenden Herzogs von Braunschweig Friedrich Ulrich Bruder, ein junger Mann von Mansfeld's Kraft, Wildheit und Feldherrngaben. Er hatte vorher als Rittmeister in holländischen Diensten gestanden und dort den flüchtigen Kurfürsten Friedrich kennen gelernt. Man sagt, ein persönliches Interesse für dessen Gemahlin Elisabeth habe ihn zunächst zu dem kühnen Entschlusse begeistert, sich, wie Mansfeld, von freien Stücken zum offenen Feind des Kaisers aufzuwerfen. Nach Ritterstitte steckte er Elisabeth's Handschuh auf den Hut, und schwur ihn nicht eher abzunehmen, als bis er den Kurfürsten wieder in seine Länder und Ehren eingesetzt habe. Seine Fahnen führten die Inschrift: Tout pour dieu et pour elle. Im Besitz der reichen Einkünfte seines Bisthums und mehrerer anderer Pfründen warb er Truppen, wobei ihn die Stimmung der Protestanten im nördlichen Deutschland unterstützte; für ihren Unterhalt mußten zunächst die Stifter und Klöster Westphalens sorgen. Dann setzte er sich mit Mansfeld in Verbindung und drang ins Hessische vor, um seine Vereinigung mit diesem zu bewirken. Als er bis nach Amöneburg gekommen, hinderten baierische Truppen den weiteren Marsch, und Christian mußte, um sich zu verstärken, nach Westphalen zurückgehen (December 1621), wo er die Bisthümer und Kirchengüter von Neuem brandschatzte. In der Hauptkirche zu Paderborn fand er unter andern die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber, die er mit der scherzhaften Erinnerung, daß ihr Auftrag nicht sei, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen, in die Münze schickte. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ So gestärkt versuchte er, nachdem seine Schaaren beinahe auf 20,000 Mann angewachsen waren, auf die Nachricht, daß Mansfeld's Waffen glücklichen Fortgang hätten und Darmstadt erobert worden sei, zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz. Tilly stand in den Maingegenden, um die Vereinigung der bei-

den Kriegsfürsten zu hindern, mit weit überlegenen Streitkräften. Dennoch erwartete der Herzog nach seiner ritterlichen Sinnesart den Angriff bei Höchst (20. Juni 1622), der mit der Vernichtung seines Fußvolks endete. Nur mit der Reiterei entkam er, und langte glücklich bei Mansfeld an. Ihre Absicht war nun, den Ligistischen Truppen nochmals ein Treffen zu liefern; allein Kurfürst Friedrich, der noch immer bei Mansfeld weilte, widersprach; und so gingen sie wieder auf das linke Rheinufer zurück, um den Elsaß zum zweiten Male zu verheeren. Der größte Feind des unglücklichen Fürsten war in der That er selbst. Dies sollte sich alsbald vollends zeigen. England, Dänemark und Sachsen pflogen damals über seine Restitution in die pfälzischen Erblande Unterhandlungen mit dem Kaiser; und da dieser vor allem Andern die Abdankung jener beiden Landverwüster forderte: so erklärte Friedrich, der thöricht und zaghaft genug war, um eher von diplomatischen Bemühungen als von den Waffen Erfolge zu erwarten, ohne Zaudern, daß er sie ihrer Dienste und Pflichten entlasse (13. Juli 1622), indem er sie, die eben damals mit dem Entlassungsbegehren gedroht, beim Worte faßte*). Und damit ging er nach Holland zurück.

Unbekümmert hierüber schalteten Mansfeld und Christian am Rheine nach wie vor, wandten sich dann nach Lothringen und an die französischen Grenzen, und verbreiteten Schrecken bis nach Paris hin. Zuerst wollten sie den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. bedrängt wurden, zu Hülfe ziehen; dann gingen sie auf das Anerbieten der Holländer ein, auf einige Monate in ihre Dienste zu treten. Sie nahmen ihren Weg zunächst durch die spanischen Niederlande, um sich bei Breda mit den Truppen des Prinzen Moritz zu vereinigen. Bei Fleurus stellte sich ihnen ein spanisches Heer unter Cordova entgegen. Christian entschied durch einen kühnen Reiterangriff die Schlacht zu ihren Gunsten, worauf sie Bergen op Zoom entsetzten. Indeß unterwarf Tilly die verlassene Pfalz, Heidelberg und Mannheim wurden erstürmt und geplündert; im nächsten Frühjahre (1623) fiel Frankenthal, der letzte Ort, der sich für Friedrich von der Pfalz vertheidigte. Tilly's Schaaren erhielten darauf Standquartiere in diesen Ländern, die man bereits als das Eigenthum der Eroberer betrachtete. Die berühmte Heidelbergische Bibliothek, die größtentheils aus den seltensten Handschriften bestand,

*) Klopp, Ueber einige Männer des dreißigjährigen Krieges, in Westermann's Monatsheften, November 1861, S. 207, legt dem Entlassungsbegehren Mansfeld's und Christian's ein zu großes Gewicht bei, wenn er daraus allein die ganze Wendung herleitet.

schenkte Herzog Maximilian dem Papste Gregor XV., der dieselbe der großen vaticanischen Sammlung einverleibte. Erst in unseren Tagen hat Heidelberg einen Theil dieser Schätze zurückerhalten. Auch die den pfälzischen Besitzungen benachbarten Stände und Städte mußten es sich gefallen lassen, die Verpflegung Ligistischer Truppen zu übernehmen; selbst Würtemberg verstand sich dazu, einige tausend Mann aufzunehmen, „weil man es nicht ohne Gefahr abschlagen könne."

Bald darauf gaben neue Bewegungen der Kriegshaufen Mansfeld's und Christian's von Braunschweig, von den Niederlanden her, dem Kaiser und den verbündeten katholischen Fürsten Gelegenheit, die begonnene Besetzung und Unterdrückung Deutschlands immer weiter auszudehnen. Jene beiden Heerführer nämlich, aus dem holländischen Dienste entlassen, brachen in Westphalen ein. Mansfeld richtete seinen Marsch über Osnabrück nach Ostfriesland; Christian zog nach Niedersachsen, wo er auf Betrieb seines Bruders von den Ständen dieses Kreises als Kreisgeneral in Dienst genommen wurde. Denn die immer drohender um sich greifende Macht des Katholicismus hatte die Fürsten und Städte dieser Länder doch bewogen, einige Rüstungen zu veranstalten und Vorbereitungen zu ihrer eigenen Sicherheit zu treffen. Leider fehlte aber auch hier, wie früher in der Union, Einigkeit und Neigung, für das gemeinsame Wohl Anstrengungen zu machen. Deshalb legte Christian schon nach vier Wochen sein neues Amt nieder, um seine besonderen Plane zu verfolgen. Er wollte gerades Weges in Böhmen eindringen, sich vor den Thoren Prags mit Bethlen Gabor, mit dem er in Unterhandlung getreten war, vereinigen und den vertriebenen Friedrich wieder auf den Thron setzen. Dagegen hatte Tilly bereits auf dem Tage zu Regensburg vom Kaiser Befehl erhalten, nachdem er sich durch baierische Truppen verstärkt, über Hessen gegen die Weser vorzurücken. Bei der Annäherung dieser ihm weit überlegenen Truppen beschloß Christian, da der Kurfürst von Sachsen ihm den Durchzug durch seine Länder verweigerte, vor der Hand nach Westphalen zurückzugehen und sich mit Mansfeld zu vereinigen. Allein er kam nicht weit; Tilly erreichte ihn am 6. August 1623 bei Stadtlohn im Münsterschen, zwang ihn zum Stehen, und zerstreute nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht sein Heer völlig. Mansfeld, der nur schwach war, und selbst auf Christian's Hülfe gerechnet hatte, getraute sich nun nicht länger, gegen den immer weiter vorrückenden Tilly das Feld zu halten; er entließ seine Soldaten, beschied einige mit Laufpässen an andere Sammelplätze, und rieth Anderen, in den Niederlanden Dienste zu suchen. Er selbst begab sich hierauf an den

Hof zu London, und Christian ging nach Paris, um sich hier Beistand zu verschaffen. Inzwischen war Bethlen Gabor mit einem großen Heere bis an die mährische Grenze vorgedrungen; da er aber von seinem Bundesgenossen keine Kunde vernahm, ging er zurück, und ließ sich im folgenden Jahre (8. Mai 1624) zu einem Frieden mit dem Kaiser bewegen.

10. Dänemark's Einmischung und Wallenstein's Auftreten (1625—1627.)

So gab es denn für den Kaiser keinen offenen Widersacher mehr in Deutschland. Die drei Kriegsfürsten, die nach der Weise italienischer Condottieren früherer Zeiten gegen ihn gekämpft hatten, waren sämmtlich vom Boden des Reiches vertrieben, und die Schaaren Tilly's besetzten und bedrohten die bis dahin unberührten Länder der nördlichen Kreise. Durch diese Erhebung Oesterreich's im Interesse der katholischen Reaction hatte auch Spanien neue Hoffnungen gefaßt; war der Kaiser, von spanischen Truppen unterstützt, überall siegreich gewesen, so konnten nun auch kaiserliche Heere die Wiedereroberung der ketzerischen Niederlande herbeiführen. Bereits hatte hier der Krieg nach Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes wieder begonnen.

Indeß rief das hergestellte Uebergewicht des Katholicismus im Schooße desselben eine Spaltung hervor; denn nur von zweien der katholischen Hauptmächte, Spanien und Oesterreich, zu Stande gebracht, und ihnen allein zum Vortheil gereichend, erweckte es neuerdings die politische Eifersucht der dritten, Frankreich's. Als hier der Cardinal Richelieu, wie wir im folgenden Bande des Näheren sehen werden, um diese Zeit die Leitung der politischen Angelegenheiten erhielt, nahm er jene Richtung wieder auf, welche Franz I., Heinrich II. und Heinrich IV. zu Verbündeten der deutschen Protestanten gemacht hatte, wie sehr auch die beiden ersteren die Reformirten in ihrem eigenen Reiche verfolgen mochten. Richelieu's Plane waren großartiger und umfassender; er gedachte eine allgemeine combinirte Bewegung gegen die Habsburgische Macht hervorzurufen. Im Januar 1624 streckte er den Holländern große Geldsummen zur Kriegführung vor, dem Grafen von Mansfeld wurden bedeutende monatliche Zahlungen zu neuen Rüstungen gegen den Kaiser

geleistet, und noch im November desselben Jahres gelang es ihm, die schon vorbereitete Annäherung Frankreich's und England's durch die Vermählung des Prinzen von Wales, Karl, mit der Schwester Ludwig's XIII. Henriette zu befestigen. Die Holländer sollten nach seiner Idee auch Südamerika, die Engländer aber die spanischen Küsten angreifen. Er selbst beschloß, die Spanier aus dem Veltlin zu vertreiben, dessen sie sich von Mailand aus bemächtigt hatten, um stets einen freien Eingang in Deutschland offen zu haben. Alles dies konnte um so folgenreicher werden, als Jakob sich endlich entschlossen hatte, nachdrücklicher für seinen Schwiegersohn aufzutreten; zu dem Ende ging er ein Bündniß mit Holland ein, seine Gesandten suchten die Türken gegen den Kaiser unter die Waffen zu bringen, und Mansfeld sowie Christian wurden von ihm zu Werbungen bevollmächtigt und mit Geldmitteln versehen.

Gestützt auf diese Wendung der europäischen Politik, erhoben auch die Protestanten im nördlichen Deutschland ihr Haupt. Aus Westphalen waren nach der Vertreibung Christian's und Mansfeld's die Ligistischen Truppen nicht abgeführt worden. Gewaltsam besetzte Tilly geistliche Stellen, die seit langen Jahren Protestanten inne gehabt, wieder mit Katholiken; die Bisthümer, welche längst von Administratoren verwaltet wurden, gedachte man wieder in die Hände römischer Geistlichen zu bringen. Daher beschloß die Mehrzahl der Fürsten und Städte Niedersachsens zu Braunschweig im Mai 1625, Truppen zu werben und den König Christian IV. von Dänemark, der als Besitzer von Holstein und mehrerer anderer Herrschaften ihre Interessen theilte, zum Kreisobersten zu wählen. Dieser betrieb schon seit längerer Zeit ernsthafte Rüstungen, einerseits zur Aufrechthaltung des schwer bedrängten Protestantismus, andrerseits um seine eigene Macht im nördlichen Deutschland auszudehnen. Mit England und Holland war er in Verbindung getreten, und beide hatten Hülfe und Unterstützung versprochen. Nichts Erwünschteres konnte es für Richelieu's Plane geben; auch er versprach dem Könige eine Million Livres zu den Kriegskosten.

So schien denn ein bedrohliches Wetter gegen die österreichisch-spanische Macht heraufzuziehen, als Mansfeld und Christian von Braunschweig im Frühjahr 1625 mit englischen Truppen, die in Holland ausgeschifft worden waren, und mit neu geworbenem Volk ins Clevische vorrückten, um die Unternehmungen des Königs von Dänemark abzuwarten. Auch der Kaiser suchte seine Streitkräfte möglichst zu verstärken. Die bisherigen Vortheile und Siege Ferdinand's waren vornehmlich

nicht durch seine, sondern durch die Waffen der Liga erkämpft worden. Ob die Kräfte derselben bei einer weiteren Verwickelung der Angelegenheiten hinreichen würden, den Sieg zu fesseln, war zweifelhaft; und auch in diesem Falle mußte es dem Kaiser ebenso unangenehm sein als bedenklich scheinen, die Lenkung der Geschicke Deutschland's immer mehr in die Hände Maximilian's übergehen zu sehen. Aus beiden Rücksichten war die Aufstellung eines eigenen kaiserlichen Heeres von hinreichender Stärke höchst wünschenswerth; aber es fehlte Ferdinand sowohl an einem Feldherrn als an Geld. Denn einerseits waren die versuchten Führer Dampierre und Boucquoi in dem Kriege gegen Bethlen Gabor umgekommen; der Erstere noch vor der Schlacht am Weißen Berge bei einem Versuche auf Presburg im October 1620, der Andere kurz nach der Einnahme jener Stadt im folgenden Jahre. Andererseits erschienen die Geldverlegenheiten als unüberwindlich; die Kriegsschulden waren in den Jahren 1619 bis 1624 von $4^1/_4$ Million Gulden auf $8^1/_2$, also auf das Doppelte angewachsen; und ein Finanzbericht des Grafen Breuner gestand 1626 unumwunden ein, daß der Staatscredit völlig geschwunden sei, und er nicht mehr im Stande sein würde, auch nur mit 10,000 Gulden aufzukommen.*) Da erstand dem Kaiser plötzlich in beiden Beziehungen ein Helfer, wie er ihn nimmer hätte erwarten können, in dem Grafen Albrecht von Wallenstein.

Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein, wie sein Name eigentlich lautet, stammte aus einem Geschlechte des böhmischen Herrenstandes; er war am 15. September 1583 zu Prag geboren. Schon früh kündigte sich ein feuriger und hochstrebender Geist in dem Knaben durch eine unbändige Wildheit an. Seine erste Erziehung erhielt er in einer Schule der böhmischen Brüdergemeinde, zu der sich seine Eltern hielten; allein nachdem der junge Albrecht seinen Vater schon im zwölften Jahre verloren, brachte ihn sein Oheim nach einiger Zeit in das adeliche Convictorium der Jesuiten zu Olmütz, wo er in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Darauf unternahm er in Gesellschaft eines reichen Edelmanns, Licel von Riesenburg, eine Reise durch einen großen Theil Europa's, auf welcher er die Hauptstädte und Höfe England's, Frankreich's, Spanien's, Holland's und Italien's musterte, und Gelegenheit hatte, einen Schatz von trefflichen Erfahrungen zu sammeln. Zum Beschlusse dieser langen Wanderung hielt er sich in Padua noch

*) Lorenz, Oesterreich's Stellung in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges, Wien 1858. S. 5.

eine Zeit lang auf, vornehmlich um unter der Leitung des Profeſſors der dortigen Hochſchule, Argoli, tiefer in die Geheimniſſe der Aſtrologie einzudringen. Nach ſeiner Rückkehr verſchaffte ihm die Empfehlung ſeines Vetters, Adam von Waldſtein, der Oberſtallmeiſter des Kaiſers Rudolf war, eine Stelle in dem gegen die Türken kämpfenden Heere, wo er mit Auszeichnung diente und während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk ernannt wurde. Bald darauf wurde Friede geſchloſſen (1606), und Wallenſtein benutzte jetzt eine ſich darbietende Gelegenheit, um in Beſitz bedeutender Mittel zu gelangen. Er erwarb die Gunſt einer ſehr begüterten mähriſchen Witwe, Lucretia von Landeck, heirathete ſie, und ſah ſich in Kurzem durch ihren Tod (1614) als unbeſchränkter Herr eines anſehnlichen Vermögens. Als nun zwiſchen dem damaligen Erzherzog Ferdinand und den Venetianern ein Krieg ausbrach (1616), ſpielte der tapfere Edelmann ſchon eine glänzendere Rolle, und fand Anlaß genug, ſich unter Dampierre's Augen, der das Commando führte, zu üben. Wallenſtein hatte zweihundert Dragoner auf eigene Koſten ins Feld geſtellt, und beſoldete ſie ſechs Monate lang aus ſeiner Taſche. Seine Wachſamkeit, Klugheit und Tapferkeit, beſonders aber ſein gefälliges Benehmen gegen ſeine Cameraden, erwarben ihm ein allgemeines Vertrauen. Er lobte die letzteren bei jeder Gelegenheit, ſprach wenig von ſich, lebte prächtig und hielt täglich viele Officiere an ſeiner Tafel frei. Für die Seinigen ſorgte er mehr als für ſich ſelbſt, und wenn das ganze Heer Mangel litt, hatten ſeine Reiter gewöhnlich Ueberfluß. So blieben ſein Name und ſeine Verdienſte nicht unbekannt; bei ſeiner Rückkehr (1617) wurde er vom Hofe vielfach ausgezeichnet, und die Empfehlung des Kaiſers Matthias verſchaffte ihm den Befehl über das Aufgebot von Mähren, wo ſeine ererbten Güter lagen. Noch vor dem Ausbruch der böhmiſchen Unruhen verheirathete ſich Wallenſtein zum zweiten Mal, mit der Tochter des kaiſerlichen Geheimenrathes und Kämmerers, Grafen Karl von Harrach, der bei Ferdinand in hoher Gunſt ſtand. Wallenſtein blieb ihr ſtets ein zärtlicher Gatte, und Iſabella erwiederte ſeine Neigung. Als Thurn nach dem Ausbruch der böhmiſchen Unruhen im Frühjahr 1619 nach Mähren vordrang, erklärte ſich Wallenſtein auf das Entſchiedenſte für den Kaiſer und ſuchte den Zug der Inſurgenten nach Kräften aufzuhalten; da ſich aber die mähriſchen Stände mit den Böhmen conföderirten, mußte er nach Wien flüchten. Hier warb er ein Küraſſierregiment, mit welchem er zum Grafen Boucquoi ſtieß, und deſſen Sieg über Mansfeld, wodurch der belagerte Kaiſer gerettet ward, vorzüglich durch ſeine Tapferkeit entſchied. Nach

dem Zuge Maximilian's und Boucquoi's gegen Friedrich von Böhmen, an welchem er ebenfalls Theil nahm, begleitete er die kaiserlichen Truppen nach Ungarn, wo er nicht ohne glücklichen Erfolg kämpfte, und war dann auch gegen den Markgrafen Johann Georg in Schlesien thätig. Seine Anstrengungen belohnte Kaiser Ferdinand durch die Verleihung der eben in Böhmen erledigten Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel (1622), worauf im folgenden Jahre auch noch seine Erhebung zum Fürsten von Friedland folgte, welche Würde 1624 in die eines Herzogs verwandelt wurde. Sein eigentlicher Reichthum schreibt sich von den Güterconfiscationen des Kaisers in Böhmen her. Der Staat bedurfte in seiner Finanznoth vor Allem des baaren Geldes, so daß die bedeutendsten Güter weit unter dem Werthe losgeschlagen wurden, zumal da die Unsicherheit eines solchen Besitzes die Käufer abschreckte. Binnen zwei Jahren hatte nun Wallenstein für nicht weniger als $7^1/_4$ Million Gulden confiscirte Güter aufgekauft, und die Zahlung dem Kaiser theils baar, theils in gestellten Regimentern geleistet. Durch Anleihen von bedeutenden Capitalien, durch neue Ankäufe, Verpfändungen und andere Operationen wußte er fort und fort sein Vermögen ins Unglaubliche zu steigern; nach mäßiger Schätzung wurde der Werth seiner liegenden Güter auf 30 Millionen Gulden veranschlagt.

In jenem Zeitpunkte nun, bei welchem wir den Faden unserer Erzählung unterbrochen haben, im Frühling 1625, trat Wallenstein mit dem Antrage hervor, ein Heer auf seine Kosten ins Feld zu führen, wenn man ihm nur den unbeschränkten Oberbefehl geben und ihn später durch eroberte Länder und Provinzen entschädigen wolle. Nach vielerlei Bedenklichkeiten und Zweifeln beschloß man endlich zu Wien, es mit dem kühnen Abenteurer zu wagen. Man sprach von zwanzigtausend Mann, allein das verwarf Wallenstein standhaft. „Ein Heer wie dieses," sagte er, „muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit funfzigtausend kann ich fordern was ich will." Endlich vereinigte man sich vorläufig auf die Zahl von 24,000 Mann; die dahin lautende Vollmacht erhielt Wallenstein im Monat Juli.*) Sogleich schlug er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein den Kriegsmännern wohl bekannter Name versammelte Leute aus allen Gegenden unter seine Fahnen; und wie reich an unbeschäftigten, hungrigen Menschen mußten nicht jene schweren Zeiten sein! Aber auch Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an; und der rich-

*) Die Instruction bei Hurter, Kaiser Ferdinand II., Bd. IX. S. 419.

tige Blick, mit dem er die Tüchtigsten zu Officierstellen auswählte, sowie die Strenge, mit der er Jeden beobachtete, brachten eine bewundernswürdige Einheit in dem großen Ganzen hervor. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse der Geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichtes galt: „Laßt die Bestie hängen!" Schon sein Anblick hatte etwas Düsteres und Bangenerregendes; sein fahles, grüngelbes Gesicht zeigte einen lieblosen, abstoßenden Ausdruck, seine Miene war geheimnißvoll und argwöhnisch, der Blick seiner schwarzen Augen wild und oft starr. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein wunderliches Grauen kam alle Krieger an, wenn seine lange hagere Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt. Seine Kleidung verstärkte den Eindruck: Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder; den Halskragen trug er nach spanischer Art gekräuselt, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab.

Die neugeworbenen Schaaren wurden einstweilen in dem schwäbischen und fränkischen Kreise einquartiert, zu dessen Ständen sich der Kaiser versah, „daß sie bei den Anstalten, die er zur Assecuration des Friedens und abgedrungener Defension treffen müsse, ein Uebriges thun würden," wie es in dem hierüber ergangenen Ausschreiben heißt. Indeß war Tilly in Niedersachsen nicht unthätig gewesen. Obgleich die Stände dieses Kreises dem Kaiser erklärt hatten, daß ihre Rüstungen einzig und allein die Aufrechthaltung des Friedens in der Religion und im Reiche bezweckten: so war dem Ligistischen Feldherrn dennoch sogleich der Befehl zugekommen, die Auflösung der Kreistruppen zu erzwingen. Als Tilly zu dem Ende am linken Weserufer hinaufrückte, und Höxter in Besitz nahm, erklärte der König von Dänemark dieß für eine offene Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis, deren Verhinderung ihm als Kreisobersten obliege. Am 17. Juni brach er mit seiner Armee auf, die er bei Itzehoe versammelt hatte, ging bei Haseldorp über die Elbe, und marschirte auf Verden. Leider zeigten die meisten niedersächsischen Stände jetzt ebenso wenig Einigkeit, Muth und Gemeinsinn als vor drei Jahren, da sie Christian von Braunschweig zu ihrem Kreisgeneral gemacht hatten. Einige suchten neutral zu bleiben, andere unterhandelten insgeheim mit dem Kaiser; die ganze Bundeshülfe, die sich mit dem dänischen Heere vereinigte, betrug nur 7000 Mann. Als Christian IV. am 24. Juli Hameln besetzte, stießen seine Streifparteien auf Tilly's Vorposten; aber um dieselbe Zeit wurde der König von einem

Unfall betroffen, der auf den Fortgang seines Unternehmens höchst verderblich wirkte. Als er nämlich eines Abends die Wachen auf dem Walle von Hameln besichtigte, stürzte sein Pferd in eine auf demselben befindliche, nur mit losen Brettern bedeckte Grube. Da die Tiefe mehr denn zwanzig Fuß betrug, blieb das Pferd auf der Stelle todt, der König selbst wurde ganz mit Erde bedeckt und war drei Tage lang sprachlos und ohne Besinnung. Erschreckt und ohne nähere Kenntniß des Operationsplanes beschlossen seine Hauptleute den Rückzug nach Verden, welchem Tilly in einiger Entfernung bis Nienburg folgte, worauf er die Stadt einschloß und belagerte. Das Ligistische Heer, durch einzelne Anlässe gereizt, hauste in dieser Zeit auf die scheußlichste Weise, so daß „Türken und Tataren es nicht ärger hätten machen können," und ohne daß Tilly zu steuern vermochte; überall wurde gesengt und geplündert, auf den Feldern das Getreide verdorben, in den Dörfern das Wagengeschirr verbrannt, protestantischen Geistlichen Hände und Füße, Weibern die Brüste abgehauen*). Die Dänen dagegen, wenn sie auch des Getreides nicht schonten, hielten im Uebrigen gute Zucht. Gegen Ende August genas Christian so weit, daß er das Commando wieder übernehmen konnte. Sofort ergriff er die Offensive und nöthigte Tilly durch einen raschen Anfall am 24. September die Berennung jenes Platzes aufzugeben und nach Hameln zurückzugehen; worauf in diesem Jahre von beiden Seiten nichts Bedeutendes mehr unternommen wurde. Wenige Tage nach dem letzten Gefechte stieß Christian von Braunschweig zu den dänischen Schaaren; doch hatten Hunger, Krankheit und Desertion seine Truppen bis auf einige tausend Mann geschwächt. Ernst von Mansfeld war mit 8000 Kriegern von Emmerich, wo er lange unthätig gestanden, nach Bremen marschirt; von hier zog er in das Lübeckische, um dort die Winterquartiere zu nehmen. Inzwischen hatte auch Wallenstein seine Mannschaften zusammengezogen und näherte sich dem Schauplatze des Krieges. Beim Eintritt in den niedersächsischen Kreis widersetzte sich ihm ein Haufe von einigen tausend Bauern in der Gegend von Göttingen, welche Christian von Braunschweig bewaffnet hatte; aber die Schwachen düngten nur mit ihrem Blute die Felder. Darauf wandte sich Wallenstein, der beschlossen hatte, im nächsten Sommer gegen Mansfeld zu operiren, und seine neu geworbenen Schaaren in reiche, bisher noch nicht

*) Dies giebt auch Hurter, a. a. O. S. 416, sowie Klopp, Tilly Bd. I. und in den Hist. pol. Blättern f. das kathol. Deutschland (1861) zu. Vgl. Havemann. Ueber das Auftreten Tilly's in Niedersachsen, in den „Forschungen z. deutschen Gesch." Bd. I. Heft 2 (1861). S. 399 ff.

durchzogene Gegenden führen wollte, nach der Elbe zu, machte sich zum Meister von diesem Flusse, und legte sein Heer im Anhaltischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen in die Winterlager. Er selber nahm das seinige in Halberstadt.

Während des Laufes dieser Ereignisse in Deutschland hatte sich die Lage der europäischen Politik bedeutend verändert. Richelieu hatte seine Entwürfe, durch verschiedene Umstände gezwungen, für den Augenblick aufgeben müssen. Von allen Seiten waren Klagen über seine Verbindungen mit ketzerischen Fürsten erschollen; der Papst Urban VIII., Nachfolger Gregor's XV., führte heftige Beschwerde, und ließ Truppen werben, um mit den Spaniern vereinigt die von den Franzosen besetzten Pässe in Graubündten wieder zu erobern. Hauptsächlich aber wirkte dem Cardinal die Ungeduld der französischen Glaubensgenossen entgegen, indem diese einen Aufstand erhoben und dadurch nur zum Unglück ihrer deutschen Glaubensgenossen beitrugen. Sobald nämlich die Häupter der Hugenotten die eingetretene Spannung mit Spanien wahrgenommen hatten, griffen sie zu Anfang des Jahres 1625 zu den Waffen, in der Absicht, ihre im letzten Kriege mit der Krone erlittenen Verluste wieder zu ersetzen und neue Vortheile zu erringen. Sie erhielten, merkwürdig genug, Unterstützung von Philipp IV.; dagegen bediente sich Richelieu zu ihrer Bezwingung holländischer und englischer Schiffe, und nöthigte sie, nachdem er sich mit Spanien ausgesöhnt, im April 1626 zu einem ungünstigen Frieden. Der Cardinal bekämpfte die Hugenotten keineswegs aus religiösen Rücksichten, sondern aus der richtigen politischen Ueberzeugung, daß ihre Stellung in Frankreich als bewaffnete Macht, als ein Staat im Staate, dem Wohle des Ganzen höchst nachtheilig sei. Ueber diese Verwickelungen im Innern waren die versprochenen Subsidien dem König von Dänemark nicht ausgezahlt worden; und nach dem eben geschlossenen Frieden mit Spanien ließ sich für das nächste Jahr von Frankreich um so weniger erwarten, als Richelieu auf neue und bedeutende Schwierigkeiten stieß, die ihm von den Mitgliedern der königlichen Familie selbst in den Weg gelegt wurden. Doch konnte der König von Dänemark immer noch auf die Unterstützung von Holland und England zählen. Mit Jakob's Nachfolger, Karl I., schloß er im September 1625 einen Tractat, worin ihm dieser im Verein mit den Generalstaaten bedeutende monatliche Zahlungen zusicherte; Christian verpflichtete sich dagegen, 36,000 Mann in's Feld zu stellen und die Leitung des Krieges zur Restitution Friedrich's von Böhmen zu übernehmen.

Der Plan des Königs von Dänemark für den nächsten Feldzug war vielleicht für seine Streitkräfte zu ausgedehnt. Die Stellungen Tilly's und

Wallenstein's erstreckten sich über den ganzen Raum zwischen Weser und Elbe. Um eine etwaige Vereinigung derselben zu verhindern, sollte Ernst von Mansfeld mit dem jungen Herzoge Ernst von Sachsen-Weimar, der bereits die herrlichsten Proben kriegerischen Talents gegeben hatte, sich durch Brandenburg und Schlesien hinziehen, um von hier aus vereinigt mit dem unermüdlichen Feinde Ferdinand's, Bethlen Gabor, in Böhmen oder in Oesterreich einzubrechen. Auf dem rechten Flügel aber sollte Christian von Braunschweig operiren, wo möglich Tilly umgehend nach Süddeutschland vordringen und die Fürsten der Liga in ihren Staaten bedrängen, während der König selbst ihr Heer und ihren Feldherrn im Norden beschäftige. Schon im Februar 1626 brach Mansfeld auf, und ging durch die Altmark vor. Eine bei Dessau über die Elbe geschlagene Schiffbrücke sicherte dem Wallensteinischen Heere die Verbindung mit dem rechten Ufer dieses Flusses; sie war deshalb durch einen Brückenkopf befestigt, den Oberst Altringer mit zahlreicher Mannschaft besetzt hielt. Mansfeld machte am 12. und dann am 21. April vergebliche Angriffe auf diesen wichtigen Posten; und als er seinen Versuch nach einigen Tagen (25. April) noch einmal erneute, hatte Wallenstein unterdeß Zeit gehabt, seine Streitkräfte an dem bedrohten Punkte zu vereinigen. So erlitt der Graf eine bedeutende Niederlage, welche ihm sein Geschütz und siebentausend Mann kostete. Dieser Unfall beugte indeß den Muth des tapfern Kriegers nicht. Im Brandenburgischen, wo höchstens einzelne Städte einen vergeblichen Widerstand gegen die räuberischen Schaaren versuchten, da der Kurfürst Georg Wilhelm, Johann Sigismund's Nachfolger kein Heer besaß, erholte er sich, und nachdem 5000 dänische Reiter unter dem Obersten Baudissin zu ihm gestoßen waren, setzte er seinen Zug nach Schlesien fort. Wallenstein folgte mit seinem ganzen Heere. Nach höchst beschwerlichen Märschen erreichte Mansfeld den Jablunka Paß und vereinigte sich glücklich mit Bethlen Gabor. Wallenstein, dessen Truppen durch ungarische Husaren verstärkt wurden, drang in die Gebirge vor, fand aber auch in den rauhen und verwüsteten Gegenden nun um so größere Schwierigkeit, so viel Kriegsvolk zu erhalten. Es fehlte an den nothwendigsten Bedürfnissen, haufenweise liefen die Soldaten davon, andere erlagen dem Hunger und dem regnichten Wetter. An fünfundzwanzigtausend Mann soll Wallenstein nach und nach verloren haben. Dennoch ließ sich Bethlen Gabor mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein und schloß einen Frieden ohne Rücksicht auf Mansfeld. Doch scheint er mit diesem weitere Plane verabredet zu haben, zu deren Bewerkstelligung Mansfeld über Venedig nach England gehen wollte. Der Hauptzweck und das vorzüglichste Bedürfniß für Bethlen so wie für Mans-

feld bestand wohl darin, Geld herbeizuschaffen. Doch gelangte Mansfeld nicht mehr weit. Schon in Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowitz unweit Sarajo mußte er liegen bleiben, und hier raffte ihn ein böses Fieber hin (30. November 1626), im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Als er den Tod sich nähern sah, ließ er sich mit seinem Kriegsrock bekleiden, den Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwei Officiere gestützt, das Ende. So verließ sein kriegerischer Sinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Zu Spalatro liegt er begraben. Die Ueberreste seines Heeres wollte sein Kampfgenosse, Johann Ernst von Weimar, nach Schlesien zurückführen, als auch ihn die nasse Witterung und das fremde Klima zu Boden streckte. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, starb er selbst (14. Dec. 1626) zu St. Martin in der Gespanschaft Thuroz. Die von ihm befehligten Schaaren vereinigten sich mit einigen Abtheilungen, welche sich noch gegen die Wallensteinischen Hauptleute in Schlesien behauptet hatten, und brachten Kosel, Teschen, Troppau und Jägerndorf in ihre Hände.

Wenn auf solche Weise auch beide Führer auf dieser Unternehmung ihren Tod gefunden hatten und nur wenige Mannschaft ihres Heeres übrig war: so war doch der Hauptzweck derselben, weit überlegnere Streitkräfte vom Kriegsschauplatze abzuziehen, vollkommen gelungen. Dagegen wurde die Aufgabe Christians von Braunschweig gar nicht erfüllt, weil derselbe gleich im Beginn des Feldzugs zu Wolfenbüttel am 16. Juni 1626, seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage gestorben war*). Mußte schon dieser Verlust die Operationen des Königs von Dänemark erschweren, so geschah dies noch mehr durch die Unzuverlässigkeit der niedersächsischen Stände, von denen einer der bedeutendsten, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, offen zum Kaiser übertrat. Tilly war im Frühjahr aus seinen Quartieren in den Harzgegenden aufgebrochen und traf nach vielen Hin- und Herzügen und vereinzelten Unternehmungen die dänische Armee in der Gegend von Nordheim. König Christian wünschte eine Feldschlacht zu vermeiden, und beschloß daher den Rückzug auf Wolfenbüttel, wurde aber von dem Ligistischen Heere am 27. August bei Lutter am Barenberge eingeholt und zum Treffen genöthigt. Um zehn Uhr Morgens griff Tilly den Nachtrab der Dänen unter dem General Fuchs an, welcher schnell in die erste Schlacht-

*) Ueber die drei Todesdata s. Hurter, a. a. O. S. 462 und 510 f. Wir folgen hier wie anderwärts möglichst dem neuen Kalender, der dem alten, vielfach in den Quellenschriften gebrauchten damals um zehn Tage voraus war.

linie verwandelt werden mußte, während sich der König mit dem übrigen Heere schon eine Stunde weiter rückwärts befand. Die dänischen Truppen hielten den ersten Angriff nicht allein aus, sondern gingen ihrer Seits vor, brachten das Tilly'sche Fußvolk zum Weichen und drangen gegen dessen Geschütze heran, als drei Regimenter feindlicher Cavallerie, welche ihren rechten Flügel umgangen hatten, mit solchem Erfolg einhieben, daß Alles die Flucht ergriff. Mit ebenso unglücklichem Ausgang erneuerte Christian mit seinen Truppen die Schlacht; ohne den Angriff zu erwarten, wandte das Fußvolk seines linken Flügels den Rücken; der König mußte sich durch einen Haufen kaiserlicher Reiter durchschlagen, und es begleiteten ihn nur dreißig Cornetten Cavallerie, als er am Abend ermattet und niedergeschlagen in Wolfenbüttel ankam.

So kostete dieser unglückliche Feldzug den Protestanten nicht allein drei ihrer besten Feldherren, sondern auch den größten Theil des niedersächsischen Kreises, da sich der König von Dänemark auf die Vertheidigung beschränken mußte. Die Aussichten für das nächste Jahr (1627) waren traurig. Zwar erschienen, von Karl I. von England abgesandt, der General Morgan mit dreitausend Engländern und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der nach seinem Unfall bei Wimpfen nach einigem Umherziehen ebenfalls in England Schutz gesucht hatte, mit 5000 Mann; allein der Adel und die Stände Dänemarks zeigten keine Lust zu kräftiger Unterstützung ihres Königs, so daß Christian's Streitkräfte gegen die feindlichen unverhältnißmäßig zurückblieben. Dennoch beging dieser von Neuem den Fehler, sich zu weit auszudehnen und die Vertheidigung einer Linie zu übernehmen, die von Bremen über Lauenburg bis nach Mecklenburg ging, und durch die Marken nach Schlesien verlängert werden sollte, um die Verbindung mit den dortigen Truppen wieder herzustellen. Indeß brach Wallenstein, eifrig bemüht, die Verluste, die er im vorigen Sommer in Ungarn erlitten, vergessen zu machen, von Böhmen und Mähren, wo er seine zusammengeschmolzenen Schaaren wieder bis auf vierzigtausend Mann verstärkt hatte, in mehreren Colonnen nach Schlesien auf. Nach tapferem Widerstande fiel eine Festung nach der andern in seine Hand; die Gefangenen mußten ihm schwören und sein Heer verstärken, das nun wie eine Lawine im Fortrollen wuchs. Viertausend dänische Reiter versuchten sich durch die Neumark zu ihren Landsleuten durchzuschlagen; aber da ihnen brandenburgisches Kriegsvolk an der Netze den Weg versperrte, wurden sie bei Friedberg eingeholt und niedergehauen. Ohne sich aufzuhalten, drang Wallenstein über Görlitz, Kotbus, Brandenburg und Havelberg nach Mecklenburg vor; Tilly hatte bereits die Dänen von der Elbe

vertrieben, nur der rechte Flügel ihres Heeres behauptete sich noch an der Weser. In der Gegend von Lauenburg traf Wallenstein mit Tilly zusammen, und die Feldherren besprachen sich über den gemeinsamen Angriff des Königs von Dänemark in seinem Lande. Nachdem dessen Truppen aus ihren Schanzen bei Hamburg verjagt waren, drangen die vereinigten Heere im September 1627 in Holstein ein. Christian bat um Frieden; aber Wallenstein machte so ungeheure Forderungen, daß jener lieber sein ganzes Reich auf's Spiel setzen wollte. Auf der Flucht brannte er selber seine Flecken und Dörfer ab, um sie den Feinden nicht einräumen zu dürfen. Den Oberbefehl über seine Truppen übergab er dem Grafen von Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach. Aber der Letztere ward bei Aalborg geschlagen; auch Kiel ging über; zuletzt war ganz Holstein bis auf zwei Festungen in Feindes Händen. Obgleich nun Tilly, sei es weil er einem Gerüchte Glauben schenkte, daß die Holländer durch Ostfriesland den Dänen zu Hülfe ziehen wollten, sei es daß er Wallenstein's hochmüthiges Benehmen nicht länger ertragen konnte, nach der Weser zurückging: so eroberte doch der Herzog von Friedland in wenigen Tagen Schleswig und Jütland, und drängte die dänischen Kriegsvölker auf die Inseln hinüber; ja die Sage erzählt, der zornige Feldherr habe zum Zeichen seiner Erbitterung, daß er den König aus Mangel an Schiffen nicht auch dahin verfolgen könne, glühende Kugeln ins Meer feuern lassen.

11. Oesterreich's Uebermacht.

(1627—1630.)

Im ganzen Reiche war Niemand mehr, welchen der Kaiser zu fürchten gehabt hätte. Nach einem im Allgemeinen ebenso planlosen und unbedeutenden Widerstande, als einst im schmalkaldischen Krieg, waren die deutschen Protestanten unterworfen worden; die Hülfe, die England und Dänemark ihnen geleistet, hatte nur dazu gedient, ihr Verderben zu beschleunigen. An der Spitze einer überaus zahlreichen, durch ganz Deutschland bis zum Kattegat eingelagerten Armee stand Ferdinand weit gefürchteter, weit stärker da, als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg. Es war ein Augenblick, in welchem ein begabter Geist wohl vermocht hätte, mit der Macht der protestantischen auch das Ansehen der katholischen Für-

sten herabzubringen und die kaiserliche Gewalt über das ganze Reich für immer zu befestigen. Niemals ist ein solcher Zeitpunkt wiedergekehrt. Allein Ferdinand, wenn es ihm auch an Einsicht und Fähigkeiten nicht gebrach, war doch religiös zu befangen, um seine Stellung politisch mit dem nöthigen Nachdruck benutzen zu können.

Im nordwestlichen Deutschland hatten die Schaaren Tilly's Standquartiere bezogen, unter dem Vorwande, den Holländern Einhalt zu thun, die als Bundesgenossen des Pfälzers die angrenzenden Länder plünderten und brandschatzten. Ebenso wenig gedachte Wallenstein sein Heer zu entlassen, er war vielmehr bemüht dasselbe zu verstärken. Obgleich Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg sich überall neutral verhalten, dann sogar dem Wallensteinschen Heere reichliche Zufuhren geliefert, ja selbst gegen die Dänen Mannschaft in's Feld gestellt, und seine bis dahin vorenthaltene Einwilligung zur endgültigen Uebertragung der pfälzischen Kur auf Baiern gegeben hatte (1626—1627): wurden seine Länder jetzt dennoch mit der Ernährung einer bedeutenden Anzahl kaiserlicher Truppen belastet. Noch schlimmer wurden die mecklenburgischen Fürsten behandelt. Schon während des ersten Feldzuges gegen Dänemark hatte Wallenstein ihre Länder besetzt und stark gebrandschatzt, weil die Herzöge Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow den Dänen einigen Vorschub geleistet. Dieß rechnete ihnen auch Ferdinand zum Verbrechen an, entsetzte sie aus kaiserlicher Machtvollkommenheit als ungehorsame Reichsfürsten, und räumte seinem mächtigen Feldherrn ihre Länder und Besitzungen mit „fürstlicher Hoheit" zunächst als ein Unterpfand für dessen Kriegskosten ein (19. Januar 1628). Vergebens hatten einige kaiserliche Räthe vorgestellt, durch ein derartiges Vorgehen werde der Kaiser „Alles wider sich stimmen" und einen „unabsehbaren Krieg hervorrufen." Wallenstein, den es in seinem ungestümen Ehrgeize mehr und mehr nach der Stellung eines selbstmächtigen Reichsfürsten gelüstete, hatte seinerseits Alles daran gesetzt, die Herzöge zu verdrängen und jenen Erfolg herbeizuführen. Nachdem die Herzöge eine Protestation gegen das widerrechtliche Verfahren des Kaisers erlassen, wendeten sie ihren treuen Unterthanen den Rücken, und begaben sich zu ihrem Verwandten, dem König Gustav Adolf von Schweden; die Stände ihres Landes aber wurden durch kaiserliche Commissare genöthigt, am 30. April dem ihnen aufgedrungenen Fremdling zu huldigen. Und bald genug sah Wallenstein seinen ersten Erfolg vervollständigt; schon im Juni 1629 erhielt er die förmliche Belehnung mit Mecklenburg. Vergebens nahmen selbst die katholischen Kurfürsten sich der vertriebenen Herzöge an, vergebens warnten sie: „das könne

dem Könige von Schweden einen Vorwand bieten, auf den Boden des Reichs zu rücken" (4. Oct. 1629).

Im November des Jahres 1627 war auch Herzog Bogislav XIV. von Pommern aufgefordert worden, zehn kaiserliche Regimenter als Besatzungen in seine Städte aufzunehmen, weil man sich vor einer Landung der Dänen sichern müßte; und der schwache Fürst sah sich gezwungen, sein bisher ganz friedliches Land den Schaaren Wallenstein's Preis zu geben, um nur dem drohenden Geschick seiner Nachbarn zu entgehen. Die einzige Stadt Stralsund, reich und mächtig als Hansestadt, und in hohem Grade fest durch ihre Lage an der See, sowie durch starke Wälle und Mauern, widersetzte sich der Einlagerung, und berief sich auf ihre Privilegien. Umsonst. Wallenstein verlangte Einnahme einer Besatzung, oder Zahlung von hundertundfunfzigtausend Thalern. Da Beides abgeschlagen ward, bemächtigte sich der kaiserliche Oberst Hans Georg von Arnim*) am 13. Februar 1628 des Dänholms, einer kleinen Insel, die den Hafen von Stralsund beherrscht; worauf sich die Stadt zur Erlegung von dreißigtausend Thalern verstand. Dennoch drang Wallenstein von Neuem auf die Besetzung Stralsund's, und befahl Gewalt zu brauchen. Als Arnim demgemäß den Dänholm befestigen ließ, fuhren die Stralsunder auf ihren Schiffen heraus, und zwangen die Besatzung zum Abzuge. Nunmehr bereiteten sich die Bürger zum Aeußersten und leisteten einen feierlichen Schwur: „bei der wahren Religion augsburgischen Bekenntnisses bis an's Ende zu verbleiben; dafür, wie auch für gemeine Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten; in Allem, ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung Leibes und Guts, nur des Vaterlandes Bestes in Acht zu haben; aber bei dem römischen Reiche als dessen Glied noch ferner zu bleiben, soweit es vor Gott und vor den Nachkommen und dem der Stadt zum Besten geschworenen theuren Eide verantwortlich sein würde". Am 25. Mai schloß Arnim, jetzt kaiserlicher Feldmarschall, mit 8000 Mann die Stadt ein, und ließ innerhalb zweier Wo-

*) Er stammte aus dem noch gegenwärtig im Brandenburgischen blühenden Geschlechte dieses Namens, und hatte erst schwedische, hierauf polnische, dann, wiewohl er ein sehr eifriger Lutheraner war, kaiserliche Kriegsdienste genommen. Wallenstein zeichnete ihn sehr aus, und der Kaiser ernannte ihn im April 1628 zum Feldmarschall. Später (1631—35) war er Generalissimus in sächsischen Diensten, und bei den letzten Verhandlungen Sachsen's mit Wallenstein nahe betheiligt. S. Kirchner, das Schloß Boytzenburg und seine Besitzer, insonderheit aus dem von Arnim'schen Geschlechte, aus den Quellen bearb. Berlin, 1860. S. 222 ff., 230 ff., 255 ff.

chen dreimal Sturm laufen. Indeß kamen den Bürgern vier Compagnieen dänischer Truppen und sechshundert Schweden mit einigen Kriegsvorräthen zu Hülfe, da es den beiden Königen von Schweden und von Dänemark gleich sehr daran lag, diesen wichtigen Hafen nicht in kaiserlichen Händen zu sehen, und für eigene Unternehmungen sich hier einen Stützpunkt zu erhalten. So konnten die wackern Bürger ruhiger die ferneren Angriffe erwarten. Doch beschlossen sie, noch einmal Unterhandlungen zu versuchen. Ein Abgeordneter zog nach Prag, wohin sich Wallenstein nach Beendigung des dänischen Feldzuges im vorigen Herbst begeben hatte. Nachdem der Gesandte zehn Tage hatte warten müssen, fuhr Wallenstein ihn hart an, nannte seinen Befehl unwiderruflich, und drohte, bald selbst hinzuziehen. „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen," schloß er, „so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren." Vom Kaiser erhielt der Abgeordnete günstigeren Bescheid. Dieser ertheilte dem Feldherrn einen schriftlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben. Indeß war Wallenstein bereits dahin aufgebrochen. In Prenzlau erreichte ihn der nacheilende Gesandte (20. Juni), aber vergebens berief er sich auf den kaiserlichen Brief. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre," donnerte der Feldherr, „so müßte es herunter!" Es war Wallenstein's Grundsatz: der Kaiser habe „bei seiner Jagd und seiner Musik zu bleiben, und sich nicht in Kriegssachen zu mischen." Der eigene Landesherr von Pommern, Herzog Bogislaw, mußte zur Beschießung seiner Stadt schweres Geschütz aus Stettin herbeischaffen, und für den Unterhalt der Belagerer sorgen. Auch der Kurfürst von Brandenburg ließ auf erhaltenen Befehl Kanonen und Pulver aus dem Zeughause zu Küstrin heranbringen; alle verfügbaren Regimenter aus Mecklenburg und Holstein wurden zum Belagerungscorps gezogen.

Am 7. Juli kam Wallenstein selbst vor der Stadt an. Gleich am folgenden Abend ließ er Sturm laufen und den Angriff die ganze Nacht unterhalten; am Frankenthor stürmten drei Regimenter und eroberten anfangs zwei Schanzen. Allein die Bürger drangen unerschrocken wieder hinein, und am Morgen lagen tausend Todte auf dem Schlachtfelde. Wüthend beginnt der Feldherr am nächsten Tage einen neuen Anlauf, und schwört, des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen, wenn er die Stadt erobere. Aber wiederum werden ihm 1500 Mann vergeblich erschossen. Ebenso wenig als die wiederholten Stürme konnte die äußerst heftige Beschießung, bei der an einigen Tagen über 1500 Kugeln in die Stadt geworfen wurden, den Muth der Bürger brechen, zumal da in diesen Tagen

der höchsten Bedrängniß wiederum vierhundert Dänen anlangten (19. Juli). Die Besatzung machte sogar kühne Ausfälle, bei deren einem das ganze Tiefenbach'sche Regiment, eines der besten des kaiserlichen Heeres, zu Grunde gerichtet ward; und nachdem am 26. Juli noch zweitausend Schweden in der Stadt gelandet waren, der König von Dänemark aber sich mit einer Flotte von zweihundert Schiffen an der Küste von Mecklenburg sehen ließ, mußte Wallenstein jede Hoffnung aufgeben, die Stadt zu bezwingen. Da er die Truppen jetzt zur Beschützung seines eigenen Herzogthums nöthiger brauchte, ließ er die Belagerung in den ersten Tagen des August aufheben, nachdem er sich selbst schon am 25. Juli nach Güstrow begeben hatte. Das dänische Heer landete indeß nicht in Mecklenburg, sondern in Pommern, setzte sich auf einigen Punkten fest und eroberte Wolgast. Doch nun kehrte auch das alte Glück zu Wallenstein's Fahnen zurück; Wolgast wurde von ihm beim dritten Sturm am 22. August genommen, König Christian mußte sich auf die Schiffe zurückziehen, und der kaiserliche Feldherr eilte nach Holstein, wo sich die dänischen Besatzungen in Glückstadt und Krempe noch behaupteten. Beide wurden belagert und die letztere Stadt am 14. November durch Capitulation eingenommen, womit der diesjährige Feldzug schloß.

Nicht genug anzuerkennen ist der Muth und die Standhaftigkeit, mit welcher die Stralsundischen Bürger eine heftige, zehnwöchentliche Belagerung aushielten, bei welcher die kaiserlichen Feldherren zwölftausend Mann vergeblich opferten. Zu einer Zeit, wo die Sache der deutschen Protestanten durch Schwäche und Engherzigkeit der Fürsten, durch Feigheit, Selbstsucht und Unverstand ihrer Ritterschaften und Städte verloren gegangen war, bewährte Stralsund die schon seit einem Jahrhundert in Verfall gekommene Wehrhaftigkeit deutscher Bürger noch einmal auf die glänzendste Weise, und zeigte, was innere Kraft und höhere Motive auch gegen die äußerlich überlegensten Mittel vermöchten. Der Grund, warum diese Stadt so stark bedrängt worden war, lag in umfassenderen Plänen. Oesterreich wollte sich der Ostseeküsten bemächtigen, um dieses Meer beherrschen zu können. Zu den Aussichten, welche diesen Entwurf hatten ergreifen lassen, gehörte, daß Bogislav XIV. von Pommern seinen Stamm beschloß; dann wollte man sich seines Landes als heimgefallenes Lehens bemächtigen, obgleich das Haus Brandenburg alte und gerechte Ansprüche auf diese Erbschaft hatte. Wallenstein war schon am 21. April 1628 zum Admiral des oceanisch-baltischen Meeres ernannt worden; mit den Hansestädten wurde über Stellung und Bau von Schiffen unterhandelt; man faßte den Gedanken, eine bewaffnete Compagnie zu errichten, die allein den Verkehr

mit Italien und Spanien betreiben sollte, um die Holländer und Engländer davon auszuschließen; ja man hoffte, die letzteren, sowie die Dänen und die Schweden, welche es so kühn gewagt hatten die Reichsländer zu beschreiten und feindselig gegen den Kaiser aufzutreten, auf ihrem eigenen Grund und Boden von der See her angreifen zu können. Zuerst wollte man den Krieg auf die dänischen Inseln tragen; Christian IV. wurde bereits als entsetzt angesehen, und Wallenstein hatte einen Augenblick die Absicht, den Kaiser auf den erledigten Thron jenes Reiches zu erheben *), als Stralsund's Widerstand die Errichtung der Flotte verzögerte und die verfügbaren Truppen beschäftigte, während zugleich durch die Einmischung des Königs von Schweden die Aufmerksamkeit auf einen größern Feind abgelenkt ward.

Um vor allem die Vereinigung Schweden's und Dänemark's zu hindern, wurden nunmehr, am 26. Januar 1629, zu Lübeck Unterhandlungen mit dem letztern Staate eröffnet; überdieß wünschte Wallenstein sein neues Herzogthum vor dänischen Angriffen sicher zu stellen. Er leitete das Friedensgeschäft von Güstrow aus. Als auch schwedische Gesandte in Lübeck erschienen, ließ er sie mit Recht zurückweisen. So wurde denn schließlich dem Könige von Dänemark (22. Mai 1629) ein Friede bewilligt, wie ihn ein so gedemüthigter Fürst von einem so siegreichen Gegner nimmermehr erwarten konnte. Er bekam alle seine eroberten Länder zurück, brauchte keine Kriegskosten zu bezahlen, und mußte nur geloben, daß er sich mit Niemandem künftig gegen den Kaiser verbinden wolle. Doch sollten dem Könige von Schweden nicht bloß Verbündete entzogen werden; auch seine Feinde wurden verstärkt. Schon seit längerer Zeit kämpfte Gustav Adolf mit dem Könige Sigismund von Polen, und dem letztern war bereits einiges Kriegsvolk vom Kaiser zu Hülfe gesandt worden; jetzt aber, da man keinen unmittelbaren Feind mehr zu bekämpfen hatte, erhielt der Feldmarschall Arnim Befehl, 10,000 Mann nach Polen zu führen. Man dachte zugleich daran, Preußen dem Reich und dem Orden wieder zu gewinnen.

Während die Politik des Kaisers den Norden und Osten so gewaltig umfaßte, verlor er den Westen und Süden nicht aus den Augen. Im Frühjahr 1629, als Arnim nach Polen zog, führte Montecuculi 17,000 Mann kaiserlicher Truppen nach den Niederlanden, wo ihr plötzliches Vordringen gegen Amsterdam die Generalstaaten an den Rand des Untergangs zu bringen schien. Auch in die Angelegenheiten Italien's, die das österreichische Haus seit siebzig Jahren der spanischen Krone gänzlich über-

*) Wallenstein's Briefe, herausgegeben von Förster. Th. I. S. 72. 182.

lassen hatte, griff Ferdinand auf das kräftigste ein. Den Anlaß dazu bot der Mantuanische Erbfolgestreit.

Das Haus Gonzaga nämlich, das seit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Mantua herrschte, und im sechszehnten vom Kaiser Karl V. auch Montferrat, welches damals dem Reiche heimgefallen war, erhalten hatte, starb in gerader Linie mit Vincenz II. am 26. December 1627 aus. Die Anwartschaft besaßen Ferdinand Fürst von Guastalla, und Karl Gonzaga, Enkel des früheren Herzogs Friedrich II. (reg. 1519—1540). Karl's Vater, Ludwig Gonzaga, hatte in Frankreich die Erbin des Herzogthums Nevers geheirathet. Er wie sein Sohn hatten sich im Dienste der französischen Krone ausgezeichnet. Aus Furcht, deshalb vom Kaiser und von Spanien nicht anerkannt zu werden, schickte Karl noch vor Vincenz II. Tode seinen gleichnamigen Sohn nach Mantua, und ließ ihn sogleich nach dem Ableben desselben heimlich Besitz von dem Herzogthum nehmen. Erst nachdem dieß geschehen war, wurde das Ende des vorigen Herrschers bekannt gemacht. Entrüstet über ein solches Verfahren, sprach Ferdinand als Lehnsherr das Sequester über Mantua aus, bis er zwischen den Prätendenten entschieden haben werde. Der junge Herzog wandte sich um Hülfe nach Frankreich. Obschon wieder im Kampf mit den Hugenotten begriffen, beschloß der Cardinal Richelieu ihn dennoch zu unterstützen, und die Besetzung des Mantuanischen Herzogthums im spanisch-österreichischen Interesse zu verhindern. Seine Absichten gegen die Uebermacht Spanien's und Oesterreich's theilten die kleineren italienischen Herren; es theilte dieselben sogar, aus politischen Rücksichten, Papst Urban VIII., der für seine unabhängige Stellung als Landesherr von dem immer weitern Umsichgreifen jener Staaten in Italien Alles zu fürchten hatte. Zur spanischen Partei hielt sich dagegen der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der Ansprüche auf Montferrat machte. Schon belagerten die Spanier unter dem Statthalter von Mailand, Don Gonzalez de Cordova, Casale, während die Savoyer andere Plätze angriffen, als ein französisches Heer die Letzteren zur Beschützung ihrer Grenzen abrief (1628). Im folgenden Frühjahr führten Richelieu und König Ludwig XIII. in Person ein Heer von 25,000 Mann nach Italien. Sie schlugen das savoyische Heer bei Susa, und nöthigten die Spanier, die Belagerung von Casale aufzugeben. Allein schon hatte Kaiser Ferdinand die Besetzung der französischen Grenze und die Zusammenziehung bedeutender Streitkräfte bei Memmingen, Ulm und Lindau angeordnet. Wallenstein hatte anfangs die Absicht, selbst das Commando zu übernehmen. Dann befahl er dem Grafen Collalto, diese

Schaaren, über 30,000 Mann stark, nach Italien zu führen (Mai 1629). Unter Collalto befehligten Gallas und Altringer. Der nächste Weg führte durch die Pässe Graubündten's, und da diese Republik vor einiger Zeit mit französischer Hülfe glücklich gegen den Erzherzog Leopold von Tyrol gekämpft hatte, wurden ihre Thäler furchtbar verwüstet. Nach der Einnahme des Gebiets von Mantua ward die Belagerung der Hauptstadt eröffnet. Zur Deckung derselben und zum Schutze des Herzogs von Savoyen rückten die spanischen Heerhaufen nach Montferrat, und drängten die zurückgelassenen französischen Truppen — der König und der Cardinal waren mit einem Theil des Heeres bereits zurückgekehrt — in Casale zusammen. Diese zu retten, erschien der Cardinal Richelieu an der Spitze einer neuen Armee, zu Pferde, das Schwert an der Seite und die Pistolen im Sattel (Anf. 1630); aber wenn er auch allmählig ganz Savoyen occupirte, konnte er es doch nicht verhindern, daß die Deutschen Mantua am 18. Juli 1630 erstürmten und drei Tage lang auf das Furchtbarste ausplünderten.

Welch ein Unterschied, welch ein Umschwung der Begebenheiten, wenn man die Stellung Ferdinand's im Jahre 1630 mit der Zeit seiner Thronbesteigung vergleicht! Und bereits hatte der siegreiche Fortgang der kaiserlichen Waffen auch für die religiösen Verhältnisse Deutschland's die bedeutsamsten Folgen herbeigeführt. Denn unverwandt behielt der Kaiser die Wiederherstellung des Katholicismus im Auge. Bisher hatte er in seinen Erblanden noch des Adels geschont; am Ignatiustage 1627 erging aber ein Edict, daß kein Herr oder Ritter mehr in Böhmen geduldet werden solle, der sich nicht zum katholischen Glauben bekenne; dasselbe wurde für Oberösterreich bestimmt. In Niederösterreich war bisher nur der evangelische Cultus verboten gewesen, jetzt wurden alle Protestanten vertrieben; nur der alte Adel behielt als ein Vorrecht die Erlaubniß, die katholischen Kirchen nicht besuchen zu dürfen. Am schonendsten von allen kaiserlichen Ländern war Schlesien behandelt worden, für dessen Religionsfreiheiten und Privilegien sich der Kurfürst von Sachsen bei der Occupation des Landes verbürgt hatte; nur Geldstrafen hatten bezahlt werden müssen. Im Jahre 1628 jedoch verloren vollends alle unmittelbar unter der Krone oder unter katholischen Herren stehenden Territorien die freie Religionsübung; man begann durch militärische Executionen und ähnliche Mittel die Einwohner zu bekehren. Im Reiche waren schon seit Beendigung des böhmischen Krieges den Katholiken einzelne Kirchen, Stifter und Klöster zurückgegeben worden, die angeblich dem Religionsfrieden zuwider von den Protestanten

in Besitz genommen sein sollten. Der Reichshofrath erkannte bei solchen Anlässen stets zu Gunsten der katholischen Partei. Gegen Würtemberg klagten die Bischöfe von Constanz und Augsburg, und mehrere Aebte trugen auf Restitution ihrer aufgehobenen Klöster an. Der Bischof von Eichstädt erhielt Recht wider Nürnberg, das Capitel von Strasburg gegen die Stadt; die Reichsstädte wurden aufgefordert, den katholischen Cultus herzustellen, wie er zur Zeit des Passauer Vertrages gewesen sei. Immer kühner betrieben die katholischen Landesherren die Gegenreformationen in ihren Ländern; und die Ligistischen und kaiserlichen Befehlshaber zwangen die protestantischen Capitel und Stifter, katholische Bischöfe und Vorsteher zu postuliren.

Bei diesen vereinzelten Maßregeln blieb man indeß nicht stehen. Nach der Schlacht bei Lutter beschäftigte sich der Kaiser mit einer allgemeinen Maßregel zur Herstellung der katholischen Kirche; und schließlich wurde, auf Betrieb des päpstlichen Nuntius und mit Genehmigung der vier katholischen Kurfürsten, am 6. März 1629 das Restitutionsedict erlassen, kraft dessen die Lutheraner gehalten sein sollten, alle Stifter, Klöster und Prälaturen, selbst die unter Botmäßigkeit der Reichsstände belegenen, die seit dem Passauer Vertrage und wider den geistlichen Vorbehalt reformirt oder sonst verwendet worden wären, der katholischen Kirche zurückzustellen. Auf die Calviniſten, hieß es, fände der Religionsfriede überhaupt keine Anwendung. Ebenso wenig sei derselbe für die Landsassen und Unterthanen der einzelnen Stände jemals vorhanden gewesen, da die Reichsstände denselben unter sich abgeschlossen hätten; sie könnten deshalb von ihren Landesherren zur katholischen Religion oder zur Auswanderung gezwungen werden. Das Kammergericht ward angewiesen, nach diesen Grundsätzen zu verfahren. Weil aber nach dem Ausdruck des Edicts in vielen Fällen „das jus undisputirlich und die spolia notorisch seien," so wurden sogleich kaiserliche Commissarien zur Execution desselben in alle Kreise gesendet und bevollmächtigt, im Fall der Widersetzlichkeit die „nächst gelegene Armada, sowohl kaiserlich als katholischer Liga Volk zu requiriren" und über die Kirchenämter interimistisch bis zur päpstlichen Bestimmung zu verfügen. Drei Erzbisthümer, funfzehn Bisthümer, fast alle norddeutschen Stifter und Abteien fielen durch dieses Edict den Katholiken wieder zu; nur der Kurfürst von Sachsen sollte seine drei „von Alters inhabende" Hochstifte Merseburg, Naumburg und Meißen behalten, theils um seine Dienste zu belohnen, theils um nicht zu stark aufzureizen. Zunächst erhielt der Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers zweiter Sohn, obschon er bereits Bischof von

Strasburg und Passau war, das Bisthum zu Halberstadt und die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen zugewiesen.

Die Protestanten erhoben sofort von allen Seiten die lautesten Klagen gegen dieses Edict, das aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassen, weder als Gesetz noch als Urtheil in der gehörigen Form gefaßt, berathen und proclamirt sei, mithin auch keine Gültigkeit haben könne. Trotz dieser nicht unbegründeten Einwendungen wurde das an sich schon harte, aufregende und durchaus unpolitische Mandat mit der größten Rücksichtslosigkeit ins Werk gerichtet*). Ist es auch unerwiesen, daß der Anstoß zum Erlaß desselben von Richelieu oder von der Liga ausgegangen sei: so steht es doch fest, daß auf dessen schonungslose Vollziehung, die dem Erstern der zersetzenden Wirkung halber nur erwünscht sein konnte, von den katholischen Kurfürsten am stärksten gedrungen ward**). Ja man ging sogar dabei noch über die Tragweite des Edictes hinaus. Bei den Reichsstädten wurde es gar nicht beachtet, ob die evangelische Religion vor oder nach dem Passauer Vertrage eingeführt worden war, sondern den evangelischen Einwohnern der Gottesdienst ohne Weiteres untersagt. Namentlich wurde gegen Augsburg mit äußerster Härte vorgegangen, so daß diese glänzende und berühmte Stadt durch das tyrannische Verfahren der kaiserlichen Commissarien und durch die Vertreibung der evangelischen Bürger von ihrer alten Höhe für immer herabsank. In den Rheinlanden, in Westphalen und Niedersachsen wurde die Restitution durchgeführt, und unermeßliches Gut eingezogen. Dennoch schien das Unheil neuer Religionskriege nicht eintreten zu sollen, welches Collalto in seinem Gutachten an den Kaiser und Andere warnend von der Ausführung des Edictes geweissagt hatten. Denn Niemand wagte Widerstand; die höchste Gefahr des Glaubens erweckte keinen Fürsten zu hochherziger und aufopfernder Vertheidigung, brachte auch den Kurfürsten von Sachsen, dessen Kräfte noch frisch und unverletzt waren, nicht unter die Waffen. Aber desto mehr wuchs im Stillen die Erbitterung, und überall glomm das Feuer unter der Asche. Nur an Einem Punkte loderte es auf.

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Thl. IV. S. 240 fg. Selbst Villermont, Tilly (Uebers.) S. 397 nennt das Edict eine ebenso unzeitige als unheilvolle Maßregel, die den Religionshaß und die Leidenschaften wieder angefacht habe. Ebenso, trotz mancher Beschönigungen, auch Klopp, Das Restitutionsedict im nordwestlichen Deutschland, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" Bd. I., Heft 1 (1860), S. 96, und Tilly Bd. II. S. 1 ff.

**) Hurter, Französische Feindseligkeiten g. das Haus Oesterreich z. Zeit Kaiser Ferdinand's des Zweiten, Wien 1859. S. 23 ff.

Wie Wallenstein's Eroberungen an Stralsund einen Damm gefunden hatten, so trug eine andere deutsche Stadt den Ruhm davon, sich allein der Ausführung des Restitutionsedictes widersetzt zu haben. Es war dieselbe, welche vor achtzig Jahren, ebenfalls von allen Städten des Bundes die einzige, Kaiser Karl V. im schmalkaldischen Kriege widerstanden hatte, Magdeburg. Obgleich von der dortigen Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldherrn schon auf seinem ersten Zuge von Schlesien nach Mecklenburg 130,000 Gulden bezahlt worden waren, hatte dieser im Januar 1629, als das Restitutionsedict im Anzuge war, von Neuem 200,000 Gulden oder Einnahme und Unterhaltung eines Regimentes gefordert. Die Stadt, die schon im Jahre zuvor die Wiederherstellung einiger Klöster erlebt hatte, weigerte sich standhaft und stützte sich, wie Stralsund, auf ihre Privilegien. Da schrieb Wallenstein selbst von Güstrow aus; „Uns ist die widerspenstige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Diese Hartnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum schweren Kriege nichts gesteuert, weder dem Kaiser, noch dem gemeinen Wesen. Wir wollen sie erinnert haben, in der Weigerung nicht zu beharren, sie möchte es sonst sehr bereuen." Wie nun das Edict förmlich erlassen und dem Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, das wiederhergestellte Erzbisthum übertragen worden war, mußte es um so dringlicher scheinen, den Widerstand der Stadt zu brechen. Zunächst erschien ein Haufe Croaten vor der Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer umher, brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit den Säbeln, Schanzen gegen die Stadt aufzuwerfen, worauf die Magdeburger ihr Geschütz brauchten. Eine Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten; denn wer floh, ward von den Croaten in Stücke gehauen. Jeden Abend wurden große Wagen voll Todter weggeführt. Darnach erhielten die Obersten Pappenheim und Becker Befehl eine regelmäßige Belagerung zu eröffnen, und im Julius kam Wallenstein selber von Güstrow nach Wollmirstädt. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen ließ er die Belagerung fortsetzen, doch nahm er persönlich keinen Theil, und zeigte überhaupt kein Verlangen, durch Stralsund's Beispiel gewarnt, neuerdings große Heeresmassen aufzuopfern. Im Herbst gelang es endlich der Hansa, zu welcher Magdeburg gehörte, einen Vergleich zu vermitteln, der dem kaiserlichen Feldherrn nichts weiter zugestand, als eine Entschädigung von 10,000 Thalern für weggenommene Getreideschiffe. Am 29. September zog das kaiserliche Kriegsvolk unverrichteter Dinge wieder ab.

Unterdessen aber hatte Wallenstein das Restitutionsedict im Bisthum Halberstadt mit großer Härte vollstreckt; im Verein mit den Ligistischen bedeckten seine Schaaren jetzt das ganze Reich. Die buntesten Ideen kreuzten sich damals in seinem Kopfe. Bald gedachte er, theils für sich selbst, theils für andere Generale neue Fürstenthümer auf Kosten der alten Geschlechter zu errichten; namentlich sollte Pappenheim an der Stelle Friedrich Ulrich's Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Tilly Herzog von Calenberg werden, während seine eigenen Gelüste sich von Mecklenburg auf Pommern, Brandenburg, Magdeburg und Rostock erstreckten. Bald wieder dachte er an Säcularisationen der geistlichen Staaten, und an noch durchgreifendere Veränderungen der Reichsverfassung, vermeinend, daß es überhaupt keiner Kurfürsten und Fürsten mehr, sondern nur Eines Herrn in Deutschland, gleichwie in Spanien und Frankreich, bedürfe. Daraus erwuchs sogar der Verdacht: er wolle sich selbst, etwa nach dem Tode des Kaisers, zum Erbkönig von Deutschland erheben. Allein Wallenstein war politisch weit mehr ein Mann des Augenblicks als der Grundsätze; es war etwas von den Hutten'schen Ideen in ihm, aber ohne deren Lauterkeit und Ernst; es lag in seiner Natur, seine Gedanken überallhin schweifen zu lassen; aber bestimmte Entwürfe zu hegen, feste Entschlüsse zu fassen, unverrückbare Zielpunkte zu verfolgen, war nicht seine Art. Seine Thaten blieben immer hinter seinen Worten zurück, und seine hochfahrendsten Plane wechselten wie Grillen. Während er es mit Magdeburg und Halberstadt zu thun hatte, verheißt er Constantinopel für den Kaiser zu erobern, träumt dann wieder von der alsbaldigen Einnahme und Plünderung Rom's, und beschäftigt sich endlich fast gleichzeitig mit einem Rachekriege gegen die Holländer und mit einem Vernichtungsschlage gegen den Hansebund, ohne auch nur ein einziges dieser Projecte annähernd festzuhalten. Nur Ein Streben verfolgte er unter allen Umständen mit Beharrlichkeit: sich an der Spitze einer erdrückenden Waffenmacht und in einer Stellung zu erhalten, die, unabhängig und gebieterisch, ihn zum Herrn der jedesmaligen Lage, der Zwecke und der Mittel mache*).

*) S. Hurter, Geschichte Ferdinand's II., Bd. IX., S. 558 ff., 580 ff. Derselbe, Zur Geschichte Wallenstein's (1855), S. 197 ff. Aretin, Wallenstein (1846), S. 39 ff. Klopp, Tilly, Bd. II., S. 9 ff., 23 f., 25 ff., 190 ff. Helbig, Die Resultate der neuesten Forschungen über Wallenstein's Verrath, in der Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Braunschweig 1853. S. 722. G. W. v. Raumer, Wallenstein's Auftreten in der Mark Brandenburg, im Berliner Kalender 1844, S. 277, 283, 285 f., 288 f., 291, 297 ff.

Aber eben dieſe erdrückende Waffenmacht und dieſe gebieteriſche Stellung reizten den Unwillen der leidenden Bevölkerungen und die Eiferſucht der für ſich ſelbſt beſorgten Fürſten, ohne Unterſchied der Religion. Die Zahl der Wallenſtein'ſchen Schaaren ſoll im Frühjahr 1629, ehe die Entſendungen nach Polen, Holland und Italien ſtattfanden, gegen 150,000 Mann betragen haben. Ueberall wurden von dem Feldherrn und den Generalen willkürlich Steuern ausgeſchrieben, und die fürchterlichſten Erpreſſungen, theils unter dem Vorwande der Unterhaltung des Kriegsvolks, theils der Einführung des Reſtitutionsedictes, verübt. Die Hauptleute lebten in Pracht und Ueberfluß, und ihre Verſchwendung ſchien dem Elende der ausgeſogenen Bürger und Bauern Hohn zu ſprechen. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben ſie aus Muthwillen. Viele Landleute ſtarben Hungers, andere friſteten mit Eicheln und Wurzeln ein klägliches Daſein. Von allen Seiten erhoben ſich daher die ſchreiendſten Klagen über dieſe Tyrannei und allgemeine Bedrückung. Ueber den Marſch der Truppen, welche Collalto nach Italien führte, ſchrieb der Erzherzog Leopold, des Kaiſers eigener Bruder, an dieſen: „Ew. Kaiſerliche Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauſet. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegsweſen nachgezogen; aber ſolche Greuel, wie itzt, habe ich nicht geſehen, auch nie verſtattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen; allein das Brennen, das Weiberſchänden, das Todtſchlagen, das Abſchneiden der Ohren und Naſen, anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken: dieſe Ausſchweifungen können die Officiere gar wohl verhindern. Ich weiß, man will Ew. Maj. ſolche Sachen auszureden ſuchen; aber ich verſichere Sie, daß das, was ich ſchreibe, Wahrheit iſt. Mir, Ew. Maj. getreueſtem Bruder, können Sie ſoviel glauben. Die Officiere ſpicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit ſchlecht einhergezogen ſind, jetzt aber drei oder viermalhunderttauſend Gulden baares Geld beſitzen. Dieſe Summen erhielten ſie nicht vom Feinde, ſondern ſie preßten ſie der katholiſchen Fürſten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an ſo groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewiſſen verbunden halte, alles dies Ew. Maj. zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht ſchaden können. Ich bitte Ew. Kaiſerl. Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen und durch ſeine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele anſehnliche Perſonen haben mich ſchon oft darum erſucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden. Ich ſehe, daß es

mich nunmehr am meisten im Markgrafthum Burgau und in den altenburgischen Herrschaften, von welchen ich leben muß, selbst betrifft."

So war der Zustand des Reiches, als der Kaiser im Februar 1630 einen allgemeinen Kurfürstentag auf den Juni nach Regensburg berief. Die Ligistischen Fürsten hatten auf einem Convent zu Mergentheim (1629) darauf angetragen; auch wünschte Ferdinand seinen ältesten Sohn zum römischen König erwählt zu sehen. Die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich; nicht so Sachsen und Brandenburg, trotz wiederholter Einladungen. Der Kaiser, der am 19. Juni eintraf, mußte auf eine bedeutende Opposition gefaßt sein, da er die Stände des Reichs in ihrer Gesammtheit bisher um keine Maßregel befragt hatte. An Anzeichen dazu fehlte es nicht. Schon der Kurfürstentag zu Mühlhausen (Octob. 1627) hatte dem Kaiser ein schauerliches Bild von der Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Kriegsvolks entworfen und sich über die Kriegslasten beschwert, die wider alle Reichsgrundgesetze liefen und wider den Willen der Reichsstände, die erst um ihre Meinung hätten befragt werden sollen; demnach hatte man auf eine beträchtliche Verminderung des Heeres gedrungen, und sogar auf eine Aenderung des Oberbefehls angespielt. Seitdem hatte namentlich Maximilian von Baiern die Besorgniß der Fürsten vor den „Anschlägen" Wallenstein's als des „argelistigsten und verschlagensten Menschen" rege erhalten; und ein Convent der katholischen Bundesfürsten zu Bingen hatte daraufhin schon im Sommer 1628 gradezu die Absetzung Wallenstein's gefordert, mit dem Bedeuten: falls der Kaiser seines Feldhauptmanns „nicht mächtig" wäre, würden sie ihn „durch ihre eigenen Defensionsmittel zum Gehorsam anhalten" und dem „Unheil abhelfen." In Regensburg erklärten nun in der That sofort die Kurfürsten: bevor nicht ihren Beschwerden abgeholfen sei, könne von weiteren Verhandlungen nicht die Rede sein. Wetteifernd und einmüthig klagten sie über Wallenstein's unumschränkte Macht, der gleich einem Dictator Jedermann nach seinem Willen zwänge ohne Recht, ja ohne rechtlichen Vorwand; und über den unerträglichen Druck der Soldatesca, die vom Reiche nicht allein ernährt, sondern mit allen Hauptleuten und Obersten auch besoldet werden müßte. Schrecklich lautete in letzterer Hinsicht der Bericht der pommerschen Abgeordneten. „Bogislav," sagten sie, „nahm die kaiserlichen Soldaten als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin werden die Contributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom Leibe weggenommen, Andere übergaben den Officieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe

mit Thränen. Die Executoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler, und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern weg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt, Alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert; und nicht genug, daß Weiber und Jungfrauen zu Tode genothzüchtigt werden: auch noch an den todten Körpern, mehr als viehisch, wird die unnatürliche Lust gebüßt, dann werden sie den Hunden zu fressen gegeben. Bogislav's Einkünfte aus seinem großen Herzogthume reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben pommersche Städte sind seit der Kaiserlichen Ankunft durch den Muthwillen der Letztern in Asche gelegt, ganze Districte von sechs und mehreren Meilen sind verödet. Als die Stadt Stargard sich über die Größe der Contributionen beklagte, schrieb der kaiserliche Feldmarschall Torquato Conti dem darin liegenden Hauptmanne zurück: damit Stargard desto besser sich zu beklagen Ursache habe, so befehlen wir dem Herrn ernstlich, daß er sich diese Stunde Alles, was noch zu zahlen ist, entrichten lasse, und sollten sich die Stargarder auch bis auf das Hemde ausziehen müssen." Als die pommerschen Gesandten diese Beschwerden übergaben, lagen 31,500 Mann kaiserlicher Infanterie und 7540 Reiter, ohne den Troß, in Pommern. Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen Gulden; Hessen-Kassel gab sieben Millionen an; die einzige Stadt Nürnberg hatte monatlich 20,000 Thaler, Berlin 10,000 Gulden zahlen müssen; Würtemberg brauchte alle vier Wochen 120,000 Thaler, um 8000 Mann kaiserlicher Truppen zu erhalten.

Was allen diesen Klagen den stärksten Nachdruck gab, war die drohende Stellung der Liga. So sehr sie mit der Herstellung des Katholicismus zufrieden war, so sehr fürchtete sie andererseits die Uebermacht des Kaisers in politischen Dingen, und kaum in minderem Grade wie die protestantischen Fürsten. Aus diesem Grunde hatte Maximilian von Baiern, das thätige und vorausblickende Haupt dieser Verbindung, schon im März 1629 zu Heidelberg einen Beschluß der Mitglieder fassen lassen, die Truppen der Liga nicht zu vermindern, wie dies der Kaiser verlangt hatte, vielmehr die Armee in der Stärke von 27,000 Fußgängern und vierzig Reiterregimentern bis zum allgemeinen Frieden zu unterhalten, sich erforderlichen Falls mit Gewalt gegen die Wallensteinischen zu behaupten, und die besetzten Länder nicht eher zu räumen, bis der Bund seiner Kosten versichert wäre. Diese Stimmung unterhielten und stärkten geheime Botschafter und Einflüsterungen Richelieu's, der auf seinem Wege

gegen die österreichisch-spanische Macht um so eifriger fortzugehen dachte, als er die Opposition des Papstes, welche seine ersten Entwürfe dieser Art hatte scheitern lassen, nicht mehr zu schonen brauchte. Im Laufe der Ereignisse hatten sich nämlich auch noch andere Gegensätze im Schooße der siegenden Partei entwickelt. Die Jesuiten trachteten danach, die durch das Restitutionsedict zurückfallenden Güter für sich in Besitz zu nehmen und die älteren Orden wo möglich ganz auszuschließen; über die Besetzung der wiedergewonnenen Kirchenstellen erhoben sich die uralten Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser. Papst Urban VIII. folgte jener Richtung nicht, die seine Vorgänger seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts genommen hatten, und die mit Hintansetzung der eigenen fürstlichen Interessen, ja selbst des oberherrlichen Ansehens über die Kirche, einzig und allein auf die Herstellung des Katholicismus im Verein mit den Landesherren ging. Er war den Häusern Oesterreich und Spanien persönlich abgeneigt, seine Stellung in Italien glaubte er durch die Uebermacht dieser Fürsten bedroht, und schloß sich deshalb näher an Frankreich an. Selbst den Anspruch, die restituirten geistlichen Stellen in Deutschland das erste Mal zu besetzen, verweigerte er dem Kaiser.

Das war die Lage der Parteien, als der Kurfürst von Baiern, nachdem die Beschwerden der Stände eingereicht waren, auf die Entsetzung Wallenstein's antrug und die Uebrigen ihm laut und eifrig beistimmten. Furcht vor der Liga, Besorgniß, dieselbe mit Frankreich vereinigt gegen seine Erblande unter den Waffen zu sehen, ein Rest von Achtung gegen die schon so gewaltsam angetastete deutsche Verfassung, Unlust, mit dem Papste ganz zu brechen, und endlich wirkliche Theilnahme für die Leiden des Reiches, wozu dann noch der Einfluß der den Kaiser umgebenden, Wallenstein nicht günstigen Geistlichkeit kam, bewogen Ferdinand im entscheidenden Augenblicke, wenn auch nicht ohne Schwanken und Zögern, nachzugeben.*) Ungern, ohne Gutheißen und mit der Protestation: „an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu sein," willigte der Kaiser, zuerst mündlich am 14. August, in die Entsetzung des Feldherrn, dem er seine Macht verdankte; doch erst nach dem 6. September kam sie in Ausführung. Er schien zu fühlen, was er aufgebe. Im Begriff, Deutschland und Italien zu seinen Füßen zu sehen, fürchtete er auf dem betretenen Wege fortzu-

*) Vergl. Lorenz, a. a. O. S. 21 f. S. 25 ff. Klopp, Tilly Bd. II. S. 72 ff. Förster, Wallenstein S. 147. 439. Hurter, Zur Gesch. Wallenstein's S. 369.

schreiten; plötzlich fehlten ihm Muth und Kräfte, den Schlußstein seines Gebäudes zu legen. Alle bisherigen Schritte mußten jetzt zwecklos erscheinen; umsonst war man so weit gegangen, wenn man nicht weiter gehen wollte. Die Entlassung Wallenstein's in diesem Augenblicke war vom Standpunkte des Kaisers ein unverzeihlicher Fehler; und unverzüglich trat denn auch, mit dem Einfall der Schweden, ein großer Umschwung der Dinge ein.

Wallenstein, wohl wissend, um was es sich handle, hatte absichtlich wie es scheint die Vorkehrungen gegen Schweden verabsäumt, um sich unentbehrlich zu machen,*) und war mit mehr als kaiserlichem Gepränge von Karlsbad südwärts zu dem Heere nach Schwaben gereist, um im Interesse des Kaisers, falls die Kurfürsten wegen der Königswahl Schwierigkeiten machen sollten, nach seiner Weise plötzlich die Stadt Regensburg mit seinen Truppen zu besetzen und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Mit 17 sechsspännigen Wagen, 27 vier- und zweispännigen Kaleschen, 60 Bagagewagen und 150 Reitern ging er über Ulm nach Memmingen; ein Berichterstatter sagt: „niemals habe er den Kaiser so reisen gesehn; die Hofpursch seien alle schön blau und roth gekleidet.“**) Wie ganz anders hatten sich nun aber die Sachen in Regensburg gestaltet. Statt eines Befehls zum Aufbruch, wurde dem Mächtigen jetzt der Absetzungsbrief überbracht. Zwei alte Freunde des Feldherrn, der Hofkanzler von Werdenberg und der Kriegsrath von Questenberg, übernahmen das bedenkliche Geschäft. Sie trafen ihn in Memmingen mit astrologischen Studien beschäftigt, deren trügerische Ergebnisse ihm statt der mangelnden Grundsätze dienten. Er empfing und bewirthete sie prächtig. Es ward lange von gleichgültigen Dingen gesprochen, und eben wollten sie es wagen, ihn mit ihrem Auftrage bekannt zu machen, als er, von allen auf dem Kurfürstentage vorgefallenen Dingen schon durch seinen Vetter, den Grafen Max von Waldstein, unterrichtet, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität. Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese

*) Die Annahme eines Einverständnisses (Hurter, a. a. O. S. 343) geht zu weit.

**) Helbig, Gustav Adolf u. s. w. S. 105. Hurter, a. a. O. S. 363. 366 f. Auch sonst entfaltete Wallenstein in den Jahren 1628—30 einen Aufwand und ein Gepränge ohne Gleichen, so daß man meinte: kein Kaiser und kein König habe es so wie er. Vergl. G. W. v. Raumer, a. a. O. S. 286 f. 290. 296 f.

Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursach gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Se. Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten." Er dankte hierauf selbst dem Kaiser schriftlich für das bisher ihm geschenkte Vertrauen, und bat nur, ihn in seinen Besitzungen zu schützen. Als die Kurfürsten zu Regensburg seine Antwort erfuhren, wurden sie muthiger, und verlangten nun auch die Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzöge. Der Kaiser mußte sich endlich entschließen, die Untersuchung dieser Angelegenheit zu verfügen, und beschied Wallenstein, bis zur Beendigung derselben auf seine Güter in Böhmen zu gehen. Dahin begab sich dieser denn auch, nicht ohne die Zuversicht, daß die Zukunft ihm Gelegenheit zu einem vollkommenen Triumphe über seine Feinde verschaffen würde; denn schon standen die Schweden auf deutschem Boden, und mit ihnen erwuchsen nothwendig dem Reiche wie dem Kaiser neue Wirren und Gefahren. In scheinbarer Unthätigkeit, doch nicht ohne Schadenfreude und mit prunkendem Selbstgefühl, schaute er auf seinen Gütern und in seiner Hauptresidenz Prag dem Gange der Dinge zu. Seine Einkünfte, die sich damals auf 6 Millionen jährlicher Rente beliefen, gestatteten ihm jegliche Art von Aufwand; er umgab sich mit ausgezeichneten Künstlern aus Italien, Deutschland und den Niederlanden, die ihn feiern mußten; in einem hohen Festsaale seines prachtvollen Palastes zu Prag ließ er sich von ihnen als triumphirenden Feldherrn darstellen, von vier Sonnenrossen gezogen, und einen Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte*).

Dem Kurfürstentage gegenüber folgten jenen ersten Bewilligungen des Kaisers bald andere nach. Von der Forderung einer Auflösung der Liga, da die protestantische Union nicht mehr bestehe, gegen die sie errichtet worden, mußte er abstehen. Eben so wenig erlangte er die gewünschte Verschmelzung des Ligistischen Heeres mit dem kaiserlichen, noch die Beseitigung des bisherigen Namens für das erstere, noch die Abhängigkeit Tilly's von der kaiserlichen Oberleitung im Kriege. Dagegen mußte er sich dazu verstehen, weil es an Mitteln zum Unterhalt fehle, vielmehr das bisherige Wallensteinische Heer in Deutschland bis auf neununddreißigtausend Mann zu vermindern und die Generale anzuweisen, ihre Contributionsforderungen vorher der Berathung und Ermäßigung der Reichskreise zu unterwerfen. Dennoch erreichte der Kaiser

*) Förster, Wallenstein's Briefe Thl. II. S. 73.

nicht einmal die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige, welche die Kurfürsten beharrlich ablehnten und auf eine künftige Versammlung hinausschoben.

---

12. Gustav Adolf und seine ersten Fortschritte in Deutschland. (1630—1631.)

Durch die Spaltung, welche im Innern der katholischen Partei ausgebrochen war, begannen die Verhältnisse sich für die bedrängten Reichsfürsten und für die Protestanten wieder günstiger zu gestalten. Doch hatten die Letztern keine Macht irgend welcher Art in Händen, um den Kaiser auf dem Wege der Nachgiebigkeit zu erhalten, und von sich aus die Rettung und Befreiung ihres Glaubens zu bewerkstelligen. Denn das war doch, trotz aller gegnerischen Meinungen, das letzte und höchste Ziel der Zeit, dem mit weltgeschichtlicher Nothwendigkeit nachgerungen werden mußte, mochte es auch große nationale Opfer für Deutschland kosten. Die kirchliche Reactionssucht hatte den Krieg geweckt und genährt; sie hatte sich nie gescheut, gegen den deutschen Protestantismus Fremdlinge, Spanier und Italiener, unmittelbar ins Feld zu führen; ihre Siege und der thörichte Mißbrauch derselben riefen mittelbar von der andern Seite andere Fremdlinge, Schweden und Franzosen, ins Land. Es war unvermeidlich, daß die religiösen Strömungen von den internationalen ergriffen wurden. Abgesehen von Sachsen waren die protestantischen Länder Deutschlands entkräftet und ausgesogen, ihre Unterthanen verschüchtert, und die Furcht, auch das letzte noch zu verlieren, lehrte selbst diejenigen Zurückhaltung, die vielleicht noch auf Widerstand hätten denken können. Da warf sich zur Rettung der gemeinsamen Religion und Freiheit in Gustav Adolf von außen her eine stammverwandte Gewalt auf, die durch jene Siege sich selbst bedroht sah, und der es nunmehr endlich gelang, die getrennten Kräfte des Protestantismus durch ihr überwiegendes Ansehen zu vereinigen und so mächtig zusammenzuhalten, daß jede Regung der Eifersucht und des besonderen Vortheils vor der Hand erstickt wurde.

Gustav Adolf, der älteste Sohn Karl's IX., hatte in seinem siebzehnten Jahre den schwedischen Thron unter schwierigen Umständen bestiegen (1611). Mit Dänemark, Rußland und Polen befand sich das Reich im Kampfe. Christian IV. hatte, von seinen Besitzungen in Schwe-

den aus, Calmar erobert, und machte verheerende Einfälle in Smaland. Im Sommer des Jahres 1612 nahmen die Dänen auch Elfsborg und die Insel Oeland weg. Schlecht unterstützt vom Adel, ohne genügendes Heer und kräftige Führer, gelang es dem jungen Herrscher nur durch große persönliche Anstrengungen und durch die Hingebung der schwedischen Bauern, bedeutende Verluste zu vermeiden und im Frieden von Siöröd (1613) Calmar und Oeland zurückzuerhalten. Gegen Rußland waren die Schweden im Vortheil gewesen. Schon nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatten die schwedischen Herrscher angefangen, sich von den alten Besitzungen in Finnland aus weiter an den Ostseeküsten auszubreiten, in dem richtigen Gefühl, daß hierauf die Herrschaft über dieses Meer und die politische Bedeutung ihres Reiches gegründet werden müsse. So wurde Esthland erworben; während der inneren Verwirrungen in Rußland nach dem Tode Boris Godunow's (1605) eroberten die Schweden Kexholm, Nowgorod und die Städte von Ingermanland. Gleich nach dem Frieden mit Dänemark eilte Gustav Adolf in diese Gegenden, um den Befehl zu übernehmen, konnte aber nichts Bedeutendes ausrichten. Endlich kam im Jahre 1617 zu Stolbowa ein Vertrag zu Stande, der dem Könige von Schweden Carelien und Ingermanland gegen Zurückgabe der übrigen Eroberungen zusicherte. Diese Länder verbanden die finnländischen Besitzungen Schwedens mit Esthland, und schlossen die Russen gänzlich von der Ostsee aus; ein höchst wichtiger Schritt zu Schweden's Größe. Gustav Adolf beschloß auf diesem Wege weiter vorzuschreiten. Der Schauplatz des polnisch-schwedischen Krieges war Liefland gewesen, und ein beim Tode Karl's IX. geschlossener Waffenstillstand hatte mehrere feste Plätze dieses Landes in den Händen der Schweden gelassen. Als der Kampf 1617 von Neuem eröffnet wurde, eroberten die Schweden auch Dünamünde und Pernau, worauf wieder eine vierjährige Waffenruhe eintrat. Während derselben verlobte sich Gustav Adolf mit der Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Maria Eleonora; zu dem Ende reiste er zwei Mal incognito nach Berlin, das erste Mal um sie unerkannt zu sehen (August 1618), das zweite Mal um sie näher kennen zu lernen (April 1620). Nachdem der Reichskanzler Oxenstierna persönlich an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach Berlin gegangen war, um den Ehecontract abzuschließen und die königliche Braut heimzuführen, fand Ende November 1620 der Einzug in Stockholm und die feierliche Vermählung statt. Die Ehe, frei von allen Anlässen zur Eifersucht, war und blieb eine glückliche und zärtliche; doch nie vergaß darüber der König die ern-

sten Pflichten und die großen Interessen seiner Stellung, in der er stets religiöse Gesichtspunkte mit den politischen eng verflocht *).

Im Frühling des Jahres 1621 nahm er den polnischen Krieg, dem stets religiöse Motive zu Grunde gelegen hatten, wieder auf. Mit 160 Schiffen segelte er über die Ostsee, eröffnete im August die Belagerung von Riga und zog am 16. September in die Mauern dieser Stadt ein, welche die Bürgerschaft hartnäckig vertheidigt hatte. Von hier ging er nach Kurland und eroberte Mitau. Allmählig fiel ein Platz nach dem andern in seine Hände; nach einem Siege bei Wallhofen wurde ganz Liefland unterworfen, und der König drang nach Litthauen vor. So konnte der junge Held immer kühnere Plane fassen; er beschloß, den Krieg an die preußischen Ostseeküsten zu verlegen und auch diese in seine Gewalt zu bringen. Im Juni des Jahres 1626 erschien er mit einer starken Flotte vor Pillau, um sich des wichtigen Hafens für seine ferneren Unternehmungen zu versichern, obgleich derselbe seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, gehörte. Ohne Widerstand verließ die brandenburgische Besatzung, 300 Mann stark, ihre Schanzen. Aber vergebens forderte der König die preußischen Stände auf, sich mit ihm gegen Polen zu vereinigen. „Geht nicht den Mittelweg," sagte er ihnen, „seht auf Deutschland, da haben sie auch keinen erzürnen wollen. Was ist daraus erfolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche ihre Seligkeit verloren. Die Polen wollen aus Preußen, wie sie bereits in Liefland gethan, Starosteien machen, die Einwohner wie Sklaven halten und à coups de bâton tractiren. Jetzt werden sie euch für Verräther ausgeben, ihr möget thun was ihr wollt, weil ihr den Pillauer Hafen nicht vertheidigt habt. Schlagt auf sie zu, es sind ja über tausend Adliche in diesem Herzogthum, ich will euer General sein. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen in meinem Bett, will Königsberg befestigen und es wider die Polen und den Teufel vertheidigen, wenn ihr es mit mir haltet." Dem Kurfürsten ließ er auf seine Beschwerden erwiedern, er wolle ihm nichts nehmen; es sei aber am besten, wenn er als Lehnsträger Polen's ganz aus dem Spiele bleibe **). Unterdeß hatte er sich bereits gegen das polnische Territorium gewendet. Im Fluge eroberte er Braunsberg, Elbing, Marienburg, Dirschau, und dehnte sich bis an die Grenzen Pommern's aus, während sein Feldherr Jakob de la Gardie die Polen in Litthauen schlug. Im folgenden Früh-

*) Gfrörer, Gustav Adolf, Stuttgart 1845 (3. Aufl. 1852). S. 116 ff.

**) Stenzel, Geschichte Preußens Bd. I. S. 449 fg.

jahre (1627) führte der Kurfürst Georg Wilhelm 5000 Mann nach Preußen, um Pillau wieder zu gewinnen; nachdem die Schweden ihm aber 2000 Mann gefangen genommen hatten, mußte er sich zu einem Neutralitätsvertrage bequemen und versprechen, die Polen in keiner Weise zu unterstützen. Gegen diese führte Gustav Adolf auch in diesem und im folgenden Jahre (1628) den Krieg in Westpreußen mit glücklichem Erfolg, ohne daß indeß ein entscheidender Schlag geschah. Gefährlicher drohte der nächste Feldzug für den König zu werden, nachdem sich der kaiserliche Feldmarschall Arnim an der Spitze seines Wallensteinischen Armeecorps, in offener Feindseligkeit gegen Schweden, mit dem polnischen Feldherrn Koniecpolski in der Gegend von Graudenz vereinigt hatte. Gustav Adolf marschirte von Marienwerder auf Marienburg zurück, um hier Verstärkungen abzuwarten, als er in der Gegend von Stuhm von dem heftig nachdrängenden Feinde am 27. Juni 1629 wider seinen Willen zu einem Gefecht gezwungen wurde, welches nachtheilig für ihn endigte.

In dem Schreiben, welches Arnim am Tage nach der Schlacht an Wallenstein erließ, heißt es unter Anderm: „Der König ist mitten unter uns gewesen, und unsere Reiter haben so nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelassen, welchen ich Ew. Fürstlichen Gnaden überschicke. Eben jetzt sendet der Feind wegen einiger vornehmen Getödteten und Gefangenen einen Trompeter an mich, welcher erzählt, daß der König gesagt, er habe noch nie so warm gebadet, doch wäre ihm lieb, daß er die Kaiserlichen hätte kennen lernen.... Der König hat sich mit so viel Muth unter die Kaiserlichen gewagt, daß er sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit und durch den treuen Beistand der Seinigen durchschlagen müssen."

Dieselbe Tapferkeit bewies Gustav Adolf in allen Gefechten; stets war er da, wo die Gefahr am größten schien. In dem zweiten preußischen Feldzuge war er zweimal verwundet worden. Bei allen diesen heftigen kriegerischen Anstrengungen wurde sein kühner und rastloser Geist von einem kräftigen Körper unterstützt. Er war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Wohlbeleibtheit ihm fast beschwerlich fiel und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz hoher Vernunft zu sein; seine Adlernase und die großen grauen Augen im Verein mit der wohltönenden Stimme flößten zugleich Achtung und Vertrauen ein, und so niederdrückend sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich,

und seine Rede strömte fast immer von Muth und Laune über. Stets wußte er die tauglichsten Gehülfen auszusuchen, und in dem eben erzählten polnischen Kriege bildete er sich Befehlshaber und Soldaten heran, welche in der Folge die besten Truppen seiner Gegner über den Haufen warfen. Um zu seinen fast ununterbrochen fortdauernden Kriegszügen das nöthige Geld zusammenzubringen, hatte er von Anfang an den Finanzeinrichtungen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, als damals gewöhnlich war, und den Gewerbfleiß wie den Handel in seinen Staaten auf alle Weise unterstützt. Auch den Wissenschaften, als deren eifrigster Verehrer er sich bezeigte, öffnete er den Weg nach Schweden, wie denn auch seine eigene Bildung nicht unbedeutend war. Er redete vier Sprachen mit seltener Fertigkeit, und hatte nach dem Geiste der damaligen Zeit in theologischer Gelehrsamkeit viel gethan. Aber es war ihm nicht um die Lehrsätze allein zu thun; ein echt religiöser Sinn hatte sein ganzes Gemüth in dem Maße durchdrungen, daß er als das liebenswürdigste Muster eines echt christlichen, frommen Fürsten erscheint, der nichts Wichtiges ohne den Gedanken und das Gebet an Gott beginnt. In diesem Sinne führte er seine Kriege auch nicht mit der eisernen Härte Wallenstein's, sondern suchte die Leiden, welche er den Landeseinwohnern zufügen mußte, zugleich nach Kräften zu mildern und zu vergüten.

Die unterdrückte Religionsfreiheit der deutschen Protestanten hatte schon früh Gustav's Aufmerksamkeit erregt; schon vor seinem preußischen Feldzuge, im Jahr 1625, hatte er sich an Christian's IV. Stelle an die Spitze der Niedersachsen stellen wollen, war aber durch England's Zaudern, das seine Unternehmung nicht unterstützen wollte, und durch Dänemark's Eifersucht daran verhindert worden. Auch hatte der polnische Krieg ihn noch zu sehr beschäftigt. Späterhin haben wir gesehen, wie er den tapfern Stralsundern Hülfe sandte. Nach der Schlacht auf der stuhmer Haide vermittelte ein Abgeordneter Richelieu's einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen den Königen von Schweden und Polen. Stets seiner Politik getreu, war jener Staatsmann bemüht, einen neuen Bundesgenossen gegen Oesterreich zu gewinnen, welches er gern im Norden beschäftigt sah, um dessen Kräfte von Italien abzulenken; da England zu jener Zeit im Innern mit sich selbst beschäftigt, Dänemark entkräftet war, blieb kein anderer Fürst als Gustav Adolf übrig, der allein von allen protestantischen Häuptern siegreich gewesen war. Der König von Schweden zauderte, sich in eine so weit aussehende Unternehmung zu stürzen; doch kamen mehrere Gründe verschiedener Art zusammen, Gustav's Entschluß zu bestimmen. Oesterreich's Plane auf die Ostsee waren für Schweden zu bedenk-

lich, um nicht zum Kampfe aufzufordern, und ein siegreicher Krieg verhieß eine glänzende Ausdehnung seiner Macht am baltischen Meere, die Besetzung der Küsten von Riga bis Stralsund. Außerdem bewegte den König die edlen Seelen angestammte Begierde, als Schützer und Rächer der Unterdrückten aufzutreten, und vor Allem der fromme Wunsch, den evangelischen Glauben zu retten, zu befreien. Auch an äußeren Gründen fehlte es nicht; der Kaiser hatte seine Gesandten zu Lübeck zurückweisen lassen und den Polen Hülfe gesendet. So schloß er denn das Bündniß mit Frankreich im Frühjahr 1630 in der Art ab, daß er ein Heer nach Deutschland führen werde zur Herstellung der Gerechtsame der deutschen Stände, zur Entfernung der kaiserlichen Truppen und zur Sicherung der Meere und des Handels, wobei ihn Frankreich mit einer angemessenen Summe unterstützen werde. Den katholischen Gottesdienst wolle er dulden, wo er ihn fände.

Nachdem Gustav Adolf seine Rüstungen vollendet und dem Reichsrathe die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit übertragen, versammelte er am 27. Mai 1630 die in Stockholm gerade gegenwärtigen Reichsstände, stellte ihnen seine einzige kaum sechsjährige Tochter Christine vor, empfahl dieselbe ihrem Schutze, und sprach unter Anderem: „Da wohl mancher sich imaginiren und einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne rechte Ursache uns aufbürden, so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren auffallend Grund habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Glaubensgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden... Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird auch mir geschehen, daß ich, der bei so mancher Gelegenheit für Schweden's Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwohl bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutz heil davongekommen bin, zuletzt das Leben doch lassen muß; deshalb will ich bei meiner Abreise dieses Mal auch sämmtliche Schweden's abwesende und gegenwärtige Stände Gott befohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben uns treffen und finden mögen in dem ewigen und unvergänglichen.“*) Danach schiffte er sich mit funfzehntausend Mann, theils Schweden, theils Deutschen und Schotten, in den Scheeren bei Elfsnaben ein (23. Juni 1630), ankerte am 4. Juli bei der kleinen Insel Ruden, am Ausflusse der Peene, und bewerkstelligte die Landung beim Dorfe Peenemünde auf Usedom. Kaum aus dem Boote ans

*) Geijer, Geschichte Schweden's. Bd. III S. 167.

Land gestiegen, kniete er im Angesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt, und flehte um seinen ferneren Schutz. Seine gerührten Offiziere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voll Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Fleißig gebetet, ist halb gefochten."

Den Zeitpunkt zu seiner Unternehmung hatte Gustav Adolf sehr glücklich gewählt. Gerade damals war Wallenstein entlassen, sein Heer vermindert worden, noch waren die Kurfürsten in Regensburg beisammen. Mit dem gefürchteten Feldherrn wich auch der rege Geist aus den Schaaren. Torquato Conti, der die kaiserlichen Truppen in Pommern befehligte, die der Anzahl der Schweden noch immer weit überlegen waren, zeigte wenig Entschlossenheit, und begnügte sich, zunächst die Truppen bei Garz und Anclam zusammenzuziehen, während Gustav die Odermündungen und Rügen besetzte und sich darauf mit großer Schnelligkeit gegen Stettin, die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, wandte. Aengstlich eilte ihm der alte Bogislav entgegen, und zögerte die Stadt sofort zu übergeben, wie der König verlangte. Da wandte sich Gustav an die Abgeordneten des Magistrats. Er versprach die strengste Ordnung und Mannszucht, und schloß mit den Worten: „Faßt einen Entschluß, die Sache ist dringend. Die Sonne wird bald untergehen, und ich bin nicht gewohnt, in der Nacht auf den Wällen Schildwachen auszustellen. Eilet, und nöthigt mich nicht, zu wirksameren Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, wenn meine Worte euch nicht überreden können." — Der Herzog bat, ihn doch nur neutral zu lassen, damit er nicht noch in seinem Alter den Jammer erlebe, als ein Geächteter aus seinem Land flüchten zu müssen; aber der König sprach ihm Muth ein, und so rief Bogislav denn endlich: „Nun in Gottes Namen!" worauf die Schweden in die Stadt rückten (20. Juli). Bald darauf ward ein förmliches Bündniß zwischen Gustav und Bogislav geschlossen, welches auf gegenseitige Hülfe gegen Gewalt und Ungerechtigkeit gerichtet war, unbeschadet der Pflichten des Herzogs als Reichsstand. Für den Fall, daß Bogislav sterben würde bevor der Kurfürst von Brandenburg als präsumtiver Erbe diese Einigung bestätigt hätte, sollte Pommern von den Schweden besetzt bleiben bis der Nachfolger den König wegen der Kriegskosten völlig würde befriedigt haben. Ein Beweis, daß Gustav Adolf daran dachte, die pommerschen Küsten den preußischen hinzuzufügen.

Nach der Besetzung Stettin's bemühte sich der König die übrigen Städte des Herzogthums in Besitz zu nehmen, um sich in diesen Gegenden

zu befestigen. An mehreren Punkten leisteten die kaiserlichen Besatzungen den hartnäckigsten Widerstand, namentlich in Colberg und Greifswald; andere bewiesen sich weniger muthvoll, oder wichen der offenbaren Uebermacht, und zogen sich nach dem befestigten Lager zurück, welches Conti bei Garz aufwerfen ließ. Schrecklich übten diese Unmenschen ihre Wuth gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt zu sein. Ein Croatenhaufe, welcher durch Penkun nach Garz zog, brach in alle Häuser ein, zerschlug Kisten und Schränke, prügelte und mißhandelte die Leute, bis sie ihre verborgene Habe entdeckten, ergriff die Weiber und halb erwachsene Mädchen, und trieb sie wie Schlachtvieh vor sich her. Ueberall auf den Straßen sah man die scheußlichsten Greuelscenen. Nach dem Abzuge dieses Gesindels war in dem ganzen Ort kein Bissen Brots zu finden. Noch höher stieg die Unmenschlichkeit in Pasewalk. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese unglückliche Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl, noch achtzehntausend Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten hierauf die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe; wer sich rührte, ward niedergestoßen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reiter geschnürt, und zu ferneret Mißhandlung aufbewahrt. Der Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen nach Garz geführt, und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnichtem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen, und außer der Angst der Bande und des Hungers noch den Hohn der Soldaten ertragen, die rings um sie her ihre Nothdurft verrichteten. Beim Abzug aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken, und schleuderten sie jubelnd in die Flammen. Wie die Städte wurde auch das Land verwüstet. Ueberall sah man Aschenhaufen und Blutströme; alle Mühlen niedergerissen, das Getreide auf der Erde zerstreut oder in den Flüssen schwimmend. Auf Tagereisen weit war kein Stück Vieh zu sehen. Gegen solche Greuelthaten mußten die Schweden als Retter erscheinen, deren Mannszucht so streng war, daß die Einwohner nicht Soldaten, sondern Freunde zu bewirthen glaubten; und die Fröm-

migkeit des Königs bestätigte den rührenden Glauben, daß er den Bedrängten auf Gottes Geheiß wie ein hülfreicher Engel gesendet sei. Jedes schwedische Regiment hatte einen Feldprediger, der mit demselben täglich zweimal Betstunde hielt. Trotz der strengen Kälte, welche im December eintrat, setzte Gustav Adolf seine Unternehmungen fort. Am Weihnachtsabend wurde unter seinem Befehl Greiffenhagen, das von einer starken kaiserlichen Besatzung vertheidigt wurde, erstürmt; worauf der Feldmarschall Schaumburg, welcher statt Conti's den Befehl übernommen hatte, voll Schrecken seine Stellung bei Garz aufgab, sein Geschütz in die Oder warf und nach Küstrin zurückging.

Wir können nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit, als Zeugniß für Gustav's Gesinnung und Gefühlsweise, den Schluß eines Briefes mitzutheilen, den er am 14. December 1630 von Golnow aus an seinen wackern Kanzler Oxenstierna schrieb. Nachdem er ihm den Zustand seiner Angelegenheiten gemeldet, und ihn gebeten hat, der Unzufriedenheit der Unterthanen mit seinem Zuge auf alle Weise zuvorzukommen, fährt er fort: „Auch beschwöre ich euch, daß ihr euch mein Andenken und das Beste meines Hauses empfohlen sein lasset, und dasjenige an mir und den Meinigen thut, was ihr wolltet daß Gott an euch und den Eurigen thäte, und was ich an den Eurigen in gleichem Falle thun würde, wenn es ihm gefiele, daß ich euch überlebte und die Eurigen meiner nöthig hätten. Ich betrachte mich als einen, der unser Vaterland bereits zwanzig Jahre lang, nicht ohne viele Bekümmernisse, jedoch, Gott sei Dank! auch mit vieler Ehre regiert hat, indem ich das Vaterland und meine treuen Unterthanen geehrt und geliebt, ihrem Ruhme meine Bequemlichkeit, mein Vermögen und mein Leben aufgeopfert, und in dieser Welt keinen andern Schatz gesucht, als in der Erfüllung meiner Pflichten in demjenigen Stande, in welchem Gott mich geboren werden ließ. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so werden die Meinigen in vieler Betrachtung Mitleiden verdienen. Es sind ohnehin nur Frauen, eine Mutter ohne Rath und eine junge unerzogene Tochter. Beide sind unglücklich, wenn sie allein regieren, und in Gefahr, wenn sie von Andern regiert werden. Die natürliche Liebe und Zärtlichkeit flößten mir diese Zeilen in die Feder, mit welcher ich an euch schreibe; an euch, der ihr ein Werkzeug seid, das mir Gott nicht allein zur Hülfe in wichtigen Angelegenheiten, sondern auch zum Beistande in allem dem, was mir in dieser Welt am meisten werth ist, geschenkt hat. Nichts desto weniger überlasse ich dieses, mich und Alles, was er mir gegeben, seinem heiligen Willen, und getröste mich in dieser Welt des Besten, in Hoffnung auf die Ruhe, Freude und ewige Seligkeit nach diesem Leben."

Im Januar 1631 unterzeichnete der König zu Bärwalde einen Subsidientractat mit Frankreich, welches zugleich Gustav Adolf's Landung in Deutschland benutzte, um einen vortheilhaften Frieden in Italien zu schließen, wodurch der Kaiser den Herzog von Nevers mit Mantua zu belehnen versprach. Der Hauptpunkt des Vertrages mit Schweden war, daß der König von Frankreich sich verpflichtete, jährlich viermalhunderttausend Thaler zu den Kriegskosten zu zahlen. So wichtig eine solche Hülfe dem Könige von Schweden auch sein mußte, da sich schon während des ganzen vorigen Feldzuges ein sehr fühlbarer Geldmangel eingestellt hatte und die Hülfsquellen seines Reiches auf keine Weise erlaubt hätten, den Krieg mit solcher Schonung der Einwohner, wie bisher geschehen war, weiter fortzuführen: so hatte er doch den Abschluß mehrere Monate verzögert, weil er sich nicht entschließen konnte, dem Stolz des französischen Hofes nachzugeben, der ihm den Titel Majestät verweigerte. Im gerechten Gefühl seiner Würde hatte Gustav deshalb schon unter dem 17. Sept. 1630 nach Paris geschrieben: „Obgleich dies eine sehr unbedeutende Sache ist, die weder zur Verminderung der einen noch zur Vergrößerung der andern Macht etwas beiträgt, so haben wir doch geglaubt, daß es die Pflicht eines Königs erfordere, nichts zu vernachlässigen, was sein königliches Ansehen betrifft. Eher wollen wir daher die Verträge aufgehoben wissen, als daß wir zum Nachtheil dieser Würde, die wir von Gott und unseren Vorfahren erhalten haben, etwas geschehen lassen sollten." Der französische Gesandte hatte sich darauf bemüht, Gustav begreiflich zu machen, welche Verschiedenheit zwischen einem König von Frankreich und einem König von Schweden Statt finde, aber dieser antwortete mit Festigkeit: „Alle Könige sind einander gleich," worauf das französische Ministerium endlich nachgab. Seitdem betrieb auch Richelieu angelegentlich die Neutralität der Liga; die deshalb gepflogenen geheimen Verhandlungen führten zwar zum Abschluß eines Geheimbundes zwischen Frankreich und Baiern (Mai 1631); doch blieb dieser wirkungslos, und über die Neutralität zwischen Schweden und der Liga kam es schließlich zu keiner Einigung*).

Allmählig bewaffneten sich aber immer mehrere Helfer für den König von Schweden; die deutschen Protestanten schienen endlich aus ihrer Verzagtheit und Unentschlossenheit zu erwachen. Das erste Beispiel gab wiederum die Stadt Magdeburg. Der glückliche Widerstand gegen Wallensteins Schaaren hatte den Muth der Bürger erhöht, und als der Kaiser im Juli 1630 in Gemäßheit des Restitutionsedicts alle lutherischen Dom-

*) Hurter, Französische Feindseligkeiten u. s. w. S. 36 f. 39 ff.

herren und Stiftsgeistlichen zu entlassen und alles den Kirchen und dem Hochstifte gehörige Eigenthum auszuliefern befahl, fiel alles Volk dem Administrator des Erzbisthum, Christian Wilhelm, zu, der heimlich in die Stadt kam und Schwedische Hülfe versprach. Christian Wilhelm, der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, war schon im Jahre 1625, als der König von Dänemark seinen Krieg gegen den Kaiser eröffnete, thätig für die protestantische Kirche aufgetreten. Er hatte dem schlesischen Feldzug unter Ernst von Mansfeld beigewohnt, dann hatte er sich mit den dänischen Reitern wieder nach Niedersachsen durchzuschlagen versucht, und war ihrer Niederlage glücklich entronnen. Einige Zeit darauf ging er nach Schweden, und erschien nun mehr wieder in seinem Bisthum. Obgleich ihm Gustav zu größerer Vorsicht gerathen, warb er Truppen (Aug. 1630), griff die im Erzstifte liegenden kaiserlichen Schaaren an, und nahm Halle nebst einigen andern Orten weg. Den Befehl in der Stadt übernahm der Oberst Dietrich von Falkenberg, den der König von Schweden heimlich abgesendet hatte. Dem kühnen Vorgange Magdeburgs folgte von allen deutschen Fürsten zunächst die Landgräfin Juliane von Hessen, welche bereits im November 1630 für ihren Sohn Wilhelm einen Bund mit Gustav Adolf schloß.

Ganz besondere Pflichten, sich der protestantischen Sache anzunehmen, hatte Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Seine Länder waren allein unversehrt geblieben; der Augenblick war gekommen, wo er, wie sein Ahnherr Moritz, die frühere Verbindung mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen vergessen machen konnte. Allein so kräftige Gedanken wohnten nicht in Johann Georg's Seele. Er begnügte sich die protestantischen Fürsten im Februar 1631 nach Leipzig zusammen zu berufen, um vor allem die Leitung der Angelegenheiten seiner Confessionsverwandten wieder in seine Hand zu bekommen. Die Anträge Gustav Adolf's zu einer Vereinigung mit ihm wurden zurückgewiesen, aus Furcht vor dem Kaiser; dagegen beschlossen Sachsen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Würtemberg und andere Fürsten und Herren, auch die Abgeordneten vieler schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsstädte, neue Vorstellungen gegen alle willkürlichen kaiserlichen Einquartierungen und Contributionen sowie besonders gegen das Restitutionsedict zu machen, und falls Ferdinand denselben nicht nachgebe, Truppen anzuwerben. In dem darauf an den Kaiser erlassenen Schreiben der Protestanten heißt es, nachdem des Restitutionsedicts Erwähnung geschehen: „da der Stände Hoheit durch grausame, unerhörte Bedrückungen von Seiten des kaiserlichen Kriegsvolkes äußerst gekränkt, die Reichsconstitutionen überschritten, das Reich mit neuen Rüstungen

angefüllt, die Contributionen gebotweise angesetzt und durch Kriegsgewalt erhoben würden, so hofften sie, der Kaiser werde es ihnen, dafern sie von der Soldatesca wieder vergewaltigt werden sollten, nicht verdenken, wenn sie sich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und der Natur, auch Reichsgesetzen, in alle Wege zugelassene Defension bestens verwahrten und versicherten." Der Kaiser antwortete: das Restitutionsedict gebiete nichts als die Vollziehung des Augsburger Religionsfriedens, und was die Kriegsbeschwerden anbeträfe, so sei es befremdend, sie zu einer Zeit erhoben zu sehen, wo die Fortschritte der schwedischen Waffen dem ganzen katholischen Theil der Stände Gefahr drohe. Aber dabei ließ es Ferdinand nicht bewenden, sondern richtete, da die Protestanten nun in der That anfingen sich zu bewaffnen, gegen die oberländischen Glieder des Leipziger Bundes Kriegsgewalt. Die schwäbischen demselben angehörigen Stände wurden durch die aus Italien zurückkehrenden kaiserlichen Truppen gezwungen, ihm zu entsagen, und zugleich mit neuen Schatzungen beschwert; die Fränkischen warteten die Ankunft dieser Schaaren nicht einmal ab, sondern erboten sich sofort, zu gehorchen, und ihr Kriegsvolk zu entlassen. So zeigte sich der Leipziger Bund wieder ebenso haltungslos in sich und ebenso wirkungslos nach Außen als alle früheren Bündnisse der Protestanten, und Gustav Adolf sah wohl ein, daß er die evangelischen Fürsten zur Befreiung ihrer Staaten und ihrer Religion zwingen müsse. Nur die Herzöge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, die beiden Herzöge von Sachsen-Lauenburg, Franz und Franz Albrecht, so wie der Herzog Georg von Lüneburg, stellten sich auf seine Seite und traten zum Theil in schwedische Dienste.

Die Schweden waren längs der Oder heraufgerückt, während Tilly, der jetzt auch den Oberbefehl über das kaiserliche Heer erhalten hatte, im Februar mit vierunddreißigtausend Mann bei Frankfurt anlangte, um dem König den weiteren Weg zu versperren; den Grafen Schaumburg postirte er mit fünftausend Mann in Landsberg an der Warthe. Da Gustav Adolf sich aber schnell seitwärts nach Mecklenburg wendete, und dort Neubrandenburg, Malchin und Demmin einnahm, folgte ihm Tilly mit der Hauptmacht und eroberte Neubrandenburg wieder, wo er die schwedische Besatzung, zweitausend Mann stark, niederhauen ließ. Aus Mangel an Lebensmitteln beschloß er indeß, nach der Elbe zurückzugehen, und zugleich durch die Bestrafung Magdeburgs allen deutschen Ständen, welche es wagen sollten, sich mit den Schweden zu verbinden, ein abschreckendes Beispiel zu geben. So konnte Gustav Adolf am 13. April ungestört Frankfurt an der Oder angreifen, wo Tiefenbach mit sechstausend Mann zurück-

geblieben war. Im ersten Anlauf wurde die Mauer erstiegen und alle Kaiserlichen, welche um Quartier baten, von den wüthenden Schweden mit dem Ausruf: „Neubrandenburgisch Quartier" in Stücke gehauen. Nur mit Mühe gelang es dem Könige, achthundert Gefangenen das Leben zu retten, und nach mehrstündiger Plünderung die Ordnung wieder herzustellen. Vor Landsberg, welches bald darauf eingenommen wurde, erhielt der König von der eröffneten Belagerung Magdeburgs Nachricht. Er ließ den Bürgern sagen, sie möchten sich nur noch drei Wochen halten, dann hoffe er ihnen gewiß Hülfe zu bringen. Gleich zum Entsatz der bedrohten Stadt vorzudringen, glaubte er nicht wagen zu dürfen, weil seine Streitkräfte durch viele Besatzungen zersplittert waren, und die Rückzugslinie eine sehr unsichere gewesen sein würde, wenn etwa der Kurfürst von Brandenburg gegebenen Falls den Geschlagenen seine Straßen und Brücken versperrt hätte. Deshalb wollte Gustav Adolf wenigstens zuvor der Neutralität seines Schwagers sicher sein, und rückte in dieser Absicht von Landsberg gegen Berlin vor.

Georg Wilhelm hatte die Lenkung des Kurfürstenthums in schwerer Zeit in die Hand genommen. Brandenburg war zwar eben durch weitläufige Besitzungen, die Jülich-Cleviſchen Länder und das Herzogthum Preußen vergrößert worden, hatte aber hierdurch zunächst an innerer Kraft eher verloren als gewonnen. Die Behauptung der rheinischen Erbschaft forderte große Anstrengungen, die am Ende doch nur dazu führten, daß Spanier und Holländer diese Länder besetzten und aussogen; in Preußen hatte der Kurfürst Mühe gehabt, die Belehnung von Polen und die Huldigung der Stände zu empfangen, und zuletzt war, wie wir gesehen haben, auch das Herzogthum in den schwedisch-polnischen Krieg verwickelt worden. Dazu unterstützten die alten Stammlande, die Marken, ihren Herrscher äußerst schlecht, Geld und Truppen wurden lässig bewilligt und schlecht gestellt, so daß es eines gewaltigen Geistes bedurft hätte, um unter solchen Umständen mit Kraft und Entschiedenheit nach Außen auftreten zu können. Georg Wilhelm's Gaben reichten zu solcher Aufgabe nicht aus, und der Mann, der den größten Einfluß in allen Staatsangelegenheiten übte, der Geheime Rath Graf Adam zu Schwarzenberg, war Katholik und von Habsucht nicht frei, so daß er sich nicht scheute, auch vom Kaiserhofe bedeutende Geschenke anzunehmen. An den früheren Kämpfen der Protestanten hatte man keinen Theil genommen; auch ließen sich bei der bald hervortretenden Uebermacht Ferdinand's und bei der eigenen Schwäche leicht genug Gründe finden, sich lieber an den letzteren als an die ersteren zu halten, wenngleich Mansfeld und die Dänen das Land verwüsteten. „Der

Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit, „meinte der Kurfürst; „bleibt er Kaiser, so bleibe ich auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an ihn halte.“ Als dann Gustav Adolf in Preußen landete, entschloß sich Georg Wilhelm, die Polen zu unterstützen, indem er äußerte: „Sitze ich still und sehe dem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Wenn ich mich noch wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß es der Kaiser ärger mit mir machen wird als Gustav.“ Ebenso wenig wie das gewaltsame Verfahren in Preußen konnte ihn der Vertrag, den Gustav Adolf mit dem Herzog von Pommern geschlossen, für jenen stimmen. Und so zeigte er sich denn auch jetzt noch nicht geneigt, dem Verlangen des Königs, der die Eröffnung der beiden Festungen Spandau und Küstrin verlangte, zu willfahren, sondern ließ Schanzen um Berlin aufwerfen und rief die Bürgerschaft dieser Stadt unter die Waffen. Indeß war Gustav Adolf bereits in Köpnick und rückte durch den Wald mit zwei Regimentern und einigen Geschützen bis auf eine Viertelmeile von der Stadt vor. Da ging ihm der Kurfürst nothgedrungen entgegen (13. Mai 1631), konnte aber zu keinem Entschluß kommen. Der König ward zornig; die Kurfürstin und die verwittwete Pfalzgräfin, Friedrich's V. Mutter, die mit herausgekommen waren, besänftigten ihn, und luden ihn ein, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Er that es, und schlief die Nacht im Schlosse, von tausend schwedischen Musketieren bewacht. Am folgenden Tage (Mittwoch, 14. Mai) fingen die Unterhandlungen wieder an, indeß die übrigen Heerestheile dicht an die Stadt rückten. „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückweg wieder an, mache mich meines Orts von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch gehen wird.“ Nach langem Zaudern willigte endlich der Kurfürst ein, daß Gustav Spandau mit fünfhundert Mann so lange besetzen solle, bis Magdeburg befreit sei; der Vertrag darüber war am 15. Mai unterschrieben, und noch an demselben Tage zogen die Schweden über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu. Einen gesicherten Uebergang über diesen Fluß boten allein die Brücken bei Dessau und Wittenberg. Die erste war aber von kaiserlichen Truppen besetzt; die zweite Stadt gehörte dem Kurfürsten von Sachsen, und dieser weigerte sich, den Durchmarsch zu gestatten. Da kam plötzlich

die Nachricht, Magdeburg sei erobert, ein Donnerschlag für alle Protestanten. Gustav unterließ nicht, in einem besonderen Manifeste die unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als die einzige Ursache dieses Verlustes darzustellen.

---

13. Die Zerstörung Magdeburg's.

(1631, 20. Mai.)

Nachdem der Administrator von Magdeburg als Verbündeter Schwedens den Krieg im vorigen Jahre eröffnet hatte, waren auch bald (Spt. 1630) kaiserliche Truppen erschienen, die ihn seiner Eroberungen beraubten und wieder auf die Stadt beschränkten. Im Winter lagerte Pappenheim mit 10,000 Mann in den Umgegenden, um mit dem besseren Wetter sogleich die Belagerung eröffnen zu können. Allein da Tilly den größten Theil dieser Truppen zu seinem Zuge nach Frankfurt und Mecklenburg verwandte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden, bis der Oberbefehlshaber selbst am 5. April mit dreißigtausend Mann vor der Stadt anlangte. Sogleich wurde nun mit großer Thätigkeit und dem heftigsten Nachdruck Tag für Tag ein Außenwerk nach dem andern angegriffen und erstürmt, so daß die Kaiserlichen innerhalb vier Wochen bis dicht an die Mauern vordrangen. Auch die Vorstädte, die Sudenburg und die Neustadt hatten die Belagerten verlassen müssen. Der Oberst Dietrich von Falkenberg leistete in jeder Hinsicht, was von einem geschickten, tapfern und ausdauernden Commandanten irgend verlangt werden konnte; aber seine Mittel waren gering, da er nur über zweitausend Fußgänger und kaum dreihundert Reiter zu gebieten hatte und die Bürger, deren waffenfähige Mannschaft an fünftausend betrug, seine Anstrengungen im Ganzen nur lau unterstützten. Besonders die Reicheren, nur zu sehr des Schadens eingedenk, den ihnen die erste Belagerung gebracht, zeigten sich karg und widerwillig. Zu diesen Uebelständen kam sehr bald ein fühlbarer Mangel an Pulver, indeß die Kaiserlichen aus acht Batterien täglich an zwölf- bis achtzehnhundert Kugeln in die Stadt schossen. Dennoch verzagte der kühne Befehlshaber nicht; durch rastlose Ausfälle ermüdete er die Feinde und ließ aus dem in der Stadt vorhandenen Salpeter doch einigen, wenn auch nicht hinreichenden Schießbedarf verfertigen.

Die Hoffnung der Bürger ruhte auf Gustav's Ankunft, und die Kunde von der Nähe des Erretters machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas Ernstliches gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie der kaiserliche Feldherr selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten und am Nachmittage sogar die bisher so eifrig gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav ganz nahe sei, während es vielmehr ein Vorbote des Sturmes war, den der feindliche Feldherr, obgleich noch nirgend Bresche geschossen war, auf den Rath seiner besten Officiere beschlossen hatte. An fünf Orten sollte zugleich angegriffen werden und zwar nicht in der Nacht, wie man damals zu thun pflegte, sondern am hellen Morgen. Den Soldaten wurde eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen und ihnen befohlen, sich um fünf Uhr fertig zu halten. Ein Kanonenschuß sollte das Zeichen sein, von allen Seiten loszubrechen. Die Bürger und Soldaten der Stadt waren bis nach Mitternacht wachsam auf ihren Posten; da aber Alles still blieb, gingen die ersteren beim Anbruche der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, ohne Ahnung des Erwachens, welches ihnen bereitet war; und die Soldaten überließen sich gleichfalls einem sorglosen Schlummer. Schon früh um vier Uhr begab sich der Commandant auf das Rathhaus, um einen Trompeter Tilly's abzufertigen, den dieser am 18. Mai, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern, hinein gesandt hatte. Der bereits versammelte Magistrat wollte einige Abgeordnete mit Capitulationsvorschlägen an den kaiserlichen Feldherrn schicken, welcher Absicht Falkenberg auf das Lebhafteste widersprach und darzuthun suchte, daß die Gefahr noch nicht so dringend und der Entsatz stündlich zu erwarten sei. Er hatte bereits längere Zeit mit großer Wärme geredet, als die Wächter, welche auf dem Thurm des Domes und der Jakobskirche postirt waren, eiligst melden ließen, sie sähen das Lager der Kaiserlichen in voller Bewegung. Bald darauf wurde Lärm, von den Thürmen hörte man Sturm blasen, die Kriegsfahne wurde ausgesteckt. Alles eilte in höchster Bestürzung zu den Waffen, allein es war bereits zu spät. Pappenheim hatte den Angriff zwischen sechs und sieben Uhr eröffnet, da Tilly am Morgen wieder gezaudert und seine Officiere noch einmal zum Kriegsrath versammelt hatte. Der Anlauf war wider ein dicht vor der Mauer erbautes Werk, welches der Neustadt gegenüber lag, gerichtet, und da die Sturmpfähle im Graben bereits früher umgehauen waren, konnten die Kaiserlichen ohne Mühe ihre Leitern anlegen. Mit dem Geschrei „Jesus Maria!" erschienen die Vor-

dersten auf der Brustwehr, wo niemand einen Ueberfall erwartete, und nur die Schildwachen angezündete Lunten hatten. Die Besatzung der Schanze suchte sich, ohne Widerstand zu leisten, durch eine kleine Thür in die Mauern zu retten; aber mit ihnen drangen die Pappenheimer in die Stadt, während andere an der sogenannten hohen Pforte den Wall erstiegen. Falkenberg hatte sich aufs Pferd geworfen und führte das Regiment des Oberstlieutenant Trost gegen den Feind. Nach einem hartnäckigen Gefecht brachte er die an jenem Werke Eingedrungenen zum Weichen und wandte sich gegen die hohe Pforte, als er an der Spitze der Seinigen heldenmüthig fechtend von einer Kugel durchbohrt wurde. Sein Fall entmuthigte die Soldaten, welche überdieß keinen Schuß mehr hatten, so daß sie sich in den Straßen verliefen. Inzwischen hatte Pappenheim schon vier Regimenter auf den Wall gebracht, mit denen er dem Administrator, der das Krökenthor tapfer gegen eine andere kaiserliche Heeresabtheilung vertheidigte, in den Rücken fiel, und diesen Eingang den andrängenden Schaaren öffnete.

Durch den Aufenthalt, welchen Falkenberg's entschlossener Widerstand hervorgerufen, war mittlerweile in die zuerst von panischem Schrecken ergriffenen Bürger Muth und Besinnung zurückgekehrt. Die Weiber warfen Ziegel von den Dächern herab, aus den Fenstern fielen zahlreiche Schüsse und vom Hauptmann Schmidt geführt, drückte die Bürgerschaft den Feind noch einmal gegen die Wälle zurück, bis auch dieser Führer fiel, und neue Massen der Kaiserlichen durch das Krökenthor anstürmten, während Pappenheim, der einen Weg über den Wall hatte bahnen lassen, zu gleicher Zeit mit seinen Reiterschaaren in die Verzweifelnden einbrach, und von den Mauern her auf die Bürger mit ihren eigenen Geschützen heftig gefeuert ward. Hie und da setzten sich noch einzelne Haufen; aber auf dem breiten Weg ward der Administrator vom Pferde gerissen und als Gefangener nach Wollmirstädt abgeführt. Unaufhaltsam drangen jetzt die Kaiserlichen in hellen Haufen in die Stadt, und fielen denen, welche die Mauern an den drei übrigen Orten, wo gestürmt wurde, noch mannhaft vertheidigten, in den Rücken. Um neun Uhr ertönte ringsum das alte Siegesgeschrei der Deutschen: „All gewonnen, All gewonnen;“ leider in einer deutschen Stadt. Furchtbar waren die Gräuel, welche die losgelassenen katholischen Völker an den protestantischen Einwohnern verübten. Blutdurst, Wollust und Raubsucht bemächtigten sich der ungebundenen Willkür, und alle Frevel der Unmenschlichkeit wurden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war; doch wurden auch die ersteren mit dem Schwerte

nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man dreiundfunfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr kam an mehreren Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurückzuziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Croaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Vor Allen zeichneten sich in Grausamkeit und Blutdurst die Croaten, Ungarn und Wallonen aus, deren Wüthen mehrere milder gesinnte Officiere und selbst Pappenheim keinen Einhalt thun konnten. Von fünfunddreißigtausend Einwohnern sollen nur fünftausend das Blutbad überlebt haben.

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, zu deren Löschung Tilly fünfhundert Mann commandirt hatte, das Liebfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben waren. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa vierhundert der reichsten Bürger, von denen man sich ansehnliche Lösegelder versprechen durfte, waren in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, welche bis dahin durch Wachen vor den Plünderern beschützt worden war, und man erblickte gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Tilly schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brot unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die anderen wurden in den Bischofshof geführt. Auch allen Uebrigen, so viele ihrer noch am Leben waren, wurde bei Trommelschlag Pardon und Sicherheit verkündigt; und hie und da kamen nun Einzelne unversehrt aus den Todtenhaufen zum Vorschein. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, sprach der Sieger sehr gnädig. Am 25. Mai hielt Tilly seinen feierlichen Einzug. Nachdem in der Domkirche Messe gelesen, das Tedeum gesungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geschossen war, ritt er mit seinem Gefolge durch die von Blut gedüngten und rauchenden Trümmer, welche die Richtung der Hauptstraßen bezeichneten; nicht ohne Bedauern, einen auch für ihn höchst wichtigen Waffenplatz in solchem Zustande zu sehen. Die Belagerung war von Tilly mit großer Energie und tüchtiger militairischer Ein-

sicht geführt worden; der Erfolg des Sturmes war aber Pappenheim allein zu danken, da die Kaiserlichen an allen anderen Punkten tapfern Widerstand fanden und keine Fortschritte machen konnten. Der Letztere berichtete nicht ohne Selbstzufriedenheit nach Wien: „er glaube, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung solch ein Sieg nicht sei gesehen worden"; aber den Ruhm dieser That hat die zügellose Grausamkeit der kaiserlichen Schaaren für alle Zeiten geschändet. Daß Tilly persönlich kein Vorwurf trifft, daß er vielmehr den Gräueln zu steuern gesucht, ist längst anerkannt.*)

14. Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

(1631.)

Die Kunde von Magdeburg's Fall erregte einen furchtbaren Schrecken im protestantischen Deutschland. Gustav Adolf vernahm sie mit großem Schmerz. Die Frage, ob nicht ein rasches Vordringen des Königs über die Elbe auch ohne gesicherten Rückzugspunkt den Fall Magdeburg's verhindert haben würde, ist schwerlich mit voller Sicherheit zu beantworten, da sich über Möglichkeiten nicht streiten läßt. Gewiß sind schon kühnere Unternehmungen gelungen. Indeß hatte Gustav Adolf den Krieg in Deutschland bisher mit großer Vorsicht geführt, und wenn er sein Heer nicht aufs Spiel setzen wollte, so kann dagegen nicht viel eingewendet werden; um so weniger, als einerseits der Kurfürst von Sachsen sich über alles Erwarten spröde erwies, und als andererseits ein längeres Standhalten Magdeburg's wohl zu hoffen blieb, wie denn sein Fall in der That nur ein Akt der Ueberraschung war. Mit gleicher Vorsicht ging auch Tilly zu Werke. Um seinen Rücken zu sichern, wandte er sich gegen den Landgra-

*) Schon vor Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört, 1846. Nicht zu billigen sind daher die ab und zu immer noch wiederkehrenden heftigen Ausfälle gegen Tilly, wie wir sie z. B. bei Rückert, Deutsche Geschichte (2. Aufl.) 1861. S. 425 lesen. Ebenso unbegründet ist aber auch die jetzt beliebte Verdächtigung, Gustav Adolf habe in schlauer macchiavellistischer Berechnung das Schicksal Magdeburg's gewollt und herbeigeführt; s. Heising S. 108 ff Billermont, Tilly (Uebers.) S. 466. 483. 487 f. 493 f. 531 f. Klopp, Tilly Bd. II. S. 253 ff. 257 ff. 261 ff. Vgl. dagegen Gfrörer, Gustav Adolf S. 817 f. Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, 1854. S. 40 ff.

sen Wilhelm von Hessen-Kassel, der, wie wir wissen, heimlich mit dem Könige von Schweden in Verbindung getreten war und eifrig rüstete. Oeffentlich gab derselbe an, daß seine Werbungen nur die Vollziehung des Beschlusses von Leipzig bezweckten. Nachdem Tilly einen Theil des kaiserlichen Heeres unter Pappenheim an der Elbe zurückgelassen hatte, züchtigte er zuerst den Herzog Wilhelm von Weimar, der dem Landgrafen von Hessen Truppen geschickt hatte, durch die Verwüstung seines ganzen Landes. Darauf ließ er den Landgrafen selbst auffordern, sich als Freund oder Feind zu erklären, kaiserliche Besatzung in seine Festungen einzunehmen, seine Truppen abzudanken, und Kriegssteuern zu zahlen. Muthig erwiederte der Landgraf den Abgeordneten: er sei weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sei er nicht gesonnen; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen; und damit es dem Grafen von Tilly nicht an Unterhalt und Geld mangeln möchte, so könne er ihm keinen bessern Rath geben, als daß er nach München gehe, wo er Alles im Ueberfluß finden würde, was er in Hessen vergebens suche. Auf diese kühne Antwort rückte der kaiserliche Feldherr vor, warf die hessischen Truppen auf Ziegenhain und Kassel zurück, und würde eine furchtbare Rache vollstreckt haben, wenn er nicht durch Gustav Adolf's Uebergang über die Elbe, welchen Pappenheim nicht hatte verhindern können, aus diesen Gegenden abgerufen worden wäre.

Der König hatte die Zwischenzeit benutzt, sich des rechten Elbufers zu versichern; er hatte Rathenow, Brandenburg und Havelberg befestigen lassen, um von hier aus gegen die Weser vorzudringen. Nachdem er das ganze Land zwischen der Warthe, der untern Oder, Havel und Elbe von Kaiserlichen gesäubert, auch die brandenburgische Besatzung in Küstrin ihm Treue hatte schwören müssen, ging er nunmehr (10. Juli) bei Tangermünde über die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben. Tilly legte sich ihm gegenüber, versuchte aber vergebens den König zu einer Schlacht herauszulocken, worauf drückender Mangel an Lebensmitteln den kaiserlichen Feldherrn nöthigte nach Wollmirstädt zurückzugehen. Da auch Mecklenburg bis auf Rostock, Wismar und Dömitz jetzt in schwedischen Händen war, und zur Beobachtung dieser Festungen ein hinlängliches Heer im Lande stand, so glaubte Gustav die Wiedereinsetzung der beiden vertriebenen Herzöge, die sich schon früher bei seinem Heere eingefunden hatten, nicht länger verschieben zu dürfen. Die schöne Handlung der Gerechtigkeit ward auf die rührendste Weise vollzogen. Unter dem Geläute aller Glocken zogen die Herzoge in einem prunkvollen Zuge in Güstrow wie im Triumphe ein; den Unterthanen ward aufs Neue der Eid von

ihren rechtmäßigen Landesherren abgenommen, und fröhliche Volksfeste beschlossen die Feierlichkeit.

Um den weitern Fortschritt der schwedischen Waffen in Norddeutschland zu verhindern, kam Alles darauf an, sich Kursachsen's und der reichen Hülfsquellen dieses Landes zu versichern. Tilly ließ dem Kurfürsten am 24. Aug. anzeigen: „Man habe vernommen, daß der Leipziger Bund noch immer seine Rüstungen fortsetze. Er solle das einstellen, sonst habe er die üblen Folgen seines Ungehorsams sich selbst zuzuschreiben. Zugleich möchte er sich nicht länger weigern, dem kaiserlichen Heere die nöthigen Kriegssteuern, Lieferungen und Durchmärsche zu gestatten, die man sich eben jetzt unmöglich könne abschneiden lassen." Der Kurfürst berief sich auf die Reichsverfassung; aber Tilly, nach seiner Vereinigung mit einem Theil der aus Italien zurückgekehrten kaiserlichen Schaaren, die der Graf Fürstenberg aus Süddeutschland herbeigeführt hatte, gegen funfzigtausend Mann stark, beschloß seine Unterwerfung zu erzwingen. Er nahm Halle, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeitz und andere Orte in Besitz, und schrieb in allen diesen Städten starke Contributionen aus. Da verlor Johann Georg alle Fassung. Blindlings wollte er sich nun den Schweden in die Arme werfen, wofern sie ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreiten. Um den Kurfürsten seine Versäumniß und sein Zaudern entgelten zu lassen, machte Gustav Adolf, so erfreulich ihm dieser Entschluß sein mußte, harte Bedingungen: Wittenberg auszuliefern, den Truppen einen dreimonatlichen Sold zu bezahlen, den Kurprinzen als Geisel zu stellen, die treulosen Rathgeber im sächsischen Ministerium ihm zu übergeben u. s. w. Als Johann Georg dies hörte, rief er den Gesandten entgegen: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geiseln geben, und ist ihm dies doch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Kehren Sie schleunigst zurück, und sagen Sie ihm, daß ich bereit bin, ihm die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen, und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern." Den König rührte diese Ergebenheit so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe," sagte er, „gegründete Ursache gehabt mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Das Bünd-

niß ward darauf sogleich geschlossen, Gustav brach von Werben auf, und ging bei Wittenberg zum zweiten Mal über die Elbe. „Am 14. September Morgens," schreibt der König an Oxenstierna, „marschirten wir nach Düben, Kursachsen zu erwarten, das von Eilenburg im Anzuge war, und am funfzehnten früh mit seiner Armee kam, ungefähr 20,000 Mann stark, gut montirt und schöne Leute von Ansehen. Der Kurfürst ließ seine Armee rangiren und darauf anmelden, daß er kommen wolle, uns zu salutiren. Wir nahmen einen hübschen Theil Cavallerie mit uns und ritten ihm entgegen. Unser Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, war in seiner Gesellschaft. Wir ritten mit beiden Kurfürsten um die sächsische Armee, und von da zu unserer Infanterie, welche auch in Batalie hielt. Darauf ward in unserem Quartier deliberirt, ob man den Feind durch Diversionen oder durch eine Feldschlacht angreifen solle."

Gustav trug Bedenken, eine Schlacht zu wagen, weil gar viel auf dem Spiele stand, indem bei einer etwanigen Niederlage, nach seinem eigenen Ausdrucke, die beiden Kurhüte (Sachsen und Brandenburg) gewaltig zu wackeln, wo nicht gar zu springen beginnen würden. Aber Johann Georg behauptete, daß der Feind auf keine andere Weise aus seinem Lande zu bringen wäre. Tilly war inzwischen an demselben Tage vor Leipzig angekommen, und beschoß die Stadt, nachdem sie den geforderten Proviant verweigert und ihre eigenen Vorstädte abgebrannt hatte. Von Feuerkugeln geängstigt, ergaben sich die Bürger schon am folgenden Tage, und die Kaiserlichen erwarteten nun anderthalb Stunden weiter nordwärts die Bewegungen der Verbündeten. An Stärke waren beide Heere einander ziemlich gleich; jedes mochte ungefähr 40,000 Mann betragen, da Gustav Adolf außer den Sachsen 13,000 Fußgänger und neuntausend Reiter führte, bei Tilly's Heer aber eine starke Abtheilung unter Altringer noch zurück war. Tilly zog seine Reihen auf Anhöhen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitzsch hin. Ihn unterstützte der tapfere Feldmarschall Pappenheim. Am 17. September Morgens kamen die Schweden, welche die Nacht bei Wolche campirt hatten, in voller Bataille dem Feinde zu Gesicht, passirten unter dessen Augen die Lober, und nahmen ihre Stellung bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen. Gustav ordnete an, daß das sächsische Heer, das vom Kurfürsten selbst und von dem seit einiger Zeit in seine Dienste getretenen Feldmarschall Arnim angeführt ward, auf dem linken Flügel ganz für sich fechten sollte; denn er fürchtete, daß es nicht Stand halten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren möchte.

Um Mittag rückten die Schweden auf Schußweite heran; der König suchte mit seinem rechten Flügel den linken des kaiserlichen Heeres zu umgehen, um dem Feinde die Vortheile der Sonne und des Windes, der seinen Truppen große Staubwolken ins Gesicht trieb, zu nehmen. Da begannen die Kaiserlichen mit drei Kanonenschüssen das Treffen und brachten ihren linken Flügel ins Gefecht. Bald darauf wurde die Schlacht allgemein; denn Tilly ging mit dem Centrum und den Truppen des rechten Flügels zum Angriff über, und warf sich mit solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich, und kam erst in Eilenburg zur Besinnung. Gustav blieb jedoch gefaßt; sein linker Flügel machte Front gegen die nun seitwärts andringenden Kaiserlichen und wurde eiligst aus der Mitte verstärkt, indeß er selbst mit dem rechten vorging, Pappenheim's siebenmal wiederholten Angriff zurückwies, und endlich mit der Spitze seiner Colonne die Höhen erstieg und die hier aufgestellten kaiserlichen Geschütze wegnahm. Da neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden; auch ihr linker Flügel eilte vorwärts, und die erbeuteten Geschütze wurden gegen den Feind gewendet, der nach fünfstündigem Gefecht die Flucht ergriff. Nur fünf Regimenter alter versuchter Krieger setzten sich bei einem kleinen Gehölz auf den Höhen, und wichen nicht eher, bis sie fast sämmtlich niedergehauen waren. Siebentausend Kaiserliche lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selber, der schon drei wiewohl nicht gefährliche Schußwunden erhalten hatte, vor der Gefangenschaft retten; wie es denn auch ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister vom rheingräflichen Regimente, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht selber in diesem Augenblick von einem herbeisprengenden Reiter erschossen worden wäre. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen; mit einem unbedeutenden Häuflein, dem Reste der beiden Heere, welche Deutschland so lange in Schrecken gesetzt und in Unterwürfigkeit erhalten hatten.

Dieser herrliche, entscheidende Sieg, für den der fromme Gustav noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien dankte, wendete plötzlich die Lage der Dinge im ganzen Reiche, und entriß dem Kaiser mit Einem Schlage alle Vortheile, die er durch den ganzen, nun schon zwölfjährigen

Krieg erlangt hatte. Es war die erste bedeutende Schlacht, welche Tilly verloren hatte, wobei ihm der Umstand zur Last fällt, die Aufstellung des Feindes mit angesehen, aber unentschlossen und zögernd nicht gehindert zu haben; ein Fehler, den seine nachher bewiesene Tapferkeit und Ausdauer nicht wieder gut machen konnte. Er ging mit Pappenheim nach Westphalen, um neue Streitkräfte zusammenzuziehen, und dann von hier aus die Rückzugslinie sowie die Verbindungen des Königs zu bedrohen. Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfing ihn freundlich, und dankte ihm dafür, daß er auf ein Treffen gedrungen habe. Beide reisten hierauf über Merseburg nach Halle, wo sie über den fernern Kriegsplan rathschlagten. Man kam überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen und Schlesien angreifen, die Schweden hingegen durch Thüringen nach Franken vordringen, den Protestanten in Süddeutschland Luft machen und die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten, damit man zuletzt das Schicksal des ganzen Reichs in die Hand bekäme, die Liga zerschmettern und dem Protestantismus durch die Wahl eines römischen Königs von dieser Partei ein entscheidendes Uebergewicht geben könne. Man vermuthet, daß es Gustav Adolf's Absicht nach der Leipziger Schlacht geworden sei, selbst diese Würde anzunehmen*); auch stimmen mehrere seiner nachherigen Handlungen mit dieser Muthmaßung überein. Und warum hätte sich der Held, der nichts Geringeres als seine ganze Kraft, als sein Leben an die gute Sache wagte, nicht dies erhabene Ziel seiner Thaten setzen sollen? Auch andere Völker hatten ihre Throne fremden Fürsten übertragen, ohne ihr Nationalgefühl beleidigt zu finden; und Gustav Adolf stand durch Sprache und Sitte, durch Verständniß und Sympathie, den Deutschen vielleicht näher als einst Karl V. Sein Glaube, der ihm die Herzen der Protestanten in dem Maße gewann, als Ferdinand's katholischer Eifer dieselben zurückstieß, würde ihn nicht auf ähnliche Abwege geführt haben, da er in dieser Hinsicht von den beschränkten Ansichten seiner Zeitgenossen frei war; und sein thätiger Geist hätte gewiß einen heilsamen und kräftigen Gebrauch von der Kaiserkrone gemacht.

*) Späterhin, als er einen großen Theil von Deutschland siegreich durchzogen hatte, wiesen seine Bevollmächtigten in vertraulichen Mittheilungen auf eine solche Ansicht hin; z. B. in einer merkwürdigen Verhandlung mit den Nürnbergern am 10. Juni 1632, die Breyer in den Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt gemacht hat, S. 239. Vgl. Helbig, Gustav Adolf u. s. w. S. 71 u. 72.

Gustav's Zug ging von Halle zunächst über Querfurt nach Erfurt, wo ein definitiver Tractat mit dem weimarischen Hause berathen ward; von da durch den Thüringer Wald über Ilmenau, Königshofen und Schweinfurt nach Würzburg. In allen diesen Orten leisteten die kaiserlichen Besatzungen bald mehr, bald weniger Widerstand, am meisten in dem stark befestigten Königshofen. Aus Würzburg war der Bischof entflohen. Nachdem die Stadt sich nach kurzem Widerstande ergeben, und das Schloß erstürmt worden war, setzte Gustav hier eine schwedische Landesregierung ein, und ließ sich von den Unterthanen im ganzen Stifte huldigen. Die schöne Bücherſammlung der dortigen Jesuiten ließ er einpacken, und schenkte sie der Universität zu Upsala. Von Würzburg ging der Weg über Wertheim, Rothenburg ob der Tauber und Hanau nach Frankfurt am Main. Alle diese Städte wurden nicht ohne Schwierigkeit eingenommen; auch Frankfurt weigerte sich anfangs, den Durchzug zu gestatten und eine Besatzung aufzunehmen; indeß bewegte sie der Anblick der schwedischen Armee unter ihren Mauern bald zur Nachgiebigkeit. Am 27. November hielt der König mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in diese Stadt, den Wahlort der Kaiser, nahm noch an demselben Tage Höchst weg, und kehrte dann wieder zurück. In Frankfurt kam der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V. zu ihm, den er wohlwollend empfing, ohne ihm jedoch sogleich Hoffnung zur Wiedereinsetzung in seine Staaten zu machen; vielleicht weil er daran dachte, die Pfalz zunächst für sich zu behalten. Auf die Forderungen und Reclamationen der Gesandten Karl's I. von England antwortete der König ausweichend und verlangte erst kräftige Unterstützung in seinen Unternehmungen. Zuletzt sagte er: „Will der König von England ein Bündniß gegen Spanien mit mir schließen, und mir zwölftausend Mann überlassen, die er aber auf seine Kosten unterhalten und über die ich unumschränkt gebieten muß, so bin ich bereit dazu, und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie Alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder herausgeben sollen." Am 11. December brach Gustav bei strenger Kälte von Frankfurt nach Darmstadt auf, und beschloß am 14. bei Oppenheim über den Rhein zu gehen. Am jenseitigen Ufer befanden sich spanische Truppen, die der Kurfürst von Mainz zum Schutze seines Bisthums aus dem Luxemburgischen herbeigerufen hatte. Alle Fahrzeuge waren entfernt oder versenkt. Endlich brachte ein Schiffer aus Nierstein in der Nacht zwei große Nachen herbei, auf welchen am folgenden Morgen zuerst dreihundert schwedische Fußgänger übergesetzt wurden. Ob-

gleich von vierzehn Compagnien spanischer Cavallerie heftig angegriffen, wußte sich dieses Häuflein dennoch zu behaupten, bis Hülfe nachkam. An den folgenden Tagen ward Oppenheim erobert und im Schlosse dieser Stadt wurden fünfhundert Spanier niedergehauen. Mainz mußte sich am 23. ergeben, da die Belagerer bereits bis in die Gräben vorgedrungen waren. Hier gönnte Gustav seinen abgematteten Kriegern einige Ruhe, und legte sie in die Winterquartiere. Unter vielen andern reichen Vorräthen, die er in dieser großen Stadt vorfand, eignete er sich auch die kurfürstliche Bücherſammlung zu, in der Absicht, sie dem Gymnasium in Westerås zu schenken; aber die Bücher versanken mit dem Schiff auf der Ostsee.

Die wichtigste Eroberung, die der König in Deutschland gemacht hatte, war seiner Lage und der leichten Verbindung mit Schweden wegen das Herzogthum Pommern. Um dieses Land, mit dessen Besitz seinem Reiche ein Landungsplatz und Stützpunkt in Deutschland für immer gesichert war, zu behalten, ohne die Rechte Brandenburg's zu beeinträchtigen, machte Gustav dem Kurfürsten den Vorschlag, daß dessen ältester Sohn, der nachher so berühmt gewordene Friedrich Wilhelm, damals noch ein Knabe, Gustav's einzige Tochter Christine heirathen, und zu dem Ende schon jetzt nach Schweden geschickt werden sollte, um nach den dortigen Sitten, desgleichen auch in der Lutherischen Religion erzogen zu werden. Er wollte ihn dann zum Kurfürsten von Mainz und Herzog von Franken machen. Wäre dieser Gedanke zur Ausführung gekommen, so würde die Kaiserwürde vielleicht späterhin auf das Haus Brandenburg übergegangen sein, und Deutschland's Geschichte eine andere Richtung empfangen haben. Allein Georg Wilhelm wies dieses Anerbieten zurück.

Während Gustav Adolf im Reiche so glückliche Fortschritte gemacht hatte, war auch das sächsische Heer unter dem Feldmarschall von Arnim dem Kriegsplan gemäß in Böhmen eingebrochen und hatte das schlecht vertheidigte Prag mit leichter Mühe erobert. Der Kurfürst selbst hielt in diese Stadt seinen feierlichen Einzug (11. Nov. 1631); doch bezog er das Schloß nicht und bezeigte die größte Achtung gegen alles kaiserliche Eigenthum, ließ die Zimmer Ferdinand's versiegeln, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt wieder in sein Land zurück. Keine Verfolgungen der Katholiken, keine blutige Rache an der Gegenpartei, welche die Besetzung Prag's durch die kaiserlichen und Ligistischen Truppen begleitet hatten, folgten dieser Eroberung. Nur die Jesuiten wurden verjagt, und den Protestanten einige Kirchen eröffnet. Der Graf Thurn und

dieser Vertriebene kehrten zurück und setzten sich wieder in Besitz ihrer eingezogenen Güter. Die Hauptursache dieser Mäßigung war ohne Zweifel die Absicht des Kurfürsten, mit dem Kaiser nicht ganz zu brechen und ihm durch sein Auftreten zu zeigen, daß er nicht an Eroberungen denke, sondern entschlossen sei, das Land nach beendigtem Zwiste seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben. Die Religion und der trotzige Sinn der Böhmen waren durch Ferdinand's Maßregeln bereits vollkommen unterdrückt, und Johann Georg auf keinen Fall der Mann, den alten Geist wieder ins Leben zu rufen, auch wenn er gewollt hätte. Arnim brach darauf weiter nach Schlesien auf. Im oberrheinischen und westphälischen Kreise fochten der Landgraf von Hessen-Kassel und Herzog Bernhard von Weimar gegen einzelne Tilly'sche Heerhaufen glücklich.

---

15. Wallenstein's Wiedererhebung.

(1631 — 1632.)

Während des großen eben beschriebenen Umschwunges der Dinge, welcher im Laufe eines Jahres die Uebermacht den Protestanten in die Hände gab und die vieljährigen Bestrebungen der katholischen Partei vernichtete, hatte Wallenstein in Prag und in seinem Herzogthume Friedland gelebt, und sich eifrig mit Verbesserung der Landescultur auf seinen weitläufigen Besitzungen, mit der Emporbringung des Handels und Gewerbes und mit bedeutenden Bauten und prachtvollen Gartenanlagen beschäftigt. Er war von königlichem Gepränge umgeben. Sein Palast in Prag konnte an Pomp mit denen der römischen Imperatoren wetteifern. Seine Tafel wurde täglich mit hundert Schüsseln besetzt, obgleich er selbst höchst mäßig im Genuß von Speise und Getränk war; sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden zugleich von den geschicktesten Lehrern zum Kriegs- und Staatsdienste ausgebildet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon den kaiserlichen Schlüssel getragen hatten. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof; denn er gab mehr als königliche Gehalte, seine Belohnungen und Geschenke waren immer höchst freigebig. Eine Leibwache von funfzig reichgekleideten Hellebardierern prangte in seinem Schloßhofe, und mehrere hundert auserlesene Pferde standen

in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Wallenstein sprach wenig und lächelte selten. Dieselbe Stille und Haltung forderte er auch von seiner Umgebung; und der Feldherr, dessen Freude sonst der Tumult der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit einem Italiener Namens Seni in astrologische Studien vertieft zu; außerdem waren sein Schwager Terzka, der Gemahl der Gräfin Maximiliana von Harrach, und dessen Mutter, die ihm wegen ihrer Klugheit besonders werth war, seine einzigen Vertrauten.

Indeß hatte der Kaiser ihm das frühere Vertrauen keineswegs entzogen, wie er denn nur ungern und zögernd in seine Entlassung gewilligt hatte. Er trug ihm auf mit Dänemark zu unterhandeln, um diese Macht von einer Verbindung mit Schweden abzuhalten; ja er bat ihn nach Wien zu kommen, weil er seines Raths in Kriegsangelegenheiten bedürfe*). Einige Monate nachher hatte die Schlacht bei Leipzig Statt, welche Ferdinand in die übelste Lage brachte. Sein Heer war vernichtet; ebenso das Tigistische; Gustav stand im Herzen des Reichs, große Reichsfürsten und auswärtige Mächte waren dessen Bundesgenossen. Die Sachsen standen in Prag, Tilly war in der Ferne; man hatte Niemand, die Erblande zu schützen. Um die Sachsen womöglich wieder vom schwedischen Bündniß abzuziehen und die Erblande in Ruhe zu erhalten, wollte man sich österreichischer Seits des alten Vertrauens zwischen Wallenstein und seinem frühern Unterfeldherrn, dem nunmehr kursächsischen Feldmarschall Arnim, bedienen. Wallenstein erhielt daher den Auftrag, mit diesem Unterhandlungen einzuleiten**), und hatte wirklich nach der Einnahme von Prag am 28. November 1631 auf dem Gute des Grafen Terzka eine Zusammenkunft mit ihm, die indeß zu keinem Ergebniß führte.

Doch diese Fähigkeiten Wallensteins waren es nicht allein, deren man sich in Wien bedienen wollte; er erschien den bestürzten Räthen des Kaisers auch als der Gewaltige, der den schwedischen Siegeslauf mit den Waffen zu hemmen wissen würde. Wallenstein, hieß es, ist der einzige, der uns erretten kann. Schon einmal hat er ein Heer aus dem Nichts hervorgerufen. Sein bloßer Name wird ihm Zulauf aus allen Weltgegenden verschaffen, und der Schrecken der Feinde sein. Dagegen

*) Briefe des Kaisers an Wallenstein bei Förster, Thl. II. S. 155 fg.
**) Questenberg's Briefe an Wallenstein, das. S. 166.

erinnerten Andere, daß dieſer Mann zu tief gekränkt worden ſei, als daß man jetzt das Schickſal des Reiches mit Vertrauen in ſeine Hand legen könne; ſie flüſterten auch von heimlichen Unterhandlungen, die er mit Schweden, Holländern und Sachſen gepflogen habe. Und in der That iſt es jetzt aktenmäßig ausgemacht, daß Wallenſtein ſchon damals ein doppeltes Spiel trieb und, zum Theil unter dem Deckmantel jener offiziellen Verhandlungen, eine enge Allianz mit Schweden und Sachſen gegen den Kaiſer erſtrebte; ſeine Unterhändler dabei waren Terzka und Geſyna Raſchin, ſchwediſcher Seits der Graf von Thurn und ſächſiſcher Seits Arnim. Doch ging weder Guſtav Adolf noch Arnim bereitwillig auf die Pläne Wallenſtein's ein; die von dieſem geforderte Zuſendung eines „ſtarken" ſchwediſchen Hülfscorps unterblieb, ebenſo das Project einer Aufwiegelung Böhmen's mit ſächſiſcher Unterſtützung durch den Grafen Thurn. Die Beſitzergreifung Böhmens durch die Sachſen hatte man zwar Wallenſtein unter der Hand erleichtert; je mehr er aber die Ausſicht ſchwinden ſah, im Bunde mit Schweden eine maßgebende Stellung im Reiche zu erringen, deſto mehr wandte er ſich allmählig der Idee zu, die Erreichung des gleichen Zieles auf dem entgegengeſetzten Wege zu verſuchen, auf dem eines neuen Bundes mit dem Kaiſer ſelbſt, deſſen Hülferufe immer dringender wurden *).

Denn in Wien war man doch weit entfernt, von den gefährlichen Umtrieben Wallenſtein's irgend etwas Beſtimmtes zu wiſſen oder auch nur zu ahnen; und ſchwerer als die bloßen Bedenklichkeiten wog die Noth. Man war entſchloſſen, dem Gefürchteten und Verſtoßenen das Werk der Rettung anzuvertrauen. Um die desfallſigen Unterhandlungen einzuleiten, war zunächſt Max von Waldſtein, der als Verwandter beſonders viel bei dem Herzog von Friedland galt, an dieſen abgeſandt worden; und bald darauf, gegen Ende October, war auch Queſtenberg in Prag eingetroffen, um ihn zur Uebernahme des Oberbefehls zu vermögen. Damals lehnte indeß Wallenſtein noch beharrlich den Antrag unter allerhand Vorwänden ab, namentlich Krankheits halber, wie er denn wirklich an einem heftigen Podagra litt. Erſt im Laufe des November, nach vieler Mühe und unter dem Beiſtand eines faſt flehentlichen kaiſerlichen Handſchreibens, gelang es Queſtenberg, den Herzog wenig-

*) Helbig, die Reſultate der neueſten Forſchungen über Wallenſtein's Verrath, a. a. O. S. 718—722. Derſelbe, Guſtav Adolf u. ſ. w. S. 60. 63 ff. Fiedler, Zur Geſch. Wallenſtein's, Wien 1860. Vergl. Hurter, Zur Geſch. Wallenſtein's S. 356. 397. Kirchner, Schloß Bayzenburg S. 257 f.

stens so weit umzustimmen, daß er sich entschloß, nach Znaim zu gehen, um die weiteren Eröffnungen des Kaisers entgegen zu nehmen. Hier stellte sich zu dem Ende im December 1631 der Fürst von Eggenberg ein, den Wallenstein unter den Räthen des Kaisers vorzüglich achtete. Dennoch blieb er allen Vorschlägen gegenüber immer noch kalt und zurückhaltend. Daß nach dem damals gefaßten Plane des Kaisers Sohn, der König von Ungarn, neben ihm stehen oder gar dem Namen nach den Oberbefehl führen solle, wies er durchaus zurück und erklärte: neben einem Andern, und wenn es der Herrgott selber wäre, würde er auf keinen Fall ein Commando übernehmen. Endlich verstand er sich zu dem Anerbieten, bis zum nächsten Frühjahr dem Kaiser ein Heer von vierzigtausend Mann aufzubringen, auch die Kosten der Werbung und Ausrüstung größtentheils zu übernehmen, nur werde er dasselbe nicht gegen den Feind führen. Dergestalt behielt er Hand und Rücken frei, und vermochte eine gewaltige Armee um sich zu versammeln, ohne sich deshalb persönlich mit dem Schweden zu verfeinden oder gegen den Kaiser zu verpflichten. So durfte er hoffen, Herr der Lage zu werden, die Wünsche seines Ehrgeizes befriedigen und an seinen Widersachern sich rächen zu können.

Alsbald nach jenem Abkommen offenbarte Wallenstein seine ganze Schöpferkraft. In der größten Schnelligkeit versammelte er seine alten Freunde um sich her, theilte Geld mit vollen Händen aus seinen Kassen unter sie aus, und sandte sie nach allen Seiten hin, Völker zu werben. Kaum war es ruchbar geworden, daß er wieder ins Feld ziehen wolle, so strömten die Krieger schaarenweise seinen Fahnen zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um das unsicher und kümmerlich gewordene Friedensgewerbe gegen das gewinnreiche Kriegsleben zu vertauschen. Neben der Aussicht auf Plünderung und Beute lockte der ansehnliche Sold; denn der Wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden monatlich, ohne die sehr reichliche Kost; die Gemeinen bekamen täglich zwei Pfund Brot, ein Pfund Fleisch und zwei Maaß Bier oder ein Maaß Wein.

Im März 1632 hatte Wallenstein sein Wort gelöst, die Organisation des Heeres mit großer Anstrengung und Thätigkeit vollendet. Die Truppen hatten ihre Quartiere in Mähren. Nunmehr begannen neue Unterhandlungen über die Führung des Oberbefehls. Wallenstein zeigte sich spröd, um den Preis seiner Person zu steigern. Nach vielfältigen fruchtlosen Anerbietungen und Bitten von Seiten des Kaisers war es abermals der Fürst von Eggenberg, der zuletzt seine Beredtsamkeit an

dem hartnäckigen Feldherrn versuchen mußte. Da er keine Versprechung mehr finden konnte, die dem Unerbittlichen genügte: so ersuchte er ihn endlich, die Forderungen selbst zu stellen, unter denen er das Commando übernehmen wolle. Das war es, was Wallenstein erzielte; jetzt dictirte er als Herr der Lage seine Bedingungen. Sie lauteten folgendermaßen: „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl in absolutissima forma. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem Herzoge ein österreichisches Erbland zugesagt und verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er künftig erobern wird. Die Confiscationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hangen ganz allein von ihm ab, so daß weder Reichskammergericht noch Reichshofrath darin mitsprechen können. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden. Alle Geldmittel zum Kriege werden ihm überwiesen, und im Nothfalle müssen ihm alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen." So ausschweifend diese Bedingungen auch waren, so sehr sie nicht bloß die Rechte des Kaisers, sondern selbst die des Reiches beeinträchtigten und beschränkten, nahm dennoch Ferdinand keinen Anstand, als Eggenberg damit nach Wien kam, sie ohne Zögern und Vorbehalt zu genehmigen.

Nachdem Wallenstein nun zu Rakonitz 214 Schwadronen und 120 Compagnien Fußvolk gemustert hatte, brach er gegen Ende April aus Mähren auf, um zunächst die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben. Diese hatten den Winter, insofern es darauf ankam, sich in ihren Eroberungen zu befestigen, schlecht benutzt; ja der Kurfürst hatte die dringenden Ermahnungen und Vorschläge Gustav Adolf's zu einer entschiedeneren und zweckmäßigeren Kriegführung nicht befolgt oder gar zurückgewiesen; zum Theil aus Furcht, die Uebermacht Schweden's in Deutschland zu befördern. So gelangte Wallenstein ohne Widerstand bis vor Prag, und eroberte im ersten Anfall die Stadt bis auf den Hradschin, wohin sich die sächsische Besatzung zurückgezogen hatte. Nachdem ein Versuch Arnim's, diese zu befreien, mißlungen war, mußte sie capituliren, und eine rasche Bewegung Wallenstein's gegen die Pässe bei Außig und Pirna zwang den sächsischen Befehlshaber zu schleunigem Rückzuge, wenn er sich nicht abgeschnitten sehen wollte. Arnim selbst stand übrigens zu keiner Zeit dem Wallenstein, seinem ehemaligen und ihm stets so wohlgewogenen Chef, persönlich im Kampfe gegenüber. Gustav Adolf hatte gewünscht, daß die Sachsen, statt nach ihrem Vaterlande, nach der Oberpfalz zurück-

gingen, um hier im Nothfalle mit ihm zusammentreffen zu können; allein es war dem Kurfürsten wie seinem Feldherrn mit dem schwedischen Bündniß schon längere Zeit kein Ernst mehr, und Wallenstein's Friedensversicherungen hatten dazu beigetragen, ihre lässige Kriegführung noch mehr einzuschläfern. Denn Wallenstein strebte danach, den Bund Sachsen's mit Schweden zu lockern und zu lösen; zu dem Ende unterhielt er theils unmittelbar, theils durch seinen Obersten Sparr, eine vertrauliche Correspondenz mit Arnim bis tief in den Juni hinein, wo ihn die Ereignisse nach Baiern abriefen *).

---

16. Gustav Adolf in Süd-Deutschland.

(1632.)

Kurfürst Maximilian von Baiern sah die Kriegsnoth, welche bisher von seinen Truppen den Ländern anderer deutscher Fürsten in so reichem Maaße gebracht worden war, endlich auch den eigenen Grenzen in drohender Gestalt nahen. Von Richelieu's Rathschlägen bestimmt, und durch seine eigenen Erfahrungen von den vermeintlichen Uebelständen einer zu großen Gewalt des Kaisers belehrt, war es nicht seine Absicht, sich für den Katholicismus aufzuopfern und Alles an die Bekämpfung Schweden's zu setzen. Vielmehr schien ihm jetzt der glücklichste Ausweg: eine Neutralität zwischen den kaiserlichen und schwedischen Waffen zu behaupten; ein Ziel, welches sich nicht minder die protestantischen Fürsten auf dem Convent zu Leipzig gesteckt hatten. Auch Richelieu's Politik hatte einen ähnlichen Zweck. Er wollte die katholischen und evangelischen Fürsten einigen und möglichst unabhängig stellen, um durch diese Bündnisse im Nothfall den Kaiser sowie Schweden, das ihm ebenfalls schon zu bedeutend in Deutschland einzugreifen und Europa mit einem Uebergewicht der protestantischen Staaten zu bedrohen schien, gleichmäßig in Schranken zu halten. Dem gemäß suchte er jetzt die Neutralität Baiern's zu vermitteln; allein da der Kurfürst durchaus seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehalten haben wollte, mißlang der Versuch, so verschiedene Interessen wie die schwedischen und baierischen friedlich neben einander zu stellen.

Gustav Adolf mußte von dem diesjährigen Feldzuge (1632) die

*) Kirchner, Schloß Boyneburg S. 259 ff. Vergl. S. 231 f.

Entscheidung seiner Uebermacht in Deutschland erwarten, nachdem der gefürchtete Feldherr Oesterreich's sich gerüstet hatte, ihm den Siegeslorbeer zu entreißen. Noch schwieriger als im vorigen Jahre schien die Aufgabe, da auch Tilly im Winter wieder ein bedeutendes Heer gesammelt hatte. Schon frühzeitig rückte dieser nach Franken, wo der König achttausend Mann unter dem Feldmarschall Horn zurückgelassen hatte. Tilly's überlegene Macht setzte ihn bald in den Besitz von Bamberg, und der König von Schweden mußte seinem Feldherrn zu Hülfe eilen. Nachdem Gustav den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der kurz vorher in seine Dienste getreten war, beauftragt hatte, mit einigen Truppen den Oberrhein von den spanischen und kaiserlichen Schaaren, die noch in den einzelnen Städten der Unterpfalz und im Elsaß lagen, zu säubern, und dem Herzog Bernhard von Weimar zu demselben Zwecke das Commando am Niederrhein übergeben hatte, brach er am 13. März von Mainz auf, vereinigte sich am 21. mit Horn zu Kitzingen, und ging dann auf Nürnberg zu. Diese alte, reiche Handelsstadt eilte, sich den Beschützer des evangelischen Glaubens zu befreunden; bereitwillig öffneten die Bürger den Schweden ihre Thore, und am 31. März zog der König ein, von den freudigsten Zurufungen des Volkes empfangen. Wohlbeschenkt verließ er die Stadt, und wandte sich geradesweges nach Baiern, wohin ihm Tilly vorangegangen war, um die Grenzen dieses Landes zu decken.

Am Zusammenfluß des Lechs und der Donau, bei Rain, hatte Tilly eine glücklich gewählte Stellung eingenommen, deren natürliche Festigkeit er durch zahlreiche Schanzen verstärkte. Gustav Adolf beschloß mit richtigem Feldherrnblick, den Uebergang über die Donau oberhalb Rains zu bewerkstelligen, und griff deshalb Donauwörth an, welches, obgleich von einer zahlreichen Besatzung vertheidigt, seinem heftigen Angriff nur wenige Tage widerstand. Von hier aus rückte er die Donau hinab gegen Tilly vor, dem der Kurfürst von Baiern eiligst alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, zugeführt hatte. Die Brücken über den Lech waren abgeworfen, bis nach Augsburg lagerten Abtheilungen um den Uebergang zu verhindern, sowie man sich denn auch dieser Reichsstadt selbst durch eine hinreichende Besatzung versichert hatte. Ohne sich aufzuhalten, wollte Gustav dicht bei Tilly's Stellung unter den Mündungen des feindlichen Geschützes über den Lech dringen. Zunächst wurden an günstig gelegenen Punkten Batterien errichtet, unter deren Schutz nach zweitägiger Arbeit die Herstellung einer Brücke auf Böcken gelang. Dreihundert Finnen gingen zuerst über, und hielten die wüthenden An-

fälle des Feindes aus, bis die Reiterei, theils durch eine Furt theils über die Brücke, das jenseitige Ufer gewann. Nachdem die übrigen Truppen gefolgt waren, trieb der König die Baiern, welche gegen 3000 Mann verloren, bis in die Mauern von Rain. Tilly selbst ward von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank (15. April). Man brachte ihn ohnmächtig nach Ingolstadt, wohin sich auch der Kurfürst mit dem Reste des geschlagenen Heeres zurückzog. Nach unsäglichen Schmerzen, die er unter den Händen der Wundärzte leiden mußte, endete der berühmte Feldherr, funfzehn Tage nachher, im dreiundsiebenzigsten Jahre. Seine letzten Worte waren; man solle Regensburg in Acht nehmen, sonst läne des Kaisers Krone in Gefahr. Dann rief er noch zweimal: Regensburg, Regensburg *).

So starb der alte Held, wie er gelebt, im Tode noch mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. Gustav Adolf pflegte ihn nur den alten Corporal zu nennen, vielleicht um die Pünktlichkeit, Derbheit und Strenge seines Charakters anzudeuten, und den Eifer zu bezeichnen, welchen Tilly auf die Uebung seiner Truppen verwendete, die vor dem Auftreten der Schweden in Deutschland für die besten galten. Tilly war mäßig im Essen, trank niemals Wein, und hat angeblich nie ein Weib berührt. Trotz aller Gelegenheit sich zu bereichern, verschmähte er doch Geld und Güter, so wie Titel und Würden. Als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisecretair fünfhundert Thaler, damit er das Patent nicht ausfertige. Eine kostbare goldene mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm die Regentin der Niederlande Isabella verehrte, schenkte er sogleich an das Kloster zu Alten-Oettingen; und der Stadt Hamburg gab er tausend Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. So hinterließ er ein sehr mäßiges Vermögen, das seinem letzten Willen gemäß größtentheils unter die Officiere seiner Armee vertheilt ward. Ultramontane Schriftsteller rühmen ihm nach, daß er Zeitlebens ein warmer Freund der Jesuiten geblieben und stets eine besondere Hingebung für die heilige Jungfrau gehegt habe **). Tilly war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhängendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung abschreckend. Ein Schriftstel-

*) Chemnitz, schwedischer Krieg, Thl. I. S. 311. Stettiner Ausgabe von 1648.

**) Villermont, Tilly. (Uebers.) B. 3. S. 618.

ter jener Zeiten, dem wir diese Beschreibung verdanken, sah ihn auf einem kleinen Grauschimmel reiten, einen kleinen, aber hochaufgeschlagten Hut mit einer rothen Feder auf dem Kopfe, die ihm über den Rücken herabhing, und in einem grünen atlassenen Kleide mit aufgeschlitzten Aermeln nach spanischem Schnitt, nebst weiten Beinkleidern von demselben Zeuge.

Um den Feind ganz vom Lech zu vertreiben, wandte sich Gustav Adolf zunächst gegen Augsburg, und da die Bürger ihn als dem Beschützer der Religion allen Vorschub thaten, so wagte die baierische Besatzung nicht Widerstand zu leisten. Nach ihrem Abmarsche hielt Gustav Adolf einen feierlichen Einzug in die Stadt (24. April), hörte eine evangelische Predigt und ein Tedeum in der St. Annenkirche, und begab sich dann in die Fugger'schen Häuser, die zu seinem Empfange bereitet waren. Dann ließ er sich von der Bürgerschaft förmlich huldigen — was großen Anstoß erregte, da Augsburg eine freie Reichsstadt war, — hielt Mittagstafel, besah das Rathhaus bis in die Thurmspitze, und ritt gegen Abend wieder in sein Lager bei Lechhausen zurück. Die folgenden Tage legte er mehrere solcher Besuche in der Stadt ab, setzte die Evangelischen wieder in den Rath ein, stellte den lutherischen Gottesdienst her, änderte noch manches Andere, und legte den Bürgen mehrere Verbindlichkeiten auf.

Hierauf begann der König die Belagerung des Kurfürsten in Ingolstadt. Allein der Ort war so fest, daß die ersten Versuche, ihn zu erobern, vergeblich waren, und Tilly's Truppen thaten Alles, um ihren Feldherrn zu rächen. Gustav verlor einige treffliche Offiziere, und ihm selbst ward von einer vierundzwanzigpfündigen Kugel das Pferd unter dem Leibe erschossen. Das baierische Volk, besonders die Bauern, von Fanatismus erfüllt, ermordete einzelne Schweden, die es in seine Hände bekam, auf die grausamste Weise und verstümmelte ihre Leichname; wofür denn zur Rache mehrere hundert Dörfer in Flammen aufgingen. Endlich verließ der Kurfürst auf die Nachricht, daß eine starke schwedische Abtheilung gegen Regensburg zöge, freiwillig den Platz, um jene Reichsstadt, der letzten Worte Tilly's eingedenk, zu besetzen. Er kam in der That den Schweden zuvor, und dies bewog den König, die Belagerung von Ingolstadt aufzuheben und geradeswegs nach München zu gehen. Den Abgeordneten von Landshut, die um Schonung ihrer Stadt baten, sagte er in einem ihm sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an eure Grausamkeiten denke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seid. Ihr schneidet ihnen Ohren und Nasen ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen? Und wie soll ich jetzt mit euch umgehen?" Und doch wurde der Stadt ver-

gönnt, sich mit hunderttausend Thalern von der Plünderung loszukaufen. München zitterte vor der Ankunft des Königs. Der Hof flüchtete mit dem Schatze nach Salzburg, einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Thore entgegen. Gustav empfing sie gnädig, versicherte die Stadt seines Schutzes, und sagte beim Abschiede: „Ihr habt es gut gemacht, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück von Magdeburg rächen können; allein fürchtet nichts, und seid eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt. Geht in Frieden; mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt."

Am 17. Mai hielt er seinen Einzug in München. In seinem Gefolge waren der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzöge von Weimar und viele andere Fürsten und Generale. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab, und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern, und fragte den Castellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sei. „Kein Anderer als der Kurfürst selbst", antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben", fuhr der König fort, „ich wollte ihn nach Stockholm schicken". — „Davor", versetzte der Aufseher, „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." Am folgenden Tage begab sich der König ins Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Laffetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf, und fand hundert und vierzig Kanonen, welche größten Theils im pfälzischen und dänischen Krieg erobert worden waren, darunter verborgen. Sie wurden als gute Beute nach Augsburg gebracht. Den 19. Mai besuchte der König das Jesuitercollegium, beantwortete des Pater Rectors lateinische Anrede in der nämlichen Sprache, und unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. Dann hielt er im Angesicht der Bevölkerung große Heerschau. Am Himmelfahrtstage (20. Mai) ging er, nach gehaltener Privatandacht im Schlosse, in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen, und ließ beim Weggehen Geld unter die Menge werfen.

Von München wandte sich Gustav Adolf abermals nach Schwaben, um sich der größeren Reichsstädte, besonders Ulm's, zu versichern. Zu dem Ende kam er am 27. Mai in Augsburg an, und feierte das Pfingstfest daselbst. Eine Chronik sagt darüber Folgendes: „Den 30. Mai, als an dem heil. Pfingsttage, wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern ließ sich sowohl Vor- als Nachmittags von seinem Hofprediger D. Fabricio in seinem Cabinette predigen. Abends aber bei der

Tafel bekam er gählingen Lust zu tanzen, dahero dann sogleich Anstalt gemacht worden, daß die Geschlechters-Töchter in den Fugger'schen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König als die anderen anwesenden fürstlichen Personen etliche Stunden lang mit englischen und teutschen Tanzen erlustiget." Die Ergötzung des Königs am Abend des zweiten Pfingsttages bestand in Ballonschlagen auf dem Frohnhofe.

Inzwischen sah sich das mächtige Oberhaupt des katholischen Bundes, Kurfürst Maximilian, in seiner großen Bedrängniß genöthigt, bei demjenigen Hülfe zu suchen, dessen früherer Sturz vorzüglich von ihm ausgegangen war. Wallenstein ist beschuldigt worden, mit dem erbetenen Zuzuge absichtlich lange gezögert zu haben, um sich an der Angst seines alten Gegners schadenfroh zu weiden und ihn das Gewicht seines Beistandes recht fühlen zu lassen. Und gewiß nicht ohne Grund. Doch wirkten auch sachliche Beweggründe dabei mit; namentlich schien es unthunlich, Böhmen so schnell zu verlassen, ehe es gegen einen erneuten Andrang der Sachsen genügend geschützt und gesichert sei. Maximilian mußte sich, um zum Ziel zu gelangen, vor allem dazu bequemen, dem Herzoge bei der vorgeschlagenen Vereinigung mit ihm die Heerführung allein zu überlassen, und von seinem Ansehen im Lager nichts als das Recht zu behalten, die Seinigen zu bestrafen oder zu belohnen. Endlich bestimmte Wallenstein zu neuem Verdrusse des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger zum Vereinigungsplatze, weil man dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müsse. So unzufrieden der Kurfürst damit war, so zeigte sich doch bald, daß das, was ihm als Eigensinn erschien, der wohl überlegte und strategisch richtige Plan des Herzogs war; denn Gustav hatte nicht sobald von dem Marsche des kaiserlichen Feldherrn, der ihn im Rücken und auf seiner Verbindungslinie bedrohte, Kunde bekommen, als er eiligst Baiern verließ, und früher wie sein Gegner in Nürnberg ankam.

Bis hierher war Gustav Adolf von einem Erfolge zum andern geeilt. Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hessen, Franken, Mainz, ein Theil von Schwaben und Baiern waren ihm unterworfen oder verbündet. Seine Schaaren kämpften glücklich gegen die aus den Niederlanden hervorbrechenden Spanier am Mittel- und Niederrhein, wo Horn statt Bernhard's von Weimar das Commando übernommen hatte; am obern Rhein waren die österreichischen Besitzungen im Elsaß mit Colmar, Schlettstadt und Strasburg in die Hände der Schweden gefallen. Während sich Gustav von Baiern nach Franken wandte, eroberte Bernhard von Weimar in Schwaben Kempten, Ravensburg und Wangen, drang bis an den Bodensee vor, richtete dann seine Waffen gegen Oberbaiern,

schlug die aufgestandenen Landleute, jagte die Truppen des Erzherzogs Leopold Wilhelm, des Regenten von Tyrol, auseinander, erstürmte mehrere Schanzen bei Ehrenberg und dachte in Kurzem durch die Eroberung Insbruck's sich ganz Tyrol's zu bemächtigen, von wo aus ihm der Weg nach Italien sowie in das Herz der österreichischen Länder offen gestanden haben würde. Mit geringerem Erfolge, aber doch nicht unglücklich, kämpften schwedische Abtheilungen an der Elbe und Weser, wo besonders Herzog Georg von Lüneburg gegen Pappenheim thätig war, der nach Tilly's Abmarsch in Niedersachsen hatte zurückbleiben müssen; der schließliche Befehl Wallenstein's an diesen Feldherrn, sich mit ihm zu vereinigen, befreite ganz Norddeutschland bis auf vereinzelte Punkte von den kaiserlichen Truppen. Dergestalt sah Gustav Adolf im Grunde das ganze Reich bis auf die österreichischen Erblande in seiner Gewalt. Hatte ihn auch Mißtrauen, Furcht und Eifersucht der protestantischen Stände verhindert, diese zu einem großen Bunde unter seiner Führung und Leitung zu vereinigen: so waren sie doch sämmtlich von ihm abhängig, die Liga aber zersprengt, ihre Fürsten gedemüthigt, unterworfen oder vertrieben. Hatte der Papst vor zwei Jahren einen Angriff der Oesterreicher in Italien zu fürchten gehabt: so zeigten sich jetzt die Schweden an den Grenzen dieses Landes. Und hatte man kurz zuvor die Besitzungen der Kirche in Norddeutschland wieder in katholische Hände zu bringen gehofft, waren dem Sohne des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, bereits die Bisthümer zu Halberstadt, Magdeburg und Bremen übertragen worden: so ging nunmehr der König von Schweden damit um, die süddeutschen Stifter und Bisthümer in weltliche Besitzungen zu verwandeln, um dieselben entweder selbst zu behalten oder an verbündete Fürsten zu verschenken. Das war die Lage der Dinge. Es galt, so schien es, den letzten Entscheidungskampf gegen Wallenstein, der an der Grenze der kaiserlichen Erblande zu ihrem Schutze bereit stand.

Die Stadt Nürnberg unterstützte den kühnen Vorkämpfer ihres Glaubens mit aufopfernder Anstrengung, und theilt mit Magdeburg und Stralsund den Ruhm einer wackern und tüchtigen Gesinnung zu einer Zeit, wo die übrigen Städte Deutschland's in Feigheit, Erschlaffung und Wehrlosigkeit versunken waren. Da Gustav's Heer nur achtzehntausend Mann zählte, konnte er es nicht wagen, den Schaaren Wallenstein's, welche durch die Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern auf einige funfzigtausend angewachsen waren, im freien Felde die Spitze zu bieten. Er beschloß deshalb sich bei Nürnberg zu verschanzen. Die Bürgerschaft arbeitete so eifrig mit an den Werken, daß das schwedische Lager schon innerhalb zweier Tage im Vertheidigungsstande war; worauf auch die junge

Mannschaft der Stadt in den Waffen geübt wurde, um, einige tausend Köpfe stark, das Heer des Königs zu vermehren. Bald darauf (6. Juli) erschien die vereinigte Friedländische und baierische Armada, weit und breit plündernd, mordend und brennend, besetzte die Höhen zwei Stunden von Nürnberg im Angesicht des schwedischen Lagers, und verschanzte sich gleichfalls auf denselben. Vergebens suchte der Kurfürst von Baiern Wallenstein zu einem Angriff zu bewegen. Dieser verkannte die Wichtigkeit der Umstände nicht, und wollte vorsichtig mit unerfahrenen Truppen nichts wagen. „Ich will dem König eine neue Art zeigen Krieg zu führen," äußerte er. Er gedachte nämlich die Schweden sammt den Nürnbergern durch Abschneiden der Zufuhr auszuhungern; allein in der Stadt war durch die thätige Vorsorge des Magistrats ein so beträchtlicher Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft, daß im Gegentheil Gustav weit eher hoffen durfte, das feindliche Heer dem Mangel weichen zu sehen. Elf Wochen lagen im Ganzen beide Armeen auf diese Art einander gegenüber, und reizten sich gegenseitig nur durch Scharmützel und Treffen. Die Wallensteinischen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Fütterung gehen mußte. Indeß hatte Gustav, den es zur Entscheidung drängte, seine zerstreuten Streitkräfte an sich gezogen. Nach Zurücklassung von Garnisonen in den wichtigsten Plätzen trafen der Landgraf Wilhelm von Hessen, der Pfalzgraf von Birkenfeld, Bernhard von Weimar, sowie Herzog Wilhelm von Weimar, der in Thüringen gestanden hatte, am 23. August mit vierunddreißigtausend Mann im Lager zu Nürnberg ein. Für eine solche Menschenmenge konnten die Vorräthe, die ohnehin schon bedenklich abnahmen, nicht lange mehr ausreichen. Da nun aber der Feind die am 31. August angebotene Schlacht nicht annahm, auch keine Anstalt machte seine Berge zu verlassen, so wollte der König den kühnen Versuch wagen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben.

Der 3. September ward zum Angriff bestimmt. Der König betete, und führte seine Soldaten den Bergen zu. Der steilen Abhänge wegen konnte der Angriff nur an einer Stelle und auch hier nur Regimenterweise geschehen. Die Stürmenden empfing ein fürchterliches Feuer aus zahlreichen Geschützen, und in die Lücken ihrer Reihen brach die kaiserliche Reiterei. Bald zwar ward diese zurückgeworfen, und Gustav führte Truppen auf Truppen heran; aber sie bedeckten, wie die ersten, mit ihrem Blute und ihren Leibern das Schlachtfeld. Dem Könige selbst riß eine Stückkugel die Sohle vom Stiefel weg. Herzog Bernhard von Weimar, der auf dem linken Flügel befehligte, erstieg endlich, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, eine steile Anhöhe,

von der aus das feindliche Lager beschossen werden konnte; allein da die Dunkelheit hereinbrach, ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung beinahe zehn Stunden gedauert hatte. Gegen zweitausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde, und der Verwundeten waren noch mehr. Obschon Bernhard von Weimar seinen Posten bis zum anderen Morgen behauptete, so war es doch unmöglich in der Nacht, wegen eines heftigen Regens, der die jähen Abhänge noch schlüpfriger machte, die Geschütze nachzuziehen; und da deswegen auch am folgenden Morgen nicht an eine Erneuerung des Gefechts zu denken war, mußte sich Bernhard, dem ganzen Feuer des Feindes ausgesetzt, entschließen, die theuer erkaufte Höhe wieder aufzugeben. „Wir haben einen Pagenstreich gemacht," sagte Gustav zum Pfalzgrafen Friedrich. Wallenstein aber schrieb an den Kaiser: „Das combat hat gar frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt. Viele Officiere und Soldaten von Ew. Maj. Armee sind todt und beschädigt, aber ich kann bei meiner Ehre versichern, daß sich alle so tapfer gehalten haben, als ichs in einiger occasion mein Leben lang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sich die Hörner gewaltig abgestoßen und sein Volk über die Maßen discoragirt; Ew. Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König, der alle seine Macht zusammengebracht hat, repussirt wurde, ist mehr denn zuvor assecurirt worden."

Noch vierzehn Tage wartete der König von Schweden bei Nürnberg, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, zur Feldschlacht in die Ebene herabsteigen werde; allein trotz des bittersten Mangels blieb jener unbeweglich in seiner Stellung. Als Hunger und Krankheiten nun auch unter den schwedischen Truppen immer stärker zu wüthen begannen und Tausende hinrafften, mußte Gustav Adolf sich entschließen sein Lager abzubrechen (18. September). Er zog in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklange vor dem Feinde vorüber, der sich nicht rührte, und nahm seinen Weg gegen die Donau, in der Hoffnung, durch weiteres Vordringen in Baiern den Feind nach sich zu ziehen. In Nürnberg blieb eine starke Besatzung unter dem Reichskanzler Oxenstierna zurück; eine andere Abtheilung, 8500 Mann stark, wurde dem Herzog von Weimar mit dem Befehl untergeben, Franken zu decken und die Generaldirection dieses Kreises zu übernehmen. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf, und zündete sein Lager an (23. Sept.); ein fürchterlich schönes Schauspiel, da dasselbe nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfange gehabt hatte.

Um sich von der Menschenmasse eine Vorstellung zu machen, die zu jenen Zeiten ein solches Lager füllte, muß man wissen, daß sich bei dem damaligen Wallensteinischen Heere wenigstens funfzehntausend Weiber befanden und fast eben so viele Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst dreißigtausend Pferden, wovon der größte Theil bloß zur Fortschleppung des ungeheuern Gepäcks gebraucht ward. Die moralische Verwilderung in einem solchen wandernden Raubstaate übersteigt alle Vorstellung. Konnte doch selbst der fromme Gustav, in dessen Heere die Religion noch etwas galt, bei seinen Truppen mit allem Ernste die Kriegszucht nicht mehr erzwingen, zu der er vormals seine Schweden gewöhnt hatte. Mit Abscheu vernahm er, als er noch im Lager bei Nürnberg stand, daß seine Soldaten, wenn sie nach Fütterung gingen, mit eben der Rohheit und Grausamkeit gegen das arme Landvolk wütheten wie das Wallensteinische Raubgesindel, und daß sich besonders die Deutschen in diesen Excessen auszeichneten. Er berief zu dem Ende am 9. Juli seine deutschen Generale und Obersten zusammen, und hielt ihnen auf das Nachdrücklichste ihr gewaltsames Verfahren vor, wie sie ihn dadurch bei Feinden und Freunden um seinen guten Namen brächten; auch wie er Alles für sie thue, was nur in seinen Kräften stehe, und eher selbst Noth leide, als sie des Nöthigen entbehren lasse. „Wollt ihr, so schloß er, Gott vergessen, eure Ehre nicht bedenken, und mich verlassen, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich für euch mein Leben aufzuopfern bereitwillig gewesen bin; und wollt ihr wider mich rebelliren, so werde ich mich mit meinen Schweden und Finnländern zu vertheidigen wissen. Ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, prüft euer Verhalten, und erwäget, wie sehr ihr mich dadurch betrübet. Eure schlechte Mannszucht überzeuget mich, daß ihrs böse mit mir meint, so sehr ich euch auch wegen eurer bewiesenen Tapferkeit loben muß. Geht in euch, und bedenket, daß ihr dereinst von euren Handlungen Gott Rechenschaft geben müsset. Mir ist so wehe bei euch, daß es mich verdrießt, mit einem so verkehrten Volke umzugehen. Nehmt also meine Ermahnungen zu Herzen.“ Als darauf dem edlen Könige vor dem Zelte eines Corporals gestohlnes Vieh gezeigt wurde, ergriff er selbst den Uebelthäter bei den Haaren und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Komm her, mein Sohn; es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, sondern auch mich und das ganze Heer strafe.“

Wallenstein dachte bei seinem Abzuge nicht daran, den König zu verfolgen; sein Plan war ein ganz anderer. Er wollte Sachsen zur Auf-

gebung des schwedischen Bündnisses zwingen, die Verbindung des Königs mit Pommern und Schweden unterbrechen, oder den Letzteren nöthigen, zum Schutze derselben und seiner Bundesgenossen sich weit von den kaiserlichen Erblanden zu entfernen. Er ging deshalb zuerst nach Bamberg, wandte sich dann nordwärts, gab Pappenheim, der damals im Braunschweigischen stand, Befehl, auf Merseburg zu marschiren, um sich mit ihm zu vereinigen, und brach hierauf in das damals wehrlose Sachsen ein. Denn Arnim, der Wallenstein durch Gustav Adolf hinreichend beschäftigt glaubte, war im Verein mit schwedischen und brandenburgischen Truppen schon im Juli durch die Lausitz nach Schlesien marschirt und hier von den Protestanten überall als Retter begrüßt und empfangen worden. Der kaiserliche Befehlshaber, Don Balthasar de Marabas, mußte vor ihm nach Breslau zurückweichen; allein die Bürger dieser Stadt weigerten sich, ihm die Thore zu öffnen; nur der Dom und die Sandinsel kamen in die Hände der Kaiserlichen, wurden ihnen aber durch Arnim bald wieder entrissen. Weitere Fortschritte verhinderte die Uneinigkeit, die zwischen diesem und dem schwedischen Befehlshaber eintrat.

---

17. Gustav Adolf's Tod.

(1632, 16. Nov.)

Der Kurfürst von Baiern war mit Wallenstein nach Bamberg gegangen; da er ihn aber durchaus nicht bewegen konnte nach Baiern zu ziehen, so trennte er sich dort von ihm, um seinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres unter Altringer begleitete ihn. Mit vieler Mäßigung hatte der kluge und feine Fürst den Stolz des Feldherrn ertragen, den zu verbergen oder auch nur zu mildern dieser wenig bemüht gewesen war. Der Sorge um seine Staaten wurde Maximilian diesmal enthoben; der Allarmruf von Norden her zog den Schwedenkönig alsbald vom Süden ab.

Wallenstein's Schaaren richteten fürchterliche Verheerungen auf ihrem Marsche an: alles Vieh wurde weggetrieben, die Obstbäume umgehauen, die Vorwerke und Dörfer niedergebrannt. Nicht minder verheerend war sein Eintritt in Sachsen. Und der Schrecken ging vor ihm her. Wie vor der Leipziger Schlacht sandte Johann Georg Boten über Boten an Bernhard von Weimar und an den König von Schweden um

Rettung und Hülfe; und der Letztere, wie wenig es auch des Kurfürsten Lauheit verdient haben mochte, beschloß, seinen Bundesgenossen nicht wie Wallenstein den Kurfürsten von Baiern in Stich zu lassen, sondern so schnell als möglich zu befreien. Außerdem fürchtete Gustav Adolf, Bernhard von Weimar möchte zwischen Pappenheim und Wallenstein hart ins Gedränge kommen. In Eilmärschen, über Kitzingen und Schweinfurt, erreichte er Arnstadt, wo er mit Bernhard zusammentraf, der schon bis Erfurt und Weimar vorgerückt war und die Eroberung dieser Städte durch den heranziehenden Pappenheim verhindert hatte. Gemeinsam richteten sie ihren Marsch nach Naumburg, wo der König als Retter und Befreier Sachsen's mit abgöttischer Verehrung empfangen wurde (11. Nov.). Bei seinem Einzuge drängte sich das Volk herbei, ihm die Stiefel zu küssen. Dies erfüllte sein religiöses Gemüth mit trüben Ahnungen, die er gegen seinen Hofprediger Fabricius aussprach. „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sagte er; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennet, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sei. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dies Alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Knechte unvollendet bleibe." Der König beschloß, bei Naumburg ein befestigtes Lager zu beziehen, um die Ankunft der kursächsischen Truppen, die aus Schlesien zurückberufen worden waren, und des Herzogs Georg von Lüneburg, der ihm die schwedischen Streitkräfte aus Westphalen zuführen sollte, abzuwarten.

Unterdeß hatte Wallenstein Leipzig eingenommen, dessen sächsische Besatzung, von seinen Drohungen und Kugeln erschreckt, nur wenige Tage Widerstand zu leisten wagte, und zu Merseburg seine Vereinigung mit Pappenheim bewerkstelligt. Auf die Nachricht, daß der König sich bei Naumburg verschanze, hielt er den Feldzug für beendet, da auch die Jahreszeit weit vorgerückt war, und verlegte seine Truppen um Leipzig in die Winterquartiere. Pappenheim entließ er mit sechs Fuß- und vier Reiterregimentern, um einen Winterfeldzug an den Rhein zum Entsatze Cöln's zu unternehmen, das von schwedischen und verbündeten Truppen belagert wurde, zuvor aber die schwedische Besatzung aus der Moritzburg bei Halle zu vertreiben. Gustav, der noch nicht Willens war, die Waffen in diesem Jahre ruhen zu lassen, erfuhr nicht sobald die Maßregeln des

Feindes, als er ungesäumt am 15. November Morgens um vier Uhr aufbrach, um Wallenstein's Truppen vereinzelt anzugreifen. Gegen Mittag wurde der kaiserliche Oberfeldherr durch seine Vortruppen zu Weißenfels vom Heranzuge des Feindes benachrichtigt, worauf er seine Schaaren aus ihren Quartieren eilfertig bei Lützen zusammenzog und dem Grafen Pappenheim den Befehl nachsandte, schleunigst zurückzukehren, um am folgenden Morgen zur Stelle zu sein. Offenbar wäre der König von Schweden sicherer gegangen, wenn er seinen Angriff so lange verschoben hätte, bis Pappenheim's Corps weiter entfernt gewesen wäre. Gegen Abend erreichten die Schweden den Paß über die Rippach beim Dorfe Bosern, welchen Isolani mit zwanzig Geschwadern Croaten vertheidigte. Nach kurzer Gegenwehr wurden diese übermannt, und das königliche Heer lagerte sich nun im freien Felde auf dem rechten Ufer des Flusses, eine Stunde von Lützen. Gustav Adolf brachte die schauerlich kalte Nacht in seinem Wagen zu, im Gespräche mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem General Kniphausen.

Im kaiserlichen Lager war große Unruhe. Erst in der Dunkelheit trafen die einzelnen Regimenter ein, und erhielten, so wie sie ankamen, ihre Plätze in der Schlachtordnung. Wie Tilly bei Leipzig hatte Wallenstein beschlossen, den Angriff bei Lützen der größeren Beweglichkeit der schwedischen Truppen zu überlassen. Er nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig nach Lützen führt; die ganze Nacht über wurde gearbeitet, um die Gräben, welche dieselbe einfaßten, so zu vertiefen, daß sie zu Brustwehren für Musketiere dienen konnten. Seinen rechten Flügel lehnte er an Lützen, und deckte ihn durch eine große Schanze mit vierzehn Geschützen auf dem Windmühlenberg, dem höchsten Punkt der ganzen Gegend; der linke reichte bis an den sogenannten Floßgraben, einen Canal, der die Saale mit der Elster verbindet und die Landstraße in einiger Entfernung von Markranstädt durchschneidet. Hier sollte Pappenheim einrücken. Das erste Treffen war dreihundert Schritt hinter der Straße aufgestellt, und bestand im Centrum aus sechs großen Infanterievierecken, auf welche in der zweiten Schlachtlinie noch vier andere folgten; den Kern und die Mitte derselben bildeten die Pikeniere; die Musketiere standen an den Ecken; zwischen beiden Treffen hielten vier Cavallerieregimenter. Wie Wallenstein die schwerfällige Aufstellung in großen Massen, die schon seit dem funfzehnten Jahrhundert gebräuchlich war, beibehalten hatte, so führte sein Fußvolk auch noch die alten Brustharnische und die übermäßig langen Lanzen, die Musketiere Gabeln, um ihre Gewehre auflegen zu können. An das

Fußvolk des Centrums schlossen sich auf dem rechten Flügel zunächst vierundzwanzig Compagnien Küraſſiere in zwei Treffen, nach der gebräuchlichen Weise zehn Glieder tief gestellt und vollständig mit Schienen an den Armen und Schenkeln gerüstet, wie früherhin; dann folgte eine Abtheilung Fußvolk; nach dieser bildeten Croaten und Dragoner die äußerste Spitze. Auf gleiche Weise bestanden die Truppen des linken Flügels aus Küraſſieren und Croaten. Die Zahl der Truppen mit Ausschluß des sehnlich erwarteten Pappenheimischen Corps betrug einige zwanzigtausend.

Als der Morgen des 16. November anbrach, lag ein dicker Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde, der alle Aussicht hemmte. Ungestört ordnete Gustav Adolf seine Schaaren in zwei Treffen, die Cavallerie auf den Flügeln, in kleineren und besser beweglichen Abtheilungen als die kaiserlichen Truppen. Seine Infanterie, die keine Brustharnische führte, stand nur sechs Glieder tief, statt der Piken hatte er die nur elf Fuß langen Partisanen eingeführt, die Musketiere schossen ihre leichteren Gewehre ohne Gabeln ab. Ebenso standen die schwedischen Schwadronen nur vier Pferde hoch, die Reiter trugen keine andere Schutzwaffen, als Küraſſe und Sturmhauben. Die Stärke der königlichen Truppen war 12,000 Fußgänger und 6500 Reiter. Als die Aufstellung vollendet war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und „Es woll' uns Gott gnädig sein“ an. Um neun Uhr gingen die Kanonen los, und einige leichte Scharmützel begannen; aber es ward bald wieder stille, da keine Partei die andere sehen konnte. Nach zehn Uhr fing der Nebel an zu fallen, und die Sonne blickte ein wenig hindurch. Darauf rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich nach kurzem Gebete auf sein Pferd, und ritt dem rechten Flügel vor. Er trug ein ledernes Colett, mit einem Tuchrock darüber: „Gott ist mein Harnisch,“ hatte er gesagt, als die Diener ihm am Morgen seine Rüstung gebracht hatten. Den linken Flügel führte der brave Bernhard von Weimar an. „Nun wollen wir dran!“ rief der König. „Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu! hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Darauf zog er den Degen und sprengte mit dem Commando: Vorwärts! auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dies Städtchen lehnte, vor der Umzingelung desto mehr gesichert wäre. Sein Geschütz arbeitete fürchterlich, und viele Schweden fanden vor jenen Verderben sprühenden Gräben ihren Tod. Aber die

ihnen folgten, kamen glücklich hinüber, gewannen die Landstraße, und drängten die Kaiserlichen zurück. Gegen den am vortheilhaftesten postirten rechten Flügel Wallenstein's konnte Bernhard noch nichts ausrichten; aber in der Mitte hatte das schwedische Fußvolk nach dreistündiger blutiger Arbeit bereits drei feindliche Vierecke zersprengt, auf dem linken Flügel wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs, der unter den ersten über die Gräben der Landstraße gesetzt war. Noch standen hier die Küraſſiere des zweiten Treffens, und Gustav sagte zum Oberst Stalhandske, der das finnische Reiterregiment führte: „Greif sie an, die schwarzen Burſche!" — sie trugen dunkle Rüſtungen — als er Nachricht erhält, die feindliche Cavallerie des Centrums sei hervorgebrochen, habe sein siegreiches Fußvolk zum Weichen gebracht und über die Straße zurückgedrängt. Sofort setzt er sich an die Spitze des Stenbockschen Regiments, um den Geworfenen zu Hülfe zu eilen, aber dem allzu rasch Voransprengenden können nur der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der Kammerherr von Truchseß, der Page August von Leubelfing und zwei Leibknechte folgen. So geräth er unter die vorgedrungenen kaiserlichen Reiter; von den beiden Dienern wird der eine getödtet, der andere verwundet; des Königs Pferd erhält einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den Knochen des linken Arms, worauf er den Herzog von Lauenburg bittet, ihn aus dem Getümmel zu führen. Aber in demselben Augenblick wird Gustav Adolf im Rücken zum zweiten Mal durch einen Pistolenschuß so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Der kaiserliche Obristlieutenant von Falkenberg soll diese Kugel abgefeuert haben. Während der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg auf diesen mit gezogenem Degen eindringt, giebt Franz Albrecht selbst, betäubt und voll Schrecken durch das Getümmel der heransprengenden Reiter, seinem Pferde die Sporen, sein Leben zu retten. Nur Leubelfing bleibt bei dem gefallenen Helden, aber der achtzehnjährige Jüngling bemüht sich vergebens den König fortzubringen, und bald jagen kaiserliche Küraſſiere herbei, unter deren Schüſſen und Hieben Gustav Adolf seine edle Seele aushaucht. Da er sich im äußersten Augenblicke den neugierig forschenden Feinden zu erkennen gegeben, so wurde sein Leichnam bis aufs Hemde von ihnen geplündert. Auch der treue Page ward so schwer verwundet, daß er für todt liegen blieb und fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb*).

*) Da Gustav Adolf mitten im heftigsten Schlachtgetümmel, von so wenigen der Seinen umgeben, fiel, so sind über seinen Tod sehr verschiedene Gerüchte in

Der Kammerherr von Truchseß meldete dem Herzoge von Weimar den Tod des Königs, welchen dessen zurückkommendes blutiges Pferd bald auch allen Kriegern bekannt machte. Bernhard durcheilte die Reihen mit dem Ruf: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutschen, euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt“*). So führte er die rachedurstigen Schaaren zum zweiten Mal über die Gräben; nach furchtbarem Gemetzel dringen sie überall vor, auch auf dem linken Flügel ist der Windmühlenberg, der Schlüssel der ganzen Stellung, bereits erstiegen, als Pappenheim zwischen zwei und drei Uhr mit seinen Reitern anlangt und die Schlacht noch einmal wieder herstellt. Er wirft sich mitten in den rechten Flügel der Schweden, brennend vor Begierde, persönlich gegen den berühmten Gegner zu kämpfen, der nicht mehr unter den Lebenden ist. Die Stockung, welche dieser unerwartete und heftige Anfall in dem Vordringen der Schweden herbeiführt, benutzt Wallenstein seine gebrochenen Reihen wieder zu ordnen. Von neuem sprengen der Generallieutenant Piccolomini, der bluttriefend schon das fünfte Pferd besteigt, und Graf Terzka mit der Cavallerie des Centrums zum Angriff vor, ihnen folgen im Sturmschritt die Vierecke des Fußvolks, noch einmal werden die

---

Umlauf gekommen. Die in den Text aufgenommene Erzählung ist durch die Abhandlung von Förster (Wallenstein's Briefe, Theil II. im Anhange), durch die Darstellung Geijer's (Geschichte von Schweden, III. Band, S. 231 f.), von Raumer's (Geschichte Europa's, Theil III. S. 545), Gfrörer's (Gustav Adolf, S. 1006 f., 1012 ff.) u. A. bewährt. Sie stützt sich zumal auf Leubelfing's Aussagen. Viele haben behauptet, der König sei gar nicht von Feindes Hand gefallen, sondern von dem Herzog von Lauenburg verrätherisch ermordet worden. In dem Wankelmuthe des Herzogs, welcher erst im Lager bei Nürnberg schwedische Kriegsdienste nahm, und sie gleich nach der Schlacht bei Lützen wieder verließ, um zunächst in die des Kurfürsten von Sachsen, dann wieder in kaiserliche zu treten, liegt allerdings ein Anlaß zur Entstehung dieses Gerüchts; aber, Alles wohl erwogen, muß man dem Urtheile beistimmen, welches Rühs, Geschichte Schweden's, Thl. IV. S. 272, fällt. „Nur die Neigung der Menschen,“ sagt er, „die in dem Schicksale außerordentlicher Menschen immer einen ungewöhnlichen Gang zu finden wünscht, das Mißtrauen der Schweden gegen die Deutschen, und endlich eine gewisse Zweideutigkeit, die unverkennbar in dem Leben des Herzogs von Lauenburg ist, haben einem verläumderischen Gerüchte Glauben verschafft, das eben so wenig innere Wahrscheinlichkeit als äußere Zeugnisse für sich hat.“

*) Röse, Herzog Bernhard von Weimar, Thl. I. S. 180.

Schweden über die Landstraße gedrängt. Da sinkt Pappenheim, auf den Tod verwundet, vom Roß. Als ihn die Seinigen forttrugen, fragte er, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre bejahende Antwort erwiederte er: „So sagt dem Herzoge von Friedland, daß ich vergnügt sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß.“ Am andern Tage verschied er, auf der Pleißenburg zu Leipzig.

Der Herzog von Weimar fand in jenem gefährlichen Momente der Schlacht einen festen Halt an der noch nicht ins Gefecht gekommenen Infanterie des zweiten Treffens; diese führte er jetzt, und mit ihr die ganze Armee, zum letzten entscheidenden Angriff vor. Nun geriethen ihrer Seits wieder die Kaiserlichen in Unordnung, und ihre Verwirrung vermehrt der Umstand, daß eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte am Hochgerichte halten ließ, durch schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Gepraſſel in die Luft fliegt. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen; allenthalben hörte man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!“ Dazu brach die Dunkelheit ein, und so wandten endlich die Kaiserlichen den Rücken und rissen Pappenheim's eben eintreffende Infanterie mit in die Flucht. Die Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab; sie sammelten sich auf den Schall der Trompeten, und lagerten auf dem Schlachtfelde, auf welchem sie elf Stunden mit äußerster Anstrengung gefochten hatten. Das ganze kaiserliche Geschütz war ihre Beute. Am folgenden Tage kamen etwa funfzehn Bataillone Oesterreicher, fast ohne Waffen und Fahnen, in Leipzig an, und nahmen mit Wallenstein, der nun seine gehofften Winterquartiere in Sachsen aufgeben mußte, ihren Weg nach Böhmen. Ein anderer Rest des zertrümmerten Heeres zog über Merseburg ab.

Beim Lichte des neuen Tages suchten die Schweden unter den vielen tausend Leichen, die das weite Feld bedeckten, den Körper ihres geliebten Königs, und fanden ihn nicht ohne Mühe; denn er war ganz mit anderen Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteines, der noch jetzt dort zu sehen ist, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt Lützen, etwa vierzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen, und ihn von einem dortigen Apotheker eröffnen. Dieser fand neun Wunden daran,

im Innern aber alle Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall noch ein langes Leben zu erwarten gewesen wäre. Hier in Weißenfels benetzte auch die Königin Maria Eleonora, die ihrem Gemahl nach Deutschland gefolgt war, den theuren Ueberrest mit ihren Thränen, und begleitete ihn über Eilenburg, Grimma, Wittenberg und Berlin nach Stockholm, wo er in der eigens für ihn errichteten Begräbnißcapelle beigesetzt ward.

Gustav hatte noch nicht das achtunddreißigste Lebensjahr vollendet. Er hinterließ nur eine Tochter von acht Jahren, und einen natürlichen Sohn von etwa siebenzehn, der gerade in Wittenberg studirte, und von den Studenten zum Rector der Universität, nach damaliger Sitte, gewählt worden war. Der junge Mann glich seinem berühmten Vater sehr; er nahm nachher Kriegsdienste, und erhielt im westphälischen Frieden das Bisthum Osnabrück. Seine Halbschwester, die Königin Christine, machte ihn zum Grafen von Wasaburg, unter welchem Namen seine Nachkommen noch jetzt in Schweden blühen.

Der Tod des Königs erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung, als unter den Katholischen Freude und Hoffnung. Der Kaiser, obgleich sein Heer geschlagen war, ließ aller Orten das Tedeum singen; er hatte nicht Unrecht, den Tod dieses Gegners dem herrlichsten Siege gleich zu setzen. Was man auch über Gustav Adolf's Entwürfe in Deutschland sagen mag; er wollte nichts Anderes, als was in der Natur der Verhältnisse lag. Die nationalen Ideen waren unter den Völkern erst im Keimen begriffen; noch wurden die Geister vorzugsweise von den religiösen beherrscht. Waren nun aber die deutschen Protestanten aus Feigheit und Engherzigkeit, ihre bedeutenderen Fürsten aus Unfähigkeit nicht im Stande, ihre Religion und ihre Staaten gegen die Gewaltschritte des Kaisers zu vertheidigen: so mußten sie sich Dem unterordnen, der sie mit eigenen Kräften retten wollte, der seinen Beruf und seine Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe deutlich genug an den Tag legte. Und um über die nöthigen äußeren Mittel gebieten zu können, war es erforderlich, daß der König einige wohlgelegene Besitzungen in Deutschland hatte, daß er die Macht seiner Freunde verstärkte. Wollten dagegen die Protestanten Deutschland's sich das Principat eines Fremden nicht gefallen lassen, so blieb ihnen keine andere Wahl, als sich dem Kaiser zu unterwerfen, ihren Glauben abzuschwören, und mit jenem die Schweden aus ihren Grenzen zu jagen. Ein Eroberer im gewöhnlichen Sinne war Gustav Adolf nicht; vielmehr nimmt er, von hohen sittlichen

und religiösen Gesichtspunkten geleitet, seiner ganzen Denk- und Handlungsweise nach unter den reinen und edlen Gestalten der Weltgeschichte einen der ersten Plätze ein.

---

18. Axel Oxenstierna.

(Geb. 1583, gest. 1654.)

Die Schlacht bei Lützen war trotz Gustav's Fall für die Schweden gewonnen, und mit diesem Siege die Ueberlegenheit ihrer Waffen über Wallenstein und seine Armee dargethan worden. Die Frage war, ob unter den Anhängern und Schülern Gustav's Männer sein würden, diese von ihm begründete Obmacht wenn nicht zu vermehren, so doch zu behaupten. Nach einer Verordnung des Königs ward dessen kleine Tochter Christine zur Königin gekrönt, und die Regierung bis zu ihrer Mündigkeit von einem Reichsrath geführt. Die deutschen Angelegenheiten dagegen wurden dem Kanzler Axel Oxenstierna, den der König einige Zeit vor seinem Tode zu sich berufen hatte, fast mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Oxenstierna war zu Fanö in Upland im Jahre 1583 geboren, hatte in Rostock und Wittenberg fünf Jahre lang Theologie und Jurisprudenz studirt, und war 1609 Reichsrath geworden. Gustav erhob ihn bei seinem Regierungsantritt zum Reichskanzler. Unstreitig war seine Stellung von vorn herein schwieriger, als die des Königs gewesen war. Er sollte das Werk eines großen Feldherrn und Herrschers ausführen, ohne dessen siegendes und durch die Natur gegebenes oberherrliches Ansehen zu haben. Was Gustav den protestantischen Fürsten hatte bieten dürfen, konnte man hoffen, daß sie sich das von einem schwedischen Edelmanne würden gefallen lassen? War nicht vielmehr vorauszusehen, daß das bis jetzt noch unbesiegte schwedische Heer aus Mangel an Unterstützung und durch die Uneinigkeit seiner Anführer zerstieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eifersucht der deutschen Fürsten wieder losbrechen und dem Kaiser zuletzt doch wieder den Sieg geben würde? Von Oxenstierna's seltener Klugheit und Entschlossenheit ließ sich indeß erwarten, daß er das Aeußerste versuchen würde, ein so glänzend begonnenes Unternehmen nicht schimpflich und fruchtlos enden zu lassen. Er machte zunächst die protestantischen Fürsten mit seinem Auftrage bekannt — nach Dresden und Berlin reiste er persönlich —, stellte ihnen

auf das Dringendste die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals einträchtig zusammen zu halten, und lud sie zu einem Convente ein, den Gustav selber bereits nach Ulm ausgeschrieben hatte, und auf welchem der große Bund aller Evangelischen hatte zu Stande kommen sollen. Allein der Kurfürst von Sachsen wollte nichts von einer Vereinigung wissen, deren Oberleitung er nicht erhielte, und Georg Wilhelm von Brandenburg war nicht minder schwierig, da er wohl sah, daß die Schweden Willens seien, sich mit Pommern bezahlt zu machen. Auch die niedersächsischen Stände weigerten sich, unter dem schwedischen Kanzler zu stehen. Oxenstierna beschränkte daher vor der Hand seine Einladung nur auf die vier sogenannten oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, und diese mußten wohl gehorchen, da ihre Länder fast alle von den Schweden besetzt waren. Die Versammlung geschah zu Heilbronn, weil Ulm wegen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte. Sie dauerte vom März 1633 an bis gegen Ende April. Mit Verwunderung hörten hier die Fürsten die entschlossene Sprache des Kanzlers. Er drang natürlich auf das Directorium des Bundes, forderte Jedem einen bestimmten Beitrag zur Fortsetzung des Krieges ab, und verlangte für den Nothfall ihre Städte und Festungen zum Quartier für die schwedischen Truppen. Das unbeschränkte Directorium wollte keinem gefallen. Die Stände meinten, wer sein Geld zu einer Sache hergebe, müsse auch etwas dabei zu sagen haben. Zu dem Ende wollten sie durchaus dem Kanzler ein sogenanntes consilium formatum an die Seite setzen, einen Ausschuß von den Ihrigen, der besonders das Geldwesen unter sich habe und die Einquartierungen besorge. Sehr richtig erwiederte Oxenstierna, wenn man ihnen selbst das Eintreiben der Kriegssteuern überlasse, so möchte wohl wenig einkommen, und wenn man sie erst fragen wollte, wo die Einquartierungen geschehen sollten, dürfte ihnen leicht gar keine recht sein. Endlich gab er das consilium formatum, aus elf von den Ständen zu wählenden Männern bestehend, zu, aber mit der Bedingung, daß ihm in den Kriegssachen jederzeit die letzte Entscheidung verbleiben müsse.

Eines war ihm nun noch übrig, diejenigen Bundesgenossen zu befriedigen, denen Gustav bereits zur Entschädigung bestimmte Länder katholischer Geistlichen versprochen hatte. So verlangte Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs in Franken; auch dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzoge von Würtemberg waren mehrere benachbarte Stifter und Abteien zugesagt. Oxenstierna bestätigte diese Verheißungen

und versprach den Fürsten, sie beim Friedensschlusse in Besitz derselben zu setzen. Friedrich V., der unglückliche Kurfürst und König, lebte nicht mehr; er war an einem bösartigen Fieber, elf Tage nach Gustav's Tode (27. Novbr. 1632), in Mainz gestorben. Seine Witwe forderte die Unterpfalz für ihren ältesten Sohn; Oxenstierna bewilligte augenblicklich das Gesuch, nur mit einigen Einschränkungen, und zeigte den argwöhnischen Fürsten eine Uneigennützigkeit, die ihnen hinreichende Beruhigung gewähren konnte.

Nachdem auf diese Weise die deutschen Stände vorläufig vereinigt und beschwichtigt waren, richtete Oxenstierna seine Thätigkeit auf das Heer. Bernhard von Weimar hatte im November und December ganz Sachsen vom Feinde gesäubert, worauf die Kälte und Streitigkeiten zwischen ihm und seinem älteren Bruder über den Oberbefehl weitere Unternehmungen gehindert hatten. Oxenstierna schlichtete dieselben dadurch, daß er dem Herzog Bernhard das Commando in Franken übergab, da von Wallenstein zunächst nichts gegen Sachsen zu besorgen war. Im Elsaß stand damals der Feldmarschall Horn; in Baiern hatte der König bei seinem Marsche nach Sachsen den General Baner und den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgelassen; am Niederrhein befehligte Bandissin; das Commando in Schlesien, wo bisher Alles unordentlich zugegangen war, erhielt der alte Graf Thurn; und um Westphalen ganz vom Feinde zu säubern, vereinigte sich der General Kniphausen mit dem Herzog Georg von Lüneburg. Indeß zeigten sich dennoch bald die Folgen des Mangels eines über Alle gebietenden kriegerischen Hauptes; Keiner wollte von dem Andern Befehle annehmen, und der auf Landbesitz und oberste Anführung der schwedischen Partei gerichtete Ehrgeiz des Herzogs Bernhard sollte dem erfahrenen Kanzler in kurzer Zeit neue Schwierigkeiten bereiten. Im Januar 1633 überraschte Bernhard auf seinem Zuge nach Franken Bamberg, erstürmte Hochstädt, trieb die Baiern und Altringer's Corps zurück, und vereinte sich bei Donauwörth mit dem Feldmarschall Horn, der ebenfalls vorgerückt war. Den Fortschritt ihrer Waffen hemmte zuerst die Unzufriedenheit der Soldaten, die längere Zeit keinen Sold erhalten hatten, und seit demselben Tage (23. April) den Dienst versagten, da das Bündniß zu Heilbronn geschlossen ward. Nicht minder heftig verlangten die Officiere zu wissen, wem sie dienten, zu wessen Nutzen die Eroberungen gemacht würden, wann sie in den ihnen früher versprochenen Genuß von Landbesitz auf deutschem Boden gesetzt werden würden, damit sie nicht länger von Raub und Erpressungen leben müßten; sie verbanden sich am 30. April

in einem schriftlichen Compromiß zu der Drohung: wenn sie in vier Wochen keine genügende Antwort erhielten, so würden die Unterzeichneten sich des Gehorsams entbunden erachten, und die einzelnen Regimenter ihnen zusagende Gebiete pfandweise besetzen*). Auch Bernhard von Weimar forderte vom Kanzler die Verleihung des Herzogthums Franken immer dringender. Seine Absicht war, dadurch vorläufig zum Mitgliede des Heilbronner Bundes, dann zum Oberhaupte desselben sich zu erheben. Als ihm Oxenstierna mit Entsetzung drohte, erwiederte er, ein deutscher Fürst gelte mehr als zehn schwedische Edelleute, und jener sah sich endlich gezwungen, nachzugeben. Bernhard wurde mit Würzburg und Bamberg belehnt, nahm die Huldigung an, und vertheilte unter die Officiere eine Menge von Gütern und Herrschaften, deren Werth zu fünf Millionen Thaler angeschlagen wurde. Alle auf diese Weise Ausgestatteten versprachen, wie der Herzog selbst, sich unter den Schutz des Heilbronner Bündnisses zu stellen, an dessen Lasten Theil zu nehmen und sich des Reichskanzlers Befehlen zu unterwerfen. Die Truppen wurden im August durch eine Vertheilung von Geldern, welche die vereinigten Stände aufgebracht hatten, zufrieden gestellt.

So war denn die schwedisch-protestantische Partei zu denselben Maßregeln gekommen, durch welche die kaiserliche zur Zeit ihrer Uebermacht das Reich bedrückt hatte. Wie Ferdinand wider Reichsverfassung und Recht seinem Feldherrn Mecklenburg geschenkt hatte, so vergabte Oxenstierna jetzt nach dem Rechte des Schwertes die Länder geistlicher Fürsten, seine Befehlshaber und seine Soldaten zu beschwichtigen und zu belohnen. Nachdem dies geschehen war, bemächtigte sich Bernhard der ganzen Oberpfalz und schloß den Feldzug mit der Einnahme des wichtigen Regensburg, dessen Einwohner ihm huldigen mußten, während Horn dem General Altringer nachgezogen war, aber dessen Vereinigung mit dem Herzoge von Feria, der vierzehntausend Mann spanische Hülfstruppen für den Kaiser über die Alpen herbeiführte, nicht verhindern konnte. Im Elsaß hatte Christian von Birkenfeld die für den Kaiser vom Herzoge Karl IV. von Lothringen zusammengebrachten Völker bei Pfaffenhofen geschlagen (11. Aug.); in Niedersachsen siegten die Schweden unter Georg von Lüneburg bei Oldendorf, zersprengten das Heer der kaiserlichen Generale von Merode und Grousfeld und eroberten Hameln und Osnabrück.

*) Röse, Herzog Bernhard, Bd. I. S. 208 ff. Der Text des Compromisses auch bei Förster, Wallenstein's Briefe. Thl. III. S. 153 ff.

19. Wallenstein's Ausgang.

(1633—1634.)

Aehnliche Entwürfe, wie Bernhard von Weimar, verfolgte sein Gegner, der Herzog von Friedland. Bereits währte der Krieg so viele Jahre, die Heere wurden von den Staaten, denen sie dienten, so unabhängig versorgt und geführt, daß in den Befehlshabern derselben, wie früher in den Condottieren Italien's, das Bewußtsein der eigenen Macht und Gewalt durch das überwiegend an ihre Person geknüpfte Kriegsvolk mit größerer oder geringerer Stärke erwachen mußte; der Gedanke, eine solche Stellung zu eigenem Nutzen, zur Erwerbung von Land und Fürstenmacht zu gebrauchen, lag nicht ferne, erhielt aber bei Wallenstein durch sein näheres Verhältniß zum Kaiser einen noch unsittlicheren Charakter als bei Anderen.

Der Verlust der Lützener Schlacht hatte den Herzog von Friedland auf das Aeußerste gekränkt. Nicht ganz mit Unrecht schrieb er denselben dem schlechten Benehmen mehrerer Officiere und Truppentheile zu, und ließ von den ersteren die der Feldflucht Beschuldigten in Prag vor ein Kriegsgericht stellen. Vor dem Rathhause ward eine mit schwarzem Tuche bedeckte Blutbühne errichtet. Auf derselben wurden zwei Obristlieutenants, ein Hauptmann, ein Rittmeister, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie enthauptet; sieben Officieren wurden die Degen vom Henker zerbrochen. Auch mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als funfzig Namen abwesender Officiere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen (14. Februar 1633)*). Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiserlichen Staaten. Das verlorene Geschütz ward durch eingeschmolzene Glocken ersetzt, die der Feldherr den staunenden Gemeinden wegnehmen ließ; als der Frühling anbrach, war Wallenstein's Heer wieder zu 25,000, nach Anderen zu mehr als 40,000 Mann angewachsen, und man glaubte jetzt ein um so entschiedeneres Auftreten von ihm erwarten zu können, als sein großer Gegner todt war und die innern Zerwürfnisse der protestantischen Partei, die Streitigkeiten der schwedischen Befehlshaber dem kaiserlichen Feldherrn nicht unbekannt sein konnten. Allein von dieser Zeit an sind Wallenstein's Schritte weit weniger kraftvoll als früher, wo er sogar einem viel schwächern Feind gegenüber Riesenstärke entwickelt hatte. Jetzt begnügt er sich, das Naheliegende zu ergreifen, und

*) Förster, Wallenstein's Briefe Th. II. S. 315 ff.

die Mittel, deren er sich dazu bedient, hüllen sich in ein seltsames Dunkel ein. Er unterhandelt mit den Gegnern, vorzüglich mit den deutschen Protestanten, greift sie, wenn er sie sicher gemacht hat, wieder an, und unterhandelt von Neuem. Mit dem Kaiserhofe ist er bald wieder gespannt, und die Art, wie er jene Unterhandlungen betreibt, läßt es für die Parteien zweifelhaft, ob er die Feinde nur dadurch täuschen, oder in Einverständniß mit ihnen den Kaiser hintergehen, oder sich als eine dritte unabhängige Macht hinstellen will, um den streitenden Parteien zu Krieg und Frieden das Gesetz vorzuschreiben. Diese letztere Absicht, sich zur entscheidenden Macht zu erheben, wohnte ihm in der That, wie wir schon sahen (Kap. 11), von jeher bei; nur war er über die Mittel mit sich selbst uneins, wußte nicht, ob er es mehr mit dem Kaiser oder mit dessen Gegnern halten solle. Anfangs hatte er die Ziele seines Ehrgeizes im Dienste Ferdinand's verfolgt, nach seiner Absetzung den Schweden und Sachsen sich zugewandt (Kap 15), dann den Bund mit dem Kaiser erneuert, während er nun wieder mehr und mehr dessen Feinden sich näherte. Denn die gehofften Früchte des erneuerten Bundes blieben aus; der Kaiser schien nicht geneigt, ihn als seinen Retter der Bedingung gemäß durch Uebertragung eines Erblandes zu belohnen; Spanien, der Kurfürst von Baiern und andere Widersacher mißgönnten ihm ebensosehr den Erwerb eines reichsfürstlichen Besitzes, wie seine gegenwärtige einflußreiche Stellung. Doch brachte es der Gewaltige, seiner ganzen Natur nach, auch jetzt nicht zu einem planmäßigen, entschlossenen und consequenten Verfahren; er liebäugelte mit dem Verrath, aber er zögerte ihm unwiderruflich die Hand zu reichen*).

Im Mai 1633 wandte sich Wallenstein nach Schlesien, wo die verbündeten Sachsen, Brandenburger und Schweden unter dem Grafen Thurn, dem Feldmarschall Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der gleich nach der Lützener Schlacht in sächsische Dienste ge-

*) Der weiteren Darstellung liegt vornehmlich zu Grunde: Helbig, Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—34, Dresden 1853. Daneben Barthold, Gesch. des großen deutschen Krieges, Th. I. S. 77 ff. 123 ff. Aretin, Wallenstein, S. 91 ff. 156 ff. Helbig, Wallenstein und Arnim 1632—34, S. 14 ff. Kirchner, Schloß Boytzenburg, S. 267 ff. Doch sind in diesem letztern Werke die dankenswerthen aktenmäßigen Mittheilungen leider durch wesentliche Irrthümer in den Thatsachen und Daten entstellt. Die apologetische Auffassung Förster's (Wallenstein S. 220 ff. Briefe Th. III S. 151. 161. 165. f. 196. 453 f. u. a. a. O), hat durch das neuere Material ihren Boden verloren. Das neueste Werk von Hurter, Wallenstein's vier letzte Lebensjahre 1862 (s. besonders S. 336 ff.), trifft im Wesentlichen mit Helbig zusammen, damit aber offenbar das Kirchner'sche Material nicht.

treten war, einige Fortschritte gegen die dort befindlichen kaiserlichen Truppen, welche Gallas befehligte, gemacht hatten. Es war wenig Einigkeit unter den feindlichen Heerführern, ein Umstand, der dem Herzoge von Friedland den Sieg sehr erleichtern mußte. Als aber beide Heere sich begegneten, schloß Wallenstein unerwartet einen vierzehntägigen Waffenstillstand (7. Juni) und hielt mit den feindlichen Anführern Zusammenkünfte. Er machte den Verbündeten Friedensanträge. Wenn der Kaiser, ließ er sich vernehmen, den billigen Frieden, den er mit Schweden, Kursachsen und Kurbrandenburg schließen wolle, nicht würde annehmen wollen, so sollte er mit Gewalt dazu gezwungen werden, wozu er gute Mittel wüßte. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich; Oxenstierna hielt alle Anerbietungen Wallenstein's für Fallstricke, auch Arnim traute nicht recht, und in der That schlug der Waffenstillstand den Evangelischen zum Nachtheil aus. Die Kaiserlichen versahen sich mit Kriegsbedarf und zogen Verstärkungen an sich; die Feindseligkeiten wurden wieder eröffnet. Wallenstein belagerte Schweidnitz (24. Juni), dessen Besatzung der brandenburgische Oberst Bugsdof befehligte, und versuchte drei vergebliche Stürme. Da kamen die Verbündeten, die Stadt zu entsetzen, und Wallenstein zog sich zurück, weil, wie er Arnim versichern ließ, er „nach wie vor dessen guter Freund verbleiben" wolle. Zwischen Schweidnitz und Reichenbach schlug er ein wohl verschanztes Lager; ihm gegenüber thaten die Feinde dasselbe; und nun lagen die Heere eine geraume Zeit bei einander, wie vormals bei Nürnberg, ohne sich anzugreifen, und verheerten weit und breit das Land. Doch waren die Verluste für beide Theile noch größer als damals, weil die Pest in Schlesien ausbrach und so fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß große Bezirke ganz menschenleer wurden. In Schweidnitz begrub man die Todten gar nicht mehr; in Breslau starben dreizehntausend Bürger und in Ohlau waren kaum zwanzig Menschen übrig. Dazu wütheten beide Parteien, namentlich aber die Kaiserlichen, auf das Entsetzlichste gegen die Einwohner des unglücklichen Landes und übten die furchtbarsten Martern an Bürgern und Bauern, um ihnen Geld abzupressen. Nasen und Ohren wurden ihnen abgehackt, die Fußsohlen aufgeschnitten, und ihnen ganze Riemen aus der Haut gerissen. Andere hängte man bei den Beinen auf, und machte unter ihren Köpfen Feuer, füllte ihnen Mistjauche in den Hals und trat dann mit den Füßen auf die geschwollenen Leiber. Den Frauen wurden die Brüste abgeschnitten, nachdem sie bis auf den Tod geschändet worden; den Müttern die Kinder entrissen und jubelnd an den Mauern zerschmettert. In dieser Zeit ließ Wallenstein den General Holk ins Erzgebirge einfallen und Sachsen bis über Leipzig hin überschwemmen. Die-

ſer Befehlshaber war eine der fürchterlichſten Geiſseln des Landes. Wohin er kam, gingen die Dörfer und Städte in Rauch auf, und auf die Nachricht von ſeiner Annäherung floh Alles, was fliehen konnte. Die zurückgelaſſenen Bauernhunde rotteten ſich zuſammen, und da ſie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu freſſen fanden, ſo heulten ſie grimmig auf den Landſtraßen umher, und zerriſſen einzelne Flüchtlinge *). Als Holk auf ſeinem Rückzuge, von einer tödtlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröſter auf dem Sterbebette begehrte (er war lutheriſch), konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich ſechshundert Thaler dafür bot.

Inzwiſchen hatte Wallenſtein neuerdings mit Arnim Unterhandlungen angeknüpft, und am 22. Auguſt ward ein abermaliger Waffenſtillſtand unterzeichnet. Gleich nach dem Abſchluſſe deſſelben reiſte Arnim zu Oxenſtierna, der ſich damals in Gelnhauſen unweit Frankfurt aufhielt, um mit ihm über die eingeleiteten Unterhandlungen perſönliche Rückſprache zu nehmen. Der Herzog von Friedland, äußerte Arnim hier, habe den ihm von dem Wiener Hofe angethanen Schimpf noch nicht vergeſſen, und wenn er, ſich auf Hülfe von den Evangeliſchen verlaſſen könne, ſei er entſchloſſen, ſich zu rächen. Auf einige ſeiner Unterfeldherren könne er ſchon zählen, und einem derſelben, dem Feldmarſchall Holk, möge der Kanzler, zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit wider den Kaiſer, einige ſeiner älteſten Regimenter, auf die er ſich am meiſten verlaſſen könne, zugeben. Aber dieſer Vorſchlag verminderte Oxenſtierna's Mißtrauen nicht. Er war geneigt, ihn für eine Liſt zu halten, wodurch die Schweden um ihre beſten Truppen gebracht werden ſollten, und gab Arnim den Beſcheid, daß der Herzog ſeine Abſichten erſt weiter entwickeln müſſe. Dann ſolle es ihm an Unterſtützung nicht fehlen.

Um dieſelbe Zeit, im Sommer 1633, entwickelten ſich auch, durch die Vermittlung des ihm anverwandten böhmiſchen Grafen Kinsky **) und des franzöſiſchen Geſandten Feuquières, die heimlichen Beziehungen Wallenſtein's zu Frankreich. Ludwig XIII., von Richelieu geleitet, erbot ſich unterm 19. Juni und 16. Juli, dem kaiſerlichen Generaliſſimus die „Königskrone von Böhmen" zu garantiren, ja ihm „noch höher zu erheben," und ihm zunächſt jährlich eine Million Livres zu zahlen, falls er offen mit dem

*) S. Jeremias Simon's Eilenburgiſche Chronica, S. 638.

**) Kinsky lebte in der Verbannung zu Dresden und zwar mit der Schweſter des Grafen Terzka vermählt; Terzka's und Wallenſtein's Gemahlinnen, geb. von Harrach, waren Schweſtern; von dieſen drei Frauen war nur die Gräfin Kinsky in die Umtriebe der Politik eingeweiht.

Kaiser breche und gegen Oesterreich marschire; auch wurde ihm der Oberbefehl über alle verbündeten Truppen und das Preisgeben des Kurfürsten von Baiern in Aussicht gestellt. Wallenstein verhielt sich äußerst vorsichtig, er heischte unter der Hand genaue und zuverlässige Bürgschaften. Im September ließ ihm der französische Gesandte in Uebereinstimmung mit Oxenstierna versichern: daß beide Kronen und das Heer des Bundes von Heilbronn ihn eventuell im Besitz des Königreichs Böhmen zu schützen bereit seien. Dennoch führten die Verhandlungen zu keinem Ergebniß; gegenseitiger Argwohn und Unentschlossenheit traten hemmend dazwischen. Am liebsten hätte Wallenstein in erster Linie Sachsen und Brandenburg zu seinen Bundesgenossen gewonnen, um dann seinen Forderungen Schweden und Frankreich gegenüber desto mehr Nachdruck geben zu können. Er glaubte daher, wieder zu Thaten schreiten zu müssen, um die beiden Kurfürsten durch Einschüchterung fügsam, und allen Theilen den Werth seiner Freundschaft oder Feindschaft fühlbarer zu machen. Noch im September brach er die Unterhandlungen ab, kündigte den Waffenstillstand auf, überfiel die Schweden unter dem Grafen von Thurn bei Steinau und nahm das aus viertausend Mann bestehende Heer desselben durch Capitulation gefangen (11. October). Die Bedingung war, daß die Anführer und Offiziere frei abziehen durften; aber diese Entlassung Thurn's, als eines der hartnäckigsten Feinde des Kaisers, als des vorzüglichsten Anstifters der böhmischen Empörung, wurde dem Herzoge in Wien eben so sehr übel genommen, wie sein früheres unbegreifliches Zögern und sein bedenkliches Unterhandeln mit Arnim. Da der Letztere sich schleunigst nach Sachsen zurückgezogen hatte, rückte Wallenstein ohne große Hindernisse die Oder abwärts in das Brandenburgische vor; am 16. October war Liegnitz erobert, am 18. ergab sich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg nach. Fürstenwalde ward verbrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß zu Köpnik weggenommen, und sogar Berlin bedrängt; Georg Wilhelm floh nach Tangermünde. Wallenstein selbst fiel mit dem Hauptheer in die Lausitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm, plünderte es aus, und ließ den sächsischen Befehlshaber hinrichten, weil er die Stadt nicht hatte übergeben wollen; Bauzen, hierdurch geschreckt, öffnete freiwillig seine Thore.

Durch diese Feindseligkeiten gegen die Kurfürsten erreichte Wallenstein den Zweck, sie zum Abfall von den Schweden zu bewegen, dennoch nicht. Als er sich eben zum Aufbruch nach Dresden anschickte, lief die Nachricht ein, daß Regensburg (am 15. November) von Bernhard von Weimar eingenommen sei. Auf die Mahnung des Kaisers, der seine Erb-

lande bedroht sah, dem bedrängten Kurfürsten von Baiern zu Hülfe zu kommen, konnte sich Wallenstein diesem wiederholt seit dem October gestellten und abgelehnten Begehren nicht mehr länger offen entziehen. Nachdem er den größten Theil seines Heeres nach Böhmen zurückgeführt, zog er unter dem Vorwand, Böhmen nicht von Truppen entblößen zu dürfen, nur mit einigen Tausend Reitern am 27. November über die Grenze bis zum Städtchen Furt, in dessen Nähe der Feind das Städtchen Cham besetzt hielt. Bereits nach drei Tagen kehrte er jedoch nach Pilsen zurück, sich entschuldigend „die Jahreszeit sei schon zu weit vorgerückt," und auf den nächsten Sommer vertröstend. Zugleich zeigte er sich entschlossen, nirgend anders als in Böhmen die Winterquartiere zu beziehen. Alles dies erregte große Unzufriedenheit am Wiener Hofe. Man sah namentlich die abermalige Belastung der Erblande sehr ungern; auch stieg der Verdacht, daß Wallenstein böswillig gehandelt habe, und daß es ihm mit dem Kriege kein Ernst mehr sei. Seine Feinde, besonders die sogenannte baierisch-spanische Partei und die Hofgeistlichen des Kaisers, erhoben ihre Stimmen immer lauter wider ihn, und drangen gegen Ende December auf seine Entfernung vom Kommando.

Die Klagen fanden diesmal bei dem Kaiser um so leichter Eingang, als ihm selbst die unerhörte, in des Feldherrn Hände gelegte Macht immer lästiger wurde und, je länger sie dauerte, desto bedenklicher erschien. Er versuchte noch einmal, sie zu beugen. Unterm neunten December erließ er an Wallenstein den kategorischen Befehl, in Baiern einzurücken, und beorderte von sich aus am 14. den in Niederösterreich stehenden Generalwachtmeister de Suys, nach Linz vorzugehen, um gegen Bernhard von Weimar bei der Hand zu sein. Zugleich erhielt der nach Pilsen gesandte Hofkriegsrath Questenberg den Auftrag, die Verlegung der Winterquartiere außerhalb der kaiserlichen Erblande zu erwirken; und in der ihm mitgegebenen Instruction sprach Ferdinand unverholen seinen Unmuth und die Besorgniß aus, daß „seine hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel dürften erweckt werden, in sofern er gleichsam einen Corregem (Mitkönig) an der Hand und in seinen eigenen Landen keine freie Disposition mehr habe." Allein alles vergeblich. Wallenstein berief sich in rücksichtslosester Weise auf die dem Kaiser im April 1632 abgedrungene Vollmacht, wies alle Forderungen desselben als unthunlich zurück, befahl dem bis Passau vorgerückten de Suys, bei Todesstrafe seine Truppen nach Oberösterreich zurückzuführen, und ließ am 17. Dec. von seinen Obersten ein Gutachten abgeben, das gleicherweise den Winterfeldzug und die Verlegung der Winterquartiere verwarf, als Maßregeln, die nothwen-

dig zur Vernichtung des Heeres führen müßten. Der Kaiſer mußte ſich ſchließlich unbedingt fügen. Am 3. Januar 1634 ertheilte er, wiewohl ungern und gezwungen, allen Maßnahmen Wallenſtein's ſeine Genehmigung.

Dieſe Anläſſe waren nicht geeignet, die obwaltende Spannung zu löſen; von beiden Seiten ward man immer mißtrauiſcher und unmuthiger. Wallenſtein war überzeugt, daß man ihm zum zweitenmale die Armee und damit das Heft aus den Händen winden wolle; und um dem vorzubeugen und ſich ſicher zu ſtellen, war er jetzt in der That entſchloſſen, ſich mit den Feinden des Kaiſers, ſowie Spaniens und Baierns, zu verbinden. Während der Kaiſer in ſeinen Entſchlüſſen noch ſchwankte, hatte Wallenſtein ſchon gehandelt. Bereits um Weihnachten beſchied er ſeinen früheren Hauptagenten, den Grafen Kinsky, aus Dresden zu ſich. Noch unterwegs empfing derſelbe im Auftrage Wallenſtein's ein Schreiben des Grafen Terzka vom 26. December 1633, worin es hieß: „der Herzog (von Friedland) iſt nicht allein entſchloſſen, mit den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg ſich zu verſtändigen, ſondern auch mit Schweden und Frankreich. Des franzöſiſchen Volkes werden wir wohl nicht vonnöthen haben, vielmehr aber ſeines Geldes. Wir ſind im Werk, unſer Volk innerhalb 14 Tagen zuſammenzuführen, und ſind nunmehr reſolvirt, die Mascara (Maske) ganz abzulegen und mit Gottes Hülfe dem Werk mit Grund einen Anfang zu machen.“ Uebrigens möge nicht nur Kinsky, ſondern auch der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, und womöglich Arnim ſelbſt nach Pilſen kommen; wofern man ſäumig ſei, werde ſich in Ewigkeit nicht eine ſolche Gelegenheit bieten; es könne noch dieſen Winter viel Gutes ausgerichtet werden.

Der Herzog Franz Albrecht ergriff die Angelegenheit mit großer Zuverſicht; auch der Kurfürſt von Sachſen war zum Entgegenkommen geneigt. Nur Arnim zeigte ſich bedenklich; „wenn ich nicht Zeichen und Wunder ſehe,“ ſchrieb er dem Kurfürſten, „ſo glaube ich nicht;“ doch wolle er „nicht hindern“ und „vermeine auch, daß man dabei wohl könne unbetrogen bleiben, wenn man ſein (Wallenſtein's) Anbringen hört.“ Inzwiſchen hatte Kinsky, nach Empfang eines eigenhändigen Schreibens des Herzogs von Friedland, dem franzöſiſchen Geſandten Feuquières am 1. Januar 1634 brieflich eröffnet: ſein Herr ſei jetzt bereit, auf die früher vorgeſchlagenen Bedingungen mit Frankreich abzuſchließen, d. h. zum Bruch mit dem Kaiſer gegen Verbürgung der Krone Böhmens entſchloſſen; aber die ſofort begehrte Ratification erfolgte nicht, vielmehr holte Feuquières noch eine neue Vollmacht ſeines Hofes ein; dieſe wurde erſt am 1. Februar zu St.

Germain en Laye ausgefertigt und in ihrer Anwendung, obgleich die Agenten hin- und herflogen, durch die Ereigniſſe überholt.

Wallenſtein perſönlich blieb nicht unthätig; haſtig und ungeduldig drängte er jetzt ſelbſt die Dinge vorwärts. Anfangs Januar ſchickte er den Feldmarſchall Octavio Piccolomini, dem er aus aſtrologiſchen Gründen blindes Vertrauen ſchenkte, nach Schleſien zu Gallas und Colloredo, um ſie für ſeine Zwecke bearbeiten zu laſſen; nicht ahnend, daß ſein Günſtling eben dieſen Anlaß benutzte, um ihm entgegen zu wirken und die Kataſtrophe vorzubereiten. Um dieſelbe Zeit fertigte er die beiden kaiſerlichen Abgeſandten, den Grafen von Trautmannsdorff und den Pater Quiroga, die eine gütliche Ausgleichung der obwaltenden Spannung erzielten, auf eine ſo ſchnöde Weiſe ab, daß der Kaiſer dadurch zum äußerſten Argwohn und zu entſchiedeneren Schritten gedrängt werden mußte. Wallenſtein ſelbſt erzählte dieſe Vorgänge alſo: Graf Trautmannsdorff habe vorgebracht, der Kaiſer wünſche, daß ſein Sohn, der König von Böhmen, künftigen Frühling mit zu Felde zöge, doch ſolle er — Wallenſtein — das völlige Kommando behalten; worauf er geantwortet habe, „ich ſehe wohl, was für eine Maske ihr mir vor die Augen machen wollt; ich will ſie abziehen, ich vermerke, daß man damit umgeht, mir die Armee aus den Händen zu ſpielen; ich ſage euch, werdet ihr mir noch einmal mit dergleichen Sachen kommen, ſo will ich euch in Stücke hauen laſſen.“ Dann ſei der Beichtvater Quiroga gekommen; der habe ihm das Geſetz und Evangelium fürlegen ſollen, und habe ihm angezeigt, wie am kaiſerlichen Hofe erzählt würde, als habe er — Wallenſtein — den holländiſchen Generalſtaaten verſichern laſſen, er wolle nicht zugeben, daß Spanien die deutſche Freiheit unterdrücke, was der Kaiſer nicht habe glauben mögen. Darauf habe er geantwortet, „ja, er habe es ihnen nicht allein ſagen laſſen, ſondern auch geſchrieben, die Spanier hätten allezeit böſe Abſichten im Schilde geführt.“

Mit dem Grafen Kinsky traf, zu Anfang Januar 1634, auch der Oberſt Anton Schlieff, ebenfalls ein unter ſächſiſchem Schutz in Dresden lebender böhmiſcher Flüchtling, mit kurfürſtlicher Erlaubniß in Pilſen ein. Am 14. kam derſelbe von dort wieder nach Dresden zurück, um perſönlich dem Kurfürſten Bericht zu erſtatten. Dieſer noch am 14. amtlich, vor den geheimen Räthen Miltitz und Timäus, protokollirte Bericht lautet dahin: Nach ihrer Ankunft in Pilſen hätte der Herzog von Friedland zunächſt ausführlich mit dem Grafen Kinsky geredet, des andern Tages aber ihn ſelbſt, den Oberſten, zu ſich erfordern laſſen. Als er eingetreten, habe er ihn liegend gefunden und ſich zu ihm an's Bett auf einen Stuhl ſetzen müſ-

sen. Da habe der Herzog ihn gefragt, ob Kinsky ihm entdeckt, was er mit demselben geredet, und dann erzählt: was er unlängst für eine gute Absicht gehabt und wie er bedauere, daß sich damals (1633) die Tractaten so jählings zerschlagen; doch es heiße eben Homo proponit, Deus disponit (der Mensch denkt, Gott lenkt). Er beharre aber bei seiner gefaßten Meinung, und wenn S. Kurf. Durchlaucht zu Sachsen Lust und Belieben zum Frieden hätten, wolle er sich dergestalt accommodiren, daß daraus zu erspüren, wie er in der That ein Fürst des Reichs und all sein Absehn auf des Reiches Wohlfahrt gerichtet sei. Spanien gehe damit um, eine Monarchie (Alleinherrschaft) und Dominat aufzurichten; das wolle er nicht zugeben, so lange er lebe; er selber wolle die Spanier aus Italien, Artois und Hennegau vertreiben helfen. Auch den König von Frankreich müsse man nicht über den Rhein kommen lassen; vor allen Dingen aber müsse Pfalz restituirt werden [also zum Nachtheil Baierns]: Frankreich könne wohl sonst eine Satisfaction erlangen. Tyrol und was dem anhängig solle allezeit [also zum Nachtheil Oesterreichs] bei dem Kaiserthum verbleiben. Mit Schweden würde es auch keine großen Schwierigkeiten geben; sie suchten die Meerporten, Wismar, Rostock, Stalsund und Colberg zu behalten; daran wäre nun Brandenburg interessirt; es möchten aber wohl noch Mittel gefunden werden, sie zu befriedigen. Die Kurfürsten, wie auch andere Bischöfe, müßten ihre Stifter wieder erhalten; dem Herzog Bernhard müsse etwas im Elsaß oder Baiern gegeben werden, — welchen Kurfürsten [von Baiern], wie er [Schlieff] habe vermerken können, er [der Herzog von Friedland] gänzlich zu vertilgen vorhabe. Dagegen sollte das Erzstift Magdeburg, Halberstadt, Ober- und Niederlausitz Sr. Kurf. Durchlaucht erblich verbleiben; sobald ein Schluß gemacht sei, wolle er das in der Lausitz und an den Grenzen liegende Volk gänzlich abführen. Wenn der Herr Kurfürst ihm (dem Herzog) trauen würde, so wäre kein Zweifel, daß die anderen Stände herzutreten würden. Ferner erzählte Wallenstein dem Obersten Schlieff ausführlich jene Vorgänge mit Trautmannsdorff und Quiroga, und was er ihnen erwiedert, bat ihn, alles was er ihm gesagt und was er vom Grafen Kinsky gehört, dem Kurfürsten nebst Vermeldung seiner willigen Dienste zu berichten, und sprach den Wunsch aus, nicht nur mit dem Herzog Franz Albrecht, sondern auch mit dem Generallieutenant Arnim, und womöglich mit dem Kurfürsten selbst sich „von des Reiches Wohlfahrt" zu unterreden. Schlieff setzte noch hinzu: der baierischen Armee (unter Altringer) wäre der Herzog mächtig; wie denn der baierische Cavalleriegeneral von Scharffen-

berg und der Oberst Breda, die allda gewesen (in Pilsen), nicht genugsam sagen könnten, wie höhnisch vom Kurfürsten in Baiern geredet würde. Von dem Wallenstein'schen Feldmarschall Illo habe er gehört: zu einer Allianz mit Schweden trage Wallenstein kein Belieben, weil das Reich dadurch in steter Unruhe sein würde. Obwohl übrigens Wallenstein geflissentlich darauf ausging, auch kaiserliche Räthe herbeizuziehen und in die Friedensunterhandlungen zu verwickeln, wie den Herzog Franz Julius von Sachsen-Lauenburg, kaiserlichen Kämmerer, Bruder des Herzogs Franz Albrecht, und den Reichshofrath Gebhard, so sollte deren Geschäft doch nur eine Scheinbetheiligung sein, um dadurch desto sicherer die geheimen Unterhandlungen zu verdecken; wiederholt mahnten daher die Agenten, daß „von dieser Sache nichts ausgebracht würde," weil „wenn es laut werden sollte, leichtlich etwas anderes darein kommen könnte."

Auf seine vertraulichen Aeußerungen zu dem Obersten Schlieff legte Wallenstein selbst ein so großes Gewicht, daß er sich nicht nur später im Gespräch mit Franz Albrecht, sondern auch noch in seinem letzten vorhandenen Briefe an Arnim, vom 20. Januar 1634, ausdrücklich darauf, als auf eine wesentliche „Information," berief. Und sie genügen allerdings, um zu erkennen, daß er eine völlige Umgestaltung der deutschen Verhältnisse auf Kosten Spaniens, des Hauses Oesterreich und des Kurfürsten von Baiern erzielte, und daß er gesonnen war, mit Hülfe der Widerpart dem Kaiser die Art des Friedens zu dictiren; ja eventuell mochte er daran denken, ihn ganz zu verdrängen und sich selbst zum Oberschutzherrn von Deutschland aufzuwerfen. Denn die nichtoffiziellen Mittheilungen des Obersten Schlieff griffen in der That noch weiter als die protokollarischen; auf Grund derselben schrieb Franz Albrecht unmittelbar vor seiner eigenen Abreise nach Pilsen, ebenfalls am 14. Januar, an Arnim: „Heute ist der Oberst Schlieff wiedergekommen, wird auch wieder zurück (zu Wallenstein). Die Sachen sind fix, ja mehr als fix; der Herzog von Friedland ist sehr disgustirt. Rächen will er sich an dem Kaiser, das ist gewiß. Er hat vor etlichen Tagen alle seine Obersten beisammen gehabt und vorgegeben, er wolle abdanken; darüber haben sie sich resolvirt, sie wollten ihn nicht lassen, sondern bei ihm leben und sterben. Ist ein guter Anfang zu dem Werke. Zu Wien hat man Wipperstücke, wie der Herzog von Friedland auf einer Bärenhaut liegt; Terzka, Illo und die Vornehmsten halten die Haut, und Ew. Excellenz haben ihm eine Schiene an die Nase gemacht, dabei Sie ihn führen; Gallas steht auf der Seite und verwundert sich. Mein Bruder Franz Julius ist auch angekommen und hat von Seiten des Kaisers etwas schriftlich eingegeben, daraus man wohl sieht, daß der Kaiser

gern Frieden hätte, aber nicht auf die Weise, wie der Herzog von Friedland; es wird nichts daraus werden, denn der General denkt weit anders; dennoch hat er gut gefunden, daß man ihn (den Franz Julius) geschickt hat, kann also seine Sache desto verdeckter dadurch bleiben. Er ist jetzt so fest darin, daß er nicht heraus kann. Er muß einen haben, der ihm hilft, merke ich wohl." In einer Nachschrift heißt es: „ich erfahre jetzt alleweile Mehreres von Schlieff; der Kaiser und der Kurfürst (von Baiern) sollen weg. Die Sachen sind für, eilen Ew. Excellenz um Gottes willen, es wird sonst nichts daraus." Der Kurfürst selbst schrieb den 15. an Arnim: der Oberst Schlieff habe bei seiner Zurückkunft des Herzogs Friedensbegierde hoch conteſtirt; Arnim möge zu einer persönlichen Unterredung nach Dresden kommen, „weil diese Sache von hoher und großer Importanz und Wichtigkeit, auch der Feder nicht wohl zu vertrauen sei." Und einige Tage später (am 21. Januar): der Herzog von Friedland habe sich mit seinen Generalen, Obersten und anderen hohen Offizieren verglichen, woraus etlichermaßen zu sehen sei, was er im Sinn habe. „Es ist hohe Nothdurft, daß Ihr selber kommt. Gott helfe, daß er (Wallenstein) es nur recht meine; vorm Jahre war es nicht werth. Kommt in Gottes Namen; ich warte Eurer mit Verlangen."

Der in diesen Briefen erwähnte verhängnißvolle Vorgang mit den Generalen und Obersten im Hauptquartier zu Pilsen fand am 12. Januar statt. Es galt für Wallenstein, vor dem entscheidenden Schritt die Stimmung derselben zu erproben und sie enger an sich zu ketten. Schon Anfangs Januar hatte er durch Einberufungen die Zusammenkunft vorbereitet, zu der auch Piccolomini aus Schlesien wieder eintreffen sollte und wirklich eintraf. Wallenstein gab sich das Ansehen, wie wenn er, der spanischen, baierischen und jesuitischen Umtriebe überdrüssig, abzudanken entschlossen sei. Darüber erschraken die Obersten, die ihre Privatinteressen dadurch gefährdet glaubten, und wünschten nichts sehnlicher, als daß er in seiner Stellung verbleibe. Diese Stimmung war es, deren man bedurfte. Am gedachten Tage trat nun in einer allgemeinen Versammlung (der Obersten) der Feldmarschall Illo*), einer der vorzüglichsten Vertrauten Wallenstein's, offener auf und erklärte: wie der Kaiser dem Feldherrn die Treue gebrochen, wie er ihn und das Heer allmählig entkräften wolle, den Soldaten den Sold vorenthalte, fremde Truppen ins Reich lasse, keine seiner Zusagen erfülle, und von den Jesuiten, von denen er ganz um-

*) Eigentlich Ilow, aus einer brandenburgischen Familie.

ſtrickt ſei, fortwährend gegen den Feldherrn verhetzt werde; wie daher der Herzog beſchloſſen habe, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgeſetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin müſſe es kein rechtſchaffener Officier kommen laſſen; denn auf dem Herzog ruhten alle ihre Hoffnungen, auf ſeinen Namen hätten ſie ihre Regimenter geworben und führten durch ſeinen Willen das Commando; ziehe er ſich zurück, ſo ſei keine Hoffnung, daß ihnen die aufgewendeten Summen jemals vom Hofe erſetzt werden würden. Deshalb müſſe man Abgeordnete an ihn ſenden, um ihn zu beſänftigen. Dies geſchah, und die Antwort fiel ſo aus, wie die Oberſten ſie wünſchten. Wallenſtein erklärte, daß er ihren Vorſtellungen nachgäbe, die Anführung noch eine Zeitlang behalten und ohne ausdrückliches Vorwiſſen und den Willen der Oberſten das Heer nicht verlaſſen wolle. Nunmehr regten die Häupter unter dem Vorwande, daß die Armee dem Generaliſſimus ihre gute Meinung bethätigen müſſe, und im ſolidariſchen Intereſſe beider, eine militäriſche Eidverbrüderung an, ähnlich derjenigen, welche acht Monate zuvor im Heere Bernhard's und Horn's abgeſchloſſen worden war (ſ. oben). Zu dem Ende legten noch an demſelben Abend, bei einem Bankett, Illo und Terzka den Oberſten einen Revers vor, kraft deſſen die Unterzeichner gegen den „Herzog zu Meklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau," im Hinblick auf die ihm widerfahrenen „vielfältigen Disgusti, hochſchmerzlichen Injurien und gefährlichen Machinationen," ſich „anſtatt eines körperlichen Eides" verpflichteten: „ehrbar und getreu bei ihm zu halten, ſolange er in Sr. Kaiſerl. Maj. Dienſt verbleiben oder der Kaiſer ihn zu ſeiner Dienſte Beförderung gebrauchen werde, auf keinerlei Weiſe ſich von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, alles was zu ſeiner und der Armee Erhaltung gereicht zu befördern, und dafür alles das Ihre bis auf den letzten Blutstropfen ungeſpart aufzuſetzen;" wie ſie denn auch ſich „ſchuldig und verbunden erklärten," die Zuwiderhandelnden, ſich Abſondernden und Eidvergeſſenen „zu verfolgen und ſich an deren Hab' und Gütern, Leib und Leben zu rächen." Es iſt jetzt gewiß, daß die hervorgehobene einſchränkende Klauſel, in Bezug auf den kaiſerlichen Dienſt, nur in dem von Illo mitgetheilten vorläufigen Entwurfe enthalten war, aber in der vom Rittmeiſter Neumann aufgeſetzten definitiven Urkunde, die übrigens vor der Unterzeichnung laut verleſen ward, fehlte*). Bei der Unter-

*) Dudik, des k. Oberſten Mohr von Waldt Hochverrathsproceß, 1860 S. 97 ff. Vgl. Sybel's Hiſt. Zeitſchr., 1861, Heft 1. S. 271 f. Daraus erklärt es ſich, daß ein Theil der damals kurſirenden Abſchriften mit der gedachten Klau-

zeichnung während des Gelages ging es sehr stürmisch her; die Weglassung des Vorbehaltes blieb nicht unbeachtet. Dennoch unterschrieben die Meisten, viele in trunkenem Zustande, andere durch heftige Reden und Drohungen eingeschüchtert; auch Piccolomini, der nicht Verdacht erregen wollte, sowie der kaiserl. Oberst Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, ein zweiter Bruder Franz Albrecht's, der sehr entschieden bei diesem Anlaß für Wallenstein Partei ergriff. Einige dagegen weigerten sich offen, in der Besorgniß, daß man dem Kaiser zu nahe trete; und da auch am folgenden Morgen manche Obersten sich beunruhigt zeigten, so berief der Herzog am 13. noch einmal alle zu sich und beschwichtigte die Bedenklichen insoweit, daß auch sie unterzeichneten. Für die schlesischen Obersten erhielt der von Wallenstein in's Vertrauen gezogene Oberst Schaffgotsch eine Abschrift des Reverses Behufs der Unterzeichnung; er reiste mit der Weisung ab, nach Arnim's Ankunft wieder in Pilsen einzutreffen. Eine zweite Copie nahm der General Scharffenberg für das Altringer'sche Corps nach Baiern mit. Die Doppelsinnigkeit des Pilsener Bündnisses ist unverkennbar. Viele meinten sich dadurch nur zu verpflichten, den bisherigen kaiserlichen Oberbefehlshaber an der Spitze der kaiserlichen Armee zu erhalten; nach der Absicht seiner Vertrauten aber verschrieb man sich damit ihm persönlich und zu dem persönlichen Zweck, selbst wenn er die Armee wider den Kaiser führen wolle. Darum eben ward von ihnen jene hemmende Klausel ausgemerzt, und darum auch gab Wallenstein dem Kaiser von diesem Vorgange nicht die geringste Kunde, während er den Feinden desselben sogar den Revers zukommen ließ, um ihnen durch dies Zeichen seiner persönlichen Machtfülle zu imponiren.

Noch am 14. Januar war Franz Albrecht von Dresden nach Pilsen abgereist; großer Schneefall und böse Wege ließen ihn nur langsam vorwärts kommen. Unterwegs erhielt er die neuesten Nachrichten, auch eine Abschrift des Reverses, die er sogleich an den Kurfürsten sandte. Am 18. schrieb er aus Schlackenwerda an Arnim: „Ich hoffe, noch heute bei dem General (Wallenstein) zu sein. Die Sachen stehen so fix, als zu wünschen; es mangelt nur Ew. Excellenz, damit Sie ihm (dem Herzog von Friedland) Anleitung geben, wie man dem Fasse vollends den Boden einstoßen muß. Man hat ihm nicht allein die Armee aus den Händen bringen wollen, sondern ihn gar begehrt zu vergeben (vergiften)*). Wie

sel, ein anderer ohne dieselbe erscheint. Auch das von Franz Albrecht an den Kurfürsten nach Dresden gesandte Exemplar enthielt sie, richtigerweise, nicht.

*) Ohne Zweifel ist dies eins der Gerüchte, die damals von den „spanischen und jesuitischen Anschlägen" in Pilsen umliefen.

er sich seiner Generale und Obersten versichert, werden Ew. Excellenz von dem Kurfürsten empfangen (den Revers). Die nicht mitmachen wollen, jagt er weg. Er ist jetzt so tief darin, als er kommen kann. Hoffe, wenn Ew. Excellenz kommen, er werde Ihnen folgen in allem, was Sie rathen. Ich will derweile gute praeparatoria dazu machen. Mit Schweden und Frankreich hat er noch nichts tractirt, will sich an die Kurfürsten halten*). Von H. H.**) ist mir's Wunder, daß er mit unterschrieben." In einer Nachschrift heißt es: „Zu Hofe (in Wien) sind sie in solchen Aengsten, daß es unaussprechlich ist. Es darf von den Offizieren (Wallenstein's) nunmehr keiner nach Hofe. Ich hoffe, es soll bald besser werden. Ich lobe alles dieses, was sie thun (d. i. die Anhänger Wallenstein's); wäre ich aber in kaiserlichem Dienst, so thäte ich es in Ewigkeit nicht. Schaffgotsch hat es auch unterschrieben, Gallas und Hatzfeld nicht; er (der Herzog) hofft sie aber auch dazu zu bringen, und versichert sich des Gallas mehr als des Hatzfeld. Gallas soll auch alle Stunde nach Pilsen kommen. Die Spanier spendiren den Grandes bei Hofe wohl 1000 Pistolen, um dem General die Armada abzunehmen. Wenn sie nur könnten, wie gerne thäten sie es." In einem zweiten Postscript, das wahrscheinlich schon in Pilsen geschrieben ward, erzählte Franz Albrecht, daß er mit seinem Bruder (ohne Zweifel ist dies der Oberst Julius Heinrich) Arnim's Gesundheit getrunken, und daß derselbe versichert habe, wie der Herzog (von Friedland) so große Hochschätzung von Arnim mache; „auch sagt er (Wallenstein): er könne es Ew. Excellenz nicht verdenken, daß Sie so sicher in ihren Sachen gehen. Jetzt sagt er's; letzt aber nicht. Der Kaiser gebe Acht auf sich; wir haben nichts zu besorgen."

In der Unterredung mit Franz Albrecht berief sich nun Wallenstein ausdrücklich auf das, was der Oberst Schlieff in Dresden berichtet habe, versicherte, „daß er zum Frieden thun wolle, der Kaiser möge wollen oder nicht," und verlangte die schleunige Absendung Arnim's nach Pilsen. Einen Brief Arnim's beantwortete er am 20. Januar in gleichem Sinne. Am 27. war Franz Albrecht wieder in Dresden und berichtete dem Kurfürsten, sowie den geheimen Räthen Miltitz und Timäus, mündlich über den Erfolg seiner Sendung. Auf Arnim's Anrathen wurden darauf folgende Beschlüsse gefaßt: den kaiserlichen Friedensunterhändler,

*) Mit Schweden ist immer Oxenstierna gemeint, nicht Bernhard von Weimar, den Wallenstein gern zu sich herüberziehen mochte. Die Unterhandlung mit Frankreich hielt er in diesem Stadium noch vor den Kurfürsten absichtlich geheim.

**) Das hier stehende Zeichen erscheint als ein verschlungenes Doppel-H. und bezeichnet ohne Zweifel des Schreibers Bruder, den Herzog (Julius) Heinrich.

Herzog Franz Julius, dahin zu bescheiden, daß man die Friedensunterhandlungen mit dem Herzog von Friedland führen wolle, und mit dem Brandenburgischen Hofe sich über bestimmte Friedensgrundlagen zu vereinigen; Arnim sollte deshalb zunächst zum Kurfürsten von Brandenburg und dann erst nach Pilsen reisen, vorläufig aber der Herzog Franz Albrecht dies dem Herzog von Friedland melden und bis zu Arnim's Ankunft in Pilsen bleiben.

Wallenstein wurde von dieser Sachlage zunächst durch den wieder eingetroffenen Obersten Schlieff, dann durch einen Brief Arnim's vom 1. Februar, und durch den zurückkehrenden Herzog Franz Albrecht unterrichtet. Anfangs ob der Zögerung unwillig, erklärte er sich doch schließlich einverstanden, und drängte nur unablässig auf Beschleunigung. Am 3. Februar meldete Schlieff nach Dresden: der Herzog von Friedland „sei und verbleibe noch standhaft bei der vorigen Intention, und sei bedacht, den Spaniern und Jesuiten gute Hosen zu machen." Franz Albrecht schreibt am gleichen Tage: „er habe die bewußte Sache in erwünschten terminis gefunden, so daß nur Arnim desiderirt werde." Am 4.: Arnim möge eilen; Wallenstein „besorge, es möchte sonst etwas darein kommen; denn bei Hofe ist er sehr schwarz und redet man wunderlich von ihm und seinen Leuten." Aehnliche Briefe sandte Franz Albrecht Tag für Tag an den Kurfürsten und an Arnim, die sich dieselben dann oftmals wieder gegenseitig mittheilten. Die Couverts dieser Correspondenz sind gewöhnlich vier oder fünf Mal mit cito und citissime bezeichnet; auch findet sich öfter die Bitte, den gegenwärtigen Brief dem Feuer zu übergeben, und in der That fehlen manche dieser Briefe in den Archiven. Am 13. Februar meldete Franz Albrecht dem Kurfürsten: „der Herzog hat alle Generale, Obristen und Regimentscommandanten, und zwar deren mehr denn jüngst geschehen, auf diesen heutigen Tag anher beschieden, zu dem Ende, daß er sich ihrer desto mehr versichern könne." Für Arnim fügt er hinzu: „dem Generalissimo sei bekannt, daß man am Hofe nicht feiern thue, und deswegen keine Stunde in diesem Werke zu verlieren sei." Schlieff schrieb an demselben Tage nach Dresden: „Zu Wien wie auch zu Prag ist ihnen (den kaiserlich Gesinnten) angst und bang, wissen nicht, ob sie das Ruder vorn oder hinten haben. Daß wir nur nicht zu langsam darzu thäten und der Sachen einen Anfang machten! Der Herzog von Friedland will auch dem Obersten Kratz (der zu Bernhard von Weimar in schwedische Dienste übergetreten war) pardoniren und alle seine Güter in Böhmen restituiren; der wird auch nicht wenig dies Werk bei Herzog Bernhard zu befördern sich angelegen sein lassen. Alle Obersten und hohe Offiziere sind auch heute wieder anhero

verſchrieben, der Herzog von Friedland will ſich ihrer noch mehr verſichern und einen feſten unauflöslichen Bund mit ihnen machen, der weder vom Kaiſer noch von Spanien wird können getrennt werden."

Nun aber traten die erſten für Wallenſtein bedenklichen Symptome ein. Am 18. Februar ſchrieb Franz Albrecht aus Pilſen an Arnim: Wallenſtein begehre, Arnim möchte doch nicht länger ausbleiben, weil es die höchſte Noth erfordere; wegen der Unterhandlung ſei in Pilſen keine einzige Schwierigkeit, alles was Arnim begehre, werde der Herzog thun. Altringer ſei citirt worden, habe aber nicht nach Pilſen gewollt, und ſei auf halbem Wege umgekehrt; Gallas ſei zu ihm geſchickt, — „der kommt aber noch nicht wieder, alſo daß man zweifelt, ob er ſix ſein möchte. Der Deodati iſt, ohne Ordonnanz von hier, aus ſeinen Quartieren nach Oeſterreich marſchirt, alſo daß es ſich anſehen läßt, als wenn ſie nicht alle mit dem Herzoge halten wollten. Auch traut man dem Piccolomini nicht recht. Die andern aber wollen mit dem Herzoge leben und ſterben." Wallenſtein, heißt es weiter, wolle einen Theil ſeines Volks bei Prag verſammeln; es verlange ihn von Herzen, Arnim zu ſprechen, und er laſſe denſelben bitten, etliche 1000 Pferde an der böhmiſchen Grenze zu ſammeln, damit, wenn es vonnöthen, ſie ihm zu Hülfe kommen könnten. Hatzfeld und Colloredo ſeien von ihm abberufen, weil er ihnen nicht traue, und dem Schaffgotſch ſei das Commando übergeben. Dieſem habe er befohlen, zu ſehen, welche es mit ihm halten wollen in der Mark und Schleſien, den anderen ſolle er die Hälſe brechen. Auch laſſe er bitten, wenn's nöthig, dort zu aſſiſtiren, denn es müſſe jetzt biegen oder brechen; er wolle jetzt denen auf den Hals gehen, die es mit Altringer halten wollen. Damit er auch des Herzog Bernhard verſichert ſei, habe er ihn (Franz Albrecht) gebeten, eine Reiſe zu demſelben zu thun. Es fehle jetzt an nichts mehr, als an Arnim's Gegenwart; er ſolle eilen ſo viel menſchenmöglich ſei. Er (Franz Albrecht) habe verſprochen, daß Arnim und er ſelbſt bei dem Herzog leben und ſterben wollen, worüber letzterer ſehr content ſei. „Es gehe wie es wolle, es iſt ein gemachtes Eſſen für uns; aber bei Gott, wir müſſen den Herzog nicht laſſen."

An demſelben Tage war man und zwar in Sachſen endlich zu einem Reſultat gekommen. Von dem Kurfürſten von Brandenburg, der ſich nicht von Schweden trennen mochte, hatte Arnim trotz einer ſehr dringlichen Unterredung nur eine ſehr unbeſtimmte Vollmacht erwirkt (6. und 7. Februar). Nach Dresden zurückgekehrt, beſtand er auf eine deſto präciſere Inſtruktion ſächſiſcherſeits. Er ſelbſt hatte die darin zu entſcheidenden Fragen ſchon vor ſeiner brandenburgiſchen Miſſion formulirt. Am 13. Februar

erfolgte die Reſolution des Kurfürſten und am 18. die Ausfertigung der Inſtruction. Die Friedensverhandlung ſollte darnach mit Vorbehalt der kaiſerlichen Ratifikation geführt, die Zuſtimmung der katholiſchen Liga durch den Herzog von Friedland, die der evangeliſchen Reichsſtände durch den Kurfürſten eingeholt werden. Man war bereit, dem Herzog eine „Recompens" zuzugeſtehen; doch wollte man erſt ſehen, was derſelbe verlangen werde, und darauf bedacht ſein, daß die Entſchädigung nicht die „Grenzen des Anſtandes und der Möglichkeit" überſchreite. Für ſich ſelbſt verlangte der Kurfürſt den erblichen Beſitz der Lauſitzen, ſowie Magdeburg und Halberſtadt, oder ſtatt ihrer den Eger'ſchen Kreis. Des Herzogs Mißverhältniß zum Kaiſer, ſeine „Privatoffenſen und Disguſto" wollte der Kurfürſt anfangs ganz unberührt laſſen: doch Arnim beſorgte, daß in dieſem Fall der Herzog ſich an Frankreich und Schweden wenden und Sachſen iſoliren werde. Es ward daher feſtgeſtellt: wenn der Herzog böſe Abſichten gegen den Kaiſer zeige, ſolle Arnim ihn davon abzubringen ſuchen; ſollte aber der Kaiſer das nicht ratificiren wollen, worüber der Kurfürſt und der Herzog einig geworden, ſo will der Kurfürſt ſich angelegen ſein laſſen, daſſelbe in ſeine Kraft und Wirkſamkeit bringen zu helfen. Zu dem Ende ſollten nach der Einigung die Heere des Herzogs und des Kurfürſten gemeinſchaftlich operiren, jedoch ohne daß das kurfürſtliche dem Oberbefehl des Herzogs untergeordnet würde. So war denn Sachſen in der That bereit, im Verein mit Wallenſtein den Kaiſer zur Annahme des von ihnen zu ſtipulirenden Friedens nöthigenfalls zu zwingen.

Allein am gleichen 18. Februar war auch die letzte Entſcheidung in Wien gefallen. Unabläſſig war der Kaiſer ſeit Anfang Januar zum Auftreten gegen Wallenſtein gedrängt worden. Dennoch entſchloß er ſich erſt dazu, als er durch den Herzog von Savoyen Nachricht über Kinsky's Unterhandlungen mit Frankreich, durch Piccolomini aber und den baieriſchen Geſandten Richel von dem Pilſener Bündniß Kunde erhalten hatte. Dies Letztere wurde ſofort in Wien als eine unzweideutige Verſchwörung wider den Hof betrachtet, gegen die ſchleunig und nachdrücklich verfahren werden müſſe. Einige dem Kaiſer beſonders ergebene Generale, Piccolomini, Gallas und Altringer, hegten dieſelbe Abſicht, oder gaben vor, ſie zu hegen, um den ihnen verhaßten Wallenſtein zu ſtürzen, und boten die Hand zur Abwendung der Gefahr. Beſtürmt von den Vorſtellungen der zahlreichen Feinde und Neider des Feldherrn, daß außerordentliche Umſtände auch außerordentliche Maßregeln nöthig machten, unterzeichnete der Kaiſer am 24. Januar ein an alle Generale, Oberſten und andere hohe Officiere zu

Roß und zu Fuß gerichtetes Patent, in welchem er anzeigte, daß er aus hochwichtigen und dringenden Urſachen mit ſeinem oberſten Feldhauptmann eine Aenderung vorzunehmen beſchloſſen, und den Oberbefehl einſtweilen dem General-Lieutenant Gallas übertragen habe. Dabei erhielt Gallas den beſonderen Befehl: Wallenſtein und ſeine vornehmſten Anhänger, Illo und den Grafen Terzka, welche von dem „Pardon" ausdrücklich „ausgenommen" wurden, womöglich in gefängliche Haft zu bringen, und an einen „ſichern Ort," wo die Unterſuchung eingeleitet werden könne; für den Fall eines bewaffneten Widerſtandes dieſer „Rädelsführer" wurde er ohne Zweifel ermächtigt, zum Aeußerſten zu ſchreiten; und ſo konnte der Fall der Tödtung eintreten, auch ohne den ausdrücklichen Befehl, „ſich des Friedländers todt oder lebendig zu bemächtigen," der in ſo ſchroffer Form ſicher nie ertheilt ward, obwohl man allerdings meinte, daß „weniger Gefahr dabei ſei, den Friedland gleich umzubringen, als ihn zu fangen und erſt an andere Orte zu führen und zu verwahren." Gewiß iſt, daß dieſe erſten Maßnahmen des Kaiſers nicht ohne Bangen und in großer Heimlichkeit unternommen wurden. Man fürchtete Wallenſtein's Einfluß auf das Heer; Gallas ſollte daher die Oberſten in aller Stille und ohne öffentliches Aufſehen von ihm abziehen, und von dem Patent nicht eher Gebrauch machen, als wenn er es für nöthig und geeignet erachte. Ja der Kaiſer ſchrieb dem ſchon geächteten Feldherrn noch drei Wochen hindurch, bis zum 13. Februar, Briefe ganz im alten Tone der Vertraulichkeit*). Damit ſuchte er ihn zu täuſchen, wie er gleichzeitig und auf die gleiche Weiſe durch ihn getäuſcht ward. Indeß konnte es nicht fehlen, daß Wallenſtein von dem Verderben, welches ihm drohte, Kunde erhielt und nur deſto eifriger ſein begonnenes Werk fortſetzte. Die neue Verſammlung der Generale und Oberſten, die er auf den 13. Februar nach Pilſen berufen, fiel aber, wie wir ſahen, nicht befriedigend aus; nicht nur Altringer, auch Gallas, Piccolomini und Andere erregten mehr und mehr durch ihr Benehmen dringenden Verdacht. Wallenſtein gab daher Befehl, daß das Heer nur ſeinen, ſo wie Illo's und Terzka's Anordnungen Folge zu leiſten habe, und beſchied die Mehrzahl der Regimenter, ſich am 23. bei Prag zu verſammeln.

Inzwiſchen wurde in Wien das bisher nur einzelnen Befehlshabern mitgetheilte Patent vom 24. Januar der fortgeſchrittenen Sachlage nicht mehr entſprechend befunden. Durfte auch das Gerücht, als beabſichtige Wallenſtein einen Ueberfall des Kaiſers, als eine Uebertreibung erſcheinen: ſo beſtand doch kein Zweifel mehr an ſeinen verrätheriſchen Umtrieben und

*) Abgedruckt bei Förſter, Th. III. S. 183 ff.

Entwürfen. Daher erfolgte am 18. Februar ein zweites Patent, das nicht nur an die Offiziere, sondern auch an alle gemeinen Soldaten zu Roß und zu Fuß gerichtet war: in demselben wurde Wallenstein wegen „gewisser Nachricht," daß er dem Kaiser nach Land und Leuten, nach Krone und Leben trachte, förmlich abgesetzt und Jedermann angewiesen, nur den Generalen Gallas, Altringer, Marradas, Piccolomini und Colloredo zu gehorchen. Sofort, wahrscheinlich am 22. Februar, wurde dieses Patent in Prag öffentlich angeschlagen; die Wirkung war für Wallensteins Autorität eine zersetzende und auflösende.

Wallenstein und seine Getreuen waren in diesen Tagen, ohne noch den drohenden Schlag zu ahnen, äußerst thätig gewesen. Kinsky schickte neuerdings einen Edelmann an Feuquières ab, mit einem Briefe, worin er im Hinblick auf den Revers der Generale die sofortige Erklärung des Herzogs von Friedland gegen den Kaiser verhieß, wenn Frankreich ihm die Krone Böhmens garantiren und die nöthige Hülfsleistung gewähren wolle. Sobald der Vertrag abgeschlossen sei, versicherte er, werde Wallenstein „sich zum Könige von Böhmen ausrufen lassen und selbst die Kunde dem Kaiser bringen, den er nicht allein aus seinen Staaten zu vertreiben, sondern bis in die Hölle zu verfolgen, bei hohem Eide gelobe." Auch der Reichskanzler Oxenstierna wurde jetzt durch Kinsky von dem Entschlusse Wallenstein's, sich offen wider den Kaiser zu kehren, unterrichtet. Mit Herzog Bernhard von Weimar war schon, wie es scheint, durch jenen Obersten Kratz eine Verbindung eingeleitet; nunmehr brach, dem dringenden Wunsche Wallenstein's gemäß, Franz Albrecht selbst nach Regensburg auf (20. Februar), um sich Bernhard's zu „versichern;" er sollte demselben „zu verstehen geben, daß die Pfaffen, Spanier und dergleichen Männer nicht zugeben wollten, daß er einen Frieden mache mit Reputation der Kurfürsten und Fürsten," und ihn bestimmen, sich mit seinen Truppen der böhmischen Grenze zu nähern und an derselben „etliche Tausend Pferde zur Vorsorge in Bereitschaft" zu halten. Ein ähnliches Begehren, „etliche Tausend Pferde an der böhmischen Grenze in Meißen zu sammeln," um „nöthigen Falls zu Hülfe zu kommen," erging schon am 18. Februar, wie wir sahen, an Arnim und am 19. an den Kurfürsten von Sachsen selbst. Der Ankunft Arnim's zum Zwecke des Vertragsabschlusses sah Wallenstein sehnlichst von Tag zu Tag entgegen, und Franz Albrecht bat denselben „um Gottes willen" zu eilen. Vor der Hand wurde der Oberst Schlieff nach Schlesien abgesandt, um im Namen des Herzogs von Friedland den getreuen Schaffgotsch und im Namen Franz Albrecht's die sächsischen Befehlshaber daselbst zu gegenseitiger Einvernehmung und Unter-

stützung anzuweisen. Wallenstein selbst versammelte am 19. Februar noch einmal die nach Pilsen berufenen Generale und Obersten, um ihre etwaigen Bedenken zu beschwichtigen; es sei nicht wahr, erklärte er ihnen, daß er gegen den Kaiser und die katholische Religion auftreten wolle; nur einen Frieden wolle er vermitteln, den aber die ihm feindselige Partei am Hofe nicht wünsche. Und auf Grund dieser Erklärung wurden sie am folgenden Tage durch Illo und Terzka zur Unterzeichnung eines neuen Reverses gedrängt, der dem früheren wesentlich gleichkam. Noch am 22. glaubte Wallenstein, in Böhmen Herr zu sein, und entschlossen, noch vor Arnim's Ankunft alles zur Entscheidung vorzubereiten, gedachte er andern Tages zur Truppenversammlung nach Prag aufzubrechen.

Aber in diesem Augenblicke begannen die Stützen seiner Macht zu wanken und zu sinken. Noch an demselben Tage erfuhr er durch den Obersten Sparr, daß Prag für ihn verloren sei, daß die Obersten und Soldaten daselbst größtentheils für den Kaiser gewonnen und der Gehorsam ihm aufgekündigt worden, und daß Gallas, Piccolomini, Maradas u. A. bereits im Begriffe seien, wider ihn gen Pilsen aufzubrechen. Dieser Umschwung der Dinge in Prag, den die Publication des Patentes besiegelte, hatte zur unmittelbaren Folge, daß Schlieff daselbst am 22. auf der Durchreise verhaftet wurde, und daß Wallenstein, statt nach Prag zu gehen, den Abzug von Pilsen nach Eger beschloß. Noch einmal griff der Gefürchtete zur Verstellung, um den Schlag des Schicksals abzuwehren, oder um Zeit zu gewinnen; er sandte (am 21. und 22. Februar) zwei Abgesandte an den Kaiser mit dem Erbieten, das Commando freiwillig niederlegen und sich zur Verantwortung stellen zu wollen. Andererseits aber berief er neuerdings die in Pilsen anwesenden Obersten, um ihnen, obwohl er sie und sich selbst gegen die Anschuldigung der Untreue verwahrte, die Erwartung auszudrücken, daß sie das ihm gegebene Versprechen halten würden; und zugleich flogen Couriere über Couriere nach Dresden und nach Regensburg, um die Hülfe Sachsens und Schwedens zu beschleunigen. In der Grenzveste Eger befehligte der Schotte Gordon, dem Wallenstein um so eher traute, als er ihn vom gemeinen Soldaten allmählig zum Obersten erhoben und ihn auch sonst auf mancherlei Weise ausgezeichnet hatte. Während Terzka an Gordon schrieb (22. Februar), um ihm die bevorstehende Uebersiedelung anzukündigen, luden Depeschen Kinsky's, an den sächsischen Hofkämmerer von Taube und an Arnim, den Letztern nunmehr eiligst nach Eger ein und warnten ihn vor der Reise durch Böhmen; durch Illo aber wurde Franz Albrecht unterrichtet, damit er das Vorrücken Bernhard's auf Eger betreibe.

Franz Albrecht war am 21. in Regensburg eingetroffen und hatte dem Herzog Bernhard erklärt: Wallenstein „sei nunmehr vom Kaiserlichen Hofe auf's Aeußerste disgustirt, so daß er länger zu bleiben nicht vermöchte und sich zu separiren gedrungen würde." Bernhard traute aber der Sache nicht recht und meinte: der Herzog von Friedland „möchte wieder ein Stücklein im Sinne haben, um, wie voriges Jahr in Schlesien, mit ihm zu spielen." Auch bestärkte ihn Oxenstierna in seinem Mißtrauen und seinem Zögern. „Ich möchte," schrieb ihm derselbe, „Ew. Fürstl. Gnaden nicht rathen, Ihre Truppen mit Wallenstein zu conjungiren, aber auch seine Pläne nicht zu hindern, ohne daß Sie dabei die Ihrigen hintansetzen." Erst am 24. Februar, als Illo's Brief in Regensburg angekommen, entschloß er sich, über Weiden gegen Eger vorzurücken; worauf Franz Albrecht sofort auch an Arnim und den Kurfürsten von Sachsen schrieb, und sie um schleunige Hülfe für Wallenstein bat, zu dem er andern Tages von Regensburg nach Eger zurückzukehren gedachte.

Arnim's Abreise von Dresden war durch Unwohlsein verzögert worden. Unterm 20. Februar, zwei Tage nach der Ausfertigung seiner Instruction, schrieb er eigenhändig an Franz Albrecht: er sei „etliche Tage her sehr übel aufgewesen; jetzt befinde er sich ein wenig besser; wäre die Sache nicht von solcher Importanz, so unternähme er sich der Reise noch nicht; weil aber so hoch daran gelegen sei, wolle er sich jetzt auf machen; er verhoffe, S. Fürstl. Gnaden (Wallenstein) würden mit der Erklärung J. Churf. Durchlaucht zu Sachsen sich wohl contentiren." Indeß ging sowohl die Reise Arnim's, wie der Marsch Bernhard's, bei ihrer ängstlichen Vorsicht, für den raschen Lauf der Ereignisse viel zu langsam von Statten. Noch am 2. März war Arnim erst bis Zwickau, Bernhard erst bis Weiden vorgedrungen. Wie sehr es aber dem Letzteren jetzt Ernst war, zeigen seine Schreiben von diesem Datum an Arnim und den Kurfürsten von Sachsen. Unter Bezugnahme auf die „gefährlichen Tractaten" des Herzogs von Friedland und auf die Bewegungen der kaiserlichen Truppen, deren Zweck „sonder Zweifel" dahin gehe, „sich ihres Volkes Meister zu machen," meldet er, daß er Tags zuvor (1. März) durch Boten Franz Albrecht's von der „großen Gefahr" vernommen, worin sich Jener „jetzo zu Eger befinde." Um „solchem abzuhelfen" und den Herzog mit „göttlichem Beistand aus sothaner Gefahr und Noth zu erretten," sei er „jetzt mit einer starken ansehnlichen Armada in vollem Marsch auf Eger begriffen." Arnim möge „alsbald mit einigen Regimentern zu Roß und Fuß zu ihm stoßen, damit eine jetzt bevorstehende gute occasion nicht aus der Hand gelassen werde."

Mittlerweile aber hatte sich das Verhängniß schon erfüllt. Am 23.

Februar zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens hatte Wallenſtein Pilſen verlaſſen, von ſeinen drei vertrauten Freunden, Illo, Terzka und Kinsky nebſt zehn Reitercompagnien begleitet, und traf, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln mit den nachrückenden Kaiſerlichen und nach dem Abfall von fünf Compagnien, am 24. Nachmittags vier Uhr unwohl und verſtimmt zu Eger ein. Der Unglückliche wußte nicht, daß ſeine Mörder mit ihm einzogen. Oberſt Buttler, ein Irländer, der bei Mies mit etwa 600 Dragonern auf ihn geſtoßen, aber nur wider Willen ihm nach Eger folgte, war alsbald entſchloſſen, die Anſchläge Wallenſteins zu vereiteln; er hatte ſofort den General Piccolomini von ſeiner Abſicht, Wallenſtein lebendig oder todt zu überliefern, benachrichtigt, und hatte ſchon unterweges mit ſich gekämpft, ob er nicht mit ſeinen Dragonern Wallenſtein's Sänfte umringen und ſich ſeiner bemächtigen ſollte. Aber die Furcht vor Terzka und Kinsky, welche die übrigen Truppen führten, hatte ihn zurückgehalten. In Eger nahm Wallenſtein ſeine Wohnung am Markt im Hauſe des Bürgermeiſters Pachhälbel, und entſandte ſogleich neuerdings Boten an Franz Albrecht, an Arnim und an den Markgrafen Chriſtian von Brandenburg in Pläſſenburg bei Culmbach; den Letztern ließ er durch ſeinen Kanzler, Eberhard von Elz, ausdrücklich benachrichtigen: „er wolle trotz der Mißgünſtigen am Hofe mit Arnim und Bernhard Frieden machen und auch mit dem Reichskanzler und dem franzöſiſchen Geſandten abſchließen.“ Seine Vertrauten ſprachen jetzt ganz offen von ihren verrätheriſchen Plänen, und forderten den Commandanten Gordon, deſſen Oberſtwachtmeiſter Leslie, und den Oberſt Buttler gradezu auf, ſich vom Kaiſer loszuſagen. Sie erhielten indeß keine befriedigende Antwort. Denn Buttler hatte es nach der Ankunft in Eger ſein erſtes Geſchäft ſein laſſen, ſeinen Freund Gordon und den Oberſtwachtmeiſter Leslie, gleichfalls einen Schotten, aufzuſuchen, um ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaiſers bekannt zu machen. Zugleich eröffnete er ihnen ſeinen Entſchluß, die gegen den Herzog ergangene Acht zu vollſtrecken. Er fand ſie bereit, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen, obgleich beide, wie er ſelbſt, den Revers zu Pilſen unterzeichnet hatten. Anfangs wollten ſie den Herzog und ſeine Anhänger bloß gefangen nehmen; aber die Furcht, ſie nicht lebendig durch die ihnen anhängigen Truppen zu bringen, auch wohl die Ausſicht auf reiche Beute, beſtimmte ſie ſchließlich zur Ermordung. Die Verabredung geſchah Sonnabend den 25. Morgens in Gordon's Wohnung. Alle drei zogen ihre Degen, fielen auf die Kniee, und beſchworen des Feldherrn Tod. Da aber auch des Herzogs Freunde zu fürchten waren, ſo wollten ſie mit ihnen den Anfang machen. Um ſie alle bei einander zu haben, ward verabredet, daß Gordon

sie auf den Abend zum Schmause auf die Citadelle einladen solle. Es geschah und sie sagten zu. Wallenstein, vom Podagra geplagt, war genöthigt zu Hause zu bleiben.

Im Laufe des Tages riefen die drei Verschworenen einige der ihnen ergebensten Officiere, den Oberstwachtmeister Geraldin und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deveroux, alle von Buttler's Regiment, zu sich, und weihten sie in das Geheimniß ein. Sie fanden sie bereitwillig, der Unternehmung beizutreten, und erbötig, die erforderliche Anzahl entschlossener Gemeinen aus ihren Compagnien zu stellen. Abends 6 Uhr erschienen die vier Geladenen, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terzka und Kinsky und der Rittmeister Neumann, den Wallenstein früher vielfach zu vertraulichen Correspondenzen verwendet hatte. Aber während sie sorglos tafelten, hatte sich Geraldin mit dreißig Buttlerischen Dragonern hinaufgeschlichen und die Thüren des Speisesaals wohl besetzt. Das Thor der Citadelle ward geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Gegen acht Uhr, als der Nachtisch aufgetragen werden sollte, rief man die fremden Diener in ein entlegenes Zimmer zu Tische, und schloß sie ein. Auf einmal trat von der einen Seite Geraldin mit sechs, von der anderen Deveroux mit vier und zwanzig Dragonern in den Saal unter dem Rufe: „Es lebe das Haus Oesterreich! wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Leslie und Buttler sprangen auf, ergriffen die Leuchter, zogen ihre Degen und traten mit den Worten vivat Ferdinandus an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um, und drangen auf die Gäste ein. Kinsky fiel zuerst, dann ward Illo niedergehauen; den Grafen Terzka, der sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, schützte eine Zeit lang sein Koller von Elennshaut, doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war verwundet in den Vorsaal entkommen; allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht wußte, stießen sie ihn gleichfalls zu Boden. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren, und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen; indeß auch sie wurden niedergehauen. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreste der Speisen sammt den Flaschen und Bechern schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, nach langem Berechnen und Beobachten der himmlischen Zeichen, hatte eben seinen Astrologen Seni entlassen, und sich früh zu Bette gelegt. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster. Leslie ging leise mit zwei Compagnien Buttlerischer Dragoner aus der Citadelle, und ward still in

das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt, befahl der Hauptwache, ruhig zu bleiben, es möge vorfallen, was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zurück. Darauf machten sich (Abends um elf Uhr) Buttler nebst dem Oberstwachtmeister Geraldin, dem Hauptmann Deveroux und einer Anzahl entschlossener Dragoner auf den Weg nach der Stadt; sie gingen gerade auf Wallenstein's Wohnung am Markte los. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Buttler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür besetzten, Deveroux stieg mit sechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, ward niedergestoßen. Ein anderer schrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, sprang im bloßen Hemde aus dem Bett, und eilte zum Fenster, die Schildwacht zu fragen, was es gäbe. In dem Augenblicke erbrachen die Dragoner die Thür, und Deveroux drang mit vorgehaltener Hellebarde hinein. „Bist du der Schelm, rief er, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing Wallenstein den Stoß der Partisane in seinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in seinem Blute sich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schicksale großer Nationen in seinem Haupte abgewogen hatte. Er war einundfunfzig Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinabwerfen; aber Deveroux ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen Teppich, und ließ ihn in Leslie's Wagen auf die Citadelle zu den vier anderen Entleibten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag (Sonntag den 26.) im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden sie alle (Neumann ausgenommen, der für seine lästerlichen Reden unter dem Galgen begraben ward) in Särgen auf Illo's Güter geschafft. Wallenstein's Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam steif geworden, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Wittwe ließ ihn zwei Jahre darauf in der von ihm selbst in der Nähe von Gitschin erbauten Carthause beisetzen.

Buttler bemächtigte sich sofort alles vorhandenen Geldes, des Feldgeräthes und der Kostbarkeiten des Herzogs, und stellte überall starke Wachen aus. Den ganzen folgenden Tag blieb der Markt mit Soldaten und Geschützen besetzt, allein diese Vorsicht war überflüssig. Es war Niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Buttler und Gordon machten darauf dem Kriegsvolke und den benachbarten Besatzungen das Geschehene bekannt, und ließen sie noch einmal dem Hause Oesterreich schwören. Leslie war noch in der Mordnacht mit der Ge-

schichtserzählung zum Grafen Gallas abgegangen, der ihn damit gerades Weges an den Kaiser sandte. Die Anstifter des Mordes waren sich ihres auftragloſen eigenmächtigen Handelns bewußt, und erachteten daher von vornherein eine Rechtfertigung für erforderlich. „Sie hätten", erklärten sie, „wegen der verrätherischen Tractaten des Herzogs mit Sachsen und Brandenburg, als J. k. Maj. getreue Diener zu den nachdrücklichsten Mitteln greifen und die Verräther aus dem Wege räumen müssen." In seinem Briefe an Gallas berief sich Buttler auf keinen weiteren Befehl als „dem Herzog, Illo und Terzka nicht zu pariren", was — wie er sagt — er „gerne hätte thun wollen; weil sie aber in sein Quartier gekommen, auch ihn wider Willen mit nach Eger genommen", so habe er „mit Gordon berathen" und sie als „J. k. Maj. Verräther sämmtlich getödtet." Und nach Wien schrieb er: daß er „zur Realdemonstrirung seiner Devotion gegen den Kaiser, die verhoffentlich so hoch nothwendige als Sr. k. Maj. Dienst ersprießliche Execution wider Dero bewußte Machinanten an die Hand zu nehmen nicht habe umgehen können." Den Kaiser rührte die Nachricht von dem traurigen Ende seines Generalissimus bis zu Thränen. Denn er hatte ihn doch nur unschädlich gemacht, nicht ohne Noth getödtet, geschweige eigenmächtig ermordet wissen wollen. Er befahl, dreitausend Seelenmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner hinterlassenen Gemahlin die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zu ihrem Wittwensitz. Nichtsdestoweniger wurden die materiellen Vortheile der Katastrophe auf das Hastigste ausgebeutet. Gallas bekam die Herrschaft Friedland; das Herzogthum Sagan behielt der Kaiser. Mit Wallenstein's übrigen reichen Gütern und Herrschaften sowie mit Kinsky's und Terzka's eingezogener Habe wurden alle Uebrigen belohnt, die sich beim Sturze des beneideten Mannes vorzüglich thätig erwiesen hatten. Mit wahrer Räubergier betrieben sie diese Vertheilung, und verhehlten ihren schmutzigen Geiz und ihre niedrige Gesinnung so wenig, daß sie beim Kaiser um Geld und andere Belohnungen für ihre geleisteten Dienste bettelten; ja mehrere hatten schon vor dem Fall des Herzogs über seine Kostbarkeiten gehadert.

Dagegen wurden mehrere Hauptleute, Bürger und Soldaten als Anhänger Wallenstein's hingerichtet. Auch einige Obersten, die man eines besonderen heimlichen Einverständnisses mit Wallenstein und der Theilnahme an der Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigte, wurden gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt, und so mangelhaft auch die gegen sie vorgebrachten Beweise waren, zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte indeß diesen Ausspruch und verwandelte ihre Strafe in

Gefangenschaft auf der Festung, mit alleiniger Ausnahme des aus einer der angesehensten und ältesten schlesischen Familien stammenden Generals Grafen Ulrich von Schaffgotsch, dessen Todesurtheil er bestätigte. Es war dieser dem evangelischen Glauben zugethan. Der Unglückliche wurde, selbst nachdem ihm das Leben schon abgesprochen war, noch hart gefoltert, um Geständnisse über die Verschwörung zu erpressen, deren man allerdings bedurfte, um ein so regelloses und willkürliches Verfahren nur einigermaßen zu rechtfertigen. Er beharrte aber, trotz aller Martern, bei der Aussage, daß er weder Theilnehmer einer solchen Verschwörung gewesen, noch Kenntniß davon habe. Hierauf wurde er im Juli 1635 zu Regensburg enthauptet; seine Kinder ließ der Kaiser im katholischen Glauben erziehen. Franz Albrecht war auf dem Rückwege von Regensburg nach Eger durch die Kaiserlichen bei Türschenreuth aufgehoben und am 28. Februar nach Eger gebracht worden. Gallas hatte ihn dem Kaiser zugeschickt, damit derselbe durch ihn als „den steten Botschafter des vorangegangenen Conspirationswesens den rechten Grund und alle Particularitäten der boshaften Praktiken penetriren könne." Nach fast zweijähriger Gefangenschaft, im December 1635, wurde der Herzog zugleich mit seinem Bruder, dem Obersten Julius Heinrich, aus der Gefangenschaft entlassen und ihm hierauf sogar ein Armeecorps in Schlesien anvertraut.

Die Schuld Wallenstein's ist nach der heutigen Lage der Forschung eine völlig unzweifelhafte. Unersättlich in seinem Ehrgeiz, war er doch unstät in seinen Plänen und unbeständig in seinen Mitteln. Indem er eine mächtige, allseitig gebietende Stellung erstrebte, schlug er zu diesem Ziele, wiederholt und im raschesten Wechsel die entgegengesetztesten Wege ein, machte dadurch Freunde und Feinde in ihrem Urtheil irre, und verlor schließlich Jene ohne Diese zu gewinnen. Arnim schrieb schon während des Feldzuges von 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg: „mit dem Manne ist nichts Sicheres zu tractiren, denn da ist keine Beständigkeit." Und Oxenstierna erklärte noch im Jahre 1651: er habe nie ergründen können, ob es dem Herzog von Friedland Ernst gewesen und was er eigentlich bezweckt habe. Seine Verhandlungen mit den Gegnern des Kaisers waren oft allerdings nur berechnete Täuschungen; aber zweimal betrat er damit erwiesenermaßen den Weg der Verrätherei: das erste Mal, als er 1631, wie wir sahen, ein heimliches Bündniß mit Gustav Adolf betrieb; das zweite Mal, nach manchen zweideutigen Schritten und längerem Zaudern, endlich rückhaltslos und entschieden seit dem December 1633. Er war damals schon zu hoch gestiegen, als

daß er nur Feldherr des Kaiſers hätte ſein wollen; es war zu viel in ſeine Hände gelegt, als daß er nur nach dem Willen deſſelben hätte handeln können. Durch die ausſchweifenden Bedingungen, unter welchen er das Generalat zum zweiten Male übernommen hatte, war er in eine ebenſo ſchwierige wie ſchlüpfrige Mitte zwiſchen den Verhältniſſen des Unterthanen und des unabhängigen Fürſten getreten. Es war eine Kriegsdictatur, erzeugt durch dringende Gefahr; nach Beſeitigung der letzteren trat das Unnatürliche einer ſolchen Stellung auf allen Seiten hervor, gab überall Anſtoß, und trieb Wallenſtein, aus der unentſchiedenen Mitte, in der er ſich befand, herauszutreten. Sein heftiger Ehrgeiz, das Bewußtſein der Kraft, das ſich vermaß, den gährenden Elementen der empörten Zeit zu gebieten, und ſein Glaube an dunkele, geheimnißvolle Mächte, welche die Schickſale der Menſchen lenken, ſpornten ihn nicht nur an, zu behaupten, was man nur mißgünſtig und beſorgt in ſeinen Händen ſah, ſondern auch die Verwicklungen der Zeit nach ſeinem Willen zu entſcheiden. Der Pilſener Schluß ſollte ihm die Armee ſichern zu dem entſcheidenden Schlage. Derſelbe war zunächſt nicht ſowohl eine unmittelbare Verſchwörung gegen den Kaiſer, als vielmehr eine Verſchwörung zu Gunſten der Eigenmacht Wallenſtein's, die er auf eine eigenmächtige Herſtellung des Friedens in ſeinem perſönlichen Vortheil und zum Nachtheil Oeſterreich's ſowie Baiern's verwenden wollte, mit dem Entſchluſſe, die Anerkennung dieſes Friedens dem Kaiſer und deſſen Verbündeten gegenüber nöthigenfalls durch Waffengewalt zu erzwingen. Da die ſo emſig von ihm betriebenen Unterhandlungen mit Frankreich, Sachſen und Schweden offenbar vor allem Oeſterreich und Baiern in ihrem Beſtande bedrohten: ſo konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß der entſcheidende Schlag, wozu er ſich vorbereitete, gegen ſie gemünzt war, und daß er darauf ausging, ſich mit ihren bisherigen Feinden gegen ſie zu vereinigen. Es liegt auf der Hand, daß ſolche Abſichten den Vorwurf des Verrathes gegen den Kaiſer, ſeinen Herrn und Vollmachtgeber, vollkommen rechtfertigen. Der kaiſerliche Hof ließ denn auch zur Begründung dieſes Vorwurfes und zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens alsbald eine officielle Darſtellung der Hergänge erſcheinen, die ſich vornehmlich auf die Ausſagen des Wallenſtein'ſchen Unterhändlers Raſchin (Jaroslaw Seſyna Raſchin von Rieſenburg) gründete. Die Glaubwürdigkeit derſelben iſt oftmals angefochten und verdächtigt, ja durch die Förſter'ſchen Schriften ſogar anſcheinend aktenmäßig widerlegt worden; dennoch hat ſich durch die ſeither veröffentlichten Documente herausgeſtellt, daß ſie über die Umtriebe Wallenſtein's, ſowohl im letzten Winter

seines Lebens wie im J. 1631, zwar etwas „confus", aber „im Ganzen richtig" und „in der Hauptsache der Wahrheit gemäß" berichtete. Nur darin ging sie zu weit, daß sie das ganze Verfahren Wallenstein's seit 1628 als eine Verschwörung gegen den Kaiser auffaßte, und daß sie die Ermordung desselben, statt als nicht beabsichtigte Folge der kaiserlichen Vertheidigungsmaßregeln, vielmehr als einen lobenswerthen Akt der gerechten Justiz gegen den Verräther betrachtete. „Eine solche Rechtfertigung befohlen oder zugelassen zu haben, ist des Kaisers größte Schuld in dieser Angelegenheit." Denn das Recht der Verantwortung war auch der größte Verbrecher zu fordern befugt, und der Meuchelmord blieb unter allen Umständen eine nicht zu rechtfertigende Handlung der Willkür. Und doch lag die begründete Entschuldigung zur Hand, daß die rohe Gewaltthat die eigenmächtige Veranstaltung eines Obersten war, der sich durch diese „geschwinde Execution", wie Gallas sie nannte, „die gnädige Aufmerksamkeit seines Kriegsherrn zu verdienen hoffte" *).

Die Nachricht von Wallenstein's Ermordung erreichte Arnim am 2. März in Zwickau; Bernhard von Weimar, Feuquières und Oxenstierna erhielten sie erst in den folgenden Tagen. Der von Kinsky an den französischen Gesandten abgeschickte Edelmann traf denselben erst am 1. März in Frankfurt, als er eben im Begriffe war, auf Grund der neuen von Richelieu empfangenen Instruction, den Abschluß eines Vertrages mit Wallenstein einzuleiten. Der zum Behuf des Abschlusses sofort von Feuquières nach Böhmen entsendete Herr de la Boderie erhielt auf der Reise die Kunde von der Katastrophe. Als dem König Ludwig XIII. auf die erste Nachricht darüber das Wort entfuhr: „Ich hoffe, daß alle Verräther gegen ihre Souveräne das gleiche Schicksal erreichen wird", meinte der Cardinal Richelieu: „der König hätte sich wohl enthalten dürfen, seine Gedanken so offen auszusprechen." In seinen Denkwürdigkeiten suchte er die Verhandlungen über die Krone Böhmen's zu verdunkeln, und pries nur die „guten Absichten Wallenstein's, Oesterreich zu einem guten Frieden zu nöthigen." Oxenstierna aber drückte in einem Schreiben an den sächsischen Kurfürsten vom 13. März sein Bedauern darüber aus, daß der Herzog von Friedland „so schnell aus dem Wege geräumt worden, ehe er seinen dessein habe ins Werk richten, mit der evangelischen Partei sich conjungiren und helfen können, die fundamenta

*) S. Helbig, Kaiser Ferdinand u. s. w. S. V ff. S. 45. 49. Vergl. Denselben, die Resultate der neuesten Forschungen über Wallenstein's Verrath, a. a. O. S. 715. 718. 722.

zu einem ſichern, beſtändigen und durchgehenden Reichsfrieden zu legen.“ Doch waren freilich die Friedenswünſche des ſchwediſchen Reichskanzlers nicht gar ernſtlich gemeint.

---

20. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinand's II. Tod.

(1634—1637.)

So waren denn die beiden großen Helden Schweden's und Oeſterreich's nach einander vom Schauplatze abgetreten. An Wallenſtein's Platz kam des Kaiſers älteſter Sohn Ferdinand, bereits gekrönter König von Ungarn, und ihm zur Seite ward Gallas geſetzt. Die Verwirrung im kaiſerlichen Lager nach der Ermordung Wallenſtein's wurde von den Gegnern unbenutzt gelaſſen; es fehlte unter ihnen an Eintracht. Bernhard von Weimar hatte ſeinen Vortrab bis an die Thore von Eger vorrücken laſſen; da er aber trotz aller Mahnungen von Sachſen keine Unterſtützung erhielt, ging er zurück und führte ſein Heer endlich zur Erholung nach Schwaben, wo der General Horn ſeine Quartiere hatte. Dies gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten, welche nun Altringer benutzte, um mit ſeinen, den ſpaniſchen und den baieriſchen Truppen von Süden her nach der Donau vorzudringen, während der König von Ungarn und Gallas in gleicher Abſicht aus Böhmen hervorbrachen. Bei Regensburg vereinigten ſich beide Heere zur Belagerung dieſer Stadt. Bernhard warf Verſtärkung hinein, war aber zum Entſatz zu ſchwach, und als er endlich nach langem Zaudern ſeine Vereinigung mit Horn bewerkſtelligt hatte, mußte der ſchwediſche Commandant Lars Kagge die heldenmüthig vertheidigte Stadt übergeben. Von hier aus drangen die Kaiſerlichen über Ingolſtadt und Donauwörth gegen Nördlingen vor, welches den Schweden treulich anhing, und deshalb einen vorzüglichen Beiſtand zu fordern berechtigt war. Horn rieth dem Herzoge, keine Schlacht zu wagen, weil ihre vereinigten Truppen durch Krankheit, Mangel und langes Herumziehen aufs Aeußerſte geſchwächt und entmuthigt ſeien und überdies an Zahl den Kaiſerlichen weit nachſtänden, und beſtand darauf, die Ankunft des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig, der von der Belagerung Breiſach's abgerufen worden war, zu erwarten. Indem das Heer ſo bei Bopfingen lag, erhielten die Kaiſerlichen eine Verſtärkung von zehntauſend Mann, die der Bruder König Philipp's IV. von

Spanien, Erzbiſchof Ferdinand von Toledo, in Mailand zuſammengebracht hatte und nach den Niederlanden führte. Dennoch wollte Bernhard nach Crazen's Ankunft den Rheingrafen nicht länger abwarten, ſondern rückte zum Entſatz der Stadt nach Nördlingen vor. Der 6. September 1634 war der entſcheidenden Schlacht beſtimmt. Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen, welche fünfunddreißigtauſend Mann ſtark waren, denen die Schweden nur dreiundzwanzigtauſend und unter dieſen ſechstauſend in der Eile bewaffnete würtembergiſche Bauern entgegenſtellen konnten, und viele örtliche Nachtheile drohten den Letzteren gleich von Anfang an Verderben; aber auch außerdem geriethen ſie durch Mißverſtändniſſe und Mangel an Einheit aus einer Verwirrung in die andere, ſo daß, nach einem achtſtündigen Gefechte, in welchem ſie das Aeußerſte von Tapferkeit aufgewandt hatten, der Sieg ſich dennoch vollkommen für die Kaiſerlichen entſchied. Achttauſend Schweden lagen todt auf der Wahlſtatt, ſechstauſend waren gefangen; dazu fiel das ſämmtliche Geſchütz und Gepäck (achtzig Kanonen und viertauſend Wagen) dem Feinde in die Hände. Herzog Bernhard behielt nichts als was er am Leibe trug, die Generale Horn und Craz wurden gefangen. Auf kaiſerlicher Seite hatte Gallas den Oberbefehl gehabt, und außer ihm hatten der Herzog Karl von Lothringen, der ſich ſeit einiger Zeit in kaiſerlichen Dienſten befand, und ein berühmter Parteigänger beim baieriſchen Heere, Johann von Werth, das Meiſte zu dem Siege beigetragen.

Die Schlacht bei Nördlingen vernichtete das Uebergewicht der Schweden. Nicht genug, daß die Kaiſerlichen nun Schwaben und Franken wie ein verheerender Strom überſchwemmten*), daß der Heilbronner Bund ſeiner Auflöſung unaufhaltſam entgegenging: auch Sachſen fiel von der gemeinen Sache der Proteſtanten ab. Johann Georg hatte die ihm ſchon früher pfandweiſe abgetretene Lauſitz ſeit Wallenſtein's Einfall ſo gut als verloren, und es war zu erwarten, daß er ſie nach der Vernichtung der Schweden nie wieder bekommen würde. Dagegen konnte er ſie wohl mit Recht als eine Belohnung vom Kaiſer fordern, wenn er vom ſchwediſchen Bündniſſe abtrat und zu ihm überging. Deshalb ließ er ſogleich nach der Nördlinger Schlacht die bereits eröffneten Unterhandlungen über einen beſonderen Frieden mit dem Kaiſer eifriger betreiben. Der Krieg hatte nach Wallenſtein's Tode in Norddeutſchland

*) Die verwittwete Herzogin von Würtemberg, die ſich auf der Flucht verſpätet hatte, ward zu Nürtingen von den Croaten bei den Haaren über die Leichname der im Schloſſe Ermordeten geſchleift.

nicht geruht. Die Schweden hatten unter Baner Croſſen und Frankfurt eingenommen; Arnim war zum dritten Mal nach Schleſien vorgerückt und hatte die Kaiſerlichen unter Colloredo bei Liegnitz in einem großen Treffen geſchlagen; dann waren Schweden und Sachſen gemeinſam in Böhmen eingefallen und ſtanden vor Prag. Trotz dieſer Vortheile rief der Kurfürſt ſeine Truppen zurück und ſchloß ſchon am 24. November 1634 zu Pirna Präliminarien mit dem Kaiſer ab, die am 30. Mai 1635 zu Prag in einen förmlichen Frieden verwandelt wurden. Der Religionseifer hatte nämlich inzwiſchen ſeine Spannkraft verloren; der Katholicismus kam allmählig zu der Einſicht, daß er den Proteſtantismus nicht mehr zu überwältigen vermöge. Schon Wallenſtein hatte in ſeinem letzten Feldzuge die Unterwerfung der Proteſtanten nicht mehr als die Hauptſache betrachtet. Nun erkannte auch der Kaiſer, in deſſen Rath die Kapuziner über die Jeſuiten ſiegten, daß die alte Lehre in ſeinen Erblanden nur durch Verſöhnung mit den Proteſtanten im Reiche gerettet werden könne, und daß man daher im Reiche wohl Gewiſſensfreiheit geſtatten dürfe, wenn man nur in den Erblanden die katholiſche Religion rein erhalte. Er war demnach erbötig, ſeinerſeits das Reſtitutionsedict fallen zu laſſen, wogegen die proteſtantiſchen Fürſten ihrerſeits auf die Wiederherſtellung des Proteſtantismus in den öſterreichiſchen Staaten verzichten ſollten. Dieſem Köder gegenüber mangelte es im Lager des Proteſtantismus, wo die engherzige Feindſchaft zwiſchen Lutheranern und Calviniſten fortwucherte, gleich ſehr an Einheit des Wollens wie an einem hervorragenden Führer. So ließ ſich denn der eifrig Lutheriſche, ſelbſtſüchtige und ſchwache Kurfürſt von Sachſen durch die Vorſchläge des Wiener Hofes locken und gewinnen*). Erhielt er doch nunmehr durch den Prager Frieden die Lauſitz erblich, und für ſeinen zweiten Sohn, Auguſt, das Erzſtift Magdeburg auf Lebenszeit; die mittelbaren Kirchengüter, welche die Proteſtanten vor dem Paſſauer Vertrage eingezogen, ſollten den Beſitzern immerdar verbleiben; die übrigen und die ſämmtlichen unmittelbaren noch vierzig Jahre bis auf weiteren Austrag der Sache. Für dieſe Vortheile ward der Kurfürſt des Kaiſers Freund, opferte die Pfalzgräfliche Sache auf, und gab ſeine Bundesgenoſſen preis, voran die Schweden, die doch in den Schlachten bei Leipzig

*) Vergl. Barthold, a. a. O. Thl. I. S. 221. Ranke, die römiſchen Päpſte, 4. Aufl., Bd. II. S. 563. Helbig, der Prager Friede, in Raumer's Hiſtor. Taſchenb. Jahrg. 1858. S. 573 ff. 629 ff. Dieſer aktenmäßigen Schrift gegenüber iſt die Darſtellung Hurter's, Friedensbeſtrebungen Kaiſer Ferdinand's II., Wien 1860, eher angethan zu verdunkeln als aufzuklären.

und Lützen zunächſt für ihn geblutet, ja deren großer König, um ihm das Land zu retten, ſein Leben gelaſſen hatte. Sogar zur Vertreibung der Schweden ſagte Johann Georg ſeine Hülfe zu, willigte in die Beſtrafung mehrerer Reichsſtände ein, die nicht mehr verbrochen als er ſelbſt, und überließ ſchmählicherweiſe der Willkür des Kaiſers die ſchleſiſchen Proteſtanten, die er doch ſelbſt zum Widerſtand gegen denſelben gedrängt hatte. Ueber die Ungerechtigkeit dieſes Friedens, den der Kaiſer in der Form eines Edicts bekannt machen ließ, war unter den Proteſtanten nur Eine Stimme; in vielen Punkten waren überdies durch ihn die Pirnaer Präliminarien bedeutend zum Nachtheil der Proteſtanten abgeſchwächt, und namentlich den reformirten Ständen alle Garantien für die den Lutheriſchen gemachten Zugeſtändniſſe entzogen worden. Eine Menge von Flugſchriften warfen denn auch alsbald dem Kurfürſten öffentlich vor, daß er die gemeine Sache der Religion und der deutſchen Freiheit aus Eigennutz und Eiferſucht verrathen habe; ja der Feldmarſchall von Arnim, der ſtets einen „allgemeinen Frieden" verlangt hatte, von dem „keiner der Brüder ausgeſchloſſen werden dürfe", ſah ſich durch die Schwäche und Treuloſigkeit des Kurfürſten ſo bitter enttäuſcht, daß er unmuthig und entrüſtet ſeine Entlaſſung aus deſſen Dienſten nahm. Wie man aber auch die handelnden Perſonen und ihre Motive beurtheilen möge: unter allen Umſtänden war das particulare Friedenswerk nicht angethan, den allgemeinen Frieden herbeizuführen, ſondern vielmehr nur den Krieg zu verlängern und zu verallgemeinern.

Durch den Abfall Johann Georg's und den allmähligen Beitritt mehrerer proteſtantiſcher Stände zum Prager Frieden, wozu dieſelben vom Kaiſer aufgefordert worden waren, wurde die Lage der Schweden in Deutſchland immer bedenklicher. Dazu berichtete der Reichsrath an Oxenſtierna, daß wegen mehrjährigen Mißwachſes und Erſchöpfung aller Kaſſen und Geldmittel wenig auf Hülfe vom Vaterlande zu rechnen ſei. Dennoch ſchlug dieſer eine Entſchädigungsſumme von zwei und einer halben Million Gulden aus, welche der Kurfürſt von Sachſen für die gänzliche Räumung des deutſchen Reiches von den Ständen herbeizuſchaffen verſprach; und nachdem er vergeblich Unterhandlungen mit dem Kaiſer zu eröffnen verſucht, wandte er ſich an den früheren Verbündeten ſeiner Krone, an den Cardinal Richelieu, um kräftigere Unterſtützung als bisher zu erhalten. Bei dem Scharfblick jenes Staatsmannes, bei deſſen gegen Oeſterreich und Spanien gerichteter Politik, durfte der Schwede, da die letzteren jetzt im Uebergewicht waren, ſicher auf Hülfe rechnen; es kam nur darauf an, um welchen Preis ſie zu erhalten

ſein würde. Bereits vor der Nördlinger Schlacht hatte Oxenſtierna den Franzoſen die Feſtung Philippsburg einzuräumen verſprochen, wenn er ſechstauſend Mann zur Verſtärkung der ſchwediſchen Heere erhielte; und nach derſelben war Richelieu mit den zum Heilbronner Bunde gehörigen Ständen im November 1634 einen Vertrag eingegangen, durch den er ſich verpflichtete, zwölftauſend Mann für die Verbündeten zu beſolden, wofür dem König von Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrath und der ganze Elſaß bis zum Frieden zugeſagt wurden. Da Bernhard indeß mit dem Reſt ſeiner flüchtigen Schaaren und mit den Truppen des Rheingrafen die Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen in Süddeutſchland nicht aufzuhalten vermochte, Würtemberg und Baden völlig verloren gingen, König Ferdinand Rheinabwärts vordringend bereits Philippsburg und Speier einnahm und Heidelberg bedrohte, die franzöſiſchen Truppen aber, obgleich in der Nähe, noch immer zögerten, eilte Oxenſtierna im April 1635 perſönlich nach Frankreich, um den Abſchluß eines neuen Vertrages zwiſchen Schweden und Frankreich zu betreiben und wo möglich den Cardinal in einen offnen Krieg mit Spanien und mit dem Kaiſer zu verwickeln. Schon zwei Tage nach ſeiner Ankunft zu Paris kam das Bündniß auf der Grundlage wechſelſeitiger Hülfsleiſtung zu Stande; und als gerade damals der Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Trier, der ſich in franzöſiſchen Schutz begeben hatte, wegen dieſes den Reichsgeſetzen zuwiderlaufenden Verfahrens auf Veranlaſſung des Kaiſers von den Spaniern aus Luxemburg her in Trier überfallen und gefangen fortgeführt wurde, ergriff Richelieu dieſen Anlaß, zunächſt der Krone Spanien den Krieg zu erklären (Juni 1635), worauf alsbald auch der thatſächliche Ausbruch der unmittelbaren Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer erfolgte; erſt am 18. September 1636 erging von kaiſerlicher Seite das eigentliche Kriegsmanifeſt gegen Frankreich. So war denn die Hauptfrucht des Prager Friedens die offene Betheiligung Frankreich's am Kriege; jener zog die Franzoſen, wie das Reſtitutionsedict die Schweden, ins Land; und wiederum hatte das deutſche Reich auf mehr als ein Jahrzehnt hinaus für die kurzſichtige und engherzige Politik Oeſterreich's zu leiden.

Zwanzigtauſend Franzoſen ſtießen in den Niederlanden zum Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Geringer war die Hülfe, welche die deutſchen Proteſtanten von Frankreich erhielten, ſo daß Bernhard im Laufe des Sommers noch bis Metz zurückgedrängt wurde. Ebenſo war Baner, der ſich nach der Nördlinger Schlacht aus Böhmen zum Schutz des fränkiſchen Kreiſes nach Thüringen gewendet hatte, ge-

nöthigt, vor dem Kurfürſten von Sachſen, der den Bedingungen des Prager Friedens gemäß mit ſechsundzwanzigtauſend Mann gegen ihn im Felde erſchien, bis nach Mecklenburg zu weichen. Auch von Schleſien her war ein kaiſerliches Heer unter Marazini an der Oder glücklich vorgerückt und hatte die Schweden auf dieſer Seite bis auf die Inſel Wollin zurückgeworfen. Auf ſolche Weiſe ſtellten ſich trotz aller Bemühungen des Reichskanzlers die Sachen für Schweden immer verzweifelter. Die drei Brüder des Herzogs von Sachſen-Weimar, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, Braunſchweig-Lüneburg, Brandenburg, die Städte Erfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen traten in ihrer Bedrängniß dem Prager Frieden bei. Nur Heſſen-Kaſſel, Würtemberg und Baden-Durlach hielten bei Oxenſtierna aus. Durch die Ereigniſſe geſchreckt und bei dem Geldmangel des ſchwediſchen Kanzlers ohne Mittel zur Unterhaltung ſeines Heeres gelaſſen, ſchloß Bernhard von Weimar im October 1635 einen beſondern Vertrag mit Ludwig XIII., wodurch er mit ſeinem Heere in franzöſiſche Dienſte trat. Es wurden ihm jährlich vier Millionen Livres zugeſichert und das Verſprechen gegeben, ihm beim Friedensſchluß den Elſaß zu verſchaffen. Auch für die Erhaltung ſeines Herzogthums Franken ſagte ihm Richelieu ſeine Hülfe und Verwendung zu.

Nachdem jedoch die Schweden bis über die franzöſiſche Grenze und bis an die Oſtſeeküſte zurückgetrieben worden waren, wandte unvermuthet das Glück ihren Waffen wieder einige Lichtblicke zu. Leonhard Torſtenſon führte Verſtärkungen aus Preußen nach Pommern, Baner ſchlug die Sachſen bei Dömitz (1. November 1635), und als ſich dieſelben mit Marazini vereinigen wollten, zum zweiten Mal bei Kyritz (7. und 8. Dec.). Mit abwechſelndem Erfolge drängten ſich hierauf länger denn ein halbes Jahr Sachſen, Oeſterreicher und Schweden in der Mark und Niederſachſen auf und nieder, bis endlich in einem achtſtündigen blutigen Treffen bei Wittſtock (4. Oct. 1636) die Schweden einen entſcheidenden Sieg davon trugen. Sie überſchwemmten darauf Sachſen, und behandelten es aus Rache fürchterlich. Berichte von dem Elend jener Zeiten ſind uns in den Chroniken der einzelnen Städte aufbewahrt. Niemand bebaute das Feld aus Mangel an Saatkorn, an Zugvieh und an Menſchenhänden; die Dörfer ſtanden leer, weil Alles in die Städte flüchtete, theils Soldatendienſte nahm, als die einzige Handtierung, die noch Unterhalt gewährte. Alle Zufuhr ſtockte, weil in mancher kleineren Stadt kein einziges Pferd zu finden war. Aas vom Schindanger, gefallenes Vieh, Ratten und Mäuſe wurden dann zu

Leckerbissen; viele Leichname fand man auf Misthaufen, auf denen die Armen wenige Stunden vor ihrem Hungertode noch eine letzte Nahrung gesucht hatten. Im Magdeburgischen soll die Hungersnoth sogar Menschenfresser erzeugt haben. Wenn es zuweilen geglückt war, eine Fuhre Getreide aus der Ferne in einen solchen Ort einzuführen, so wurden die Bäckerhäuser dergestalt umdrängt, daß viele erstickten, und selten konnte doch das frische Brot selbst nur die befriedigen, die noch Geld hatten. Nirgend konnte aus den Höfen und von den Straßen der Unrath hinausgeschafft werden, der dann durch jahrelange Anhäufung so ekelhafte Ausdünstungen erzeugte, daß Seuchen aller Art die Menschen zu Hunderten wegrafften. An vielen Orten war das Sterben so groß, daß die Leichname haufenweise wie auf dem Schlachtfelde in die Gruben geworfen werden mußten. Im April 1638 schrieb Baner aus Pommern der von den Sachsen eingeschlossenen Stadt Erfurt: er würde ihr schon lange zu Hülfe gekommen sein, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten könnten; durch solche Länder, die der Feind wegen Hungers und Jammers habe verlassen müssen, könne er sein Heer nicht führen, ohne sich mehr als durch ein verlornes Treffen zu schaden.

Am Rhein blieben die Kaiserlichen im Sommer 1636 im Vortheil, und da auch die Spanier in den Niederlanden glücklich kämpften, beschloß man Anfangs Juli einen Angriff auf Frankreich selbst. Die Spanier sollten verbunden mit der Reiterei Johann's von Werth durch die Pikardie, Gallas und der Herzog Karl von Lothringen im Süden vordringen. Die Unternehmungen des ersten Heeres wurden zunächst von den glücklichsten Erfolgen begleitet; mehrere Festungen ergaben sich nach kurzem Widerstande, der Uebergang über die Somme wurde erkämpft und Paris zitterte, bis Richelieu's kräftige Anstalten im September ein bedeutendes Heer zusammenbrachten, dem die Feinde nicht die Spitze bieten zu können glaubten. Gallas hatte indeß gegen Bernhard von Weimar und den Prinzen von Bourbon in Burgund nichts Bedeutendes ausrichten können und nach der vergeblichen Belagerung St. Jean's de Laune wegen Mangels und schlechter Witterung seinen Rückzug antreten müssen.

Das neu erlangte Uebergewicht seiner Waffen und der Prager Friede verschaffte dem Kaiser wieder die Möglichkeit, einen Kurfürstentag zu berufen und auf demselben die Wahl seines Sohnes zum römischen König zu bewerkstelligen. Es geschah diese Wahl am 22. Decem-

her zu Regensburg. Nachdem er dergestalt die Krone seinem Hause gesichert und die drohendsten Gefahren glücklich hatte vorüber gehen sehen, starb Ferdinand II. am 15. Febr. 1637. Es bleibt ihm der Ruhm, mit großer Standhaftigkeit in guter und böser Zeit dem einmal erfaßten Zielpunkt seines Strebens treu geblieben zu sein. Den Kaiserthron, dessen Grundfesten unterwühlt, dessen Glanz erloschen war, als er ihn bestieg, hinterließ er geachtet und gefürchtet; die protestantische Lehre in den Erblanden war für immer unterdrückt; es ließ sich noch immer hoffen, mit den bedeutendsten Vortheilen über die evangelischen Fürsten aus dem Kampfe zu gehen. Dagegen war der materielle Wohlstand des Reichs und der Erblande durch die gewaltsame Restauration des Katholicismus und die lange Dauer des Krieges vernichtet. In Böhmen zählte man beim Beginn von Ferdinand's Regierung drei Millionen Menschen, bei seinem Tode kaum achthunderttausend. Dennoch war in Ferdinand's Gemüth mit dieser Härte in der Durchsetzung seiner Entwürfe eine gewisse Weichheit verbunden; als ihm nach der Schlacht bei Lützen Gustav Adolf's blutiges Collet überbracht wurde, soll er, wie bei Wallenstein's Ermordung, Thränen vergossen haben. Zum Hauptvorwurf, gereicht ihm, neben dem fanatischen Eifer für sein Glaubensbekenntniß, seine maß- und würdelose Abhängigkeit von den Geistlichen seines Hofes. Niemanden, sagt sein eigener Beichtvater, fürchtete er so sehr wie die Priester, in denen er etwas Ueberirdisches achtete und ehrte. Begegne ihm, soll er einst geäußert haben, zugleich ein Engel und ein Priester, so würde er zuerst dem Priester seine Ehrfurcht bezeigen.

---

21. Fortgang und Ende des Kampfes unter Ferdinand III. Schwedisch-dänischer Krieg.

(1637—1648.)

Der Thronwechsel im Habsburgischen Hause äußerte wenig Einfluß auf den Gang des Krieges. Nachdem Bernhard von Weimar zum Theil wegen schlechter Unterstützung und ausbleibender Geldzahlungen von Seiten des französischen Hofes im Jahre 1637 den Kaiserlichen nur unbedeutende Gefechte in Lothringen und Burgund geliefert, faßte er wieder größere Plane für den folgenden Sommer. Er wollte angriffsweise verfahren und den Krieg auf den deutschen Boden zurücktragen.

Schon im Januar 1638 bewerkstelligte er den Rheinübergang bei Sedingen, unternahm die Belagerung von Rheinfelden, schlug am 2. März die zum Entsatz heranrückenden kaiserlichen Truppen unter Johann von Werth, der für den nach Norddeutschland abgerufenen Gallas in diesen Gegenden befehligte, und nahm den Führer selbst gefangen. In Folge dieses Sieges eroberte Bernhard Rheinfelden und Freiburg, und begann die Einschließung Breisach's, der Hauptfestung im südwestlichen Deutschland, des Schlüssels zum ganzen Elsaß und den verlorenen Besitzungen Oesterreich's. Der kaiserliche Commandant, General-Feldzeugmeister von Reinach, vertheidigte die Stadt mit Heldenmuth. Auch der Hof zu Wien kannte die Wichtigkeit des Platzes, und der Feldmarschall Götz, der statt des gefangenen Werth das Commando am Oberrhein erhalten hatte, erhielt die Weisung, Alles zur Rettung Breisach's zu wagen. Beim Dorfe Wittenweier stieß er mit achtzehntausend Mann auf Bernhard, der etwa sechszehntausend führte, ward aber nach einem hartnäckigen Gefecht aus dem Felde geschlagen (9. August). Nicht besser gelang ein zweiter Versuch des Herzogs Karl von Lothringen, der Festung Hülfe zu bringen (15. October); und als Götzen's neu gesammeltes und verstärktes Heer am 25. Oct. unter den Mauern Breisach's selbst wiederum eine Niederlage erlitten hatte, mußte sich die Stadt, in welcher die furchtbarste Hungersnoth herrschte*), nach viermonatlicher Einschließung, am 19. December ergeben. Angeschwellt von kühnen Hoffnungen, wollte der Sieger diese Eroberungen zum Grundstein seiner künftigen Herrschaft am Rheine machen. Er ließ sich von den Einwohnern förmlich huldigen, und benahm sich in allen dem Hause Habsburg entrissenen Besitzungen als Landesherr. Diese Schritte verwickelten Bernhard in verdrießliche Unterhandlungen mit dem französischen Hofe, der sich selbst diese Länder zueignen wollte, obgleich man sie, wie oben erwähnt, im Dienstvertrage dem Herzoge zugesagt hatte. Wenn nun auch die Geldzahlungen, die immer unregelmäßig geleistet worden waren, ganz ausblieben, nahm Bernhard dennoch mitten im Winter die Franche-Comté den Spaniern, und bereitete sich vor, im nächsten Feldzuge ganz selbstständig in Deutschland aufzutreten. Als er aber im Julius bei Neuburg über den Rhein gehen wollte, ward er daselbst plötzlich krank, und starb schon nach vier Tagen (18. Juli 1639), im fünfundvierzigsten

*) Die Armen kratzten den Kalk von den Wänden, um sich davon zu nähren, oder verschlangen halb verfaulte Cadaver. Eine Ratte ward für einen Gulden verkauft, ein Ei für einen Thaler, der vierte Theil eines Hundes für sieben Gulden.

Jahre ſeines Lebens. Er ſelber hielt ſich für vergiftet, und ſein Hofprediger äußerte in der ihm gehaltenen Leichenrede dieſen Verdacht mit lauten Worten. Indeß iſt darum die Anklage nicht für erwieſen zu halten; auch hatte Bernhard ſchon ſeit der Einſchließung Breiſach's öfter an einem bösartigen Fieber gelitten. Seinem Teſtamente gemäß ſollten alle Eroberungen im Elſaß beim deutſchen Reiche bleiben und demjenigen ſeiner drei Brüder zufallen, der die Behauptung und Regierung derſelben übernehmen wolle. Trotz dieſer Beſtimmung bemühten ſich Richelieu, Oxenſtierna, ſowie der kaiſerliche Hof wetteifernd, Bernhard's Länder und Heer zu gewinnen. Richelieu's Geld trug den Preis davon. Am 9. October verſprachen die Officiere in einem Vertrage dem Könige von Frankreich Treue zu ſchwören zur Bekämpfung ſeiner Feinde, zur Herſtellung der unterdrückten Stände des deutſchen Reichs und zur Gründung eines ſichern Friedens. Die Truppen wurden darauf mit franzöſiſchem Kriegsvolke unter der Anführung des Herzogs von Longueville, dem ſpäter der Marſchall Guebriant folgte, vereinigt.

Auf dem Kriegsſchauplatze im nördlichen Deutſchland war indeſſen Gallas mit bedeutenden aus Süddeutſchland herbeigezogenen Streitkräften den Fortſchritten Baner's entgegengeſtellt worden (1637), und eine bald darauf geſchloſſene Verbindung des Kurfürſten von Brandenburg mit dem Kaiſer drohte der ſchwediſchen Macht in dieſen Gegenden völligen Untergang. Der alte Herzog Bogislav von Pommern ſtarb nämlich am 20. März 1637, und da die Schweden den Ständen dieſes Landes unterſagten, dem Kurfürſten von Brandenburg die verlangte Huldigung zu leiſten, ſo trat dieſer auf die Seite Ferdinand's und ließ achttauſend Brandenburger zum kaiſerlichen Heere ſtoßen. Vor ſolcher Uebermacht mußte Baner bis an die äußerſte Küſte Pommern's zurückweichen. Allein im folgenden Frühjahr (1638) durch friſche Truppen aus Schweden, deren Abſendung der 1636 dorthin zurückgekehrte Oxenſtierna betrieben hatte, bis auf dreißigtauſend Mann verſtärkt, warf er Gallas wiederum bis nach Schleſien und Böhmen zurück, und verwüſtete das letztere Land auf eine Weiſe, wie ſie ſelbſt dieſer ſo furchtbare Krieg bis dahin noch nicht geſehen hatte. In mancher Nacht ſollen mehr als hundert böhmiſche Flecken, Dörfer und Schlöſſer zugleich in Flammen geſtanden haben; ſelbſt die Barbareien der Wallenſteiniſchen Krieger wurden von dieſen ſchwediſchen Gräueln übertroffen. Nachdem Baner den Winter hier zugebracht, beſchloß er (1639, ſich nach Thüringen zu wenden, um dem Herzog Bernhard von Weimar, mit dem er ſich wieder in Verbindung geſetzt hatte, in Baiern die Hand zu reichen.

Allein Bernhard's Tod vereitelte diesen Plan. Im folgenden Frühjahr (1640) wurde Baner endlich von den Kaiserlichen, denen Piccolomini Verstärkungen aus den Niederlanden zugeführt hatte, aus Böhmen gedrängt; er zog nun durch Sachsen und Thüringen, und schlug seine Winterquartiere (im Nov. 1640) im Braunschweigischen auf.

Je mehr die Planlosigkeit, womit der Krieg bereits seit Gustav's Fall von beiden Seiten geführt wurde, zunahm, desto geringer mußten die Resultate werden, die durch ein solches Hin- und Herziehen bewirkt wurden. So schien die Aussicht auf Frieden und Ruhe noch ebenso weit entfernt wie im Beginn des Kampfes, besonders da die eigentlich kriegführenden Parteien, Frankreich, Schweden und der Kaiser, ihre Heere auf Kosten anderer Fürsten erhalten konnten; denn auch die österreichischen Erblande blieben bis auf Böhmen meist vom Feinde verschont, das deutsche Reich war Allen preisgegeben. Als im Jahre 1636 nach der Schlacht bei Wittstock auf Dänemark's Vermittelung ein Friedenscongreß eingeleitet werden sollte und Hamburg bereits zum Ort der Versammlung bestimmt war, hatten die französischen Gesandten eine solche Menge von Schwierigkeiten erhoben, daß noch immer nicht einmal die außerwesentlichsten Bedingungen zu Stande gebracht werden konnten. Indessen blieb auch die Friedensneigung des neuen Kaisers zweifelhaft. Zwar gab er dem Andringen der Kurfürsten nach und berief auf den September 1640 einen Reichstag nach Regensburg, desgleichen seit siebenundzwanzig Jahren nicht gehalten worden war. Allein obgleich hier der Ruf nach Frieden laut genug ertönte, und über vier Monate berathen ward, konnte dennoch nichts entschieden werden, weil es nur den Schwachen voller Ernst mit der endlichen Beruhigung des Reiches war.

Bei dieser Gelegenheit dachte Baner einen kühnen Streich auszuführen. Er wollte sich heimlich aus seinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg überfallen und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufheben. Der Marschall Guebriant, welchem Baner Nachricht von seinem Entwurfe gab, war bereit, sich dazu mit ihm zu vereinigen; und so erschienen plötzlich beide Feldherren mitten im Winter, da man sie weit entfernt glaubte (Januar 1641) vor Regensburg, und setzten Alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken. Allein plötzlich eintretendes Thauwetter löste die Eisdecke der Donau, und die Ueberlegenheit der anrückenden kaiserlichen Truppen zwang sie, sich schnell zurückzuziehen. Baner schoß fünfhundert Kanonenkugeln in die Stadt, und zog sich dann, von dem Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Bruder des Kaisers, der schon seit

einiger Zeit für Gallas den Oberbefehl führte, und von Piccolomini verfolgt, durch Sachsen nach Halberstadt, wo er an den Folgen dieser großen Anstrengungen, womit er nach seinem leidenschaftlichen Temperamente die unmäßigsten Ausschweifungen verband, in der Blüthe seiner Jahre starb (20. Mai 1641).

Wie viele treffliche Feldherren dieser Krieg auch schon dahingerafft hatte: des großen Gustav Schule war zahlreich genug, um noch immer neue an die Spitze zu stellen. Zunächst war das geschwächte Heer in das Hildesheimische zurückgewichen, und schon glaubte man es seiner Auflösung nahe, als Torstenson mit Geld und siebentausend frischen Streitern aus Schweden erschien (Oct. 1641). Er hatte schon in den früheren polnischen Kriegen, in denen er Gustav als Page begleitet, den Geist seines großen Lehrers in sich aufgenommen, und später längere Zeit an der Spitze des Geschützwesens gestanden; jetzt zeigte er sich kaum dem verwilderten Heere, als ein neuer Geist des Lebens und der Ordnung in dasselbe kam, und Thaten verrichtet wurden, die an Gustav's und Bernhard's reißende Siege erinnerten. Und sollte man es glauben? Der Mann, der diese Thaten mit der Schnelle des Blitzes verrichtete, mußte sich meist in einer Sänfte tragen lassen, weil der unbändige Schmerz des Podagra ihm das Reiten und Fahren unmöglich machte. In einem Zustande, in welchem tausend Andere das Bett nicht würden verlassen haben, durchzog er dreimal das deutsche Reich, und machte zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern.

Zuerst ging er durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien, eroberte Glogau mit Sturm (4. Mai 1642), und belagerte Schweidnitz. Diese Stadt zu entsetzen, eilte der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, damals in kaiserlichen Diensten, mit einem Heere herbei; allein er war der Erste, der Torstenson's Kraft kennen lernte. Er verlor in einem entscheidenden Treffen zweitausend Mann (1. Juni), ward selbst gefangen, sah Schweidnitz an die Schweden übergehen, und starb an seinen Wunden (10. Juni). Siegreich brach Torstenson von da in Mähren ein, eroberte Olmütz (15. Juni) und würde gern den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten versetzt haben, wenn nicht Krankheiten sein Heer so geschwächt hätten, daß er auf den Rückzug denken mußte. Obgleich von Piccolomini, der jetzt als Generalfeldmarschall befehligte, und vom Erzherzog Leopold Wilhelm mit weit überlegenen Streitkräften verfolgt, zog er sich doch in bester Ordnung durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen zurück, brachte Verstärkungen an sich, und erwartete den immer nachsetzenden Feind in der Ebene von Leipzig. Hier, wo

Guſtav Adolf ſchon zweimal die Macht der Kaiſerlichen gebrochen hatte, verherrlichte Torſtenſon den Ruhm der ſchwediſchen Waffen durch einen der glänzendſten Siege dieſes Krieges zum dritten Mal (2. Nov. 1642). Die Kaiſerlichen verloren an Todten und Gefangenen über zehntauſend Mann, nebſt 46 Kanonen, faſt zweihundert Fahnen und Standarten, die Kriegskanzlei und die Kaſſe; nur mit Noth entkam der Erzherzog ſelbſt. Der Reſt der Flüchtlinge ſammelte ſich erſt in Böhmen wieder, wo ſie nach altrömiſcher Weiſe durch Caſſation mehrerer Officiere und Hinrichtung des zehnten Mannes für ihre Feigheit beſtraft wurden.

Der Sieg bei Leipzig öffnete den Schweden dieſe reiche, bisher noch von der Kriegswuth meiſt verſchont gebliebene Stadt, wiewohl erſt nach einer Belagerung von einigen Wochen (6. Dec.) Sie mußte eine beträchtliche Kriegsſteuer und außerdem noch ſechsunddreißigtauſend Ellen Tuch zur Bekleidung des ſchwediſchen Heeres hergeben, zu deren Aufbringung die Bürger ungeſcheut die Niederlagen auswärtiger Kaufleute öffneten und plünderten. Wohlgeſtärkt brach Torſtenſon im nächſten Frühling (1643) wieder auf, und ging zum zweiten Male auf die kaiſerlichen Erbſtaaten los. Im Juni war er ſchon wieder in Mähren, wo er bei Dobitſchau ein ſo vortheilhaftes Lager bezog, daß er alle Hülfsquellen des Landes benutzen und bis in die Nähe von Wien ſtreifen konnte. Ins Reich hatte er zu gleicher Zeit ſeinen General Königsmark abgeſchickt, der in Thüringen und Franken, ja bis an den Rhein hin brandſchatzte und Alles in Schrecken ſetzte.

Um dieſe Zeit erfuhr man in Schweden, daß der König Chriſtian IV. von Dänemark — der ſich von Tilly's und Wallenſtein's Züchtigungen allmählig wieder erholt hatte, und ſich eifrig zum Friedensvermittler aufwarf, um Schweden's Feſtſetzung in Deutſchland hintertreiben zu können — ernſtliche Anſtalten mache, nöthigenfalls mit bewaffneter Macht und im Bunde mit mehreren Ständen Niederſachſen's als dritte Partei zwiſchen den Kriegführenden aufzutreten. Oxenſtierna beſchloß dieſe Befürchtungen mit einem Schlage zu beendigen, und ſandte Torſtenſon Befehl, einen Einfall in Jütland zu machen. Deshalb brach dieſer ſein Lager in Mähren plötzlich ab (Sept. 1643), zog ſie durch Schleſien nach Torgau, und ließ überall das Gerücht ausſtreuen, er wolle durch Meißen nach der Oberpfalz und Baiern gehen, um dort ſeine Winterquartiere aufzuſchlagen. Dann wieder wandte er ſich nach Barby, und ſchien das Magdeburgiſche zu bedrohen: aber auf einmal brach er über Havelberg und Braunſchweig in das Holſteiniſche ein, und überſchwemmte es nebſt Jütland von einem Ende zum andern. Der Ueberfall geſchah in ſolcher Geſchwindigkeit, daß das

Heer in funfzehn Tagen faſt hundert deutſche Meilen zurückgelegt haben ſoll. Die wenig zahlreichen, überraſchten und beſinnungsloſen däniſchen Truppen, welche Torſtenſon entgegentraten, wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geſchlagen, und die Schweden erholten ſich in dieſen ihnen ſelbſt unerwarteten Winterquartieren ſo trefflich, daß im folgenden Frühling wieder kräftige Unternehmungen gemacht werden konnten. Inzwiſchen war noch eine zweite ſchwediſche Armeee unter dem Feldmarſchall Horn in Halland und Schonen eingerückt, und hatte im Februar 1645 Helſingborg und Landscrona eingenommen, um die Dänen aus der Herrſchaft des Sundes zu verdrängen. Malmö vertheidigte der bereits ſiebzigjährige König Chriſtian in Perſon. Aber dieſer Krieg wurde nicht bloß zu Lande geführt. Oxenſtierna wußte wohl, daß die Hauptſtärke Dänemarks in den Inſeln und in ſeiner zahlreichen und geübten Flotte beſtehe. Deshalb ſuchte er die ſchwediſche Seemacht auf alle Weiſe zu verſtärken, um hierdurch einen Angriff auf Fünen und Seeland möglich zu machen. In dieſen Bemühungen unterſtützte ihn ein holländiſcher Kaufmann, Ludwig van Geer, dem die Dänen einige Fahrzeuge im Sunde weggenommen hatten. Aus Rache ſchoß er ſehr bedeutende Summen vor, um dreißig Schiffe für den Dienſt Schweden's in ſeinem Vaterlande auszurüſten und zu bemannen. Schon im Mai ging er unter Segel; aber Chriſtian begegnete ihm mit ſeiner Flotte an der Küſte von Jütland und zwang ihn zur Rückkehr. Mit raſtloſer Thätigkeit wendete ſich der alte König darauf gegen die ſchwediſche Seemacht, welche unter dem Admiral Klaes Fleming die Inſel Femern genommen hatte. Am erſten Juli lieferte er dieſem ein zehnſtündiges hitziges Treffen. Während er am Hauptmaſt des Admiralſchiffes ſtehend die Schlacht leitete, fuhren ihm die Splitter eines in der Nähe zerſchoſſenen Brettes in's Geſicht und beraubten ihn ſeines rechten Auges. Dennoch blieb er auf ſeinem Platze, bis er die Schweden zum Rückzuge in den Kieler Meerbuſen gezwungen hatte. Solche Standhaftigkeit und Tapferkeit zu belohnen, erſchien im Auguſt ein kaiſerliches Heer unter Gallas in Holſtein und nahm vereint mit den Dänen Kiel weg, wodurch ſich Torſtenſon gezwungen ſah, den Angriff auf die Inſeln, zu dem alle Anſtalten bereits getroffen waren, aufzugeben, und ſeine Kräfte gegen dieſen Feind zu kehren. Mit ſeiner Entfernung war die höchſte Gefahr für Dänemark vorüber, wenn auch noch einige Truppen in Jütland zurückblieben, der Admiral Karl Guſtav Wrangel, durch van Geer's Schiffe verſtärkt, die däniſche Flotte bei Laaland beſiegte (Oct. 1644) und im folgenden Jahr Bornholm gewann. Bald darauf wurde der Friede zwiſchen beiden Staaten eingeleitet

nach zu Brömſebro (23. Aug. 1645) abgeſchloſſen; hauptſächlich weil Frankreich großen Unwillen über einen Krieg bezeigte, der Schweden zur Univerſalmacht im Norden erheben konnte, und deßhalb alle Unterſtützung in Deutſchland zu entziehen drohte. Die Vortheile, welche Schweden aus dem glücklich geführten Kampfe zog, waren indeß immer noch bedeutend genug. Es erhielt unbedingte Zollfreiheit im Sunde und in den Belten, außerdem die norwegiſchen Provinzen Jämteland und Herjedalen, die Inſeln Gotland und Oeſel, und Halland auf dreißig Jahre.

So ſtrahlte der ſchwediſche Ruhm, durch Oxenſtierna, Baner, Torſtenſon und Wrangel erhoben, wieder in ebenſo glänzendem Lichte als zu Guſtav Adolfs ſieggekrönter Zeit. Gallas, der ſich dem kaiſerlichen Hofe nur durch ſeine Treue werth gemacht hatte, war einem Gegner wie Torſtenſon an kriegeriſcher Geſchicklichkeit durchaus nicht gewachſen. Mit leichter Mühe trieb ihn dieſer im Herbſt 1644 aus einer Stellung in die andere die Elbe aufwärts, ſchloß ihn mit Königsmark vereinigt in Magdeburg ein, ſchnitt ihm die Zufuhr ab, und vernichtete endlich die entweichende Reiterei zwiſchen Wittenberg und Jüterbock (3. Dec.), während Königsmark das Fußvolk im Schach hielt und, als es am 2. Januar 1645 aus Magdeburg zu entrinnen verſuchte, ebenfalls aufrieb. So kam Gallas mit kaum 2000 Mann in völliger Auflöſung über Dresden nach Böhmen zurück. Da nun zu fürchten ſtand, daß der unwiderſtehliche Feldherr zum dritten Male in die kaiſerlichen Staaten eindringen werde, ſo brachten die Generale Hatzfeld und Götz mit größter Anſtrengung ein neues Heer auf, und gingen damit, durch baieriſche Truppen unter Johann von Werth verſtärkt, nach Böhmen. Torſtenſon ließ nicht lange auf ſich warten. Am 5. März begegnete er ihnen bei Jankau oder Jankowitz drei Meilen von Tabor. Nach achtſtündigem Gefecht am folgenden Tage lag Götz mit viertauſend anderen Todten auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit eben ſo vielen war gefangen, und das ganze Geſchütz nebſt ſiebenundſiebzig Fahnen und Standarten ward eine Beute der Schweden. Der Kaiſer, der ſich damals zu Prag befand, floh nicht nur in größter Eile nach Wien, ſondern ſchickte auch auf der Stelle ſeine Familie und alle Koſtbarkeiten nach Grätz. Und in der That, ſeine Furcht war nicht ungegründet; denn Torſtenſon, mit dem Siebenbürgiſchen Fürſten Ragoczy, der als ein zweiter Bethlen Gabor auftreten wollte, vereinigt, eroberte im Fluge ganz Mähren, ging über Znaim und Krems bis an die Donau und nahm ſelbſt die Schanzen an der Wolfsbrücke vor Wien. Um in Mähren feſten Fuß zu faſſen, eröffnete er darauf die Belagerung der wichtigen Stadt Brünn; allein der hartnäckige Wider-

stand dieses Platzes und die Verheerungen, welche die Pest, mit der Ragoczy's Schararen seine Truppen angesteckt hatten, unter diesen anrichtete, sowie der Umstand, daß die Franzosen, welche die Donau abwärts vordringen sollten, ausblieben, nöthigten ihn im August nach Böhmen zurückzukehren. Hier, wo er nur noch zehntausend Mann führte, war die Eroberung von Leutmeritz seine letzte That. Von Krankheit erschöpft und voll Unmuth, daß Ragoczy Frieden geschlossen, legte Torstenson mit Ende des Jahres 1645 den Befehlshaberstab nieder, den er mit so großer Auszeichnung geführt hatte.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen den Krieg auf ihre Hand fortgesetzt, obgleich Richelieu am 4. Dec. 1642 und fünf Monate darauf auch König Ludwig XIII. gestorben war. Richelieu's Nachfolger in der Leitung der Angelegenheiten Frankreichs nach innen und außen, der Cardinal Mazarin, widmete dem deutschen Kriege noch größere Aufmerksamkeit und erlangte auch bedeutendere Erfolge; denn seit Bernhard's Tode hatte man im Grunde nichts Wichtiges ausgerichtet. Im Jahre 1643 drang Guebriant nach Rothweil vor und nahm die Stadt, aber von einer Kanonenkugel verwundet starb er wenige Tage darauf. Unmittelbar nach seinem Tode wurde sein Heer von dem österreichisch-baierischen unter Werth und Werth bei Duttlingen überfallen und nach großem Verluste zerstreut. Diese Schmach zu rächen erhielten der Marschall Turenne und Ludwig von Bourbon, Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Heinrich II. von Condé, den Befehl in Deutschland, wo von den Eroberungen Bernhard's nur noch Freiburg und Breisach in den Händen der Franzosen waren. Auch zum Entsatz der ersteren Stadt kam Enghien zu spät; doch unternahm er, mit Turenne vereinigt, am 3. und 5. August 1644 heftige Angriffe auf die Baiern und Mercy, welche neben dem eroberten Freiburg ein verschanztes Lager bezogen hatten, und nöthigte dieselben endlich durch Abschneidung der Zufuhr, am 9. August aus der mannhaft vertheidigten Stellung zu weichen und sich, unter Verlust des Gepäckes und Geschützes, nach Villingen zurückzuziehn. Auf Grund dieses Erfolges eroberte Enghien Manheim, Speier und Philippsburg, während Turenne Worms, Oppenheim, Mainz und Landau besetzte. Im folgenden Frühjahr suchte Turenne, auf diese Plätze gestützt, zur Erleichterung Torstenson's tiefer in Deutschland einzudringen, wurde aber durch die große Geschicklichkeit Johann's von Werth am 5. Mai 1645 bei Mergentheim überfallen und geschlagen. Durch Enghien und schwedisch-deutsche Hülfsvölker verstärkt, lieferte er indeß den Baiern schon am 3. August wieder ein blutiges Treffen bei Allersheim, in welchem der Sieg lange schwankte, und sich zuletzt vorzüglich durch die Tapferkeit der Hessen,

die hier als Verbündete Schwedens kämpften*), für die Franzosen entschied. Die Baiern hatten besonders den Verlust ihres wackern Führers Mercy zu beklagen, eines gebornen Lothringers, von dem die Franzosen sagten, sie hätten durch seinen Tod mehr gewonnen, als wenn sie eine ganze Provinz erobert und das zahlreichste Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Doch waren auch ihre Schaaren so geschwächt, daß Enghien dieselben nach Philippsburg zurückführen mußte, ohne die Früchte des heißen Tages ernten zu können.

Mittlerweile hatte die Diplomatie am Frieden gearbeitet, aber in der kläglichsten Weise. In den zu Hamburg, wie wir sahen, eingeleiteten sogenannten Friedensberathungen war man, nach jahrelangen Hemmnissen, endlich am 25. Dec. 1641 so weit gekommen, daß von den Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Schwedens sogenannte Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, die indeß nichts weiter enthielten, als Bestimmungen über das Wo, Wann und Wie der eigentlichen Verhandlungen, über Geleitsbriefe, Titulaturen, Rangordnung und ähnliches mehr. Der Congreß sollte am 25. März 1642 in Münster und Osnabrück beginnen, der Kaiser dort mit den Franzosen, hier mit den Schweden verhandeln. Allein es vergingen wiederum fast drei Jahre, ehe die wirklichen Friedensberathungen in Gang kamen. Die Ratification der Präliminarien von Seiten des Kaisers erfolgte erst am 22. Juli 1642; und die Eröffnung wurde nunmehr auf den 15. Mai, dann auf den 11. Juli 1643 festgesetzt. Allein die Gesandtschaften fanden sich sehr langsam, die französische sogar erst im April 1644 ein; und auch hierauf verzögerte sich noch, in Folge formeller Zwistigkeiten, die Eröffnung des eigentlichen Friedensgeschäftes bis zum 4. December. Nahezu sechs Jahre waren dergestalt mit den blos einleitenden Formalitäten verbracht worden. Nur die große Menge der betheiligten Personen, und die Verschiedenheit der Gegenstände, die zur Sprache gebracht werden sollten, können diese Langsamkeit einigermaßen erklärlich machen und theilweise entschuldigen.

Indeß war das schwedische Heer in die Hände eines Mannes gekommen, der nicht unwerth war, Torstenson's Nachfolger zu sein, des schon erwähnten Wrangel's. Belehrt durch die Erfolglosigkeit der Bemühungen Bauer's und Torstenson's, durch Böhmen und Mähren in die kaiserlichen Erblande vorzudringen, und durch seine eigene Erfahrung bei dem gleichen

*) Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, der eifrigste Verfechter der protestantischen Sache, der erste und ausdauerndste Bundesgenosse Schwedens, war zwar schon am 1. Oktober 1637 gestorben, aber seine Wittwe, Amalie Elisabeth, ging auf dem von ihm betretenen Wege unveränderlich fort.

Versuche zu Anfang des Jahres 1646, beschloß er Gustav Adolf's Plan wieder aufzunehmen und sich durch Baiern einen Weg ins Oesterreichische zu bahnen. Bei dem geschwächten Zustande seiner Armee glaubte er überdieß nur in Verbindung mit den französischen Truppen wirksam auftreten zu können. So verließ er im Frühjahr 1646 Böhmen, zog die schwedischen Streitkräfte aus Westphalen unter dem General Königsmark an sich, und erwartete bei Gießen die Ankunft Turenne's, der erst spät eintraf. Im August drangen sie endlich nach Baiern vor, und die große Noth, in welche Maximilian durch diesen Einbruch versetzt ward, zwang ihn, der achtundzwanzig Jahre dem Kaiser treu geblieben war, endlich dem Bündnisse zu entsagen und zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen (14. März 1647). Schon zwei Jahre zuvor hatte auch Sachsen einen Waffenstillstand mit den Schweden abschließen müssen. Jetzt lagen des Kaisers innerste Länder dem Feinde offen. Allein die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück waren zu dieser Zeit bereits ziemlich weit gediehen; eine starke Verrückung des Gleichgewichtes würde alles dort so mühsam Aufgebaute wieder umgestürzt haben. Auch mißgönnte Frankreich den Schweden ihre Erfolge schon allzu sehr, und daher ward Turenne aus Baiern zurückgerufen. Der verlassene Wrangel mußte sich nun nach Böhmen wenden, und der Kurfürst von Baiern, kaum seiner beschwerlichen Gäste los, war österreichisch genug gesinnt, um den Waffenstillstand zu brechen und sich wieder mit den Kaiserlichen zu vereinigen. Ferdinand war jetzt so arm an tüchtigen Feldherren, daß er den Oberbefehl über sein Heer einem Protestanten, dem von den Hessen zu ihm übergegangenen General Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Dieser zog Wrangel bis in Niedersachsen nach, und hätte ihn bei dem traurigen Zustand, worin sich die schwedischen Truppen befanden, leicht schlagen können, wenn er sich nicht zu lange mit der Verwüstung Hessen's aufgehalten hätte. Im folgenden Frühjahr vereinigte sich Turenne mit Wrangel zum zweiten Male (23. März 1648), und Beide brachen jetzt als Rächer der gebrochenen Treue wiederum und verheerender als das erste Mal in Baiern ein, nachdem sie in der Schlacht bei Susmarshausen (17. Mai) das ihnen entgegentretende Heer des Kaisers zertrümmert hatten. Melander selbst war geblieben. Der Kurfürst flüchtete nach Salzburg; keine Truppen waren vorhanden, die den nach Oestreich vordringenden Feinden in den Weg gestellt werden konnten. Da hemmte der durch Sommerregen heftig angeschwollene Inn, der keine Brücke tragen wollte, den weitern Zug der Schweden und Franzosen, und nach einer entsetzlichen Verwüstung des Baierlandes zogen sich endlich Beide in die Oberpfalz zurück. Schon vorher hatte Königsmark von diesen

Gegenden aus einen Versuch gemacht, Prag zu überfallen, und durch den Beistand eines Ueberläufers war es ihm auch gelungen, sich der sogenannten kleinen Seite zu bemächtigen. Diese That war die letzte des dreißigjährigen Krieges; zu Prag, wo er begonnen, fand er auch sein Ende. Eben wollte Wrangel dem Grafen Königsmark zu Hülfe ziehen, als die unerwartete Friedenspost aus Westphalen die kriegführenden Generale erreichte (im November 1648) und allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

---

22. Der Westphälische Friede.

(24. Oct. 1648.)

Bereits im Mai 1643 war von Seiten des Kaisers der Reichshofrath Krane in Münster eingetroffen; die übrigen kaiserlichen Gesandten, Graf von Nassau-Hadamar, Graf von Auersberg und Doctor Volmar, fanden sich am 30. Juli in Osnabrück ein. Aber sie mußten Monate lang auf die Abgeordneten der anderen kriegführenden Mächte harren. Im December traf der schwedische Botschafter Johann Oxenstierna, ein Sohn des Reichskanzlers, ein; die Franzosen, wie schon bemerkt, erst im April des folgenden Jahres. Sie erschienen mit außerordentlichem Pomp, betrugen sich wie die Gesetzgeber des Reichs, und sahen verächtlich auf die deutschen Doctoren herab, die nur in einfachen zweispännigen Kutschen angefahren kamen. Der französische Gesandte Graf d'Avaux hatte sogar am Tage, wo der päpstliche Nuntius Fabio Chigi seinen Einzug hielt, zwölf bewaffneten Reitern den Befehl gegeben, dem spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren wollte. Allein der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte. In demselben Geiste begannen nun die weitläufigsten Verhandlungen über Ceremoniel, Titel, Sitz, Vollmachten und andere dergleichen Nebendinge, in welchen die Staaten damals die Anerkennung ihrer Würde, die Fürsten die Befriedigung ihrer Eitelkeit suchten; ja man erblickte die Geschicklichkeit des Unterhändlers nicht darin, einen vortheilhaften Frieden bald abzuschließen, sondern den Abschluß möglichst zu verzögern und das Gehässige des Hinziehens auf den Gegner zu wälzen*). Mit großer Heftigkeit und in unanständigem

*) Raumer, Geschichte Europa's. Bd. IV. S. 617.

Tone wurde über diese Nebenfragen in Reden und Schriften hin und her gestritten.

Die Theilnahme der Stände des deutschen Reiches wünschte der Kaiser auf die Communicationen seiner Gesandtschaft mit den bereits seit 1642 zu Frankfurt am Main versammelten Deputirten derselben zu beschränken; allein Frankreich und Schweden hatten die Reichsglieder bereits aufgefordert, sämmtlich Abgeordnete zu senden, um „ihre Libertät" und ihr „jus pacis et armorum" zu behaupten. So verging wiederum eine geraume Zeit, bis der Kaiser endlich nachgab und die Gesandten vollständig versammelt waren. Nach dieser Herbeiziehung der Stände und den Erklärungen der Schweden und Franzosen, welche stets behauptet hatten, nur zur Beilegung der Streitigkeiten des Kaisers und der Fürsten in Deutschland Krieg zu führen, mußte man erwarten, daß mit der Wiederherstellung des Reiches und der Festsetzung des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken der Anfang gemacht werden würde. Allein vergebens sprachen die deutschen Gesandten dies Verlangen aus; Schweden und Frankreich begehrten, zuerst die Entschädigung für ihre Aufopferung und Anstrengung bestimmt zu sehen; weshalb namentlich die protestantischen Fürsten die gerechte Besorgniß fassen mußten, daß Jene nach erhaltener Befriedigung sich zurückziehen und sie im Stiche lassen würden, dem Kaiser und den Katholischen zum Raube. Schließlich brachte es der Kurfürst von Baiern, der dem Reiche nur zu viel vergab, dahin, daß man sichs gefallen ließ, die Entschädigungssache zuerst vorzunehmen. Noch am 11. Juni 1645 lauteten die von Frankreich und Schweden überreichten allgemeinen Vorschläge in Betreff ihrer besonderen Entschädigungsansprüche sehr unbestimmt; aber trotz der anfänglichen Abwehr durch Kaiser und Reich (25. Septbr.), nahmen dieselben immer bestimmtere und dreistere Gestalt an. Nach dem Eintreffen des neuen kaiserlichen Gesandten Grafen von Trautmannsdorff (5. Dec.), forderten die Franzosen am 7. Januar 1646 rückhaltslos: außer der völligen Hoheit über die seit 1552 dem Reiche entrissenen Bisthümer Metz, Tull und Verdun, den ganzen Elsaß, den Sundgau und Breisgau, die Festung Breisach, die vier Waldstädte in Schwaben, und die Festung Philippsburg mit ihrem Gebiete. Die Schweden ihrerseits verlangten nun ganz Schlesien und Pommern mit Camin, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete und Warnemünde, sowie die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, um dergestalt an der Oder, Elbe und Weser stets offene Thore und Landungsplätze zu haben. Hierauf trat auch Hessen als beständiger Bundesgenosse der beiden Kronen

mit einer ansehnlichen Forderung auf, welche die Stände noch mehr als die Ansprüche der Franzosen und Schweden aufbrachte.

Was die Franzosen verlangten, war fast durchgehends österreichischer Besitz oder stand unter österreichischer Hoheit, und schien um so werthvoller und unersetzlicher, als es zur Vormauer des Reiches gegen diese räuberischen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiser, und nur auf Baiern's heftiges Drängen, das thöricht genug die Erhöhung der Macht Frankreich's für minder gefährlich hielt, wie die der Protestanten und Schweden, gab er mehr nach, als die Franzosen selbst geglaubt hatten. Abgedrungen wurden ihnen nur die Waldstädte und der Breisgau, sowie als Entschädigung für den Erzherzog Ferdinand Karl, bisherigen Herrn des Elsasses, die geringe Summe von drei Millionen Livres, statt der sechs, worauf sich Mazarin gefaßt gemacht. Doch wurde nicht der Elsaß *schlechthin* abgetreten, sondern bloß die „Landgrafschaft" der beiden Elsaß und die „Landvogtei" der elsassischen Zehnstädte, d. h. die landgräflichen Rechte und Besitzungen Oesterreich's im Elsaß und die landvogteilichen Befugnisse desselben *in Bezug* auf die Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster und Thüringheim. Ein ausdrücklicher Vorbehalt wahrte die *bisherige Freiheit und Reichsunmittelbarkeit* sowohl dieser *zehn Reichsstädte*, wie insbesondere noch der so wichtigen Stadt *Straßburg*, und aller übrigen im oberen und unteren Elsaß dem Reiche unmittelbar untergebenen Stände*). Aber immerhin war damit für Frankreich ein großer Erwerb für den Augenblick und, auf dem Wege sophistischer Auslegung oder unverschämter Verdrehung der Verträge, ein großer Anspruch für die Zukunft gewonnen. Daher triumphirten die französischen Gesandten und sprachen es laut aus, daß Frankreich noch niemals einen so glorreichen Frieden geschlossen habe; ja einer derselben, Servien, drohte sogar schon in Betreff der zehn Städte unumwunden mit gewaltthätiger Aneignung zu gelegener Zeit**). Die Länder aber, Besitztitel und Rechte, die dergestalt Oesterreich seinerseits preisgab, waren uraltes deutsches Eigen, und nur im Namen des Reiches bisher von ihm verwaltet.

Die Schweden, minder hartnäckig, ließen von ihrer großen Forderung Schlesien bald fallen, und auch in Betreff Pommern's bestanden sie zuletzt nur auf Vorpommern und Stettin; für das übrige wollten sie

*) Vergl. Ad. *Schmidt*, Elsaß und Lothringen. 1859. S. 27 ff.
**) *Ranke*, Französ. Gesch. Bd. III. S. 442.

sich durch eine Geldsumme abfinden lassen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bereits im Jahre 1640 seinem Vater Georg Wilhelm gefolgt war, beharrte aber so fest dabei, daß ihm Stettin übergeben werden müsse, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich zu werden schienen. Der Kaiser ließ ihn endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um seinetwillen im Kriege verbleiben solle; und der alte Maximilian von Baiern rieth dem Kaiser geradezu, mit den Schweden abzuschließen, ohne jenen zu fragen. So mußte der Kurfürst freilich wohl nachgeben; indessen wurde es bald für nöthig und billig anerkannt, ihm für den Verlust Stettin's und Vorpommern's eine Entschädigung an geistlichen Gütern zuzuwenden. Zu dem Ende wurden das Erzbisthum Magdeburg und die drei Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin säculariſirt und ihm als weltliche Erbfürstenthümer überlassen; Magdeburg verblieb jedoch dem sächsischen Prinzen August, so lange er lebte, und vier Aemter des Erzbisthums kamen gänzlich an Kursachsen. Dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung, von der man ihnen nach langem Handeln fünf Millionen Thaler zugestand, die auf alle Stände, mit Ausnahme des baierischen, österreichischen und burgundischen Kreises, vertheilt wurden. Die Abtretungen an Frankreich wurden vom Reiche ganz getrennt, weil man dort den souveränen Besitz der Reichsstandschaft vorzog; dagegen erkannte die Krone Schweden die Lehnshoheit des Reiches über Pommern, Bremen und Verden an, und trat für diese Herzogthümer in die Rechte deutscher Reichsfürsten. Mecklenburg wurde für das verlorene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und zwei Johannitercommenden entschädigt. Braunschweig-Lüneburg erhielt die verlorene Anwartschaft auf mehrere der säculariſirten Stifter das Recht der alternativen Folge in Osnabrück, so daß daselbst immer ein katholischer Bischof und ein Prinz aus diesem Hause mit einander abwechseln sollten. Dann bekam auch Hessen-Kassel die säculariſirte Abtei Hersfeld, vier Aemter und eine Summe von 600,000 Thalern, obschon es nicht das Geringste abgetreten hatte, und im Grunde keine Ansprüche zu machen berechtigt war. Aber die Schweden unterstützten dieses Fürstenhaus, weil Wilhelm V. von Hessen-Kassel der erste und treueste Bundesgenosse Gustav Adolf's gewesen war; und seine Witwe, die kluge und schöne Landgräfin Amalia Elisabeth, hatte auch die französischen Gesandten für sich einzunehmen gewußt.

Für die Reichsstände, welche durch die Ereignisse des Krieges an Gütern und Rechten beschädigt waren, sprach der Friede eine allgemeine

Amnestie und Wiederherstellung in den Stand von 1618 aus, mit Ausnahme des kurpfälzischen Hauses. Die pfälzische Kur mit der Oberpfalz blieb bei Baiern; der Sohn des unglücklichen Friedrich V., Karl Ludwig, erhielt nur die Unterpfalz zurück, und für ihn und seine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet. Den Schweizern ward ihre der That nach schon lange bestehende Unabhängigkeit vom deutschen Reiche bestätigt; und die der Niederlande, mit denen König Philipp IV. am 30. Januar 1648 ebenfalls zu Münster Frieden schloß, wenigstens stillschweigend anerkannt. So waren die Festsetzung Schweden's und Frankreich's auf dem alten deutschen Reichsboden und die definitive Ablösung der schweizerischen und niederländischen Bundesländer die großen internationalen Folgen des gewaltigen Ringens.

Am schwierigsten war die Ausgleichung der Religionsangelegenheiten. Der geistliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürsten, in ihren Gebieten den Religionszustand zu bestimmen, waren Gegenstände, über welche die Parteien ihre Ansichten mit der größten Hartnäckigkeit behaupteten. Nach unsäglichen Schwierigkeiten und nach langem Hader vereinigte man sich endlich über folgende Grundsätze. In Ansehung des Besitzes geistlicher Güter wurde der erste Januar 1624 zur Norm bestimmt; sie sollten von nun an auf immer in dem Zustande bleiben, wie sie an diesem Tage gewesen waren. Dasselbe Jahr galt für den Religionszustand einer Landschaft oder Stadt. Evangelische und katholische Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche damals das Recht des öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es auch behalten, andere in ihrer Hausandacht nicht gestört werden; letzteren sollte auch die Auswanderung frei stehen. In den kaiserlichen Erblanden wurde nur einem Theile der Evangelischen in Schlesien die erstere Begünstigung ertheilt; sonst wurde im Allgemeinen das Reformationsrecht der Landesherren anerkannt. In allen politischen Dingen sowie in allen Reichsverhältnissen sollten beide Religionsparteien durchaus gleichberechtigt sein; in Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche aber sollte in den Collegien der Reichstage nicht Stimmenmehrheit, sondern gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien entscheiden. In Betreff der Reichsjustiz wurde festgesetzt, daß nicht nur geistliche Angelegenheiten, sondern auch weltliche, sobald diese zwischen katholischen und protestantischen Parteien oder bloß evangelischen verhandelt würden, beim Reichskammergericht durch eine gleiche Anzahl von Beisitzern aus beiden Religionen entschieden werden sollten. Als die Gesandten über diesen letzten Artikel einig geworden waren, entstand eine solche Bewegung der Gemüther,

daß sie vor Freuden Thränen vergossen. Auch die Reformirten wurden diesmal, nicht ohne langes Widerstreben der Lutherischen und besonders Kursachsen's, förmlich in den Religionsfrieden aufgenommen.

Völlig geregelt wurden in diesem Frieden auch die Verhältnisse der Stände zum Kaiser, die Rechte eines jeden, und die deutsche Staatsverfassung überhaupt. Die Spaltung des Reiches in viele besondere Staaten wurde durch neue Gesetze noch schroffer ausgeprägt. Den Fürsten wurde die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugesprochen, in dessen freier Ausübung ein jeder befestigt und von Niemanden gestört werden sollte; ferner allen Reichsständen gestattet, theils unter einander, theils mit auswärtigen Mächten Verbindungen zu schließen, wenn sie nur nicht gegen Kaiser und Reich und gegen den Landfrieden gerichtet wären. Aber auch über die allgemeine Reichsregierung wurden Bestimmungen erlassen, welche die Gewalt des Kaisers allein auf die Leitung der Reichsgeschäfte mit Zuziehung der Reichsstände oder doch der Kurfürsten beschränkten. Er sollte künftig ohne Einwilligung des Reichstages und freie Abstimmung aller Stände kein Gesetz geben noch erklären, keinen Krieg beschließen, keine Werbungen anstellen, keinen Frieden oder Bündniß machen, keine Steuern auflegen. Eine Streitigkeit mit dem venetianischen Gesandten, dem der Titel Excellenz gleich denen großer Mächte gegeben ward, hatte die Kurfürsten gereizt, denselben Titel auch für die ihrigen zu fordern; und sie setzten dies nicht nur durch, sondern erreichten es auch, daß künftighin jeder kurfürstliche Gesandte den Rang vor den Gesandten der Republiken haben sollte.

Einen umfassenderen und weitläufigeren Vergleich als diesen westphälischen Frieden, wie derselbe nach fast zwölfjährigen Berathungen am 24. Dc. 1648 vollzogen wurde, hatte die Welt noch nicht gesehen. Daß man bei allen den ungeheuren Schwierigkeiten, bei allen den Schwankungen in den Forderungen und Bewilligungen, welche das wechselnde Kriegsglück der letzten Jahre bewirkte, doch endlich mit dem so künstlich zusammengesetzten Werke zu Stande kam, ist vornehmlich der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Abgeordneten, des Grafen von Trautmannsdorf und des Doctors Volmar, zuzuschreiben. Der erstere hatte allein den wahrhaft würdigen Standpunkt für das ganze Friedensgeschäft erfaßt, daß Deutschland um jeden Preis im Innern beruhigt werden müsse, um dann kraftvoll und einig den fremden Mächten entgegentreten zu können. Seine Bemühungen hemmte aber nicht bloß Eigennutz und Habgier, sondern auch Neid, Vorurtheil, Unverstand und Fanatismus, sowohl von katholischer als von protestanti-

scher Seite, vor Allem aber die heillose Ränkesucht der französischen Politik. Namentlich war der zweite Botschafter Frankreich's, Servien, ein Meister in der Kunst, in Einem Athem zu versprechen und zurückzunehmen, zu betheuern und abzuleugnen, vorwärts zu gehen und wieder zurückzutreten. Auch durch Bestechung der Gesandten der kleineren Stände, namentlich der reichsstädtischen, gelang es ihm sowie dem Grafen d'Avaux, die Reichsglieder zu trennen, nach ihrem Willen zu lenken und die Unterhandlungen immer mehr in die Länge zu ziehen.

Nach der Unterzeichnung des Friedens war noch eine zweite, nicht viel geringere Arbeit übrig, die Ausführung dessen, was für jetzt nur erst auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die schwedischen Truppen wurden in die Reichskreise mit Ausnahme des baierischen, österreichischen und burgundischen vertheilt, wo sie auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Ja im Münsterschen brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast eben so lange dauerte es, ehe sie sich aus den brandenburgischen Staaten entfernten, wo über die pommersche Theilung endlose Streitigkeiten entstanden waren. Noch mehr! der Kaiser und die Reichsstände hatten, mit schmählicher Hintansetzung ihrer heiligsten Verpflichtungen, auf Frankreich's Forderung nicht nur den burgundischen Kreis d. h. die Freigrafschaft Burgund vom Frieden ausgeschlossen, weil sie der Krone Spanien gehörte, deren Krieg mit Frankreich noch nicht beendet ward, sondern auch die Länder des Herzogs Karl von Lothringen, des Verbündeten Philipp's IV., trotz seiner dem österreichischen Hause geleisteten Dienste; dieser letztere führte daher den Kampf fort, weigerte sich mehrere von ihm besetzte Rheinfestungen herauszugeben, sandte im Jahre 1653 Gesandte auf den Reichstag, die für die Zurückstellung dieser Eroberungen eine Entschädigungssumme von 300,000 Thalern begehrten, und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen, wie mitten im Kriege. Alle rheinischen Fürsten klagten laut, und baten um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der niedersächsische Kreis Truppen an; allein man konnte sich nicht vereinigen. Anstatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wie viel Officiere katholisch und wie viel evangelisch sein sollten; bis endlich, auf des Kaisers Ermahnen, die Gedrückten zusammenschossen und ihre Festungen wirklich für den geforderten Preis loskauften.

23. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zuſtand Deutſchland's.

Die Beſtrebungen, die den eben dargeſtellten langen und verwüſtenden Kampf herbeigeführt hatten, waren nicht zu ihrem Ziel gekommen. Er war hervorgegangen aus dem Streben des Katholicismus, ſich wieder zur herrſchenden und allgemeinen Kirche zu machen, die bereits den Proteſtanten bewilligten Rechte wieder zurückzunehmen und zu vernichten, und aus den nebenhergehenden politiſchen Abſichten des öſterreichiſchen Hauſes auf Erhebung des kaiſerlichen Thrones. Er endete mit noch größerer Schwächung des letztern, mit der Zurückweiſung der katholiſchen Kirche, und mit der politiſchen Anerkennung des Proteſtantismus, nur daß der Ausbreitung deſſelben durch äußere Mittel ebenfalls Grenzen geſteckt wurden. Die romaniſchen Völker waren bei der alten Kirche geblieben, die germaniſchen hatten das neue Princip aufgenommen. Deutſchland blieb getheilt, nach ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung alle Richtungen Europa's in ſich aufzunehmen, zu pflegen und durchzubilden. Doch waren die deutſchen Proteſtanten dießmal ſo wenig als früher im ſchmalkaldiſchen Kriege im Stande geweſen, den weltlichen Waffen des Katholicismus zu widerſtehen, geſchweige denn jene großen Reſultate zu erkämpfen. Da nach den erſten Verluſten kein Moritz von Sachſen unter ihnen erſtand, waren die auswärtigen evangeliſchen Mächte, die wohl fühlten, daß in Deutſchland das Schickſal der Reformation entſchieden werden müſſe, ihren Glaubensgenoſſen zu Hülfe gezogen. Als Dänemark's Verſuch erfolglos blieb, trat Schweden an deſſen Stelle; England wurde an kräftigerer Unterſtützung zuerſt durch die Schwäche ſeines Königs, darnach durch eigene innere Zerwürfniſſe gehindert. Dagegen hatte Spanien das ihm verwandte und gleiche Principien verfolgende Kaiſerhaus unterſtützt; nicht minder Italien, ſo weit es unter ſpaniſchem Einfluſſe ſtand. Ein ſehr bedeutendes Hinderniß für den Sieg des Katholicismus war indeß der ſchon länger als hundert Jahre vorhandene politiſche Gegenſatz unter den Hauptſtaaten dieſes Glaubens ſelbſt. Frankreich hatte daher die Fortſchritte der ſpaniſch-öſterreichiſchen Macht mit Erfolg zu hemmen geſucht. Sogar die Päpſte, Urban VIII. und deſſen Nachfolger Innocenz X., obwohl ſie in ihren Anſprüchen nichts aufgaben und der letztere vielmehr eine Proteſtation gegen den weſtphäliſchen Frieden einlegte, hatten Oeſterreich aus Furcht vor der Habsburgiſchen Macht mit äußeren Mitteln nicht

weiter unterstützt, und hiermit die Bahn der päpstlichen Politik verlassen, die seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit Aufgebung aller eigenen politischen Rücksichten einzig und allein den Sieg des Katholicismus herbeizuführen bemüht gewesen war. Auch hatte der Kampf schon in den letzten Jahren durch das Uebergewicht der politischen Interessen Frankreich's und Schweden's, während die meisten protestantischen Stände bereits im Frieden mit dem Kaiser waren, seinen eigentlichen religiösen Charakter fast ganz verloren.

Es bezeichnet diese Wendung des Krieges zugleich die neue Richtung, welche das geistige Leben der Völker und die Bewegung der Staaten Europa's seit dem westphälischen Frieden genommen hat. Die religiösen Interessen sind äußerlich durchgekämpft und befestigt, allmählig verschmilzt in den einzelnen Staaten der Besitz des so theuer erkauften und behaupteten Glaubens mit dem Gefühl und dem innersten Bewußtsein des Volkes; die Bande, welche die einzelnen Nationen an Rom gefesselt hatten, sind großen Theils zersprengt; wie das universale Kaiserthum, so tritt auch das universale Papstthum mit seinen Ansprüchen mehr und mehr in den Hintergrund und die Völker Europa's dürfen sich als fest in sich abgeschlossene Individualitäten fühlen. Von diesem neu gewonnenen Standpunkt aus, an welchem das Religiöse nur noch eine Seite ausmacht, versuchen die Staaten ihre Kräfte von Neuem zu entwickeln und gegen einander zu messen. Von den kirchlichen Interessen wendet man sich ganz den internationalen und den staatlichen zu. Selbst der heilige Stuhl erkaltet allgemach in seinem Eifer und versenkt sich in weltliche Bestrebungen. Das Machtverhältniß der einzelnen Reiche, die Gewalt der Höfe im Innern, die Förderung oder Zurückhaltung des materiellen Wohles der Unterthanen bilden die Hauptmotive der neuen Gestaltungen, während zu gleicher Zeit an die Stelle der früheren Einheit Europa's durch die Kirche das gemeinsame Interesse an denselben geistigen und politischen Fragen tritt. Nach den hundertjährigen Bemühungen der spanisch-österreichischen Macht, den Katholicismus zur universalen Geltung zu erheben, unternimmt es kein Glaubensbekenntniß mehr, das andere mit Waffengewalt anzugreifen, und die nach langen Stürmen erfolgte Durchbildung England's zu einem mächtigen protestantischen Staat setzte die beiden Glaubenslehren auch in ein äußeres Gleichgewicht ihrer Kräfte und Mittel. Was Spanien und Oesterreich erlangt hatten, war die Glaubenseinheit der von ihnen unmittelbar beherrschten Länder; das erstere hatte diesen Sieg freilich mit dem Verluste der reichen holländischen Provinzen erkaufen müssen; Oesterreich ging

ohne eine solche Einbuße aus dem Kampf, indem seine ehemals evangelischen Unterthanen die Religionsprivilegien, deren Verletzung die nächste Veranlassung zum Kriege gegeben, weder behauptet noch wieder erobert hatten. Aber selbst diese strenge Rechtgläubigkeit vermag Oesterreich in seiner äußeren Politik fortan nicht festzuhalten, indem es bald durch die Erhebung Frankreich's gezwungen wird, in enger Verbindung mit den streng protestantischen Ländern Norddeutschland's, mit Holland und England den von Westen her drohenden Gefahren entgegen zu treten. Ein vorzügliches Augenmerk der französischen Politik wurde die Erhaltung der deutschen Verfassung und der deutschen Stände, welche Frankreich im westphälischen Frieden gewährleistet hatte, um das Uebergewicht über die lose Zusammenhängenden, mehr Vereinzelten als Verbundenen behaupten, und dieselben, namentlich Baiern, nach Gefallen und Bedürfniß gegen Oesterreich gebrauchen zu können.

Wenn aber, nachdem die protestantische Kirche einen Kampf auf Leben und Tod mit der katholischen bestanden, das religiöse Interesse zurücktritt, so geschieht es eben, weil jenes Ringen mit Erfolg gekrönt ward. Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und des Denkens war im Allgemeinen errungen; es lag dies im Princip der protestantischen Kirche, auch wenn es von ihr nicht ausgesprochen, ja sie selbst noch weit entfernt war, es anzuerkennen. Das Christenthum war nicht mehr wie früherhin eine Sache der unbewußten Aufnahme und der naiven Hingebung; sein Bekenntniß war ein Werk des Nachdenkens, der Ueberzeugung geworden; es konnte fortan zwischen den neben einander stehenden Glaubensformen gewählt werden. Zugleich war die protestantische Kirche in Verfassung und Lehre so fest geworden, daß sie ruhig Verschiedenheiten der Meinung und des Glaubens in ihrem Inneren ertragen konnte, ohne sie als Ketzereien verdammen oder mit Feuer und Schwert ausrotten zu müssen, in der festen Ueberzeugung, daß solche Abweichungen an ihrem sichern dogmatischen Bewußtsein untergehen oder von demselben von innen heraus überwältigt werden und so nur zu dessen tieferer Begründung beitragen würden. Zunächst schien zwar der knechtische Autoritätsglaube, den man am Papstthum verworfen und verabscheut hatte, sich auch der protestantischen Kirche, nur in andrer Form, bemächtigt zu haben. Schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte der schöpferische Geist, den die Reformatoren ihrer Kirche eingeflößt hatten, sich mehr und mehr verloren und einer starren Verehrung des Buchstabens der bis dahin entstandenen und als Glaubensnormen angenommenen Bekenntnißschriften Platz gemacht, was der Geistesfreiheit

nur einen geringen Spielraum übrig ließ. Die theologische Thätigkeit löste sich in eine Masse kleiner Controversen auf, und die Polemik wurde um so rechthaberischer, je mehr das wahre geistige Leben von ihr gewichen war. Nicht bloß die Schriften, auch die Kanzeln hallten von den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen Andersdenkende wieder. Und doch war die Rücksichtslosigkeit, womit die Kanzelberedtsamkeit auftrat und außer den theologischen Zwisten auch die im Schwange gehenden Laster an einzelnen Beispielen rügte, noch das Achtungswertheste des damaligen kirchlichen Lebens. Und nicht bloß gegen die Thorheiten und Sünden ihrer Gemeindeglieder, auch gegen die der Regenten und der Höfe eiferte die Geistlichkeit. Geheime Geschichten hoher Personen, die man sich späterhin nur in vertraulichen Gesprächen mitzutheilen wagte, ärgerliche Anekdoten von bekannten Räthen und Günstlingen, wurden von der Kanzel herab mit scharfen Kritiken begleitet. Das damals noch weit höher als jetzt geachtete Amt berechtigte den Prediger zur höchsten Freimüthigkeit über das Thun und Denken Anderer, und wiederum trug dieselbe sehr Vieles bei, ihn selbst bei Großen gefürchtet zu machen. Gegen die starre Orthodoxie der Dogmatik erhoben sich nach einiger Zeit wieder die beginnenden Reactionen eines frischeren Lebens in zwei verschiedenen Richtungen: die eine, den Glauben festhaltend, zog denselben zu subjectiven, nur gemüthlichen Regungen und Ausbrüchen fort, und ward auch nach der politischen Seite hin in England von der höchsten Bedeutsamkeit; die andere, ausgehend von der Philosophie, löste die Dogmatik sowie den Glauben durch die Verbindung mit dem reflectirenden Gedanken auf, und suchte den Verstand an dessen Stelle zu setzen.

Nach der Anerkennung des Protestantismus im westphälischen Frieden konnte sich auch die Kirchenverfassung desselben, wie deren Grundsteine von den Reformatoren gelegt waren, ungehemmt von außen weiter entwickeln. Ihr Hauptunterschied von der katholischen besteht darin, daß das Wesen der protestantischen Kirche nicht in die äußere Vereinigung der Mitglieder und deren Leitung durch einen besonderen Stand, der durch die Uebertragung der Weihen sich im unmittelbaren Besitz des Glaubens, der Lehre und der göttlichen Gnade befindet, gesetzt wird, sondern in die geistige Gemeinschaft des Glaubens, die sich nach außen als eine Gesellschaft darstellen sollte, in der das Evangelium gelehrt und die Sacramente gereicht würden, und der das Recht zugesprochen war, sich in Glaubenssachen nach ihrer Ueberzeugung zu bestimmen. Die Jurisdiction der Kirchenlehrer sollte fortan nur darin bestehen, die notorisch Lasterhaften von der Gemeinschaft des Abendmahls auszuschließen und die, welche Reue zeigten,

wieder darin aufzunehmen; doch kam auch diese Befugniß bald in Verfall. Die Prüfung der Geistlichen, ob sie im Stande seien, das Evangelium zu lehren, ihre Einsetzung, die Aufsicht über ihren Wandel und die Visitation der Kirchen, was nach den katholischen Einrichtungen den Bischöfen oblag, wurde einzelnen Pfarrherren unter dem Namen von Superintendenten übertragen, und für die Gesammtheit der ihnen untergebenen Kirchspiele die Benennung Diöcese beibehalten. Zur Entscheidung über Ehesachen, über Vergehungen der Geistlichen, über streitiges Kirchengut und andere rein kirchliche Verhältnisse, wurde dem Landesherrn die Errichtung sogenannter Kirchenräthe oder Consistorien überlassen, die derselbe wie andere Regierungsbehörden nach seinem Willen mit geistlichen und weltlichen Mitgliedern besetzte. So viel Gewalt auch hierdurch den Fürsten über die Kirche eingeräumt wurde, so sprachen ihnen die Reformatoren doch jede Art von Gesetzgebung über Glaubenssachen und Liturgie ab, es sei denn, daß ihre Vorschriften von der Kirche anerkannt würden; und Zwangsrechte derselben gegen die Ueberzeugung der Geistlichen und Unterthanen, sofern sich diese in den Grenzen der bis dahin angenommenen Bekenntnißschriften hielten, waren ebenfalls stets in Abrede gestellt worden. Die verschiedenen Weihen und mit ihnen die verschiedenen Klassen der Geistlichkeit fielen in der evangelischen Kirche weg; es gab nur noch eine Art der Ordination, die aber nicht mehr als die mystische Uebertragung einer besonderen Heiligkeit, sondern nur als eine feierliche Uebergabe des Berufs der Seelsorge und der Verwaltung der Sacramente betrachtet wurde. Das Recht, die Geistlichen zu berufen, wurde im Allgemeinen der Kirche zugesprochen; allein da das Patronatrecht bestehen blieb, so gelangten wenige Gemeinden zu einem eigentlichen Wahlrecht; in den meisten Ländern wurde überdieß der Landesherr als Verleiher aller der Kirchenämter betrachtet, zu denen es keinen andern Patron gab; doch war das entschieden der Meinung und Absicht der Reformation zuwider. Die Klöster und Stifter waren zum Theil zu den Domänen der Landesherren gezogen, zum Theil zur Errichtung und Verbesserung der Schulen, Universitäten, Hospitäler u. s. w. verwendet worden. Auch die Magistrate der Städte und die Gutsherrschaften hatten zugegriffen und hierdurch die Einkünfte ihrer Pfarrer für die Zukunft übermäßig geschmälert. Nachdem der erste Sturm vorüber war, und die Ansprüche der katholischen Kirche auf Restitution des Kirchenguts bedächtiger machten, vergab man die Ausstattung der Prälaten, der Chorherren in den Collegiatstiften und die Mönchsstellen vielfach als Sinecuren an Begünstigte, wodurch die Güter sowohl ihrer ursprünglichen Bestimmung als dem gemeinen Besten völlig entfremdet wurden; vielfach

aber auch, namentlich in Sachsen und Würtemberg, verwandte man dieselben in angemessenerer Weise auf Erziehungsanstalten und Seminarien. Die Reformatoren hatten gewünscht, die Einkünfte dieser Güter für immer mit den Universitäten verbunden zu sehen. Von den reformirten Bisthümern hatte die protestantische Kirche ebenfalls keinen Gewinn, weil man dieselben entweder in weltliche Fürstenthümer umschuf oder zur Erstattung der Verluste einzelner Landesherren benutzte; ein Verfahren, das im dreißigjährigen Kriege begonnen, auch auf die katholisch gebliebenen übertragen, und bis zum Ende des deutschen Reiches fortgesetzt worden ist. Die Hochstifter wurden zu Gunsten des alten Adels erhalten, der, auf die Statuten der Capitel und auf die Gewohnheit, obwohl sie an manchen Orten ganz neu war, sich berufend, das Recht auf die ausschließliche Wahl zu den Canonicatsstellen in Anspruch nahm und meistentheils durchsetzte. Ebenso wurden lediglich zum Vortheil dieses Standes die meisten Nonnenklöster in Versorgungsanstalten für adelige Töchter umgewandelt. Die Verwaltung der Güter der auf diese Weise reformirten Institute kam größtentheils in die Hände der Landesherren*).

Durch die Ordnung, welche im westphälischen Frieden die Verhältnisse zwischen dem Kaiser und den deutschen Ständen erhielten, ward das Reich eine bloße Conföderation, die sich gewissen, dem Ganzen und dem Kaiser übertragenen Rechten der Oberherrschaft unterwarf. Für die Ertheilung der wenigen Privilegien, die dem Haupte des Reiches noch übrig blieben, die Bestätigung der Reichslehen und die Entscheidung der über solche Verhältnisse entstehenden Streitigkeiten, war der Reichshofrath die competente Behörde. Eine Abhängigkeit der Landesfürsten zeigte sich nur noch in ihrer Unterwerfung unter das Reichskammergericht, bei dem von ihren Mitständen und Unterthanen gegen sie geklagt werden konnte; ebenso durfte von den Aussprüchen der landesherrlichen Gerichte an die Reichsgerichte in dritter Instanz appellirt werden, wogegen indeß die Fürsten allmählig Privilegien zu erlangen wußten. Wie aber das Ansehen des Kaisers, so ward auch der hervorragende Einfluß der Kurfürsten, wie sie ihn seit dem vierzehnten Jahrhundert behauptet hatten, durch den Friedensschluß geschmälert, dergestalt, daß beinahe Alles, was bisher der Kaiser mit den Kurfürsten allein hatte entscheiden können, zur Sache des Reichstages wurde, dessen langsame Verhandlungen nun einen um so schleppenderen Gang nahmen, je größer die Zahl der Berechtigten geworden war, und je mehr man an den herkömmlichen Formen festhielt. Im Allgemeinen war

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV. S. 418—422.

bisher in der Gliederung der Stände auf den Reichstagen, oder den drei Collegien (dem kurfürstlichen, fürstlichen und reichsstädtischen) nichts Bedeutendes verändert worden; eine weitere Ausbildung erhielt die Art und Weise der Berathungen erst durch die neue Abstimmung, welche auf dem Regensburger Reichstag im Jahre 1653 eingeführt wurde. Erst im funfzehnten Jahrhundert hatte man überhaupt angefangen die Stimmen zu zählen; vorher reichte es hin, wenn ein Beschluß von den mächtigeren Fürsten gefaßt worden war, dem dann die minder bedeutenden von selbst beitreten mußten. Da nun die Stimmen der einzelnen Grafen und Herren unmöglich so viel Gewicht als die der großen Reichsstände haben konnten, so bildeten sich allmählig Vereinigungen mehrerer zur Abgabe einer Stimme. Hierauf fußend wurde jetzt bestimmt, daß im fürstlichen Collegium nur die Fürsten Virilstimmen, dagegen die nicht gefürsteten Prälaten im Ganzen zwei Stimmen, die Grafen und Herren, welche zu dem Ende in die schwäbischen, wetterauischen, fränkischen und westphälischen Grafen getheilt wurden, vier Stimmen haben sollten. Dadurch stellte sich die Zahl der Stimmen auf folgende Weise. Mit Ausschluß der Curiatstimmen gaben neunundsechszig geistliche Fürsten und sechsundneunzig weltliche, so wie einundsechszig Reichsstädte ihre Vota; mit den acht Kurfürsten gab es also im Ganzen zweihundertvierzig Reichstagstimmen. Die Zahl der unmittelbaren Stände belief sich auf dreihundertundsiebzig, ohne die Reichsritterschaft, die an den Reichstagen nicht Theil nahm. Die im Mittelalter erwähnten und hauptsächlich gegen die Städte gerichteten Verbindungen des Adels im südlichen und südwestlichen Deutschland hatten nämlich einen großen Theil der in diesen Gegenden ansässigen Edelleute vor dem Schicksale der Ritterschaft in den übrigen Gegenden Deutschlands bewahrt, von den benachbarten Fürsten aus der Heerbannpflichtigkeit und Gerichtsfolge in die Landsässigkeit herabgedrückt zu werden. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts erkannte man die unmittelbare Ritterschaft als Reichsstand an, und ihre Mitglieder waren bemüht, diesen Vorzug durch die Ausbildung einer corporativen Verfassung zu erhalten. Durch Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt, gelang ihnen dies Bestreben vollkommen, und da sie durch deren Privilegien allmählig fast alle in den Besitz des Blutbannes kamen, so konnte jedes einzelne Rittergut für ein geschlossenes und selbständiges Territorium gelten. Die Reichsritterschaft theilte sich in drei Kreise, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, zu denen nach dem westphälischen Frieden noch die Verbindung der Ritter im unteren Elsaß kam, die sich aber wegen der Eingriffe Frankreichs nicht lange behaupten konnte.

Wie die seit der Schlacht am Weißen Berge begonnenen Versuche, die

neue Lehre durch militärische Gewalt und Exekution zu unterdrücken, mit Anerkennung des Protestantismus geendet hatten: so war auch das Resultat der auf gleiche Weise versuchten Unterwerfung der Reichsstände vielmehr die Anerkennung ihrer vollständigen Unabhängigkeit. Es war die letzte Unternehmung dieser Art gewesen. Die einzelnen Territorien konnten sich seit dieser Zeit vollkommen unabhängig und individuell ausbilden. Zunächst erlangten die Fürsten, wie sie sich nach oben freier gemacht hatten, auch nach unten größere Rechte, und es erfolgte nun jene Concentrirung der Staatsgewalt in den einzelnen Ländern Deutschlands, welche die Kaiser dem Reichskörper als Ganzem nicht zu geben vermocht hatten. Die Macht der Landstände, des Adels sowohl als der Städte, war durch die Verluste und Verheerungen des Krieges bedeutend vermindert worden; durch die Länge der Zeit, während welcher alljährlich die Kriegssteuern aufgebracht werden mußten, hatten sie sich an eine regelmäßige Besteuerung ohne Anfrage gewöhnt. Besonders wichtig für die fürstliche Gewalt war es, daß sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Soldtruppen, welche so lange gebraucht worden waren, auch im Frieden beizubehalten. Dergestalt hatten die Herrscher ein stets bereites Mittel, jedem Widerstand zuvorzukommen. Der Ritterdienst, der sich bei der veränderten Kriegführung immer unbrauchbarer erwies, kam nun ganz außer Uebung und der Adel zahlte statt seiner persönlichen Stellung ein Geldäquivalent, verlor aber dadurch bedeutend an seinem früheren Einfluß, wenn er sich auch sonst meistentheils im Besitz seiner Vorrechte, wenigstens gegen die niedern Stände, zu erhalten wußte. Ebenso büßten die Landstädte ihre freiere Stellung ein. Sie mußten schon jetzt häufig gestatten, daß die Gerichtsbarkeit in ihren Mauern durch landesherrliche Beamte ausgeübt, und daß Kriegsvolk in ihre Häuser gelegt ward, weil sie weder die Kosten der neuen zusammengesetzten Befestigungsart aufbringen konnten, noch die weitläufigen Werke zu besetzen und zu vertheidigen im Stande waren. Die Folge dieser Umstände und der vermehrten Thätigkeit der landesherrlichen Regierungen war, daß auch die bis dahin selbständigen städtischen Räthe zu fürstlichen Behörden herabgesetzt wurden. Auch die Bauern wurden in ihren früheren Rechten namentlich durch die Uebertragung römischer Begriffe auf die germanischen Eigenthumsverhältnisse vielfach gekränkt und beeinträchtigt, und ihre Dienste sowohl zum Besten des Landesherrn als der Gutsherrschaften ungebührlich ausgedehnt. Das Forstregal der Fürsten wurde so erweitert, daß es alle größeren Waldungen umfaßte, die nicht ausschließlich durch einzelne Personen oder Gemeinden benutzt wurden; und von der Jagd behauptet, daß der Landesherr dieselbe auch auf eigenem Grund und Boden

untersagen könne. Diese Ausdehnung der landesherrlichen Gerechtsame erforderte größere Anstalten zur Wahrnehmung und Verwaltung derselben, als bisher vorhanden gewesen waren. Aus den Räthen des Fürsten wurde gewöhnlich ein Collegium gebildet, welches den Namen Hofrath, Kanzlei oder Regierung erhielt, an dessen Spitze der Kanzler zu stehen pflegte. In Ländern größeren Umfanges oder in solchen, die aus mehreren früher selbstständigen Theilen zusammenwuchsen, gab es denn auch mehrere Regierungen. Auch aus den alten Landeshauptmannschaften bildeteten sich solche Behörden. Daneben wurden dann noch besondere Collegien für abgesonderte Verwaltungszweige errichtet, namentlich für die fürstlichen Domänen, für das Kriegswesen u. s. w. Die Untergerichte wurden durch die landesherrlichen Aemter, die Patrimonial- und Stadtgerichte, die Obergerichte durch die Hofgerichte und die Regierungen gebildet. Für die Criminalgesetzgebung war bereits unter Karl V. von einem Ausschuß der Reichsstände eine peinliche Gerichtsordnung ausgearbeitet und im Jahre 1532 publicirt worden, die aber den einzelnen Ländern ihre Gewohnheiten und Gesetze ließ, und nur, wo diese nicht ausreichten, eintreten sollte; für die bürgerliche Gesetzgebung begnügte man sich in den einzelnen Ländern und Landestheilen mit der Aufzeichnung des Gewohnheitsrechtes, welches dann aber zugleich ein Act der Gesetzgebung von Seiten der Landesherren war und von den Juristen mit ihren aus dem römischen Recht gewonnenen Ansichten in die möglichste Uebereinstimmung gebracht wurde. Von den Reichsstädten bildeten nur wenige ihr statutarisches Recht weiter fort, bei den meisten blieben die Stadtrechte auf dem Punkte stehen, den sie im Mittelalter erreicht hatten. Im Allgemeinen war das recipirte römische Recht Princip und Grundlage der Jurisprudenz; die Grenzen der Anwendung sollten die deutschen Rechte bestimmen, welche indeß den damaligen Juristen häufig unverständlich und unbekannt waren.

Die Unabhängigkeit der deutschen Reichsfürsten sowie die Freiheit der Religion war durch Einmischung fremder Staaten erreicht und daher mit bedeutender Schmälerung des Reichsgebiets erkauft worden. Es fehlte schon damals nicht an edlen Gemüthern, welche die Zerreißung des gemeinsamen Vaterlandes und die ausschweifenden Forderungen der auswärtigen Mächte tief und schmerzlich fühlten, und ihrem Zorn beredte Worte zu geben wußten. So rief ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller, Wassenberg, noch während der Unterhandlungen, im Jahre 1647, seinen Landsleuten zu: „Mit lauter Stimme rühmen sich Franzosen und Schweden, Deutschland sei von ihnen bezwungen, und die durch eigene Hände uns entrissenen Fahnen zeigen öffentlich Paris und Stockholm. Könige,

die sonst dem Rufe des Kaisers folgen und sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen, allen Deutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören's als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris*) auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Und was bleibt uns übrig als der Tod? Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Wir müssen's noch erwarten, was sie erst spät wollen und was sie endlich nicht wollen, was sie sich jetzt gefallen lassen und morgen mit Ekel und Ueberdruß wieder von sich werfen. Bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen wir über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf. Wie mit Judasküssen nahen diese unsere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß so arge heimtückische Feinde uns retten, daß sie, die das herrlichste aller Reiche aufzulösen suchten, es heilen und herstellen werden. In geschmückten Bechern reichen sie uns ihr süßes und langsames Gift und erwecken in unserer Mitte mehr als einen Masiniſſa, durch welchen sie am Ende das ganze Reich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Ost- und Nordsee her erspähen sie von ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der entsteht oder den sie herbeiführen, und sind, wie einst die Römer in Hellas, erst freundliche Zureder, dann Rathgeber, Schiedsrichter und endlich Herren. O Deutschland, erwache! Das Reich kann nur durch das Reich wieder geboren werden, nicht Römische oder Lutherische sollen uns davon abhalten. Als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müssen wir uns Alle umfassen, mit allen Kräften und Tugenden jenem großen Ziel nachstreben. Dann verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; den langen Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das andere mit Oelzweigen sich kränzen." Auch war das Gefühl der Gemeinsamkeit und die Liebe zum Vaterlande in den Ständen und Fürsten noch so lebendig, daß d'Avaux und Servien damals in folgender Art an Mazarin berichteten:

*) Nach Ludwigs XIII. Tode führte dessen Gemahlin die Regentschaft.

„Die Meinung der deutschen Fürsten ist sehr verschieden von jener der Italienischen. Nämlich diese, als sehr einsichtsvoll und wohl berathen, billigen Alles, was dazu beitragen kann, sie unabhängig zu machen, und sind deshalb wohl zufrieden, daß Frankreich einige feste Plätze hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber die Deutschen sind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht genehmigen, daß Fremde das Reich zerstücken, und ziehen den Beistand einer Gewossenschaft, deren Mitglieder sie sind, allen Vortheilen vor, welche jeder Einzelne durch die Zertheilung des Reiches gewinnen könnte. Mit einem Worte, sie wünschen wohl in ihre alten Rechte wiederhergestellt zu sein; aber sie wollen nicht, daß ihnen dieses Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staates zu Theil werde, oder daß die fremden Herrscher, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizustehen, sich auf ihre Kosten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlassen, ihnen begreiflich zu machen, daß sie andere Grundsätze zu ihrem eigenen Heil festhalten müssen: aber es wird schwer sein, sie dessen, was wir wünschen, zu überreden, und zu hintertreiben, daß sie nicht am liebsten alle unsere Eroberungen zurückgestellt sähen"*).

So war es denn beim westphälischen Friedensschluß weniger Mangel an patriotischer Gesinnung als wirkliche Ohnmacht, und die Neigung des Kaisers, eher dem katholischen Frankreich als dem protestantischen Schweden nachzugeben, was die wichtigen Abtretungen am Oberrhein zu Wege gebracht hatte. Der materielle Wohlstand des Reiches war durch den Krieg, der keine Landschaft Deutschland's von Trident bis Skagen, von Metz bis Presburg verschont hatte, auf das Vollständigste vernichtet. Man behauptet, daß zwei Drittel der Bewohner Deutschland's umgekommen seien. Die rückkehrenden Krieger fanden an der Stelle von Dörfern und Städten wüste Aschenhaufen und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Nachdem der Landfriede zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufgerichtet, die Stürme der Bauernkriege und der ersten religiösen Zwistigkeiten vorüber waren, hatten sich Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß und Handel im sechszehnten Jahrhundert in Deutschland weit vor allen Staaten Europa's mit Ausnahme der italienischen erhoben. Während Frankreich durch Bürgerkriege zerfleischt, Spanien durch eine hartnäckige Politik seiner Kräfte beraubt wurde, stand der Handel der deutschen Städte noch in der vorigen Blüthe, noch nicht beeinträchtigt von den neugefundenen Seewegen. Noch hatte die Hansa ihre Privilegien in Dänemark und England nicht verloren, wenn

*) Woltmann, Geschichte des Westphälischen Friedens, Th. I. S. 63.

gleich der großartige Versuch des Lübeckischen Bürgermeisters Georg Wullenweber, die Herrschaft des Bundes über den Norden neu zu befestigen, fehlgeschlagen war und mit der Hinrichtung des Urhebers geendet hatte. Philipp II. bestätigte die Vorrechte des Vereins in den Niederlanden, große Flotten brachten die Erzeugnisse des Nordens nach Lissabon. Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnberg's mit Antwerpen belebt; die rohen Producte, schlesische Leinwand, englische Tuche, italienische Seide wurden dort bearbeitet, um weiter geführt zu werden. Die Handelsstraße, die Danzig und Genua, Nürnberg und Lyon verband, ging über Lindau. In Augsburg wohnten die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser und Baumgärtner. In Wien hatten Italien, Polen, Ungarn und Böhmen ihren Verkehr. Dieser Betrieb und Zusammenfluß von Gold und Waaren war von den wohlthätigsten Folgen für die umliegenden Landschaften, überall war Wohlstand und Reichthum verbreitet*). Frisch und regsam waren auch die geistigen Bestrebungen, die Reformation hatte Alles in Bewegung gesetzt; und wenn andererseits die Wehrhaftigkeit des Adels und der Bürger durch das Aufhören der Fehden und mangelnde Uebung zu verfallen begann, so machten doch die deutschen Landsknechte selbst dem schweizerischen und spanischen Fußvolke den Ruhm streitig.

Einen vollkommen entgegengesetzten Anblick bietet das Reich nach dem westphälischen Frieden dar; wenn auch der Ackerbau sich durch den Fleiß der Bewohner allmählig wieder emporhob, lag der Handel doch für lange Zeit ganz darnieder. Schon früher hatte Elisabeth von England die Privilegien der Hansa nicht nur ganz aufgehoben, sondern an deren Stelle sogar ein völliges Verbot gesetzt. Mit dem Vertrieb der englischen Waaren verlor der Bund auch bedeutend auf den übrigen Handelsplätzen und mußte Engländer und Niederländer an seine Stelle treten sehen. Den inneren Verkehr und Transport der Waaren durch das Reich hatte der Krieg gehemmt; man war genöthigt, auf andere Straßen zu denken. Maßregeln, dem Verfalle zuvorzukommen, hinderte die unglückliche Eifersucht der Landesherren gegen ihre Städte. So bestand der Hansabund nur noch dem Namen nach bis 1669. Hamburg, Lübeck und Bremen, die schon 1630 ein besonderes Bündniß geschlossen hatten, blieben auch späterhin in einer Schutzverbindung, auf welche dann später der Name des größeren Vereins übertragen wurde. Baares Geld war nach so ungeheuren Ausleerungen wenig mehr im Reiche und

*) Ranke, historisch-politische Zeitschrift Bd. I. S. 260 ff.

konnte nur allmählig durch mühsamen Fleiß wieder ins Land gezogen werden. Der fehlende Verkehr wirkte höchst nachtheilig auf Gewerbe und Industrie zurück; und da sich nun auch in den Regierungen und Fürsten, welche die Sorge dafür hätten übernehmen müssen, nachdem sie die Selbständigkeit der Städte aufgehoben hatten, wenig Sinn und Beweglichkeit für solche Veranstaltungen fand, kam Deutschland in dieser Beziehung weit hinter die Niederlande, hinter England und Frankreich zurück.

Schlimmer aber als alles äußere Unheil war, daß die alte Zucht und Tüchtigkeit durch die Unsittlichkeit des Krieges verschwunden war, daß auch das selbständige geistige Leben Deutschland's darniederlag, daß Frankreich mit der Zeit nicht bloß bedeutenden Einfluß auf die Fürsten, sondern auch auf die Gesammtheit des Volks in Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Mode gewann*). Die Franzosen waren im dreißigjährigen Kriege zuerst in Masse nach Deutschland gekommen, in Münster und Osnabrück lernten die bedeutendsten Männer Deutschland's dieselben auch von Seiten ihres Luxus, ihrer Zierlichkeit, ihres feinen geselligen Tones kennen. Wie man von jeher, der ganzen universellen Anlage des deutschen Charakters gemäß, für fremde Vorzüge, als mangelnde Seiten der eigenen Ausbildung, eine zu große Achtung gehegt, so trachtete man auch jetzt mit Eifer danach, sich die französischen Umgangsformen, die die Natur vermöge des langsamer fließenden Blutes den Deutschen versagt hat, zu eigen zu machen. Man reiste nach Frankreich, und wenn man sich dort wegen plumpen Wesens hatte verspotten lassen, kam man in französischer Tracht zurück, um diejenigen wieder zu verachten, die nicht so gekleidet waren und das Französische nicht sprechen konnten. Die bald darauf folgende blendende politische Erhebung Frankreich's, die schnelle und elegante Ausbildung der Sprache, eine Menge glänzender literarischer Erscheinungen, der größere Verstand in der Behandlung der Personen und Verhältnisse, hielten Deutschland nicht minder als fast alle übrigen Staaten Europa's länger als anderthalb Jahrhunderte unter der Vormundschaft jenes Reiches. Französischer Luxus riß selbst in deutschen Bürgerfamilien ein, die Kaufmannsfrauen mußten Wagen und Pferde haben und ihren Reichthum in Sammt, Seide, Gold und Perlen zur Schau tragen. Bisam und andere wohlriechende Stoffe, auch Puder und Pomade wurden allgemein. Das Tabaks-

*) Vergl. auch Hauser, Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, 1862. S. 299 ff.

ſchnupfen lernte man von den Franzoſen, das Rauchen von den Holländern. Die Moden wechſelten häufig und zeigten ſich oft in abenteuerlicher Geſtalt. Ein weiter Umfang über den Hüften wurde unter andern bei den Frauen für eine große Schönheit gehalten, und nicht bloß durch eine Menge von Unterröcken hervorgebracht, ſondern auch durch einen ringsum gelegten Wulſt, den man Speck nannte, und der zuweilen fünfundzwanzig Pfund wog. Schleppen und weit ausgeſchnittene Kleider, die Bruſt und Nacken entblößten, gaben einem damaligen Satiriker, dem Hamburger Lauremberg (geb. 1590, geſt. 1658, zuletzt Profeſſor der Mathematik in Roſtock) Stoff zu folgenden Spottverſen im niederſächſiſchen Dialekt:

„Tucht un Schamhaftichеit is mit weggeſchneden,
Mit half blotem Libe kommen ſie hergetreden.
Int erſte, da diſſe Mode noch was unbekannt,
Un men nich wußte, dat ſe was kommen int Land,
Blewen ſe vör ene Junfer ſtahn und gapen,
As wenn ſe ſegen enes Quackſalbers Apen.
De Stratenjungens hüpſch hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halſe repen:
Süh, ſüh, dar geit en Wyff, dat vör er böſe Sack
Schall uthgeſtreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rüggen iagen! ꝛc.“

An den Schuhen wurden eine Zeit lang doppelte Hörner getragen. Taſchenuhren gehörten auch ſchon zum Putze, ſelbſt der Frauenzimmer, welche ſich außerdem noch mit einer Meſſer- und Gabelſcheide behängten. Die volle deutſche und ſpaniſche Männertracht, die den Körper ſo zweckmäßig als geſchmackvoll bekleidet hatte, wurde kürzer und enger; in Frankreich begann man zuerſt die Zipfel und Schöße der Wämſer und Collette zurückzuſchlagen, woraus allmählig der moderne Frack entſtand. Die breiten Halskragen ſchmolzen in franzöſiſche Jabots und Poſtillons, bei den Predigern in Bäffchen zuſammen; der männliche Bart ward immer mehr beſchnitten, und wie das Haupthaar mit Brenneiſen geformt nach mancherlei Moden, „jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein ſpaniſch Bärtel, ein italieniſch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Oſterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel“*). Da faſt alle neue Moden

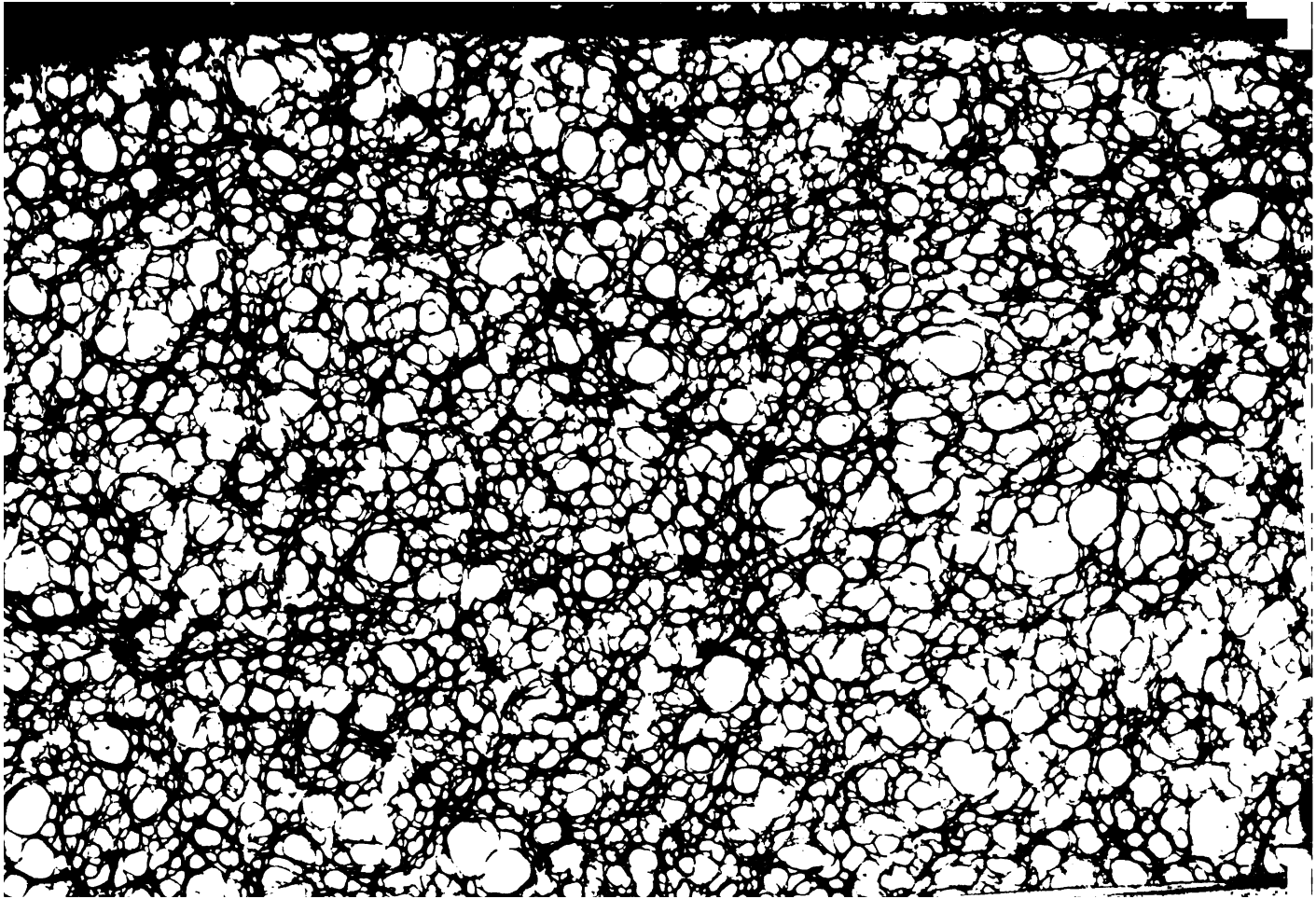
*) Geſichte Philander's von Sittewald, Thl. II. S. 76.

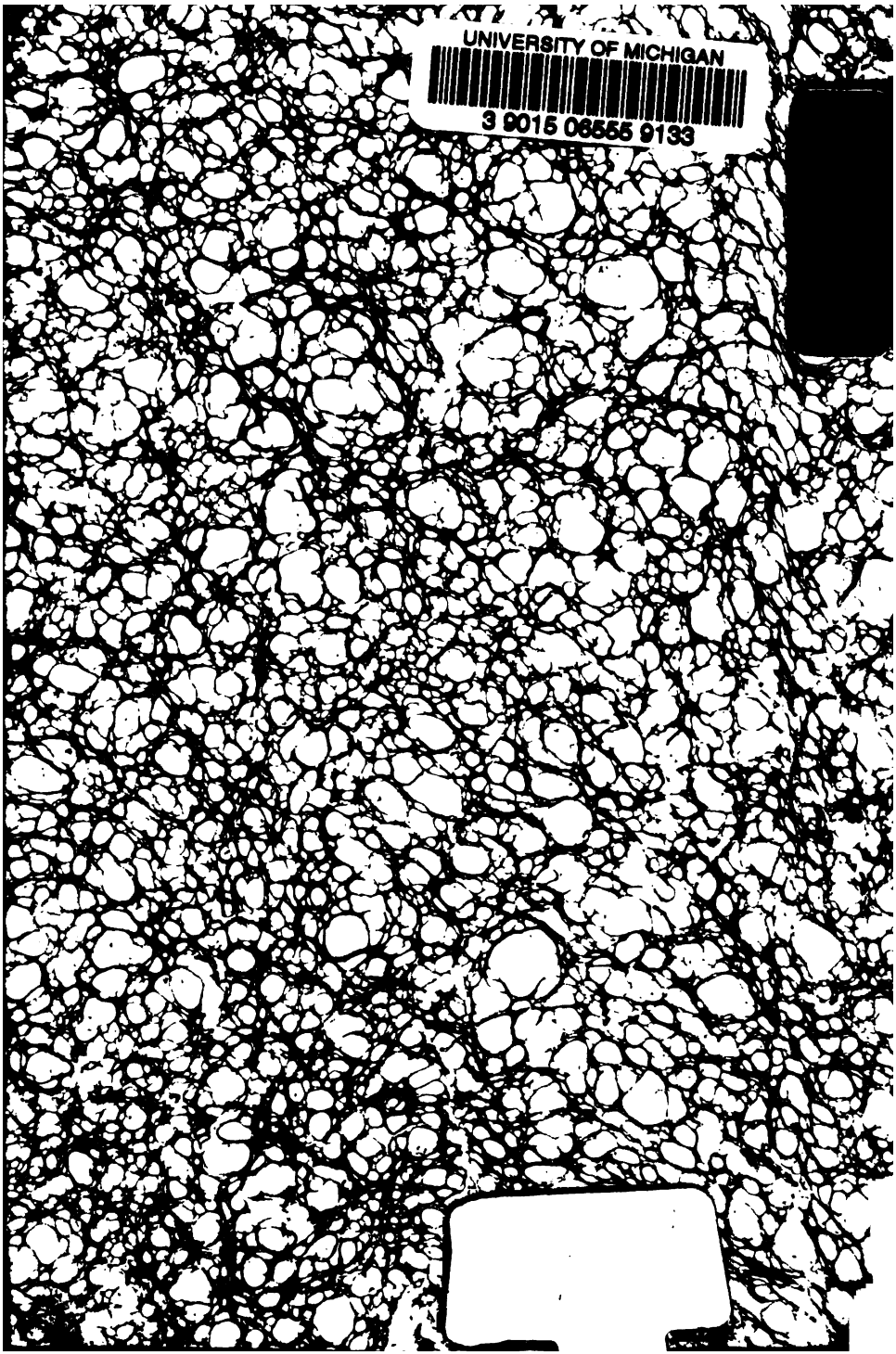
aus Frankreich kamen, ſo erhielten auch die Kleidungsſtücke, beſonders der Weiber, franzöſiſche Namen. „Kappen trägt man nun nicht mehr", ſagt daher Lauremberg,

„neen! weren all Cornetten,
Keen Hemd, kee Börmen gelt nich mehr ahn Points un Manchetten.
Et is keen Menſch, de mehr en Wamms un mehr en Rock anthüt,
Dewyl men luter Camisols un Chambreloquen ſüht.
Wat ſchall ich van der bullen Dracht, van den Fontangen ſeggen,
De nu de Jungfern alltomahl ahn Unterſcheed anleggen?
Man legt dat Haar um iſern Draht mit ſünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Iſern up: O rechte iſern Tydt."

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

UNIVERSITY
JUL 3 1911
OF MICHIGAN




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06555 9133